

B O H E M I A

J A H R B U C H des C O L L E G I U M C A R O L I N U M

BAND 6

Verlag Robert Lerche München, vormal's Calve'sche Universitätsbuchhandlung Prag
München 1965

Die Jahrbücher des Collegium Carolinum / Forschungsstelle für die böhmischen Länder / erscheinen in zwangloser Reihenfolge in Fortsetzung der vom ehemaligen Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen herausgegebenen Jahrbücher. Für Form und Inhalt der einzelnen Beiträge tragen die Verfasser die Verantwortung.

Auslieferung Juni 1966

Satz, Druck und Einband:

Buchdruckerei Michael Laßleben, Kallmünz über Regensburg

INHALT

	Seite
Bosl, Karl: Ernst Schwarz, dem hervorragenden Germanisten und Slawisten, zum 70. Geburtstag	9

ABHANDLUNGEN

Lendl, Egon: Mitteleuropa als geographisches und historisches Problem . .	20
Brosche, Wilfried: Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte der Karlsbader Landschaft	39
Sturm, Heribert: Eger, Nürnberg und Prag. Die Grundlagen ihrer Wechsel- beziehungen im hohen und späten Mittelalter	72
Schreiber, Johanna: Devotio moderna in Böhmen	93
Oberdorffer, Kurt: Die Reformation in Böhmen und das späte Hussitentum	123
Sieber, Siegfried: Geistige Beziehungen zwischen Böhmen und Sachsen zur Zeit der Reformation. Teil 1: Pfarrer und Lehrer im 16. Jahrhundert . .	146
Pohl, Horst: Bergstadt Platten. Wirtschaftlich-kulturelle Beziehungen und Binnenwanderung im böhmisch-sächsischen Erzgebirge 1532—1938	173
Otruba, Gustav: Anfänge und Verbreitung der böhmischen Manufakturen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts (1820)	230
Prinz, Friedrich: Probleme der böhmischen Geschichte zwischen 1848 und 1914	332
Preradovich, Nikolaus v.: Drei steirische Politiker sudetendeutschen Stammes	358
Kluke, Paul: Deutschland und seine Mitteleuropapolitik	373
Hantsch, Hugo: Österreich und Mitteleuropa	390
Sedlmeyer, Karl Ad.: Oskar Lenz, Afrikaforscher und Prager Universitäts- professor	400

MISZELLEN

Sturm, Heribert: Bemerkungen zur Studie E. Skalas über die Entwicklung der Kanzleisprache in Eger	427
Kühnel, Josef: Probleme der deutschen Haenke-Forschung	437
Wessely, Kurt: Das neue Wirtschaftssystem der Tschechoslowakei	456

BUCHBESPRECHUNGEN

E. Lemberg: Ostkunde. Grundsätzliches und Kritisches zu einer deutschen Bildungsaufgabe (Hans Rainer Giebel)	464
A. I. Njeussychin: Die Entstehung der abhängigen Bauernschaft als Klasse der frühfeudalen Gesellschaft in Westeuropa vom 6. bis 8. Jahrhundert (Pan- kraz Fried)	467

L. v. Gogolák: Beiträge zur Geschichte des slowakischen Volkes. Bd. 1 (Karl Jering)	468
Die wirtschaftliche Situation in Deutschland und Österreich um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Hrsg. v. Friedrich Lütge (Hatto Kallfelz) . . .	474
E. R. Huber: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789. 3 Bde. (Friedrich Prinz)	479
J. Chr. Allmayer-Beck: Ministerpräsident Baron Beck (Friedrich Prinz) .	483
St. B. Kimball: Czech Nationalism. A Study of the National Theatre Movement 1845—1883 (Rudolf Wierer)	486
H. Mommsen: Die Sozialdemokratie und die Nationalitätenfrage im habsburgischen Vielvölkerstaat (Friedrich Prinz)	488
Zb. Zeman: The Break-up of the Habsburg Empire 1914—1918 (Rudolf Wierer)	490
P. S. Wandycz: France and her Eastern Allies 1919—1925 (Fritz Peter Habel)	495
R. Olšovský: Světový obchod a Československo 1918—1938 (Kurt Wessely)	499
R. Luža: The Transfer of the Sudeten Germans (Rudolf Hilf)	501
M. Ganji: International Protection of Human Rights (Fritz Peter Habel) . .	505

NACHRUUF

Emil Lehmann (Rudolf Lochner)	508
---	-----

ZUSAMMENFASSUNGEN DER ABHANDLUNGEN IN ENGLISCHER SPRACHE	515
--	-----

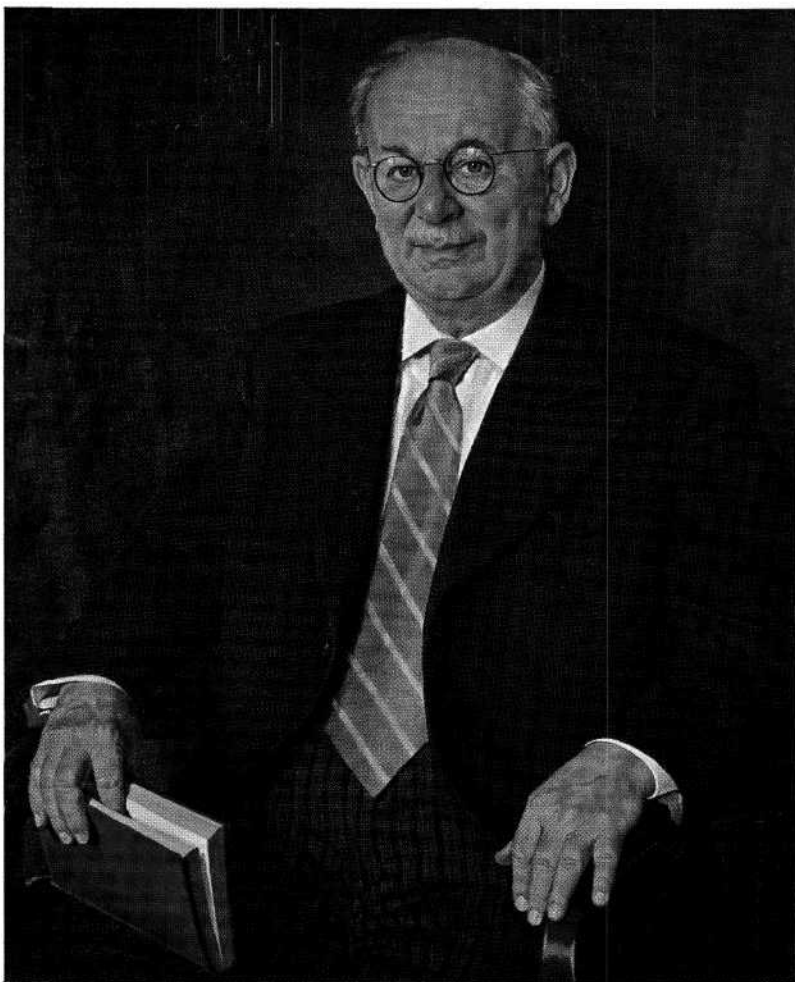
ZUSAMMENFASSUNGEN DER ABHANDLUNGEN IN FRANZÖSISCHER SPRACHE	530
---	-----

PERSONENREGISTER DER ABHANDLUNGEN UND MISZELLEN	545
---	-----

STICHWORTREGISTER DER ABHANDLUNGEN UND MISZELLEN	569
--	-----

MITARBEITER DES JAHRBUCHES

- Bosl, Karl, Dr. phil., o. Prof. a. d. Universität München.
Brosche, Wilfried, Dipl. Ing., Städtischer Baurat, Bochum.
Fried, Pankraz, Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter d. Bayerischen Akademie d. Wissenschaften.
Giebel, Hans Rainer, cand. phil., Kirchseeon.
Habel, Fritz Peter, Dipl. Volksw., München.
Hantsch, Hugo, Dr. phil., o. Prof. a. d. Universität Wien.
Hilf, Rudolf, Dr. phil., München.
Jering, Karl, Dr. phil., München.
Kallfelz, Hatto, Dr. phil., München.
Kluke, Paul, Dr. phil., o. Prof. a. d. Universität Frankfurt.
Kühnel, Josef, Fachlehrer i. R., Otterfing/Obb.
Lendl, Eugen, Dr. phil., o. Prof. a. d. Universität Salzburg.
Lochner, Rudolf, Dr. phil. habil., Prof. a. d. Pädag. Hochschule Lüneburg.
Oberdorffer, Kurt, Dr. phil., Landesverwaltungsdirektor a. D., Stadtarchivar i. R., Traunreuth/Obb.
Otruba, Gustav, Dr. phil., Doz. a. d. Universität Wien.
Pohl, Horst, Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter d. Germ. Nationalmuseums Nürnberg.
Preradovich, Nikolaus von, Dr. phil., Doz. f. Allg. neuere Geschichte a. d. Universität Graz.
Prinz, Friedrich, Dr. phil., o. Prof. a. d. Universität Saarbrücken.
Schreiber, Johanna, cand. phil., Heidelberg.
Sedlmeyer, Karl Adalbert, Dr. rer. nat., Prof., Siegersbrunn bei München.
Sieber, Siegfried, Dr. phil., Studienrat i. R., Aue in Sachsen.
Sturm, Heribert, Dr. phil., Staatsarchivdirektor, Amberg/Opf.
Wessely, Kurt, Dr. jur. et Dr. rer. pol., Ostwirtschaftsreferent d. Österr. Ost- u. Südosteuropa-Instituts Wien.
Wier, Rudolf, Dr. jur., früher Prof. a. d. Tschechischen Universität Brünn, z. Zt. Prof. f. neuere europ. Geschichte a. d. University of Minnesota, Bemidji.



Prof. Dr. Ernst Schwarz
Ölbild von Prof. Josef Vietze

ERNST SCHWARZ

dem hervorragenden Germanisten und Slawisten, zum 70. Geburtstag

Mittler zwischen zwei Welten zu sein, ist eine hohe, nicht immer dankbare Aufgabe, der zu dienen überlegenes Wissen, Einfühlungsgabe in mehrere Geisteslagen, ehrliche Gesinnung und Mut nach allen Seiten nötig macht. Im Nationalitätenstaat der ersten tschechoslowakischen Republik mit seinen vielen ungelösten und scheinbar unlöslichen Spannungen als Wissenschaftler auf dem Podest diese Rolle ehrlich zu spielen, forderte ein sachliches und kritisches Gewissen, Selbstsicherheit und innere Kraft, ganz gleich ob man Tscheche, Slowake, Ungar oder Sudetendeutscher war. Man lief zu leicht Gefahr von der strengen nationalen Observanz des Verrats, der Unzuverlässigkeit, der Standpunktlosigkeit, des gefährlichen „Internationalismus“ geziehen zu werden. Unser hohes Geburtstagskind, seit 1935 Ordinarius für deutsche Literatur des Mittelalters und Sprachgeschichte in der philosophischen Fakultät der Deutschen Universität zu Prag, hat kraft eigener Wahl diesem Ziel gedient und aus wissenschaftlicher Verpflichtung heraus Brücken zwischen den nationalen Lagern durch seine Forschung und sein Werk geschlagen. Aus diesem Grunde werden selbst in der Vertreibung seine Bücher noch lange nachwirken und anregen, wenn das, was sein Vorgänger und Fachkollege Erich Gierach mit viel Geist, aber auch mit Leidenschaft geschrieben, längst vergessen ist.

Ernst Schwarz, der idealtypische wissenschaftliche Sammler von bedeutendem Format, der mit ungeheuerem Fleiß das größtmögliche Detail zum Gesamtbild und Bau einer Volkstums- und Sprachgeschichte der Deutschen in den böhmischen Ländern zusammentrug, dem vergleichend die Sprachen und das Wort dabei zur historischen Quelle und zur helfenden Aussage wurden, der dadurch tiefe Einblicke in die innere Entwicklung des tschechischen und deutschen Volkstums gewann und vermittelte, die Bestand haben, weil sie nicht sprachlich-literarische Impressionen sind, hat mit wissenschaftlicher Akribie und Objektivität besonders das tschechische Namengut in den sudetendeutschen wie bayerischen Siedlungsnamen bestimmt. Das stärkste Zeugnis dafür ist sein 1960 erschienenes Buch „Sprache und Siedlung in Nordostbayern“, das ein weites Echo in der internationalen Gelehrtenwelt gefunden hat. Die Unbestechlichkeit seines Urteils und Erkennens machte ihn zum entschiedensten Gegner der Bretholz'schen Urgermanentheorie und zum erfolgreichsten Widerleger dieser germanischen Kontinuitätshypothese von sprachgeschichtlicher Seite her. Sein bedeutendes Verdienst ist es auch, die allmähliche Entwicklung und das dynamische Vorrücken der Sprachgrenzen

gezeigt zu haben. Schwarz hat dargetan, daß erst in den neueren Jahrhunderten der Endzustand des 20. Jahrhunderts erreicht wurde. Dabei hat er sich mit der nämlichen Sorgfalt um den tschechischen wie um den deutschen Bestand bemüht. Dazu befähigte ihn seine bipolare Kenntnis der germanisch-deutschen wie der slawischen Sprachgeschichte. Er hat als erster nachgewiesen, daß das Deutschtum in den immerböhmischen Städten bereits vor den Hussitenkriegen merklich im Rückgang begriffen war; dabei ging es weniger um einen zahlenmäßigen Schwund als um den Verlust der Majorität im Stadtrat. Dieses Ergebnis gewann der Gelehrte durch eingehende Beschäftigung mit den Stadtbüchern (Zatschek suchte die Urbare zu befragen) und deren umsichtige Auswertung. E. Schwarz hat bei allen seinen Forschungen die Sprachgeschichte in die allergrößte Nähe zur Geschichte gerückt und sich auch mit Erfolg darum bemüht, der Entwicklung der Sprache und der Sprachgesetze chronologische Aussagen abzuringen. Dadurch allein aber wird das Wort genau so wie ein archäologischer Befund zur Primärquelle für den Historiker.

Ernst Schwarz wurde am 19. Juni 1895 zu Haida in Nordböhmen als Sohn eines Glasexporteurs geboren. Er besuchte das humanistische Gymnasium in Böhmisches-Leipa, das er 1914 absolvierte. Während seines Militärdienstes im Ersten Weltkrieg (1915—1918) wurde er mehrmals verwundet. Nach seiner Heimkehr studierte Schwarz an der Deutschen Universität zu Prag die Fächer Deutsch, Geschichte, Geographie, unterzog sich 1920 der Lehramtsprüfung und wurde im nämlichen Jahr mit einer Arbeit über „Die Ortsnamen des östlichen Oberösterreich“ zum Dr. phil. promoviert. Das Thema hatte der bedeutende Germanist Primus Lessiak angeregt, zu dessen angesehensten Schülern unser Geburtstagskind zählt. Anschließend war Schwarz von 1920 bis 1930 im Schuldienst an der Lehrerbildungsanstalt in Komotau und an der Handelsakademie in dem weltbekannten Gablonz a. N. tätig; ab 1926 war er beurlaubt. Inzwischen hatte er sich 1923 in der philosophischen Fakultät der Deutschen Universität zu Prag für deutsche Literatur des Mittelalters und Sprachgeschichte habilitiert und rückte 1930 zum außerordentlichen Professor vor. Im Jahre 1935 wurde er auf den Lehrstuhl für mittelalterliche Germanistik seiner alten Alma Mater berufen und zum Ordinarius ernannt. Die Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Prag berief den um die Flurnamensammlung in den deutschen Gebieten der Sudetenländer (seit 1929 Leiter der Flurnamenstelle der Akademie) und um die Erforschung der deutschen Mundart (seit 1930 Leiter der Mundartwörterbuchkanzlei) bereits hochverdienten Gelehrten zu ihrem wirklichen Mitglied. Von 1939—1941 war Schwarz Dekan der philosophischen Fakultät. Nach der Zwangsausweisung am 19. Juni 1945 begann der von seiner Wissenschaft zutiefst Erfasste als Lehrbeauftragter an der Philosophisch-Theologischen Hochschule zu Regensburg, die damals Aufgaben der Universität München übernehmen mußte, seit 1950 auch an der Universität Erlangen, wo er 1954 zum ordentlichen Professor in seinem Fache ernannt wurde.

Der rüstige Siebziger mit den hellblitzenden Augen, die durch manche

Geheimnisse hindurch zu sehen scheinen, gehört seit der Gründung dem Vorstand des Collegium Carolinum an, das es sich zur Ehre anrechnet, in seinem Handbuch der sudetendeutschen Kulturgeschichte die stattlichen Bände seines Standardwerkes, das ihn berühmt gemacht hat, veröffentlicht zu sehen. Es sind dies die zweiten umgearbeiteten und erweiterten Auflagen von „Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle“ (1961) und „Sudetendeutsche Sprachräume“ (1962). Im gleichen Handbuch erscheint soeben Schwarzens „Volkstumsgeschichte der Sudetenländer“ 1. und 2. Teil (1965). Mit diesen großen Zusammenfassungen hat der gelehrte Sprachforscher und Historiker dem Sudetendeutschtum in der Vertreibung ohne alles Pathos und ohne jede Politik ein Denkmal seiner Geschichte und Kultur aere perennius geschenkt und ihm einen klar, d.h. objektiv fließenden Quell seiner Tradition, seines Geschichts- und Kulturbewußtseins auch in der neuen Heimat eröffnet. Sollte das Aufgehen der sudetendeutschen Volksgruppe im deutschen Gesellschafts- und Volkskörper einmal vollzogen sein, dann werden die Bücher von Ernst Schwarz als die letzte große Bestandsaufnahme der ganzen Gruppe, ihrer Sprache und Kultur auch im gesamtdeutschen Denken als gültiges Dokument weiterleben und weiterwirken.

Eine große Kontinuität der Themen und Anliegen, die sich aber quantitativ und qualitativ stetig steigern, kennzeichnet das ganze oeuvre des Geburtstagskindes, aus den Einzelmelodien der Anfänge in den zwanziger Jahren ist eine große Symphonie mit starken Grundmotiven und Fugen geworden, die das internationale Ansehen begründet hat. Mit Staunen steht man aber vor der großen Leistung, dem unermüdlichen Fleiß und der eindrucksvollen Kraftprobe, die es Ernst Schwarz gestattete, seit Anfang der 50er Jahre ein Werk nach dem andern in zügiger Folge erscheinen zu lassen. Das begann 1949 mit einer „Deutschen Wortgeschichte“ (78 Seiten) und der „Deutschen Namensforschung“ (228 S.), deren 2. Teil 1950 erschien (322 S.) zugleich mit „Die deutschen Mundarten“ (202 S.). Man sieht, daß E. Schwarz sich in der neuen Heimat auf die Fragen der gesamtdeutschen Sprache, der deutschen Stammes- und Volksgeschichte ganz organisch umstellte und aus der Kenntnis und Methode seines Teilgebietes, das er meisterhaft beherrschte, zum Ganzen und seiner Deutung weiterschritt. Die internationale Forschung hat seine Zusammenfassung „Deutsche und germanische Philologie“ (248 S.) sehr beachtet und das 277 Seiten starke Buch über „Goten, Nordgermanen, Angelsachsen“, beide 1951, regte die germanische Forschung sehr stark an. In den Jahren 1956 und 1958 folgte die große kartierte Bestandsaufnahme des „Sudetendeutschen Wortatlas“ in Band 2 und 3; der erste Band war 1924 schon veröffentlicht worden. Treue zur Sache und zum Thema kennzeichnen dies der Arbeit verpflichtete Gelehrtenleben. Die 1956 erschienene „Germanische Stammeskunde“ (248 S.) hat durch die Zustimmung und Kritik, der sie begegnete, als starkes Stimulans vor allem auf die Historiker gewirkt. Es ist die letzte bedeutende Verlautbarung von philologisch-sprachgeschichtlicher Seite über die Probleme der germanischen Stammes- und Volksbildung. Nach ihm beschritt die Historie selber einen neuen Weg, der zur eindrucksvollen

vollen Leistung von Reinhold Wenskus geführt hat (Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen gentes (1961)). Im nächsten Jahr, 1957, schenkte der Gelehrte seiner Volksgruppe eine wichtige Zusammenfassung in den „Sudetendeutschen Familiennamen aus vorhussitischer Zeit“ (373 S.) und handelte auf 229 Seiten die Frage der „Herkunft der Siebenbürger und Zipser Sachsen“ (Siebenbürger und Zipser Sachsen. Ostmitteldeutsche, Rheinländer im Spiegel der Mundarten) ab. Daneben aber liefen immer zahlreiche Einzelstudien und Aufsätze, eine große Zahl von Rezensionen einher, die der Grundlegung und kritischen Absicherung der allgemeinen Aussagen in den großen Gesamtdarstellungen galten. Dabei stieß Schwarz immer zutiefst in das Herz der Siedlungsgeschichte vor, die seit Anfängen zu seinen Hauptanliegen zählte. Die Jahre 1950, 1953, 1954/5, 1956, vor allem 1958 waren besonders fruchtbar in solchen Detailforschungen. Mit dem großen Werk des Jahres 1960 über „Sprache und Siedlung in Nordostbayern“ (465 S.) hat E. Schwarz nicht nur die Siedlungsgeschichte Bayerns wesentlich bereichert und ein Meisterstück seiner nationalen Objektivität geliefert, sondern einen in der fränkischen Geschichte seit langem schwebenden Streit um die slawische Besiedlung Ober- und Mittelfrankens aus ideologischer Verengung befreit und sachlich entschieden. Man mag im einzelnen zustimmen oder nicht, das allgemeine Ergebnis hat Bestand und wird die landesgeschichtliche Erforschung dieser Gebiete (bis Würzburg und Regensburg) stark befruchten. Aus den größeren Studien der Jahre nach 1960, die im Arbeitsrhythmus und Leistungskatalog unseres verehrten Jubilars durch die Neuauflage oder das Neuerscheinen seiner Standardwerke zur Mundart-, Sprach- und Volkstumsgeschichte der Sudetendeutschen gekennzeichnet sind, ragen noch die Abhandlung über die „Volkstumsverhältnisse in den Städten Böhmens und Mährens vor den Hussitenkriegen“ (Bohemia Jb. 2 (1961) 27—111) und seine Forschungsberichte über „Die Orts- und Flurnamenforschung im deutsch-slawischen Berührungsgebiet“ für die Arbeiten von 1945—1960 (ZfO 10 (1961) 674—718) und über „Probleme der Stammeskunde im deutsch-slawischen Berührungsgebiete 1945—1960“ (ZfO 11 (1962) 90—123).

Als man daran ging, das berühmte, aber veraltete Werk von Foerstemann über die deutschen Namen neu herauszugeben, da war unter allen Germanisten deutscher Zunge keiner besser gerüstet und geeignet, die Leitung der Arbeitsgemeinschaft der Historischen Kommissionen und landesgeschichtlichen Institute zu übernehmen als Ernst Schwarz. Mit Unterstützung der deutschen Forschungsgemeinschaft wird hier die Herausgabe eines Altdeutschen Namensbuches bis 1200 vorbereitet. Da man weiß, daß der Leiter wie wenige auch selber Hand an das Werk legt, kann man getrost sagen, daß dieses Unternehmen keine Hoffnung der Wissenschaft für die nächsten hundert Jahre bleiben wird. Der Gelehrte zählt zu den führenden Mitgliedern des Herderforschungsrates, des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim, der Kommission für Bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, deren Arbeiten zum fränkischen Ortsnamenbuch er mit großem Erfolg betreut. Seit 1963 ist E. Schwarz emeritiert. Seine Verdienste

um Lehre und Forschung hat der Bayerische Staat durch die Verleihung des Bayerischen Verdienstordens anerkannt und geehrt. Eine Bibliographie aller seiner Veröffentlichungen bis 1960 hat die von Karl Hauck redigierte Festschrift zum 65. Geburtstag im Jahrbuch für fränkische Landesforschung gebracht. Wahrhaft ein stattlicher Leistungs- und Forschungsbericht einer unermüdlichen, kontinuierlichen, sachgetreuen Gelehrtenarbeit, die sich nie im Detail verlor und auch nie nur einen Weg sah, sondern zum Ganzen strebte, das Mosaik zum Gesamtbau fügte und auf mehreren Wegen zum Ziel strebte! Die Universalität des Wissens und der Forschungsziele dieses Mannes, der Germanist, Slawist und Historiker in einem ist, gehört zu den Seltenheiten der gelehrten Welt von heute. Die an Sache und Wortbestand ohne Romantik, Sentimentalität und Aesthetik seit Jahrzehnten geübte Objektivität und Unbestechlichkeit hebt diesen international bekannten Sprachhistoriker weit über die meisten seiner Fachgenossen hinaus und gibt seinem Urteil einen unabdingbaren Wert. Die Diskussion mit diesem methodisch wie sachlich weitest gebildeten Gelehrten ist nicht leicht, da man auf Widerspruch gefaßt sein muß, wenn man nicht genug weiß; aber jedes Gespräch ist anregend und lehrreich. Für seine Landsleute aber sind und bleiben Ernst Schwarz und seine Standardwerke ein reifes Zeugnis und lebendiges Dokument ihres sprachlichen, geistigen, geschichtlichen Seins und ihrer Leistung. Er ist nicht dem Alter, aber dem Rang seiner Leistung und der Bedeutung seiner Forschung nach zum „patriarcha Sudetarum“ geworden; denn seine Werke werden noch gelesen, wenn alle verwundete Leidenschaft vergessen und die alte Heimat vielleicht nur mehr eine teure Erinnerung der Söhne und Enkel ist, wenn die Umrisse der „ancestors“ verblassen.

Das Collegium Carolinum wünscht seinem angesehensten Vorstandsmitglied recht viele Jahre weiterer erfolgreicher Leistung und rüstiger Frische. Es dankt ihm für „Rat und Hilfe“, die immer und sofort freiwillig und auf Ersuchen gewährt wurden. Es hofft, daß die sudetendeutsche Volksgruppe erkennen möge, daß die wissenschaftliche Leistung dieses hochangesehenen gelehrten Sprachforschers sine ira et studio gerade in der Vertreibung ein unvergängliches Dokument seiner Geschichte und seiner Werte ist, die hier bewahrt und geschützt werden, damit sie lebendig bleiben.

Karl Bosl

SCHRIFTENVERZEICHNIS ERNST SCHWARZ

(Fortsetzung des im Jahrbuch für Fränkische Landesforschung 21 (1961) 463—483, Festschrift Ernst Schwarz, erschienenen Schriftenverzeichnisses.)

Abkürzungen:

W.	=	Werke
A.	=	Aufsätze
R.	=	Rezensionen
Beitr.	=	Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur
BNF	=	Beiträge zur Namenforschung
Boh Jb	=	Bohemia-Jahrbuch
DLZ	=	Deutsche Literaturzeitung
HZ	=	Historische Zeitschrift
JfFL	=	Jahrbuch für fränkische Landesforschung
ZfdPh	=	Zeitschrift für deutsche Philologie
ZfMda	=	Zeitschrift für Mundartforschung
ZfO	=	Zeitschrift für Ostforschung
ZfVlk	=	Zeitschrift für Volkskunde

1954 (Nachtrag)

- W. [224] Sudetendeutscher Wortatlas. Bd. 1 (1954), 42 S., 35 Karten; Bd. 2 (1956), 43 S., 35 Karten; Bd. 3 (1958), 45 S., 34 Karten.
 Rez.: E. Kranzmayer: ZfO 10 (1960) 139—145.

1957 (Nachtrag)

- W. [271] Sudetendeutsche Familiennamen aus vorhussitischer Zeit. Köln-Graz 1957, XV + 373 S. (Osteuropa in Vergangenheit u. Gegenwart 3.)
 Rez.: Ph. Dollinger: Revue Historique (1960) 373.
- [272] Die Herkunft der Siebenbürger und Zipser Sachsen. Siebenbürger und Zipser Sachsen, Ostmitteldeutsche, Rheinländer im Spiegel der Mundarten. München 1957, 229 S., 28 Abb. (Veröff. des Südost-deutschen Kulturwerks, Reihe B, Bd. 8.)
 Rez.: P. v. Polenz: Muttersprache 70 (1960) 317—319.

1960 (Nachtrag)

- W. [314] Sprache und Siedlung in Nordostbayern. Nürnberg 1960, XX + 465 S., 13 Abb., 1 Grundkarte, 15 Deckblätter. (Erlanger Beiträge zur Sprach- und Kunstwissenschaft 4.)
 Rez.: R. Schützeichel: Germanistik 2 (1961) 30—31.
 J. Bollenberg: Welt und Wort 1960, Heft 1.
 F. Engel: Niedersächs. Jb. f. Landesgesch. 32 (1960) 408—410.
 E. Eichler: BNF 12 (1961) 310—313.

- K. Bosl: Boh Jb 2 (1961) 618—622.
 K. Bosl: Bll. f. dte. Landesgesch. 97 (1961) 394—409.
 P. v. Polenz: ZfO 10 (1961) 725—728.
 H. Engels: Mitt. d. Deutschen Germanisten-Verbandes 9 (1962) Nr. 2, S. 28—29.
 L. Hosák und D. Krandžalov: Souvislost slovanského místního názvosloví na Moravě a v severovýchodních Bavořích. Časopis společnosti přátel starožitností 70 (1962) 92—101.
 W. Emmerich: Berichte z. dten. Landeskunde 28 (1962) 123—126.
 W. Besch: Arch. f. Stud. d. neueren Sprachen 114 (1962) 44—47.
 J. Pfanner: Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Nürnberg 51 (1962) 493—495.
 W. Emmerich: Zs. f. Agrargesch. u. Agrarsoziologie 1 (1962) 100—102.
 M. Bathe: DLZ 83 (1962) Sp. 597—601.
 K. Bischoff: ZfVh (1962) 283—286.
 R. Fischer: Zs. f. Slawistik 7 (1962) 646—648.
 W. Schlesinger: Jbb. f. Gesch. Osteuropas 10 (1962) 612—614.
 P. J. Meertens: Duitse Kroniek Nr. 1 (1963) 37—39.
 G. Höhl: Geographische Rundschau 15 (1963) 172—173.
 G. Wunder: Jb. Württembergisch-Franken 47, NF 37 (1963) 200—201.
 F. Schnellbögl: ZBLG 26 (1963) 408—413.
 H. Fehn: Arch. f. wiss. Geographie 18 (1964) 65.
 J. Charier: Extrait des Études Germaniques (1963) Teil 18.
 J. Göschel: Muttersprache 72 (1962) 26—28.
 G. Völkl: Verh. d. hist. Ver. d. Oberpfalz u. Regensburgs (1960/1961) 241—244.
 B. Boesch: Wirkendes Wort 15 (1965) 138—140.

- R. [324] Ch. Scheffler-Erhard: Alt-Nürnberger Namenbuch. 1959, XII + 341 S. (Nürnberger Forschungen 5.) In: ZfdPh 80 (1960) 105—107.
 [325] J. de Vries: Kelten und Germanen. 1960, 139 S. (Bibliotheca Germanica 9.) In: Beitr. 82 (1960) 392—394.
 [326] H. Kaufmann: Westdeutsche Ortsnamen mit unterscheidenden Zusätzen. Bd. 1. 1958, 301 S. In: Zs. f. Hessische Gesch. u. Landeskunde 69 (1960) 212—214.
 [327] H. Marzell: Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen. Lief. 15 (Bd. 2). In: DLZ 81 (1960) Sp. 422—423.

1961

- W. [328] Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle. 2. durchgesehene, teilweise umgearbeitete und erweiterte Auflage. München 1961, 405 S., 12 Abb., 1 Grundkarte u. 13 Deckblätter. (Handbuch der sudetendeutschen Kulturgeschichte 1.)
 Rez.: A. Zobel: Schlesien 7 (1962) 182.
 R. Urban: Osteuropa 15 (1965) 564—565.
 E. Dickenmann: BNF 14 (1963) 105—107.
 F. Repp: ZBLG 26 (1963) 772—774.
 A. Zobel: ZfdPh 83 (1963) 362—366.

- A. [329] Der Flußname Regen. Der Regenkreis 1 (1961) 5—9.
- [330] Pfatter und Pfreimd. Verh. d. Hist. Ver. f. Oberpfalz und Regensburg 101 (1960/61) 203—205.
- [331] Nimptsch, Zobten, Lohe und Schlesien. Schlesien 6 (1961) 139—149.
- [332] Die Volkstumsverhältnisse in den Städten Böhmens und Mährens vor den Hussitenkriegen. Mit 20 Abb. Boh Jb 2 (1961) 27—111.
- [333] Die Orts- und Flurnamenforschung im deutsch-slavisches Berührungsgebiet. Forschungsbericht über die Arbeiten von 1945—1960. ZfO 10 (1961) 674—718.
- R. [334] Deutsch-Slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte. Hrsg. v. Th. Frings und R. Fischer. Heft 6: E. Müller: Die Ortsnamen des Kreises Heiligenstadt. 1958, 168 S. — Heft 7: W. Schenk: Die Ortsnamen der Kreise Werdau und Zwickau. 1958, 132 S. — Heft 9: L. Hoffmann: Die slawischen Flurnamen des Kreises Löbau. 1959, 97 S. — Heft 10: R. Fischer und K. Elbracht: Die Ortsnamen des Kreises Rudolstadt. 1959, 131 S. In: DLZ 82 (1961) Sp. 28—32.
- [335] I. Lundahl: Skånings Härad. Territoriella Namn. 1960. In: BNF 12 (1961) 109.
- [336] Deutsch-Slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte. Hrsg. v. Th. Frings und R. Fischer. Heft 8: E. Eichler, E. Lea, H. Walther: Die Ortsnamen des Kreises Leipzig. 1960, 173 S., 8 Ktn. In: DLZ 82 (1961) Sp. 449—450.
- [337] R. Dertsch: Stadt- und Landkreis Kaufbeuren. 1960, 117 S. (Hist. Ortsnamenbuch von Bayern, Schwaben 3.) In: BNF 12 (1961) 315.
- [338] B. Melin: Die Heimat der Kimbern. 1960, 92 S. (Upsala Univ. Arsskrift, Acta Univ. Upsaliensis 5.) In: HZ 193 (1961) 199—201.
- [339] E. Schneeweis: Die deutschen Lehnwörter im Serbokroatischen. 1960, XIX + 206 S. In: ZfO 10 (1961) 571—572.

1962

- W. [340] Sudetendeutsche Sprachräume. 2. durchgesehene und teilweise umgearbeitete und erweiterte Auflage. München 1962, 386 S., 59 Abb. (Handbuch der sudetendeutschen Kulturgeschichte 2.)
 Rez.: D. Möhn: Germanistik 5 (1964) 32—33.
 R. Urban: Osteuropa 15 (1965) 564—565.
 W. Emmerich: Zs. f. Agrargesch. u. Agrarsoziologie 3 (1964) 87—88.
- A. [341] Probleme der Stammeskunde im deutsch-slavisches Berührungsgebiet. Forschungsbericht über die Arbeiten von 1945—1960. ZfO 11 (1962) 90—123.
- [342] Sprachinsel und Heimat im Spiegel der Sprache dargelegt am Bei-

spiel des Siebenbürgischsächsischen. Cercetări de Lingvistică. Mélanges linguistiques offerts a Emil Petrovici. Bd. 3, Supl. 1958, S. 415—425. (Academia republicii populare Romîne, filiala Cluj, Institutul de Lingvistică.)

- [343] Neues und Altes zur Geschichte der Naristen. JffL 22 (1962) 281—289.
- [344] Thüringer am oberen Main. JffL 22 (1962) 291—297.
- [345] Die Ortsnamen auf -richt in der Oberpfalz. Oberpfälzer Heimat 7 (1962) 32—37, mit 2 Abb.
- [346] Die volksgeschichtlichen Grundlagen Nordböhmens von der Elbe bis zum Riesengebirge. Boh Jb 3 (1962) 30—111, mit 9 Abb.
- R. [347] I. Lundahl: Ortsnamn i Skaraborgs Län. Del 2: Barne Härad. Del 3: Frökinds Härad. 1961, 67 u. 27 S. In: BNF 13 (1962) 93.
- [348] W. Krogmann: Das Hildebrandslied. In der langobardischen Urfassung hergestellt. 1959, 106 S. (Philologische Studien und Quellen 6.) In: ZfdPh 81 (1962) 93—96.
- [349] Nürnberger Rechtsquellen. Lief. 1/2: Die Acht-, Verbots- und Fehdebücher Nürnbergs von 1285—1400. Bearb. v. W. X. Schultzeiß. 1960, 240 u. 290 S. In: ZfdPh 81 (1962) 375—376.
- [350] R. Schützeichel: Die Grundlagen des westlichen Mitteldeutschen. Studien zur historischen Sprachgeographie. 1961, LIV + 336 S. (Hermæa, Germanistische Forschungen NF 10.) In: Bll. f. dte. Landesgesch. 98 (1962) 423—424.
- [351] N. Reiter: Die polnisch-deutschen Sprachbeziehungen in Oberschlesien. 1960, X + 120 S. (Osteuropa-Institut an der freien Univ. Berlin, Slawist. Veröff. 23. Hrsg. v. V. Kiparsky und M. Vasmer.) In: Schlesien 7 (1962) 247—248.
- [352] R. Köttschke: Deutsche und Slaven im mitteldeutschen Osten. Ausgewählte Aufsätze. Hrsg. v. W. Schlesinger. 1961, XII + 284 S. In: Jbb. f. Gesch. Osteuropas 10 (1962) 611—612.
- [353] J. R. Rogler: Die Orts- und Flurnamen des Ascher Bezirkes. 1961, 408 S. In: Boh Jb 3 (1962) 531—533.
- [354] A. Altrichter: Kolonisationsgeschichte der Iglauer Sprachinsel. 1959, 72 S. In: Boh Jb 3 (1962) 531—534.

1963

- A. [355] Zum Problem der wendischen Flurnamen am oberen Main. 99. Bericht des Hist. Ver. Bamberg (1963) 449—459.
- [356] Sprachforschung und Landesgeschichte. Bll. f. dte. Landesgesch. 99 (1963) 1—24.
- [357] Historische Probleme im Lichte der Sprache. Ostde. Wissenschaft 10 (1963) 30—54.

- R. [358] H. Bosse: Die Forst-, Flur- und Gewässernamen der Uecker-münder Heide. 1962, 150 S. (Veröff. d. Hist. Komm. f. Pommern. Hrsg. v. F. Engel. Reihe 5: Forschungen zur Pommerschen Geschichte 2.) In: ZfO 12 (1963) 164—165.
- [359] R. F. Berger und O. R. Etter: Die Familiennamen der Reichsstadt Eßlingen im Mittelalter. 1960, 384 S. (Eßlinger Studien 7.) In: HZ 197 (1963) 512.
- [360] J. Beneš: O českých příjmenách. 1962, 356 S. In: Die Welt der Slaven 8 (1963) 326.

1964

- A. [361] Probleme der langobardischen Stammesgeschichte im germanischen Osten. ZfO 13 (1964) 601—613.
- R. [362] W. Steinhauser: Slawisches im Wienerischen. 1962, 189 S. In: ZfMda 30 (1964) 185—186.
- [363] M. Gysseling: Toponymisch Woordenboek van Belgie, Nederland, Luxemburg, Noord-Frankrijk en West-Duitsland (voor 1226). Deel 1 u. 2. 1960, 1407 S. In: BNF 15 (1964) 115—117.
- [364] W. Mitzka: Schlesisches Wörterbuch. Bd. 1, Lief. 1, 1962. In: Schlesien 9 (1964) 47—54.
- [365] Deutsche Wortforschung in europäischen Bezügen. Untersuchungen zum Deutschen Wortatlas. Hrsg. v. L. E. Schmitt. Bd. 2. 1963, XXVIII + 615 S. In: DLZ 85 (1964) Sp. 311—314.
- [366] Th. Geiger: Die rechten Nebenflüsse des Rheins von der Quelle bis zur Einmündung des Mains (ohne Neckar). 1963, VI + 163 S. (Hydronymia Germaniae, Reihe A, 2.) In: BNF 15 (1964) 334.

1965

- R. [367] R. Fischer, E. Eichler, H. Naumann, H. Walther: Namen deutscher Städte. 1963, 137 S. In: DLZ 86 (1965) Sp. 111—112.
- [368] Neue tschechische Arbeiten zur Namenforschung in Böhmen und Mähren. In: ZfO 14 (1965) 117—126.
- [369] J. Dobiáš: Dějiny československého území před vystoupením Slovanů. 1964, 476 S. In: ZfO 14 (1965) 137—138.
- [370] T. S. Jansma, W. Laur: De betrekkingen tussen Nederland en het Oostzeegebied weerspiegeld in de plaatsnamen. 1964, 34 S. In: BNF 16 (1965) 211.
- [371] Slawische Namenforschung. 1963, 285 S. (Dte. Akad. d. Wiss. zu Berlin. Veröff. d. Inst. f. Slawistik 29.) In: DLZ 86 (1965) Sp. 319—322.
- [372] Deutsche Wortforschung in europäischen Bezügen. Untersuchungen zum Deutschen Wortatlas. Hrsg. v. L. E. Schmitt. Bd. 3. 1963, XII + 679 S. In: DLZ 86 (1965) Sp. 418—420.

- [373] Alt Gunzenhausen. 1964, 58 S. (Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Kreises 32.) In: Gunzenhauser Heimatbote 8 (1965) 164.
- [374] A. Bach: Germanisch-Historische Studien. Gesammelte Abhandlungen. Dem Autor zum Goldenen Doktorjubiläum am 27. Februar 1964. Hrsg. v. H. M. Heinrichs und R. Schützeichel. 1964, 839 S. u. 99 S. Wort- und Sachregister. In: BNF 16 (1965) 209.
- [375] W. Wenzel: Die Ortsnamen des Schweinitzer Landes. 1964, 153 S. (Deutsch-Slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte 16.) In: DLZ 86 (1965) Sp. 603—604.
- [376] W. Fleischer: Namen und Mundart im Raume von Dresden. Bd. 1. 1961, 387 S., 1 Grundkarte, 12 Deckblätter; Bd. 2. 1963, 271 S. (Deutsch-Slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte 11 u. 12.) In: ZfMda 32 (1965) 87—90.
- [377] H. Schönfeld: Slawische Wörter in den deutschen Mundarten östlich der unteren Saale. 1963, 75 S., 5 Ktn. (SB d. Sächs. Akad. d. Wiss., Phil.-Hist. Klasse 108/1.) In: ZfMda 32 (1965) 191—192.

(abgeschlossen Anfang Oktober 1965)

MITTELEUROPA ALS GEOGRAPHISCHES UND HISTORISCHES PROBLEM

Mit Berücksichtigung des gesamt-böhmischen Raumes*

Von Egon Lendl

Es gehört zu den Grundhaltungen des Menschen, daß er versucht, seine Umwelt ordnend zu gliedern und den ausgesonderten Bereichen in seinem Weltbild eine bestimmte Wertung und Charakterisierung zu geben. Diese Ordnung und Wertung ist wandelbar, je nachdem sich im Zuge der historischen Entwicklung entweder die Erkenntnis des Betrachters vertieft oder auch die geographische Situation einzelner Erdteilabschnitte etwa durch Bevölkerungsverschiebungen oder Kultivationsmaßnahmen der verschiedensten Art, aber auch durch Umgruppierungen des politischen Bildes verändert. Diese Ordnung und Wertung am Objekt Erdoberfläche hat der Mensch seit den frühesten Tagen seiner Geschichte vorzunehmen versucht. Er hat die bunte Fülle der Länder und Meere benannt, charakterisiert und geordnet.

Eine wissenschaftliche Betrachtungsweise hat stets versucht, diese Differenzierung und Abgrenzung einzelner Erdteilebereiche mit aus der Erdkunde, Geschichte und Völkerkunde dieser Räume sich ergebenden Tatsachen zu begründen. Dadurch ist eine sehr ausgeprägte Vorstellung von der Gestalt und der Funktion einzelner Erdteile und ihrer Teilgebiete im Rahmen des jeweils bekannten Weltbildes erwachsen. Diesem Umstand kamen vielfach religiöse Glaubensvorstellungen zu Hilfe, die bestimmten Teilgebieten der Erde eine besondere religiöse Funktion im Weltgeschehen zuwiesen. Dies gilt z. B. vom Heiligen Römischen Reich, dem Herrschaftsgebiet der deutschen Kaiser des Mittelalters.

Diese Ordnung und Gliederung der Erdräume steht in den einzelnen Zeitabschnitten jeweils unter verschiedenen Devisen und ist natürlich abhängig vom Umfang der Weltkenntnis, welche die Menschen jeweils besitzen. Sie ist demnach aus europäischer Sicht heraus z. B. grundlegend anders vor dem Zeitalter der großen Entdeckungen und nachher. Der europäische Raum erhält in der Zeit der Entdeckungen gewissermaßen eine andere Perspektive innerhalb der nun bekannt gewordenen Welt. Es ändert sich aber auch die Kenntnis über Teile Europas und rückt sie in andere Zusammenhänge. So haben z. B. erst die politischen Ereignisse des 16. Jahrhunderts den Blick des übrigen Europa auf die große Landmasse zwischen Ostsee, Schwarzem Meer, Wolga und Ural gelenkt und dadurch dazu beigetragen, auch neue Gesichts-

* Bei den nachstehenden Ausführungen handelt es sich um einen Vortrag, der anläßlich einer Tagung des Collegium Carolinum in Regensburg gehalten wurde.

punkte für eine Gliederung und Differenzierung der einzelnen Teilgebiete im übrigen Europa festzulegen. Mit der wachsenden Erkenntnis von der landschaftlichen Sonderart des osteuropäischen Tieflandes, seinem historischen Schicksal und seiner besonderen religiös-kulturellen Prägung wird z. B. sein Unterschied zu anderen Teilen Europas klar erkannt und damit auch Differenzierungen zwischen anderen Teilen Europas, etwa dem mediterranen Südeuropa und dem atlantischen Westen, umso deutlicher empfunden. Dies wird besonders zu dem Zeitpunkt wirksam, als der europäische Nordwesten durch seine sich anbahnenden überseeischen Beziehungen immer mehr innerhalb Europas eine Sonderstellung im kulturellen und wirtschaftlichen Bereich erringt. Schon aus diesen wenigen Hinweisen erkennt man, daß die Gliederung der Erde in Erdteile ein Problem darstellt, das, wenn es sich um ein wissenschaftliches Bemühen und nicht bloß um eine rein gefühlsmäßige Betrachtung handelt, nur mit Hilfe exakter geographischer und historischer Forschungsarbeit zu lösen ist. Es sind jeweils die vielfältigsten Gesichtspunkte heranzuziehen, bevor eine Entscheidung gefällt werden kann. Sind doch manche Länderkomplexe nicht nur durch ihr gemeinsames historisches Schicksal, sondern vor allem auch über sehr markante Naturlandschaftsgrenzen hinweg, durch die gleichartige Sozialstruktur ihrer Bevölkerung miteinander verbunden. Wir sehen dies besonders deutlich im Orient, der so verschiedenartige Naturbereiche umfaßt und auch in seinem historischen Schicksal vielfach auseinanderstrebt, in seinem kulturellen und soziologischen Bild jedoch große Gemeinsamkeiten aufweist. Mit einem gewissen Recht hat daher der Geograph Ewald Banse den Raum zwischen Marokko und der afghanisch-pakistanischen Grenze als einen „Kulturkontinent“ bezeichnet¹. Ähnliche Feststellungen lassen sich auch für andere Teile der Erde machen. Vielfach wurde z. B. Osteuropa mit Sibirien zusammen als ein Kulturkontinent „Groß-Sibirien“ und der von Afrikanern schwarzer Hautfarbe bewohnte Teil Afrikas als „Schwarzafrika“ oder „Nigritien“ bezeichnet.

Was für die Gliederung der Erdteile gilt, ist natürlich auch für Teilgebiete kleineren Ausmaßes maßgeblich. Auch innerhalb einer Europagliederung überschneiden sich die auf Grund naturlandschaftlicher Gegebenheiten, historischer Schicksalsgemeinschaften und volklicher Gemeinsamkeiten ermittelten Grenzen. Das Erfassen all dieser Grenzlinien erweist sich aber als wichtig, um auch zum Wesen der einzelnen Teilräume Europas vordringen zu können.

Die Versuche, Europa zu gliedern, haben eine längere Geschichte. Sie ist sehr wesentlich davon bestimmt, von welcher Blickrichtung her der Kontinent gesehen wird. Nach den Forschungen von F. G. Hahn² umfaßte der Erdteil Europa zur Zeit der Phöniker vor allem das Land im Westen und Nordwesten der östlichen Gestade des Mittelmeeres und griff damals kaum über den weiteren Mittelmeerraum hinaus. Erst um 200 n. Chr. wird der Landkom-

¹ Banse, E.: Illustrierte Länderkunde. Braunschweig 1919.

² Hahn, F. G.: Bemerkungen über einige Aufgaben der Geographie und Staatenkunde. Ztschr. f. wissenschaftl. Geographie. Jg. 1885.

plex zwischen den beiden großen Einkerbungen des Meeres, dem Mittelmeer und der Nord- und Ostsee bekannt und erst um das Jahr 1000 n. Chr. treten die weiteren Teile Europas, wie Skandinavien und auch das südliche Osteuropa in den Blickkreis der damaligen Geisteswelt. Die Kenntnis Afrikas greift kaum etwas über die Randlandschaften des Mittelmeeres und das Niltal hinaus und läßt in dieser Zeit Afrika noch nicht als einen gleichwertigen Partner neben den beiden damals bekannten und schon deutlich differenzierten Kontinenten Asien und Europa erscheinen. Dies ändert sich erst, als mit dem Zeitalter der Entdeckungen nicht nur „die Entschleierung“ des asiatischen, afrikanischen und amerikanischen Kontinentes rasch fortschreitet, sondern auch eine intensive Durchforschung europäischer Gebiete einsetzt³. Um 1500 n. Chr. ist Europa aus der Blickschau der weißen Menschheit immer noch fast 40 % der damals bekannten Erdoberfläche. Innerhalb Europas wieder gehören die Gebiete im Süden, der Mitte und im Nordwesten zu den dicht bevölkertsten Räumen der damals bekannten Erde. Der Osten und Norden Europas hingegen ist äußerst dünn besiedelt, der Südosten durch das Übergreifen des türkischen Machtbereiches in seiner Bindung zu Europa gerade in dieser Zeit sehr stark gelockert. Von dem damaligen Europa ist ein sehr wesentlicher Teil, wenn schon nicht geographisch, so doch politisch, an den Reichsgedanken gebunden und wird dadurch weitgehend unter eine übergeordnete Idee gestellt. Diesem Zentralraum sind im Osten und Süden Europas noch Gebiete angegliedert, die nicht zum „Reich“ gehören und gewissermaßen das Reich umsäumen. Die Europagliederung der damaligen Zeit ist also vor allem politisch gefaßt und unterscheidet um den zentralen Kern in West-, Süd-, Ost- und Nordeuropa kleinere politische Einheiten. Es gibt daher nur für den engeren Bereich eines mittleren Europa, welches eben an den Grenzen des damaligen Reiches endete, eine politische Zusammenfassung, die als eine Art Vorläufer des modernen Mitteleuropagedankens gewertet werden kann. Es mag in diesem Zusammenhang von Interesse sein, sich einmal die Grenzen dieses historischen Mitteleuropa vor Augen zu führen; greift doch dieser historische Mitteleuropabereich an verschiedenen Stellen über den Rahmen hinaus, der heute allgemein als geographischer Begriff Mitteleuropa angenommen und über den noch ausführlich zu sprechen sein wird. Diesem historischen Mitteleuropabegriff gehört z. B. die ganze Osthälfte des heute zu Mitteleuropa gerechneten Bereiches, nämlich das Karpatenbecken und das Weichselland, nicht an. Es schließt aber hingegen den größten Teil des lothringischen Stufenlandes ein und umfaßt vor allem ganz Oberitalien, einschließlich der Toskana, sowie im Mittelalter auch den größten Teil der französischen Westalpen mit der Provence.

Als es nach dem Westfälischen Frieden zu einer Neu-Begrenzung des „Reiches“ kommt, sind aber bereits westliche Stücke aus diesem historischen Mitteleuropa des Mittelalters herausgebrochen. Dazu gehört vor allem das Mün-

³ Behrmann, Walter: Die Entschleierung der Erde. Frankfurter Geographische Hefte. Jg. 1948.

ungsgebiet des Rhein, der Maas und die Niederlande, die unzweifelhaft geographisch als ein Stück Mitteleuropa anzusehen sind. Es fehlt aber auch bereits das Land im Bereich der Westalpenübergänge, die Schweizerische Eidgenossenschaft, die ebenso wie ganz Oberitalien nicht mehr dem Reich zugehört. Nur an wenigen Punkten erreicht die Reichsgrenze seit dieser Zeit den Südrand des ostalpinen Gebirges.

Die Ostgrenze des Reiches und damit des historischen Mitteleuropabegriffes ist auch in den letzten zwei Jahrhunderten nicht über eine Linie nach Osten vorgestoßen, die von Fiume an der Adria über Preßburg an der Donau, Kattowitz in Oberschlesien und Lissa in Posen bis an die Danziger Bucht reichte. Ausgedehnte Gebiete ostdeutscher Siedlung in Ostpreußen und im Baltikum, in Siebenbürgen wie in den Westkarpatenländern blieben außerhalb des Reiches.

Diesem historischen Mitteleuropa gesellen sich innerhalb des europäischen Kontinents nur wenige andere, ebenfalls als politische Einheiten empfundene Bereiche zu. Eine sehr bedeutsame Einheit dieser Art ist das polnisch-litauische Königreich, das sich in seiner Größe kaum viel vom damaligen heiligen Römischen Reich unterscheidet und zwischen Ostsee und Karpaten, dem Odertal und der ukrainischen Steppengrenze im Südosten, der oberen Duna und des Dnjepr jenen Teil Europas umfaßte, der in jener Zeit eine bedeutsame Verkehrsfunktion zwischen der ausgedehnten einförmigen Landmasse Osteuropas und dem vielgliedrigen westlichen Europa besaß.

Eine andere Einheit stellt das Königreich Ungarn dar, das alle Landschaften innerhalb des Karpatenbeckens sowie auch manche Randlandschaften am Außensaum der Karpaten bis an die Ostküste der Adria umfaßte. Auch diesem Staate war eine wichtige Verkehrsfunktion innerhalb des damaligen Europa auferlegt, da die Wege nach Kleinasien und an die östlichen Gestade des Mittelmeeres aus Mittel- und Nordwesteuropa über diesen politischen Raum führten. Im atlantischen Europa, westlich der Reichsgrenze, ist es demgegenüber im Mittelalter zu keiner Bildung wirklich großflächiger politischer Einheiten gekommen. Erst mit der beginnenden Neuzeit behauptet sich der König von Frankreich nicht nur gegenüber England und seinem Festlandsbesitz, sondern vermag in rascher Folge den Raum zwischen Atlantik, Mittelmeer, Westalpen und der Schwelle von Artois zu einer politisch wirksamen Position auszubauen. Alle anderen Teilgebiete Europas, wie die Pyrenäenhalbinsel, die südliche Apenninenhalbinsel sowie auch Nordeuropa und die britischen Inseln stellen keine wirklich bedeutsamen eigenständigen politischen Einheiten dar, die über den Rahmen des engeren regionalen Bereiches hinaus besonders wirksam werden.

War diese mittelalterliche und frühneuzeitliche, vom Politischen her zu betrachtende Gliederung Europas nur an einigen Stellen auch an die naturräumliche Gliederung unseres Erdteiles angepaßt, so ist sie doch für die spätere Differenzierung einzelner Europateile in kulturgeographischer Hinsicht von größter Bedeutung. Gerade die politische Bindung einzelner Teilgebiete Europas aneinander, die Entwicklung gleichartiger oder ähnlicher sozialer Struk-

turen und auch das gleichartige historische Erlebnis seiner Bewohner haben so starken Einfluß auf die Gestaltung der Kulturlandschaft, daß allen Gebieten die Zugehörigkeit zu bestimmten politischen Einheiten von der Vergangenheit bis in die Gegenwart anhaftet. Man kann wohl mit Recht sagen, das Bild des heutigen Mitteleuropa erscheint uns bei aller einzelnen Verschiedenheit deswegen so einheitlich und von der Umwelt deutlich abgesetzt, weil eben durch das ganze Mittelalter und die Neuzeit der allergrößte Teil des mitteleuropäischen Raumes eine gemeinsame historische Prägung erlebt hat. Es sind hier gleichartige soziale Strukturelemente wirksam, die in anderen Teilen Europas fehlen. Man braucht nur an die deutschgeprägte Stadt im ganzen mitteleuropäischen Raum denken, die sogar von ihrem Kerngebiet innerhalb des Reiches noch sehr kräftig nach dem damaligen europäischen Osten, dem polnisch-litauischen, ungarischen und baltischen Raum weiterwirkte. Was für die Stadtgestaltung gilt, ist auch im ländlichen Siedlungsbereich wirksam. Auch das ländliche Siedlungsbild besitzt innerhalb des Reiches viele Gemeinsamkeiten.

Schon eingangs wurde darauf verwiesen, daß mit dem Ende des 15. und im 16. Jahrhundert dieses Bild der mittelalterlichen Europagliederung durch zwei Ereignisse eine Veränderung erfährt: Durch die Entdeckung neuer Kontinente und durch die starke Aufwertung des in der Atlantik-Schiffahrt nun führend werdenden Westens Europas: der Staaten Portugal, Großbritannien und der Niederlande. Ein zweites Ereignis ist die rasche Erweiterung der Kenntnis vom osteuropäischen Raum zwischen Dnjepr, Don, Wolga und Ural, wie sie, durch die Berichte des Gesandten Graf Herberstein eingeleitet, sich nun vollzieht. Es fällt diese Entwicklung zusammen mit der erfolgreichen Abwehr tatarischer Vorstöße gegen das moskowitische Reich und die nun folgende Einverleibung der tatarischen Khanate von Kasan und Astrachen an der mittleren und unteren Wolga in das russische Reich und den Beginn der russischen Ostkolonisation in diese neugewonnenen Gebiete. In der Folge trägt das politische Hinwenden der russischen Zaren nach dem Westen viel dazu bei, diesen Anschluß Osteuropas an das bisherige Europabild zu vertiefen.

Aber auch andere historische Ereignisse haben Veränderungen in der bisherigen Europagliederung mit sich gebracht. Dazu gehört vor allem der mit dem Sieg über die Türken bei Wien eingeleitete Vorstoß der Habsburger bis an die Save und mittlere Donau und die Befreiung und Angliederung des ganzen Karpatenbeckens an den habsburgischen Machtbereich. Damit hat sich das Mitteleuropabild auch nach dem Südosten bis an die Karpatengrenze ausgeweitet. Am Ende des 19. Jahrhunderts bringt die Teilung Polens wohl den Vorstoß der moskowitischen Herrschaft nach den Ostteilen des alten jagellonischen Polen-Litauen, teilweise aber wird dieses Gebiet durch die Angliederung an Österreich und Preußen von nun an engstens mit dem Mitteleuropabereich verknüpft, während interessanterweise der russisch gewordene Ostteil Polen-Litauens von nun an eindeutig als ein Teil Osteuropas empfunden wird. Die starke Prägung der Kulturlandschaft durch die drei Nach-

folgestaaten des ehemaligen Polen-Litauen ist somit für die innere Zuordnung zu den einzelnen Europateilen weitgehend maßgebend. Im europäischen atlantischen Westen hatte vor allem die machtpolitische Ausweitung Frankreichs bis an den Oberrhein und die Gewinnung einer Grenzlinie am Kamm der Westalpen für Frankreich dazu beigetragen, deutlicher als früher einen westeuropäischen Bereich von einem deutschen mitteleuropäischen abzusetzen. Dies wurde besonders deutlich, als im 17. Jahrhundert auch das Herzogtum Lothringen und die Freigrafschaft Burgund für das Reich verloren ging.

Der Zusammenbruch des Heiligen Römischen Reiches am Beginn des 19. Jahrhunderts beendet den Auflösungsvorgang eines politischen Gebildes, das fast ein Jahrtausend innerhalb Europas als Gliederungs- und Ordnungsfaktor, aber auch als kulturlandschaftsgestaltender Faktor von größter Bedeutung gewesen ist. Jedenfalls ist, vom Historisch-Politischen her gesehen, am Beginn des 19. Jahrhunderts Europa durch seine erlebte Geschichte bereits auch in der Kulturlandschaft und im Volksempfinden in mehrere, voneinander sich deutlich abhebende Erdteilbereiche gegliedert. Auch Ereignisse, wie die napoleonische Herrschaft im 19. Jahrhundert, die Auflösung der zentralen Mitte Europas in viele Kleinstaaten, die Schaffung des Kaisertums Österreich mit seinem stark nach dem Südosten Europas gerichteten Schwergewicht, können nicht mehr eine neuerliche Differenzierung bringen. Es gibt seither einen Westen, eine Mitte, einen Osten, Norden und Süden Europas. Diese Unterscheidungen sind noch nicht wissenschaftlich begründet, sondern mehr erlebnismäßig gegeben und werden gelegentlich stark vereinfacht. Man spricht dann von einem Westeuropa, einem abendländischen Bereich, dem man ein Osteuropa oder einen morgenländischen Bereich gegenüberstellt, wobei gerade die religiös-konfessionelle Teilung Europas, wie sie schon im 11. Jahrhundert Wirklichkeit wurde und nach 1451 endgültig erscheint, als ein die Gliederung fördernder Faktor besonders herausgestellt wird. Diese von religiös-konfessioneller Sicht her geprägte Europagliederung nimmt in keiner Weise auf naturräumliche Gegebenheiten Rücksicht und deckt sich auch nicht mit politischen Herrschaftsbereichen, so daß dieses Differenzierungsmoment keine entscheidende Durchschlagskraft besitzt.

Der Begriff Mitteleuropa im wissenschaftlichen Sprachgebrauch ist eine verhältnismäßig junge Erscheinung. Dies vor allem auch deshalb, weil die Wissenschaft, von der man eine echte gliedernde Erdbeschreibung und Ausdeutung erwarten darf, die Geographie, selber erst zu den jungen, im 19. Jahrhundert sich zu einer wissenschaftlichen Disziplin entwickelnden Lehren gehört. Gewiß hat schon Karl Ritter, der zwischen 1779 und 1859 lebte und von 1820 ab als Professor für Geographie an der Universität Berlin wirkte, den Begriff Mitteleuropa gebraucht. Er hat es aber unterlassen, ihn näher zu definieren. Neben den Geographen verwendeten den Begriff Mitteleuropa bald auch Politiker und Wirtschaftler. In diesem Zusammenhang wird allerdings Mitteleuropa meist nur als eine Staatenverbindung zwischen Deutschland, d. h. dem Deutschen Bund der Jahrhundertmitte des 19. Jahrhunderts und dem Kaiser von Österreich angesehen. Auch der große Plan des Fürsten

Felix Schwarzenberg, der den Eintritt des gesamten österreichischen Staatsgebietes in den Deutschen Bund und den Deutschen Zollverein forderte, stellt eine solche vom Politischen und Wirtschaftlichen her getragene Mitteleuropaidée dar. Erst in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts taucht der Begriff Mitteleuropa wieder in der geographischen Literatur auf, als dieser Raum im Gegensatz zu den peripheren Landschaften Europas gesehen wird. Man begann von seiten der Geographie her schon damals ein Mitteleuropa im engeren Sinne von einem solchen im weiteren Sinne zu unterscheiden. Es mag als bezeichnend gelten, daß eine Reihe von Geographen, die aus dem binnendeutschen Raum stammten und hier auch lehrten, eine Entscheidung zugunsten eines engeren Mitteleuropabegriffes fällten, während die Auffassungen über den weiteren Mitteleuropabegriff meist von Geographen stammten, die in Städten am Rande des deutschen Sprachgebietes lebten und lehrten, wie z. B. der Schlesier Josef Partsch⁴ oder in späterer Zeit der Wiener Hugo Hassinger⁵. Von letzterem stammt eine erste eingehende Untersuchung über „das geographische Wesen Mitteleuropas“. Es ist auch interessant, daß der bekannte deutsche Geograph Albrecht Penck noch im Jahre 1887 in seiner Arbeit über „Das Deutsche Reich“⁶ zugunsten einer engeren Fassung des Mitteleuropabegriffes plädiert, dem er wohl das damalige Deutschland von Österreich-Ungarn, aber nur die Alpenländer, Böhmen und Mähren, ferner die Schweiz, Belgien und die Niederlande zurechnete, jedoch nicht die anderen Teile Österreich-Ungarns. In späterer Zeit hat allerdings Albrecht Penck, als er als ordentlicher Professor der Geographie in Wien wirkte, und eine intime Kenntnis über den gesamten Raum der alten Monarchie sich verschafft hatte, seine frühere engere Mitteleuropa-Auffassung aufgegeben. Auch Albrecht Kirchhoff hat sich noch 1905 für einen sehr engen Mitteleuropabegriff ausgesprochen und widersprach lebhaft dem schon genannten Breslauer Geographen Josef Partsch, der 1904 in seinem Buche Mitteleuropa alles Land zwischen dem Ärmelkanal, den Westalpen, dem Balkangebirge und dem Kurischen Haff als Mitteleuropa bezeichnet hatte. Alfred Hettner⁷, der bekannte Heidelberger Geograph unterscheidet 1907 ein engeres Mitteleuropa bis zum 15. Grad östlicher Länge. Er läßt dadurch große Teile Ostdeutschlands und selbstverständlich auch weitgehend die Sudetenländer und Teile der österreichischen Donau- und Alpenländer außerhalb des engeren Mitteleuropa und bezeichnet diese Gebiete zu einem weiteren Mitteleuropa gehörig, dem er aber z. B. Ungarn und Siebenbürgen nicht zuzählt. Welche Unklarheiten selbst noch in der sogenannten klassischen Zeit der geographischen Forschung bestanden, davon zeugt etwa die Auffassung des bekannten deutschen Geographen Hermann Wagner⁸, der wohl 1914 bezüglich einer Ostgrenze Josef Partsch beipflichtet, aber im Westen ganz Frankreich zu

⁴ Partsch, J.: Mitteleuropa. Gotha 1904.

⁵ Hassinger, H.: Das geographische Wesen Mitteleuropas. Wien 1917.

⁶ Penck, A.: Das Deutsche Reich. Prag 1885.

⁷ Hettner, Alfred: Grundzüge d. Länderkunde. I. Europa. Leipzig 1907.

⁸ Wagner, Hermann: Allg. Länderkunde von Europa. Bd. 2. Teil 1. Leipzig 1915.

Mitteleuropa rechnet. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts trifft man somit noch sehr verschiedene Auffassungen an. Eine strenge, ins einzelne gehende Untersuchung zu dieser Frage nimmt aber fast keiner dieser Forscher vor, sondern die Grenzen werden einfach ohne Begründung genannt. Dies gilt auch von einer mehr politischen Abhandlung von Albrecht Penck aus dem Jahre 1917, in welcher er eine Dreiteilung Europas vornimmt und von einem „vorderen“ und einem „hinteren“ Europa — vom Atlantik her gesehen — spricht und dazwischen ein „Zwischeneuropa“ einschiebt, das neben dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn auch Schweden, Finnland, Italien und die gesamte südosteuropäische Halbinsel umfaßt⁹. Es ist ganz interessant, diese, vom Geographischen her definierte Gliederung Albrecht Pencks zu hören. Er bezeichnet als vorderes Europa den Teil unseres Kontinentes, „der den Ozean unmittelbar erreicht“. Als Hintereuropa „den Teil, der nur geringe Meeresbezüge aufweist und überwiegend aus Festland besteht“ und als Zwischen-europa den Teil des Kontinentes, „der die tiefen Eingriffe des Meeres in die Landoberfläche kennt und sehr wichtige Meeresstraßen aufweist, reich an physisch-geographischen Gegensätzlichkeiten ist und den eigentlichen Schauplatz der europäischen Geschichte darstellt“. Ein neues Kriterium, und zwar ein kulturgeographisches, führt Gustav Braun¹⁰ in seinem Werk „Deutschland“ 1916 an. Er hält es für aussichtslos, die Individualität Mitteleuropas auf natürlichem Wege zu begründen. Nach Osten und Westen gäbe es so viele Übergänge, daß jeder Versuch einer Abgrenzung ein unnatürliches Bild gewähre. Er meint, der Begriff Mitteleuropa ergäbe sich aus den großen Gegensätzen in der Kulturlandschaft. Er möchte, da im Norden das Meer, im Süden die Alpen eine gute natürliche und kulturelle Scheide bilden, Mitteleuropa als den Raum definiert sehen, der nach Osten und Westen durch die germanische Besiedlung zu einer eigenartigen Kulturlandschaft umgestaltet ist. In dieselbe Zeit fällt auch eine kleine Arbeit des Gießener Ordinarius für Geographie, Wilhelm Sievers, über „Die geographischen Grenzen Mitteleuropas“¹¹. Er versucht eine eingehende Begründung der von ihm aufgestellten Grenzlinie. Er weist an vielen Stellen auf die im Naturraum begründete Abgrenzung hin, muß aber andererseits auch zugeben, daß in anderen Landschaften nur aus dem historischen Schicksal und der politischen Zuordnung heraus die Grenzziehung vorgenommen werden kann. Die Grenze Mitteleuropas ist daher nach Sievers als Ganzes ein Kompromiß zwischen physisch- und politischgeographischen Faktoren. Da und dort werden von ihm auch Varianten genannt, wie z. B. an der Ostgrenze Mitteleuropas, im Raum der alten Moldau, wo die Grenze entweder längs des Pruth, oder weiter östlich, im tief in die bessarabische Steppentafel eingekerbten Dnjestrthal gezogen werden kann. Das von ihm umfaßte Mitteleuropa ist rund 2 Millionen qkm groß.

⁹ Penck, A.: Die natürlichen Grenzen Rußlands. In: Meereskunde XII. Berlin 1917.

¹⁰ Braun, Gustav: Deutschland. Breslau 1916.

¹¹ Sievers, W.: Die geographischen Grenzen Mitteleuropas. Gießen 1916.

Eine weitere Arbeit, die sich eingehend mit dem Problem Mitteleuropa befaßt, ist die schon genannte Untersuchung von Hugo Hassinger über das geographische Wesen Mitteleuropas. Er entwickelt im einzelnen das ganze Problem, wie es sich bisher darstellte, weist auf die Gegensätze in der länderkundlichen Gliederung hin, je nachdem, ob physischgeographische oder politischgeographische Gesichtspunkte überwiegen. Hassinger sagt, daß Landschaftsgrenzen im Laufe der Geschichte keine stabilen, sondern veränderliche Grenzen sind und eine geographische Gliederung daher stets nur Gegenwartswert besitze. Er legt Wert darauf zu betonen, daß man bei einer solchen Betrachtung „das mit der Natur in der Landschaft verflochtene Kulturwerk nicht von der geographischen Betrachtung ausschließen dürfe, so daß sich immer wieder Veränderungen auch im Hinblick auf die Grenzen eines Begriffes wie Mitteleuropa ergeben“. Wesentlich ist dabei, daß sich z. B. durch die Kulturarbeit des Menschen auch Lagebeziehungen dauernd verändern. Hassinger weist z. B. darauf hin, daß sich allein durch den Bau des Schifffahrtskanales durch das Eiserne Tor an der unteren Donau für die ganzen unteren Donauländer ein engerer Anschluß an Mitteleuropa ergab. Es würden diese Gebiete durch dieses Bauwerk mitteleuropäischer gestaltet werden als dies bis jetzt (1917) schon der Fall gewesen ist. Mitteleuropa hat nach Hassinger heute andere Grenzen als vor mehreren Menschenaltern. Sie sind besonders gegen Osten noch dauernd in Bewegung. Er spricht daher z. B. von den unteren Donauländern als einem Stück „werdenden Mitteleuropas“.

Diese eingehende Untersuchung über das geographische Wesen Mitteleuropas von Hugo Hassinger ist aus der Situation zur Zeit des ersten Weltkrieges erwachsen, als das Deutsche Reich mit Österreich-Ungarn verbündet den Mittelteil des europäischen Kontinentes gegenüber einer Feindesfront, die aus den Mächten des europäischen Westens, Südens und Ostens bestand, zu verteidigen suchte, und die Erfolge der ersten Kriegsjahre einen Raum mit Einschluß des polnischen Weichsellandes absteckten, wie er sich ungefähr mit dem hassingerischen Mitteleuropabegriff deckte. Die Arbeit Hassingers entstand aber auch unter dem Eindruck des in Berlin 1915 erschienenen Buches von Friedrich Naumann „Mitteleuropa“¹², der in dieser programmatischen, politischen, im besonderen wirtschaftspolitischen Schrift für eine Zoll- und Wirtschaftsgemeinschaft der beiden damaligen Großstaaten dieses Raumes eingetreten war. Er bespricht darinnen aber auch alle Probleme, die sich einer politisch gemeinsamen Entwicklung eines neuen Mitteleuropa entgegenstellen. Das Buch von Friedrich Naumann hatte damals ein sehr reges Echo gefunden und wurde vielfach zur Ausgangsbasis für Schriften und Überlegungen derjenigen politischen Kräftegruppen, die einen solchen Zusammenschluß Mitteleuropas aus politischen und wirtschaftlichen Überlegungen heftig bekämpften. In die Zeit des Ersten Weltkrieges fällt auch das Buch des späteren österreichischen Staatsmannes und Theologieprofessors Ignaz Seipel „Nation und Staat“, in dem Gedanken über eine politische Ordnung des mitteleuropäischen Raumes entwickelt werden.

¹² Naumann, Friedrich: Mitteleuropa. Berlin 1915.

Der Mitteleuropa-Begriff, auch wenn er von seiten der Geographie, der physischen wie der Kulturgeographie, definiert und umgrenzt wird, ist, wie schon oben gesagt, sehr stark jeweils von dem politischen Gesichtsfeld des jeweiligen Betrachters bestimmt. Im binnendeutschen Raum neigte man vor dem Ersten Weltkrieg dazu, diesen Begriff sehr eng zu fassen und nur wenig über den Rahmen des damaligen Reichsgebietes hinauszugehen. In den östlichen Grenzlandschaften des Reiches und in Wien hingegen ist ein weiterer Mitteleuropa-Begriff vertreten worden. Es wäre in diesem Zusammenhang noch interessant, auch die Stellungnahme von Fachwissenschaftlern außerhalb des mitteleuropäischen Raumes zur Frage der Abgrenzung Mitteleuropas zu hören. Hierbei sei nur auf die Franzosen verwiesen, wie z. B. E. de Martonne, der in seinem *Europa Centrale* im wesentlichen dieselben Grenzen anführt, die früher von deutscher Seite festgelegt wurden¹³.

Eine bemerkenswerte Wandlung in den Vorstellungen über die Ausdehnung des mitteleuropäischen Raumes läßt sich wenigstens teilweise nach dem Ende des Ersten Weltkrieges feststellen. Die geänderte politische Situation in Ostmitteleuropa, vor allem der Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie und ihre Aufgliederung in eine Reihe von Nachfolgestaaten, das Entstehen des polnischen Staates, der seine Grenzen über ehemaliges deutsches Reichsgebiet wie auch über ehemalig österreichische und vor allem über die vielfach genannten Grenzen Mitteleuropas im Osten hinaus verschieben konnte, schufen eine ganz neue Situation im östlichen Mitteleuropa. Ähnliches gilt von Jugoslawien, das nun einen Staat darstellt, der ebenfalls über die weitest gefaßten Grenzen Mitteleuropas im Süden, also über die Wasserscheidengrenze der Donauflüsse gegen die Zuflüsse in die Ägäis, hinaus in den mazedonischen Raum reicht und auch mit der Angliederung Montenegros ausgesprochen mitteleuropafremdes Gebiet einschließt.

Aus diesen Gegebenheiten heraus wird es verständlich, daß, fußend auf der politischen Situation Mitteleuropas in jener Zeit, mit der starken staatlichen Aufsplitterung der Osthälfte in zahlreiche mittelgroße Staaten, der Mitteleuropabegriff sich wandelte und seine Grenzen sich verschoben. Vor allem ist festzuhalten, daß in dieser Zeit das östliche Mitteleuropa, vom Baltikum bis auf die südosteuropäische Halbinsel, mit seiner betont politischen Position im Konzert der politischen Mächte Europas damals als Freund der Siegermächte des Ersten Weltkrieges sich besonders bemerkbar machte. Es paßt in diesem Zusammenhang, daß von englischer und französischer Seite, z. T. sogar schon vor dem 1. Weltkrieg, eine politische Literatur sich immer mehr mit den Problemen dieses Raumes beschäftigt. Man denke nur etwa an die Arbeit von Seton-Watson, in der die Wandlungen des Jahres 1918 in der Weltöffentlichkeit gewissermaßen vorbereitet wurden¹⁴. Aber auch im Raum selbst regen sich Kräfte, z. T. schon während des Weltkrieges, die bemüht sind, eine neue politisch-historische Betrachtungsweise und damit auch eine

¹³ Martonne, E. de: *Europe Centrale*. Tl. I. Paris 1931.

¹⁴ Seton-Watson, R. W. (Scotus viator): *Die südslawische Frage im Habsburgischen Reiche*. Berlin 1913.

andere Anschauung über den politischen Begriff Mitteleuropas vorzubereiten¹⁵. Hierzu gehört auch eine Neuorientierung über die Zugehörigkeit des polnischen Machtbereiches östlich des Bug zu Mitteleuropa und die Festlegung einer neuen Ostgrenze, ungefähr in der Form, wie sie gegenüber Rußland bis 1793 bestanden hatte. Es lassen sich auch rumänische Arbeiten anführen, die die Festlegung der rumänischen Ostgrenze und damit der Mitteleuropagrenze am Dnjestr wissenschaftlich zu begründen versuchen, wie z. B. die Arbeit von S. Mehedinți „Der Zusammenhang der rumänischen Landschaft mit dem rumänischen Volke“¹⁶. Andererseits wird nun die bisher als selbstverständlich angesehene Zugehörigkeit des südöstlichen Europa von einzelnen Gruppen zu leugnen versucht. Dies trifft unter anderem auch für die Südgrenze Mitteleuropas im südöstlichen Bereich der Alpen zu. Von deutscher, bzw. österreichischer Seite war noch während des Ersten Weltkrieges darauf verwiesen worden, daß im Abschnitt zwischen Stilfser Joch und Triest jeweils die Schluchtstrecken am Austritt der alpinen Flußtäler in das oberitalienische Tiefland von der Berner Klausen bis zur Tolmeiner Isonzoschlucht als die natürlichste Grenze zwischen Mittel- und Südeuropa anzusehen seien. Dieser Tatsache hat auch die politische Zugehörigkeit dieser Gebiete seit altersher zum mittelalterlichen Reich Rechnung getragen¹⁷. Diese Pencksche Arbeit wurde vornehmlich gegen zahlreiche italienische, in wissenschaftlichem Gewande durchgeführte Bemühungen geschrieben, die natürlichen Grenzen zwischen den mediterranen, politischen Lebensbereich, also Südeuropa und den deutschösterreichischen, mitteleuropäischen in diesem Abschnitt auf den wasserscheidenden Alpenhauptkamm zu legen. Es würde zu weit gehen, in diesem Zusammenhang alle diese Arbeiten anzuführen. Durch die wissenschaftliche Forschungsarbeit in der Zwischenkriegszeit hat jedenfalls der Mitteleuropabegriff, wenn auch keine wesentlichen Veränderungen, so doch manche Modifikationen erfahren. Das Wiedererstehen eines eigenständigen politischen Zentrums im Weichselraum, der Republik Polen, die, ähnlich wie das alte jagellonische Polen-Litauen, sowohl Gebiete im Einzugsbereich der Memel und Düna wie der Weichsel-Oder und des zum Schwarzen Meer hin entwässernden Dnjestr umfaßte, hat jedenfalls dazu beigetragen, die alte Idee einer polnischen abendländischen Aufgabe in diesen Rand-Räumen Mitteleuropas wieder aufleben lassen. Östlich der Ostgrenze Polens hat hingegen die seit 1917 erfolgte starke freiwillige Isolierung die zum sowjetisch gewordenen Osteuropa geschlagenen Teile des alten Polen-Litauen stärker als in früherer Zeit mit Osteuropa verknüpft.

Im europäischen Südosten hat die Schaffung mehrerer mittelgroßer Staa-

¹⁵ Sie findet unter anderem in dem bekannten Memoire III., das von der tschechoslowakischen Revolutionsregierung auf der Friedenskonferenz v. St. Germain a. L. 1919 vorgelegt wurde, einen deutlichen Ausdruck.

¹⁶ Mehedinți, S.: Der Zusammenhang der rumänischen Landschaft mit dem rumänischen Volke. Hrsg. von Ernst Gamillschegg. Leipzig 1936. (2. Rumänische Reihe, Heft 7.)

¹⁷ Penck, A.: Die österreichische Alpengrenze. Stuttgart 1916.

ten, z. T. auf dem Gebiet der alten Donaumonarchie, die aber wie Rumänien und Jugoslawien sehr wesentlich auch über diesen alten Staatsraum hinausgriffen, die Rolle Südosteuropas im europäischen politischen Gefüge aufgewertet. Dies gilt besonders für Jugoslawien, das aus sehr wesentlichen Gebietsteilen außerhalb des mitteleuropäischen Bereiches besteht. Dies mag viel dazu beigetragen haben, daß in der Zwischenkriegszeit für das Gebiet des südöstlichen Mitteleuropa, vor allem das Karpatenbecken, sowie für die ganze südosteuropäische Halbinsel nun ein eigener Europa-Teilbegriff sich durchzusetzen beginnt. Es ist neben der Geographie vor allem auch die Geschichtswissenschaft, die in dieser Zeit immer mehr dazu übergeht, von einem Südosteuropa als einer geographischen Einheit zu sprechen und damit einen Raum zu umgrenzen, der von den Westkarpaten bis zum bessarabischen Dnjestrthal reicht, aber auch die ganze südosteuropäische Halbinsel bis in die Ägäis umfaßt. Otto Maull hat in einer Arbeit diesen Raum als eine geographische Einheit zu sehen versucht¹⁸. Durch das Südosteuropainstitut der Leipziger Universität wurde besonders für diesen umgrenzten Europabereich eine intensive wissenschaftliche Forschungsarbeit eingeleitet. Maull sagte in seiner Arbeit allerdings, daß dieses Südosteuropa von keinen scharfen Linien umrissen werde, sondern die Grenzen gegenüber Ost- und Mitteleuropa vor allem den Charakter „eines Schwellengürtels in den Gebirgen und eines Übergangsgürtels in den offenen Zonen, z. B. am Nordwestende des ungarischen Beckens, an der walachischen Pforte und in ihrem moldauisch-bessarabischen Vorgelände“ besitzen.

Diese in der Zwischenkriegszeit erfolgte Herauslösung des südöstlichen Mitteleuropas aus dem während des Ersten Weltkrieges und schon früher durch die Arbeiten Partschs, Hassingers und Naumanns sehr gefestigten Mitteleuropabegriff und die Eingliederung dieses Südostteils in ein großes Südosteuropa, das von den Karpaten bis nach Kreta und Rhodos sich ausdehnt, ist nicht unwidersprochen geblieben. Neben einzelnen deutschen Arbeiten, die auf die doch zu große Verschiedenartigkeit innerhalb dieser südosteuropäischen Zone verweisen, sind auch nichtdeutsche Arbeiten, vornehmlich mardjarische, darauf bedacht, die Sonderart des südöstlichen Mitteleuropa gegenüber der südosteuropäischen Halbinsel zu betonen.

Vom Geographischen her sei darauf hingewiesen, daß dieser Europateil die verschiedensten europäischen Klima- und Vegetationsgebiete umfaßt und über eine Entfernung von über 1800 km in Nord-Süd- und 1200 km in West-Ostrichtung ein Gebiet abgrenzt, das den mitteleuropäischen Bereich in seiner klassischen Umgrenzung der Größe nach übertreffen würde. Der Versuch, einen Begriff Südosteuropa zu schaffen, sieht aber — und dies geht aus der darüber erschienenen Literatur eigentlich recht deutlich hervor — das

¹⁸ Maull, Otto: Einheit und Gliederung Südosteuropas. Leipziger Vierteljahrschrift für Südosteuropa 1 (Leipzig 1938) Heft 4. — In diese Reihe gehört auch eine Arbeit von Kockel, C. W.: Südosteuropa, eine geologische Einheit; und die Arbeit von Weickmann, Ludwig: Grundzüge des Klimas von Südosteuropa. Beide in Leipziger Vierteljahrschrift für Südosteuropa 1 (Leipzig 1937) Nr. 2.

Gemeinsame dieses Raumes weniger in seiner naturräumlichen Einheit, noch in seinem gemeinsamen historischen Schicksal, sondern vielmehr in der hier zum Unterschied von anderen Teilgebieten Europas vorherrschenden Vielfalt an Völkern, Konfessionen und sozialen Strukturen; sind wir doch hier im Durchdringungsgebiet aller drei großen europäischen Völkerfamilien, aller für Europa wesentlichen christlichen Konfessionen, wozu noch als Besonderheit der Islam tritt. Es sind also weitgehend sozial- und kulturgeographische Momente, die die Eigenart dieses südosteuropäischen Raumes bedingen und ihn von anderen Teilen Europas, wo eine solche Vielfalt unbekannt ist, abheben. Dies mag einer der entscheidendsten Beweggründe gewesen sein, warum man diesen Raum schon wenige Kilometer östlich von Wien beginnen läßt und vielfach erst dort seine Grenzsäume ansetzt, wo diese bunte Vielfalt der Völker und Kulturen zu Ende geht. Es ist also auch hier die Begriffsbildung für einen Europateil ähnlich von Kulturfaktoren bestimmt, wie wir dies eingangs schon beim Begriff Orient dargestellt haben.

Wenn auch die letzte Entwicklung innerhalb Südosteuropas durch Volksgruppenaustausch und Aussiedlung einzelner Bevölkerungsteile sowie durch soziale Strukturwandlungen manche Veränderungen gebracht hat, so ist doch dieses Südosteuropa auch in der Gegenwart noch immer sehr stark von dieser bunten Durchmischung verschiedener religiöser Bekenntnisse und Volksgruppen geprägt und dadurch von anderen Teilen Europas, auch des benachbarten Mitteleuropas, unterschieden.

In der Darstellung der historischen Entwicklung des Mitteleuropabegriffes erscheint es aber notwendig, noch kurz auf die Zeitspanne zu verweisen, in der während der nationalsozialistischen Herrschaft wenigstens zeitweise während des Zweiten Weltkrieges die tatsächliche politische Macht des damaligen Deutschen Reiches über ganz Mitteleuropa im weiteren Sinne und z. T. darüber hinaus reichte. Man hat damals Mitteleuropa als deutsches Herrschaftsgebiet gesehen und versucht, den Begriff natürlich in seiner weitesten Ausdehnung zu fassen. So rücken nicht nur Belgien und die Niederlande wieder fest in das Mitteleuropabild ein, sondern im Westen auch die Freigrafschaft Burgund, somit Gebiete, die früher westlich der vertretenen Vogesen-Juragrenze lagen. Am größten war aber die Ausweitung des Mitteleuropabegriffes 1941 im Baltikum festzustellen, das man in jener Zeit bis an den Ilensee als ein Teilstück Mitteleuropas anzusehen sich bemühte. Wie in jedem autoritären Regime sind die Auffassungen sehr stark von tagespolitischen Parolen abhängig gewesen und hier die Ostgrenze Mitteleuropas vor oder nach dem Rußlandfeldzug verschieden gezogen worden. Aus der deutschen Vorherrschaftsstellung in Europa war es verständlich, daß man Mitteleuropa innerhalb des Kontinentes eine bevorzugte Stellung einzuräumen gewillt war.

Dieser übersteigerte und besonders nach Osten ins Phantastische ausgeweitete Mitteleuropabegriff gerät durch den Ausgang des Zweiten Weltkrieges in eine schwere Krise. Diese Krise wird nicht nur dadurch ausgelöst, daß nun mit der totalen militärischen Besetzung Deutschlands der ganze mittel-

europäische Raum von fremden Truppen besetzt wird und sich die während des Krieges von Deutschland überwältigten Staaten Ostmitteleuropas wieder konstituieren, wenn auch teilweise nicht mehr in derselben Form wie vor dem Jahre 1938/39. Wesentlich für eine neue Raumbetrachtung wird auch die Tatsache, daß nun die Sowjetunion, eine osteuropäische Macht, sich weit in den mitteleuropäischen Raum vorschiebt. Das erste Mal in der Geschichte ist Rußland nicht nur wie schon vor 1914 ins Weichselgebiet vorgestoßen, sondern hat diesmal auch die Karpatenpässe überschreitend sich im nord-östlichen ungarischen Tiefland, am Oberlauf der Theiß, festgesetzt. Dadurch wurde die staatliche Verbindung zwischen Polen, der Tschechoslowakei und Rumänien, eine in der Zwischenkriegszeit sehr bedeutsame politische Klammer zwischen diesen Staaten, durchschnitten. Wesentlich ist auch die Tatsache, daß 1945 Bessarabien wieder an die Sowjetunion verlorengeht und auch die baltischen Staaten der deutschen Flankendeckung in Ostpreußen verlustig gehen und bald darauf in die Sowjetunion eingegliedert werden, und durch einen russisch besiedelten Korridor in Nordostpreußen die baltischen Völker einen unmittelbaren Siedlungszusammenhang mit dem polnischen Volksboden verlieren. Über diese Grenzverschiebungen hinaus, die auch an der Südgrenze, etwa im Raum von Triest, nicht ohne politische Allgemeinbedeutung für Europa sind, gelangt aber ein sehr wesentlicher Teil des östlichen Mitteleuropa einschließlich des heutigen Mitteldeutschland und der Böhmisches Länder in diejenige europäische Region, die nicht nur politisch-machtmäßig Osteuropa angegliedert ist, sondern auch infolge der hier postulierten kommunistischen Gesellschaftsordnung eine deutliche Distanzierung von den übrigen Teilen Europas, vor allem auch von dem bisher eng mit diesen Teilen verknüpften westlichen Mitteleuropa, erleben mußte. Die Umwandlung Ostmitteleuropas und seine Hinwendung zum Osten wird noch verstärkt durch die Absiedlung der deutschen Volksinseln aus diesen Staatsgebieten und die Räumung ganz Ostdeutschlands bis zur Oder und der Sudetenländer von seiner deutschen Bevölkerung. Damit sind weitere wesentliche Klammern, die den Westen Mitteleuropas mit seinen östlichen Teilen stets verbunden hatten, gelockert worden. Angesichts dieser Gegebenheiten und auch der weitgehenden Zerstörungen an der mitteleuropäischen Kulturlandschaft, wie sie durch die Kriegereignisse eingetreten waren, erschien nach dem Jahre 1945 die Frage berechtigt: Gibt es noch eine eigenständige mitteleuropäische Kulturlandschaftsentwicklung? Kann man den Begriff Mitteleuropa zu einem Zeitpunkt noch anwenden, wo auf jeden Fall das politische Schwergewicht und für diesen Raum anscheinend auch eine eigenständige kulturelle Prägung innerhalb Europas nicht mehr gegeben erscheint¹⁹. Dies ist umso begreiflicher, als von der nichtdeutschen und nicht-europäischen Öffentlichkeit immer mehr das Gliederungsprinzip Europas vereinfacht wurde und man eine Ost- und eine Westhälfte und eine freie und eine unfreie Welt

¹⁹ Lendl, E.: Gibt es noch ein Mitteleuropa? Wissenschaft und Weltbild 8 (Wien 1952) 269—280.

unterschied. Es sind vor allem amerikanische Kreise, die selbst in wissenschaftlichen Publikationen sich dieser grob vereinfachenden Teilung Europas bedienen. In dieser Betrachtungsweise wird andererseits das Bemühen deutlich, die Gliederung Europas nicht so sehr von naturlandschaftlichen Grenzen bestimmt sein zu lassen, als vielmehr die durch politische Ereignisse bedingten Umgestaltungen der Kulturlandschaft als ein wesentliches Kriterium heranzuziehen. Eine Kulturlandschaft wird in dem Moment anders, als andere Menschen mit anderen politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Tendenzen in ihr wirksam werden. In diesem Zusammenhang ist es auch interessant, auf eine Arbeit zur Erdteilgliederung hinzuweisen, die in der Nachkriegszeit entstanden ist und versucht, aus einer vertieften Schau über das Wesen Europas und seiner neu festgelegten Grenzen, die bis weit in den nordasiatischen Raum, bis an den Jenissej und an die Kirgisenschwelle gezogen werden, auch eine Untergliederung dieses Groß-Europa aufzuzeigen. Herbert Louis unterscheidet in dieser Arbeit ein Halbinsel- von einem Innereuropa²⁰. Louis möchte mit diesem Begriff „Innereuropa“ den nach seiner Ansicht wenig glücklichen Begriff „Osteuropa“ vermeiden und meint, daß es sinnvoller sei, die äußeren, meeresnahen Gebiete Europas als Halbinsel-europa zusammenzufassen und den landeinwärts gelegenen Teilen des großen Europa als ein „Innereuropa“ entgegensustellen. Der Begriff Innereuropa würde nach Louis gleichzeitig den geographischen Unterschied der russischen Lebenssphäre von den küstennäheren und küstennahen Teilen des westlichen Großeuropa, eben des Halbinseleuropa, aufzeigen. Er meint, daß ein Halbinseleuropa, dessen Grenzen im Osten gegen Innereuropa an der schon früher vielfach diskutierten Ostgrenze Mitteleuropas anzusetzen seinen, selbst wieder in ein Nord-, Süd-, West- und Mitteleuropa zu gliedern wäre, ebenso könnte man auch Innereuropa in ein nördliches, östliches, westliches und südliches aufteilen. Diese Louissche Gliederung zeigt uns, ebenso wie eine Arbeit von Theodor Kraus über Europa als geographischer Begriff²¹ oder ein Vortrag von Wolfgang Hartke über das Geographische Wesen Europas²², wie nicht nur die Frage nach Gestalt, Grenzen und Wesen des ganzen europäischen Kontinents zur Diskussion steht, sondern gleichzeitig auch ein Begriff wie Mitteleuropa neu zu durchdenken versucht wird. Diesem Problem dient auch eine Untersuchung von Erich Otremba über Wesen und Wandlungen des Begriffes Mitteleuropa²³, der darauf hinweist, daß zum Unterschied von dem Mitteleuropabegriff, der um die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg entstanden war, sich deutlich eine Tendenz der Ausweitung dieses Raumes nach dem

²⁰ Louis, Herbert: Über den geographischen Europabegriff. Mitt. d. Geogr. Ges. in München 39 (1954) 73—93.

²¹ Kraus, Th.: Europa als geographischer Begriff. Kölner Zeitschr. f. Soziologie 4 (1951/52) 261—266.

²² Hartke, Wolfg.: Das geographische Wesen Europas. Vortrag, gehalten im Geogr. Inst. d. Univ. München, 21. 2. 1953.

²³ Otremba, Erich: Wesen und Wandlungen des Begriffes Mitteleuropa. In: Tagungsbericht und wiss. Abhandl. des Dt. Geogr. Tages Hamburg 1955. Wiesbaden 1957, S. 265—273.

Südosten zeigt. Otremba meint nun, daß der gegenwärtige Begriffsumfang Mitteleuropa, der eine „zur Lebensform zusammengeschweißte Einheit von Wirtschaft und Landschaft unter der Herrschaft gereifter Kultur des Abendlandes“ darstelle, mehr eine Ausdehnung nach dem Westen Europas zeige. Während nach der Meinung Otrembas dem alten Mitteleuropabegriff der Wesenszug der wirtschaftsräumlichen Partnerschaft zwischen Industrieräumen und Agrarräumen innerhalb Europas anhaftet, könne im neuen, naturgemäß verkleinerten Mitteleuropa dieser Gedanke der Partnerschaft ungleichartiger Wirtschaftsräume nicht mehr als ein Wesenszug Mitteleuropas bezeichnet werden. Zum Wesen Mitteleuropas gehöre das richtige Gleichgewicht zwischen Stadt und Land, zwischen Wirtschaftsverflechtung und Eigenleben im Rahmen des Möglichen, ein Gleichgewicht im Verkehr zwischen Fern und Nah und vor allem ein Gleichgewicht im Aufbau der Sozialpyramide innerhalb der Bevölkerung. Der Bereich, der innerhalb Europas diese „harmonische Ordnung“ besitze, das sei Mitteleuropa. Es sei jenes Gebiet, in dem die von Riehl, Gradmann und Schrepfer dargestellte mitteleuropäische Kulturlandschaftsidee verwirklicht worden sei²⁴.

Aus diesen Gedanken ersieht man, wie bis in die jüngste Vergangenheit immer wieder mit neuen Gesichtspunkten um eine Idee Mitteleuropas gerungen wird²⁵. Wenn auch in der Gegenwart die sehr lebhaft Auseinandersetzung um den Mitteleuropabegriff, vor allem um sein Wesen, und auch die Diskussion um Gliederungsversuche Europas noch nicht abgeschlossen ist, so zeigt sich doch die ganze Fragestellung bei allen diesen Gliederungsversuchen sehr stark beeinflusst durch die jeweilige politische Lage. Es mag daher als sehr bedeutsam gelten, daß trotz der nun schon fast zwei Jahrzehnte andauernden politischen Überfremdung des östlichen Mitteleuropa durch die Sowjetunion und ihre politischen und wirtschaftlichen Staatsprinzipien sich in entscheidenden Teilgebieten des östlichen Mitteleuropa einige wesentliche Faktoren eigenständiger Kulturlandschaftsgestaltung erhalten konnten. So gibt es z. B. im ganzen polnischen Raum nahezu keine Kollektivierung der Landwirtschaft, so daß auch dieses System im Kulturlandschaftsbild nicht entscheidend zur Geltung kommt. Ähnliches gilt trotz der dort durchgeführten Agrarreform auch für Jugoslawien. Wesentlich ist auch, daß trotz starker Einengung des Wirkbereiches der christlichen Kirchen diese in weiten Teilen des östlichen Mitteleuropa als Leben und Landschaft gestaltende Faktoren noch nicht ausgeschaltet worden sind, also hiemit diese Gemeinsamkeit

²⁴ Riehl, W. H.: Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik. 1851. — Gradmann, R.: Das mitteleuropäische Landschaftsbild in seiner geschichtl. Entwicklung. Geogr. Zeitschrift (1901). — Schrepfer, H.: Landschaft und Mensch im deutschen Lebensraum. Ztschr. f. Erdkunde (1936) 145 ff.

²⁵ Dies wird uns besonders in einer Arbeit des aus Österreich stammenden englischen Geographen Carl A. Sinnhuber sehr deutlich, der sich um eine Analyse des geographischen Begriffes Mitteleuropa bemüht. Sinnhuber, Carl A.: Central Europe — Mitteleuropa — Europe Centrale: An Analysis of a Geographical Term. In: The Institut of British Geographers. London 1954.

ten zwischen dem Ost- und dem Westteil Mitteleuropas noch fortbestehen. Wenn in den letzten Wochen des Jahres 1963 durch Reiseerleichterungen über den Eisernen Vorhang hinweg an einigen Punkten wieder eine stärkere menschliche Berührung zwischen dem westlichen und dem östlichen Mitteleuropa einsetzt, so ist vielleicht zu hoffen, daß durch diese Reiseerleichterungen wieder die Voraussetzungen für menschliche Kontakte geschaffen werden können und ein politisch selbständigeres Vorgehen der Staaten der ostmitteleuropäischen Zone gegenüber der osteuropäischen Großmacht und ihrer auch die Kulturlandschaft gestaltenden Ideologie eingeleitet wird²⁶.

Die Bruchphase in der Kulturlandschaftsentwicklung der beiden Teile Mitteleuropas, wie sie nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges begann und trotz der aufgezeigten Annäherungsversuche noch weiter andauert, würde auch in der Zukunft, wenn alle politischen Trennungslinien fielen, noch lange erkennbar bleiben; ist doch auch heute noch eine ähnliche Bruchphase in der Kulturlandschaftsentwicklung zwischen einzelnen Teilen Mitteleuropas, die hundertfünfzigjährige Türkenherrschaft im südöstlichen Mitteleuropa selbst, fast dreihundert Jahre später im Landschafts- und Bevölkerungsbild ablesbar.

Abschließend sei nun noch speziell die Rolle der „Böhmischen Länder“ oder, wie dieser Raum in den letzten Jahrzehnten meist bezeichnet wurde, der „Sudetenländer“ in den Rahmen des Mitteleuropabereiches eingeordnet und welche Bedeutung ihnen politisch-geographisch zukommt.

Ein Blick auf eine Mitteleuropakarte zeigt, daß die Sudetenländer einen entscheidenden Abschnitt im naturräumlichen Gefüge Mitteleuropas darstellen. Böhmen ist ein von randlichen Mittelgebirgshöhen umfaßtes Hochland, in das einige Flußebenen und Beckenlandschaften eingetieft sind. Mähren besteht aus einer von Hochländern und Mittelgebirgssägen eingefassten Beckenreihe, vom Tal der March durchzogen und nach Süden zum Donauland hin geöffnet. Österreichisch-Schlesien endlich ist das Land zu beiden Seiten der Waldgebirgslandschaft der Sudeten und die Nordabdachung der westlichen Beskiden. Nach allen Seiten hin sind die Böhmischen Länder, durch welche die europäische Hauptwasserscheide hindurchzieht, über nicht allzu hohe Pässe und schluchtartige Flußtalabschnitte mit den anderen Teilen Mitteleuropas eng verbunden. Das Stromsystem der Elbe greift ebenso in die Böhmischen Länder hinein wie das der Oder und das der Donau. Seit dem frühen Mittelalter trägt dieser Raum, in dem sich das tschechische Volk inmitten einer deutschen Umwelt als ein die Geschicke des Landes mitgestaltender Faktor behaupten konnte, das historische Schicksal des übrigen Mitteleuropa mit. Böhmen ist sogar zeitweise Kernraum des mittelalterlichen Reiches, Sitz einer Dynastie, die durch längere Zeit die Geschicke des Heiligen Reiches bestimmt. Ist es im Mittelalter und auch noch in der Neuzeit ein wohl sehr ei-

²⁶ Einen bemerkenswerten Beitrag zur Frage der Verselbständigung der ostmitteleuropäischen kulturellen Stellung gegenüber den offiziellen sowjetischen Auffassungen bringt E. Lemberg in seiner Arbeit: Das Europäische an Ostmitteleuropa. Der Wegweiser. Zeitschr. f. d. Vertriebenen- und Flüchtlingswesen. November 1963.

genständiger, um nicht zu sagen eigenwilliger Teil des vielgestaltigen Heiligen Römischen Reiches, so bleibt es doch immer ein Stück Mitteleuropa, das sich auch in seiner ländlichen und städtischen Kulturlandschaftsprägung in keiner Weise von anderen Teilen Mitteleuropas abhebt. Selbst als im 19. Jahrhundert eine wissenschaftliche Definition des Mitteleuropabegriffes Platz greift, sind die Böhmisches Länder auch von den Befürwortern eines engen Mitteleuropabegriffes immer zu diesem gezählt worden. Es stellt allerdings innerhalb dieses engeren Mitteleuropa das einzige Gebiet dar, in dem eine wirklich bedeutsame slawische Gruppe anzutreffen ist, da alle anderen fremdsprachigen Gruppen Mitteleuropas, wie die französischen Schweizer, die Slowenen der Untersteiermark und Krains, oder die oberschlesischen Polen und die westpreußischen Kaschuben schon rein zahlenmäßig nicht diese Bedeutung haben wie die Tschechen der Böhmisches Länder. Die Sudetenländer sind ein Teil des Deutschen Bundes und gehören bis 1918 zur österreichischen Reichshälfte.

Die starke Bindung Böhmens, Mährens und Schlesiens an den engeren Rahmen Mitteleuropas wird erstmalig nach dem Jahr 1918 gesprengt, als die Sudetenländer mit der Slowakei und der Karpatenukraine zu einen Staat vereinigt werden und sich für die Sudetenländer zum erstenmal die politische Einordnung in einen anderen Staatenzusammenhang ergibt, ohne die engen Bindungen an das Reich oder Österreich (Kleine Entente). Aber noch immer rücken die Böhmisches Länder und die ganze Tschechoslowakei nicht aus dem Mitteleuropabereich heraus, wie teilweise Polen und Jugoslawien nach dem Ersten Weltkrieg. In der kurzen Zeitspanne der nationalsozialistischen Herrschaft werden die Böhmisches Länder sogar wieder in einen engeren Reichszusammenhang hineingestellt und sind als Protektorat ein Teilstück des „Großdeutschen Reiches“. Dies zum Unterschied von der Slowakei.

Die politische Neuordnung nach dem Zweiten Weltkrieg hat die Situation für die Böhmisches Länder entscheidend verändert. Sie sind im Rahmen des wiederentstandenen tschechoslowakischen Staates nun in eine neue Nachbarschaft gestellt. Die Staaten an der Nordgrenze, Polen und die Sowjetzone, gehören dem Ostblock an, während die Staaten im Südwesten und Süden, die Deutsche Bundesrepublik und Österreich, zur westlichen Welt gerechnet werden. Dies bedeutet eine sehr wesentliche Verschiebung der Position innerhalb der beiden Mitteleuropa gegenüber früher. Diese Verschiebung der Position der Böhmisches Länder ist auch noch dadurch gegeben, daß nun mit der Absiedlung der Sudetendeutschen die starke volkliche Bindung der Sudetenländer an das germanische Mitteleuropa nicht mehr gegeben ist. Die Böhmisches Länder sind auch in ihrer Kulturlandschaftsgestaltung durch die völlige Kollektivierung der Landwirtschaft und Sozialisierung der übrigen Wirtschaft stärker aus dem Rahmen des übrigen Mitteleuropa herausgebrochen als manche andere Länder der ostmitteleuropäischen Zone. Dazu tritt noch die Tatsache, daß im entsiedelten Bereich des ehemaligen deutschen Volksgebietes weite Ödlandgebiete entstanden sind, die als ein deutlicher Grenzsaum gelten.

Gerade diese Entwicklung aus einem alten Kernbereich des engeren Mitteleuropa in eine vom benachbarten Westen und seiner Kulturlandschaft sehr differenzierte Kulturlandschaftsentwicklung kennzeichnet die Situation in den Böhmisches Ländern. Sie läßt uns den großen Einfluß einer politischen Entscheidung für die Zuteilung eines Erdteilbereiches in die eine oder andere Region deutlich erkennen.

BEITRÄGE ZUR VOR- UND FRÜHGESCHICHTE DER KARLSBADER LANDSCHAFT

Von Wilfried Brosche

Die Frage nach dem Zeitpunkt der Entdeckung des Karlsbader Sprudels ist noch offen und es ist fraglich, ob sie jemals endgültig geklärt werden kann. Eines aber erscheint als sicher: die Gründungssage von der Auffindung der heißen Springquelle durch Kaiser Karl IV. und sein Jagdgefolge ist nicht mehr als eine Erzählung¹. Zum Vergleich sei an die auffällig ähnliche Gründungssage des Teplitzer Bades erinnert². Ein historischer Kern ist allerdings in der Karlsbader Gründungssage zu vermuten, sofern es sich hierbei nicht um eine Übertragung der Teplitzer Sage auf Karl IV. und auf Karlsbad handelt. Geschichtlich bezeugt ist nur, daß dieser Kaiser dem schon bestehenden „Warmbad“ seine größte Fürsorge hat zukommen lassen³.

¹ Ein Hund aus dem Jagdgefolge Kaiser Karls IV., der von der Burg Elbogen aus in den Wäldern des Aberges (im „Thiergarten“) pirscht, verbrüht sich in den heißen Quellen des Teplitales, als er einen Hirschen in die Schlucht verfolgt, und lockt durch seine Schmerzensschreie den Kaiser herbei, der daraufhin seine in der Schlacht bei Crecy empfangene Beinwunde durch Badebehandlung mit dem heißen Wasser heilt. — Dr. E. G. Kolbenheyer, der als Laien-Preisrichter beim Wettbewerb um Entwürfe zu Sprudel- und Kolonnaden-Umbauten im Frühjahr 1940 mit in Karlsbad tätig war, erläuterte mir bei dieser Gelegenheit seine Theorie: die Karlsbader Gründungssage von dem Sprung des Hirschen in die Tiefe der Teplschlucht könne durchaus auf die im Gedächtnis der Menschen als Urmythe fortlebende Vorstellung von den Jagdgebrauchen der Steinzeitmenschen zurückgehen. Das Gelände um den Aberg, als ein der Burg Elbogen zugehöriges Jagdgebiet noch zur Zeit Karls IV. sehr beliebt, müsse auch in der Steinzeit schon sehr geeignet zur Jagd gewesen sein. Die steilen, klippigen Ufer an der Westseite der Tepl schienen ihm als gute Gelegenheit, dort das Wild hinabzuhetzen. — Ich möchte darüber hinaus noch auf die Möglichkeit, erjagte Fleischnahrung im heißen Wasser der Sprudelquellen genießbar zu machen, hinweisen, die mir Kolbenheyers Theorie durchaus ernsthafter Beurteilung wert erscheinen läßt.

² Diese Teplitzer Sage reicht — zum Unterschiede von der Karlsbader „Entdeckungsgeschichte“ — bis in die Zeit früher slawischer Besiedlung des Landes zurück. Der heilkundige alte Diener Wawak des Burgherren von Settenz, Kolostuj, will seinem kranken Herren helfen und fragt die Hirten (Hirten als Heilkundige!). Da hört er, wie ein Schwein aus der Herde aufschreit. Es hat sich an der heißen Quelle des späteren Bades Teplitz verbrüht. Kolostuj gebraucht das warme Wasser mit Erfolg als Heilbad. — Datiert auf das Jahr 762. Siehe: Sagen und Schilderungen des Mittel- und Erzgebirges. Herausgegeben vom Biliner Lehrerverein etwa zu Beginn des Ersten Weltkriegs (mehrere Mitarbeiter).

³ a) 1349: Schenkung von „Thiergarten“ und „Trachwitz“ durch Karl IV. an das Warmbad.

b) 1366: Karl IV. schreibt für „feine Waren“ (französische Weine, Gewürze usw.) die Benutzung des „Königsweges“ im Egertal vor.

Mit großer Wahrscheinlichkeit kann angenommen werden, daß der Raum zwischen Horner Berg und Drahowitzer Hang samt Buchberg sowie zwischen Aberg und Hutberg bereits in vorgeschichtlicher Zeit ein von wichtigen Verkehrswegen durchzogenes Gebiet war. Das Tepltal um den Sprudel selbst bildete eine abgeschlossene Schlucht und die granitene Hänge waren noch nicht so stark mit Baumwuchs bedeckt wie heute. Die forstmäßige Bepflanzung mit Nadelwald im 19. und 20. Jahrhundert entspricht nämlich in keiner Weise den naturgegebenen Bedingungen⁴.

Wer aufmerksam diese Landschaft durchwandert, kann noch heute weite Abschnitte der alten Straßen und Steige aufspüren, auf denen vor Zeiten der Handel lief und über welche ganze Stämme in oder durch das Land zogen. Diese Wege sind in Spuren selbst dort noch erhalten, wo sich die Schwerlinien des Verkehrs wesentlich verschoben haben. Flußübergänge waren schon in der ältesten Zeit besonders zu schützen, die Straßen, insbesondere aber Kreuzungen und Abzweigungen, waren von „Hutbergen“, welche die Überwachung weiter Gebiete gestatteten, zu beobachten.

Jeder der Stämme, die im Lande lebten, gab einer besonderen Art der Besiedlung und der Sicherung den Vorzug, ohne dabei den Bestand des Vorgefundenen zu mißachten. Wenn man im Auge behält, daß Durchzüge anderer Stämme nur auf dem großen Heerwege des Egerlandes⁵ erfolgen konnten, versteht man, daß die umwehrten Zufluchtstätten auf diese alte „hohe Straße“ bezogen sein mußten, wie der bereits genau erforschte Wall bei Taschwitz beweist⁶. Auch die von mir erstmalig aufgenommene Umwehrung des untergegangenen Dorfes „Thiergarten“ — im Bereich des heutigen St. Leonhard-Kapellchens —, welche bisher in der Literatur noch nicht bekannt war und deshalb auch in keine Beurteilung aufgenommen werden konnte, deutet auf eine gleichartige Funktion⁷.

Ebenso waren in der Literatur über Karlsbad und seine Vergangenheit die Wälle auf dem „Ewigen Leben“ — bis 1945 „Stifterwarte“ genannt — und auf dem „Buchberge“ noch nicht in die geschichtliche Gesamtbeurteilung einbezogen worden, obwohl bereits die Veröffentlichungen von Schnee⁸

c) 14. 8. 1370: die erste gesicherte urkundliche Erwähnung von Karlsbad, Kaiser Karl IV. verleiht dem Badoort das Elbogner Stadtrecht (abgeleitet vom Egerer Stadtrecht).

⁴ Siehe Firbas, Franz: Waldgeschichte Mitteleuropas. 1. Bd. Jena 1949. — Nietsch, H.: Wald und Siedlung im vorgeschichtlichen Mitteleuropa. Leipzig 1939. — Schlüter, Otto: Die Siedlungsräume Mitteleuropas in frühgesch. Zeit (Karte!). Remagen 1953. — Lippert, Julius: Socialgeschichte Böhmens in vorhussitischer Zeit. Bd. 1. Prag-Wien-Leipzig 1896. — Friedrich, Wilhelm: Die historische Geographie Böhmens bis z. Beginn d. deutsch. Kolonisation. Wien 1912.

⁵ Kühnel bezeichnet diesen Heerweg als „Frankensteig“. Siehe Kühnel: Geschichte der Stadt Schlackenwerth. Siehe auch Lippert und Friedrich.

⁶ Aufnahmen des Amtes für Vorgeschichte in Teplitz vor dem letzten Kriege und Šimek, E.: Chebsko v staré době [Das Egerland in alter Zeit]. Brunn 1955.

⁷ Siehe Anhang: Bericht über die Wälle von „Thiergarten“ mit zugehörigen Plänen.

⁸ Schnee, Otto: Die keltischen Ringwälle auf dem Karlsbader Buchberg [zitiert aus der Prager Zeitung „Bohemia“]. Karlsbader Bodeblatt vom 2. 9. 1910 und 18. 9.

Hinweise auf deren Bestehen gegeben hatten. Die offensichtlichen philologischen Irrtümer und Trugschlüsse von Schnee, vor allem in seinem Aufsatz über die keltischen Namen in der Karlsbader Landschaft, waren vermutlich der Anlaß, daß sich die Fachliteratur nicht näher mit seiner Theorie befaßte⁹.

Weder die Wälle bei St. Leonhard noch die auf dem Berge nördlich des Sprudels sind bisher durch Grabungen untersucht und in ihrer zeitlichen Einordnung bestimmt worden. Doch kann man meines Erachtens auf Grund meiner kartographischen Aufnahmen zumindest bei den Anlagen auf dem „Ewigen Leben“ — aus Analogie der Bauart — keltisch-illyrische Ursprünge vermuten, ohne daß ich damit einer eingehenden Forschung vorgreifen möchte. Damit wäre die Überzeugung von Gnirs¹⁰, daß in der Nähe der heißen Quellen im Tepltal schon in vorgeschichtlicher Zeit größere Siedlungen bestanden haben müßten, bestätigt.

Sieht man — vor allem in der Winterszeit — die Dampfvolken, welche den heißen Springstrahl umhüllen (in den Jahren nach 1939, als die alte Sprudelhalle abgerissen war und der Springer praktisch im Freien pulsierte, war dies sehr deutlich), so ist es eigentlich unerklärlich, daß man nicht schon immer davon überzeugt war, daß die Quelle schon den ersten Menschen, welche diese Landschaft aufgesucht haben, bekannt gewesen sein muß. Diese Besucher aber sind sicher schon in der Steinzeit zu suchen¹¹.

Ob nun die Wallanlage auf dem „Ewigen Leben“ ein „oppidum“ in der Art und Qualität der keltischen Bergstädte in Gallien¹² war oder nur eine Fluchtburg — wobei in diesem Falle das alte „Thiergarten“ etwa als Hauptsiedlung mit Feldern und Weiden angesehen werden könnte — bleibt noch zu klären. Vielleicht hat aber auch schon in ältester Zeit in der Nähe des Sprudels selbst — etwa im Bereich der heutigen Prager Straße — eine Ansiedlung bestanden, mit Feldern auf dem flachen Hügel des jetzigen Imperial-Hotels, wo ja auch im Mittelalter die Felder der Karlsbader Ackerbürger gelegen haben. Das ist nach alten Bildern gut erkennbar¹³. Bei der Artung der

1910. — Ders.: Die keltischen Namen in den Karlsbader Revieren. Karlsbader Badeblatt vom 18. 12. 1910. — Ders.: Keltische Namen im Gebiet des Teplflusses. Karlsbader Badeblatt vom 20. 8. 1911 (od. 28. 8. 1910?).

⁹ Siehe Anm. 8. Beispiele für unwahrscheinliche Namensdeutungen: Kohlloh = giol-a = Berg am Wasser, Bärenloh = bioran = kleines Wasser, Schwarze Ladl = ardsa ludl = die kleine Straße, Teufelstein = dubh-ail = der schwarze Stein. Manche andere Deutung von Schnee sollte allerdings noch einmal von Fachwissenschaftlern überprüft werden, da m. E. auch Möglichkeiten richtiger Deutungen in Schnees Beispielen stecken.

¹⁰ Gnirs, Anton: Karlsbad in seiner ältesten Vergangenheit. Karlsbad-Leipzig 1925.

¹¹ Meine Auffassung fand ich nach Niederschrift dieses Textes auch bei Lenhart bestätigt. Siehe Lenhart, Josef Johann: Karlsbads Memorabilien v. Jahre 1325 bis 1839. Prag 1840.

¹² Siehe Abbildung von Bibracte (Mont Beuvray bei Autun) bei Radig, Werner: Die Siedlungstypen in Deutschland und ihre frühgesch. Wurzeln. Berlin 1955. — Auch Schuchhardt, Carl: Die Burg im Wandel der Weltgeschichte. Potsdam 1931.

¹³ Siehe Karte der Brüder Thad. u. Leop. Platzer von Karlsbad (etwa um 1810); weiter auch die Karte von Jak. u. Thad. Platzer von Karlsbad mit Umgebung

keltisch-illyrischen Kultur ist mit großer Wahrscheinlichkeit damit zu rechnen, daß das Sprudelwunder seine Hüter gefunden hat und zwar wohl in priesterlicher Form. Jedenfalls sollten bei künftigen Erdarbeiten beiderseits des alten Stadtkerns und auf dem Laurenzi-Hügel (Hotel Imperial) die Augen offen gehalten werden¹⁴.

Wir wissen auch nicht, ob die germanischen Nachfolger der keltischen Bojerstämme¹⁵, die in Böhmen saßen, diese Höhenburg besetzt hatten. Es scheint mir aber sehr wahrscheinlich.

Wo waren die Haupt-Siedelgebiete dieser frühesten Stämme im Karlsbader Becken? Außer Funden der linearbandkeramischen und der Lausitzer Kultur in der Nähe der Eger östlich von Karlsbad und westlich des Donitzer Meierhofes, aus der jüngeren Steinzeit bei Haid und Schankau, beim Dallwitzer Turmhügel aus der jüngeren Steinzeit, Bandkeramik-, Bronze- und Hallstattzeit, wie sie bis 1945 bekannt waren¹⁶, sind inzwischen durch die eifrige tschechische Forschung auch Lausitzer Funde bei Taschwitz, Dallwitz, Haid, Schankau, Weheditz und Zettlitz gemacht worden. Auch noch ältere, mesolithische Spuren sind seit dem Kriegsende fixiert worden: 6 nördlich und 2 südlich der Eger (am nördlichen Abergang!). Überdies hat der jetzige Karlsbader Museumsleiter, Koudelka, gemeinsam mit Dr. Gross vom Prager archäologischen Amt unter der Engelhauser Burg neolithische Funde entdeckt, welche zeigen, daß für den Karlsbader Bereich noch lange nicht das letzte Wort in Vorgeschichtsfragen gefallen ist¹⁷. Der Blick der tschechischen Forschung lag und liegt aber anscheinend bisher noch immer im Banne der Vorstellung vom Sedličaner Stamm, der vom Namen

vom Jahre 1846, die (vom Karlsbader Stadtarchiv dem dortigen Planungsamt in den Jahren 1939 bis 1945 zur Verfügung gestellt) mir während der Aufnahmearbeiten an den Wällen zur Hand war. Beides Karten-Stiche. — Dazu auch: Katasterplan der Stadt Karlsbad vom Jahre 1849, aufgen. von Alois Souvent und „Situationsplan von Karlsbad“ in Prökl, Vinzenz: Geschichte der königlichen Stadt Karlsbad. Karlsbad 1882. — Außerdem mehrere alte Ansichten der Stadt K. (Z. B. das Stadtbild eines unbek. Verfassers von 1650 bei Merian, der Schindler-Stich von 1652, sonstige Ansichten aus dem 17. u. 18. Jh.).

¹⁴ Einziger bisheriger Fund im unmittelbaren Quellengebiet (Sprudel) ist das bei Gnirs abgebildete, als Weihgabe gedeutete weibliche Figürchen (Büste), welches bisher als römische Arbeit angesprochen wurde, was m. E. nicht als sicher gelten kann. Typus und Haartracht weisen wohl eher slawische Merkmale auf. Bei Franz, Leonhard: Kelten und Germanen in Böhmen. In: Das Sudetendeutschtum. Brünn 1937, ist die Karlsbader Landschaft nicht in den Bereich der Hügelgräber-Bronzezeit in Böhmen einbezogen.

¹⁵ Siehe Sedlák, Miroslav: Historický průvodce Karlovarskem. Pilsen 1962. Er behauptet hier, es habe sich nicht um Bojer sondern um Volsker und Tektosager gehandelt.

¹⁶ Siehe Karell, Viktor: Karlsbader Jahrbücher 1938, 1939, 1940. Karlsbad — und andere Heimatliteratur über Karlsbad und Umgebung vor dem Kriege. — Dazu ders.: Karlsbad im Wandel der Jahrhunderte. Marburg/Lahn 1958.

¹⁷ S. Sedlák: bei ihm zitiert: Plesl, Evžen: Horní Poohří v Pravěku. Karlsbad 1958. Auch: Koblenz, Werner (Dresden): Böhmisches-sächsische Kontakte während der Lausitzer Kultur. Památky archeologické/Böhmův sborník 52 (1961) Nr. 2. — Historický sborník karlovarska odber kulturny rady KNV. Karlsbad 1955.

des Ortes Zettlitz und der Sprachforschung her — berechtigt — mit seinem Schwerpunkt in das Gebiet nördlich der Eger fixiert erscheint. Neuere tschechische latène-hallstattzeitliche Funde¹⁸ auf der südlichen Seite der Eger und bei Altrohlau und Zettlitz auch auf deren Nordseite scheinen doch zu beweisen, daß die Kelten bisher auf jeden Fall längs der Hauptverkehrswege feststellbar sind. Šimek bemühte sich, den Taschwitzter Wall ganz und gar als slawische Anlage zu kennzeichnen, trotzdem die Grabungen nach 1938 dort germanische Funde nachgewiesen hatten¹⁹. Nur die Sage von der „Drahomira-Burg“²⁰, die im Bereich von Drahowitz zu fixieren versucht wurde, verweist bisherige Vermutungen auch auf frühtschechisches Siedelland südlich der Eger. Ob diese „Burg“ tatsächlich an der Stelle des Drahowitzer Meierhofes lag, ist übrigens noch nicht bewiesen. Jedenfalls ist ein Herrensitz zu Drahowitz 1470 bis 1528 geschichtlich nachweisbar, wie Kühnel in seinem Schlackenwerther Geschichtswerk darlegt²¹. War dieser Herrensitz nur der Meierhof oder gar etwa eine burgartige Anlage auf dem „Buchberg“²²? Ob der slawische Stamm der „Zettlitzer“ (Sedličané) die Wallanlage auf dem „Ewigen Leben“ besetzt hatte — etwa nach Kelten und Germanen —, ist nun eine Frage an die Bodenforschung. Die tschechische Mädchenkrieg-Sage müßte dabei wohl auch ins Auge gefaßt werden. Zwei Stellen bei Prökl²³ erscheinen in diesem Zusammenhang sehr beachtenswert: das „Schloß Sedletz“ bildete nach ihm (er zitiert ab 28.6.1168 einen Zawisch als Zettlitzer Gaugrafen) „noch lange die Grenzfestung von Böhmen“. Ferner erzählt er, daß ein Bürger Moritz Drumm, der zu seiner Zeit lebte, eine alte Chronik besessen habe, verfaßt von den Karlsbader Bürgermeistern Polz und Deiml und betitelt: „Merkwürdige Begebenheiten“, die mit folgendem Text beginnt: „Anno 717 ist Schwach, des Horschen Sohn und des Lehen (Lech) Enikel, als er reich geworden ist, mit vieler Gesinde und Vieh von dem Berge Zrziep, jetzo Sct. Georgs Berg genannet, abgezogen, sich gegen Niedergang ganz begeben, und daselbst bei einem Wasser mit Namen Uohrze oder Tepla, jetzt die Eger genannt, niedergelassen. Uohrze hat den Namen von Uohrziwaczizy, das ist wärmendes Wasser, übernommen und zweifelsohne von dem Fluß Tepl, welcher durch Karlsbad läuft. Daselbst hat er viel Wiesen einrichten lassen und beliebte ein Ort auf einer Höhe zu bauen und ließ sich selbst vergraben (!) und umher eine starke Friedenwehr von Holz bauen (!), allwo sein Vieh aus- und einzulassen und hat denselben Ort den Namen Puschte adla gegeben. Wpausteli heißt eigentlich Einlassen und dieweil dieser Kreis ein trefflich fruchtbares Land war, hat obgedachter Schwach die Wälder umher ausrot-

¹⁸ Ebenfalls bei Sedlák.

¹⁹ Siehe Anm. 6.

²⁰ Mehrfach erwähnt in der Karlsbader Heimatliteratur vor dem Kriege.

²¹ Kühnel: Geschichte der Stadt Schlackenwerth.

²² Siehe Anhang: Bericht über die Wälle auf dem „Ewigen Leben“ mit zugehörigem Plan.

²³ Prökl, Vinzenz: Geschichte d. königl. Stadt Karlsbad.

ten (!) und viel Äcker und Wiesen errichten lassen. Dieses geschah zur Zeit Libuscha.“

Außerdem erscheint mir erwähnenswert, daß — ebenfalls nach Prökl — Gelasius Dobner, der „mit Genauigkeit eine Karte von Böhmen nach dem geographischen Zustande im 13. Jh. verfaßte, welche Niklas Klaudian im Jahre 1517 veröffentlicht“, das „Schlos Wary“ in die Zahl der größeren Burgen Böhmens einreihete. Muß damit die Burg über dem Marktplatz gemeint sein oder kann es nicht auch noch eine Anlage auf dem Buchberg gewesen sein?

Šimek vermutet die Gauburg der „Sedličané“ südlich von Zettlitz²⁴, etwa zwischen dem Marktort und der Höhe, unter welcher auf der Egerseite der Karlsbader Hauptbahnhof liegt, also in einem Gebiet, das — infolge der dortigen Tagebaue und den damit in der Landschaft entstandenen Wunden — keinerlei Nachweise mehr gestattet. Dieser Vorstellung folgt im Prinzip auch Sedlák, der ebenfalls die Zentren der tschechischen Besiedlung im Bereich von Taschwitz und auf der Höhe von Zettlitz sucht²⁵. Es ist ganz begreiflich, daß Šimek sich mit der Deutung, der Hausberg im Wassergraben südwestlich des Premlowitzer Meierhofes könnte die „Slawische Wasserburg“ der Sedličané gewesen sein, wie dies in letzten deutschen Vorkriegsveröffentlichungen erörtert worden war²⁶, nicht zufrieden geben konnte. Meines Erachtens ist dieser Hausberg mit Wassergräben nicht anders zu werten als der andere Hausberg beim Dallwitzer Meierhof. Daß bei jedem dieser Turmhügel Meierhöfe lagen (in der Nähe des Dallwitzer entstand dann später auch noch das dortige Schloß), macht es mir sehr wahrscheinlich, daß auch vor dem Mittelalter jeder dieser Sicherungsstellen eine Versorgungsbasis zugeordnet war. Zur Form dieser Turmhügelburgen sei auf die Forschung von Carl Gumpert, Ansbach, hingewiesen, der in Franken eine ganze Reihe nachweisen konnte²⁷. Ich vermute, daß diese Anlagen auf Karl den Großen zurückgehen, der alle Ursache gehabt haben muß, nach

²⁴ Šimek: Chebsko.

²⁵ Sedlák: Hist. prův.

²⁶ Karell, V.: Zettlitzer Hausberg. In: Karlsbader Jahrbuch 1938. — Ders.: Dallwitzer Hausberg. Ebenda.

²⁷ Gumpert, Carl: Frühmittelalterliche Turmhügelburgen. Fränkische Landeszeitung Nr. 14 v. 15. 11. 1947, Ansbach. — Solche Turmhügel mit Wassergraben gibt es übrigens auch im westfälischen Raum (z. B. an der Grenze von Bochum und Herne). Auch in der Niederung westlich Marienbad, in der Nähe der Urstraße, die von Eger zwischen Oberpfälzer Wald und Kaiserwald in südöstlicher Richtung führte, gab es ein Beispiel für solch einen „burgus“, auf den mich H. Weinelt (im letzten Kriege gefallen), der seine besondere Aufmerksamkeit damals auch der Turmhügel-Forschung gewidmet hatte, in einem leider verlorengegangenen Briefwechsel aufmerksam gemacht hatte. Ich hatte mir die Anlage angesehen. Wenn ich mich recht erinnere, war es bei einem Orte namens Auschowitz. Weinelt, Herbert: Burgenbau und Kolonisation im mitteldeutschen Osten. Auslandsdeutsche Volksforschung (1938) Stuttgart. — Weiter Weinelt: Zur Burgenkunde des Egerlandes. Unser Egerland, Hefte 1/2 und 7/8 (1936). W. behauptete, daß solche „burgus“-Anlagen keinesfalls slawischer Herkunft sein könnten.

seinem Heerzug gegen die Slawen vom Jahre 805, welcher sich auf dem „Frankensteig“ abgespielt haben soll, diese militärisch bedeutsame Einfallsstraße ins böhmische Massiv an ihren wichtigsten Punkten zu sichern — vor allem da, wo die Besiedlung am dichtesten war, also auch hier im Karlsbader Becken.

Damit wäre ich bei der Beurteilung der Urwege in der Karlsbader Landschaft. Gehen wir davon aus, daß die Eger, die Tepl und ihre Nebengewässer in der Urzeit gute Fischwässer waren, daß die Zinnfunde von Schlaggenwald, im Teptal (Zinnbach usw.), im Egertal (Zinnbach bei Gießhübel) und im Erzgebirge seit der Bronzezeit große Bedeutung hatten, daß zum Feldbau nur die großen, waldfreien Flächen nördlich der Eger verlockten, südlich von ihr nur die relativ kleinen Plätze von Aich und Donitz und östlich der Tepl die Umgebung von Drahowitz und vielleicht die Höhe um das Hotel Imperial, daß aber zur Viehzucht auch die waldarmen und nur mit Buschwald bedeckten Höhen an den Nordhängen des Abers und um das „Ewige Leben“²⁸ in Betracht kamen, so ist schon ein Umriss abgesteckt für mögliche Siedlungszentren und die davon abzuleitenden Wegeführungen. Wie schon angedeutet, ist die vermutbare hallstädtisch-keltische und die germanische Siedelfläche unklar, deutlicher abgezeichnet scheint schon der slawische Siedlungsboden. Šimek beansprucht dafür im Karlsbader Becken folgende Orte: Weheditz, Dallwitz, Schobrowitz, Drahowitz, Donitz, Zettlitz, Premlowitz, Ottowitz, Rossnitz, Mugel, Rohlau, Poschetzau, Taschwitz. Im weiteren Bereich gehören seiner Meinung nach dazu: Sattelles, Schömitz, Pullwitz, Zwetbau, Altdorf. Lessau hat er — trotz des slawischen Klangs in diesem Ortsnamen — nicht in seiner Liste. Mir erscheinen sprachgeschichtlich anzweifelbar: Mugel und Altdorf; trotzdem können diese Plätze siedlungsmäßig ohne weiteres slawisch besetzt gewesen sein²⁹. Auch die

²⁸ Dies zeigen alle alten Abbildungen von Karlsbad: der Stich aus Merian von 1650, der Schindler-Stich von 1652, der Stich von S. C., herausgegeben von Jer. Wolffs Erben (offensichtlich aus dem 18. Jh. — wiedergegeben bei Frank, Ernst: Das berühmte Carolsbad. Prag 1944) und noch viele andere Darstellungen der Kurstadt.

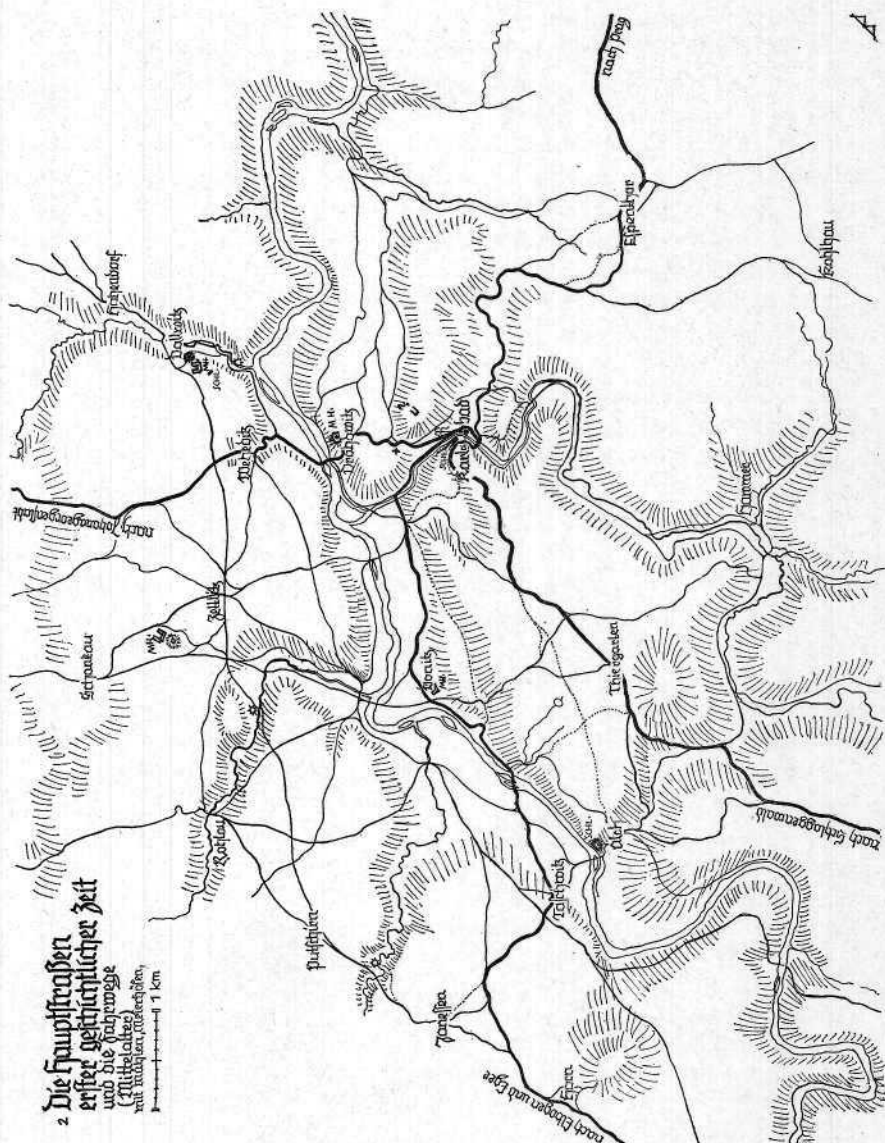
²⁹ Früheste Erwähnungen nach Šimek (Chebsko):

Weheditz	=	wehaticz	1390
Dallwitz	=	telwicz	1502
Drahowitz	=	drahowicz	1434 (trachwitz 1349 — siehe Anm. 3)
Donitz	=	thwnicz	1387
Zettlitz	=	v sedleich	1130 (!)
Premlowitz	=	bremlowitz	1523
Ottowitz	=	otnawicz	1325
Rossnitz	=	rosninici	1273
Mugel	=	mugel	1312
Rohlau	=	raluna	1286
Poschetzau	=	boschitzaw	1525
Taschwitz	=	taswicz	1464
Schömitz	=	schemnitz	1239
Pullwitz	=	polbitz	1523
Zwetbau	=	de zwetibor	1264

Schobrowitz, Sattelles und Altdorf sind nicht mit Altnamen angegeben.

2 Die Hauptstraßen
erster geistlicher Zeit
nach die Fahrwege
(Mittelalter)

mit einem Maßstab von 1 km



Fluß- und Bachnamen Tepl (teplá = die Warme), Rohlau, Lamnitzbach und Lomitz (der steinige, felsige Bach), Wistritz (bistrica = die Schnelle) beweisen eine geschlossene slawische Siedlungsfläche im Egertal. Jenseits von Chodau trennte wahrscheinlich ein kleiner Waldgürtel die eigentlichen „Zettlitzer“ von der nächsten slawischen Stammesgruppe um Falkenau. Östlich von Schlackenwerth scheint wieder ein Markwald die Zettlitzer (Sedličaner) von den Saazern (Lučanern) getrennt zu haben³⁰. Ob auch um Eger Slawen saßen, darüber sind sich die tschechischen Wissenschaftler noch nicht einig³¹. Jedenfalls machen die slawischen Wohngebiete im Egertal den Eindruck riesiger Lichtungen im sonst sehr ausgedehnten und fast geschlossenen Waldgebiet des Böhmerlandes³². Das ist aus der ursprünglichen Waldausbreitung vor ihrer Verringerung durch die deutsche Rodung und Besiedelung ziemlich klar zu entnehmen. Die Orts- und Flurnamenforschung gibt uns darüber gute Auskunft³³.

Noch etwas anderes von weittragender Bedeutung wissen wir aus der „Slawenzeit“ unserer Heimat: den Verlauf der „via regia“, der „Königsstraße“ oder des „Frankensteiges“, jener uralten Heerstraße, deren Erhaltung schon Karl der Große veranlaßte. Sie war wohl vorbestimmt durch einen viel älteren Handelsweg und wurde auch später als Eigentum und Verpflichtung der böhmischen Könige gehalten — wie urkundlich nachweisbar ist³⁴. Zwar folgte sie im großen Zuge dem Egertal, wich — wie alle älteren „Hochstraßen“ — den Talniederungen mit ihren vielen Sumpfstellen an den Bach- und Flußufern möglichst aus und führte, von Westen kommend, im Karlsbader Bereich nördlich der Eger bis Rodisfort und dann südlich des Flusses durchs Aubachtal über Saaz nach Prag, wie bisher in großen Zügen bekannt war. — Ich glaube, es ist mir gelungen, zwischen Grünlas und Dallwitz — also im eigentlichen Karlsbader Einzugsgebiet — den Verlauf dieser „via regia“ und ihre wesentlichen Abzweigungen genauer zu bestimmen. Die Führung der alten Poststraßen hat mir dabei sehr geholfen, denn sie sind — auch anderwärts — fast überall den alten Urwegen gefolgt. Ausgedehnte eigene Wanderungen in diesen Gebieten gaben mir die Überzeugung, daß ich auf richtigen Spuren war.

Westlich von Grünlas ist die „alte Poststraße“ noch in dieser Bezeichnung in der „Reichskarte“ 1:100 000 zu finden, östlich von Dallwitz bis

³⁰ Siehe: Šimek (Chebsko): Verteilungskarte der slawischen Ansiedlungen und Schwarz, Ernst: Zur Namensforschung und Siedlungsgeschichte der Sudetenländer. Reichenberg 1933. „Choden“ als Grenzwächter (um Chodau sitzend). Siehe: Hist. sborník karlov. (Anm. 17.)

³¹ Siehe Turek, Rudolf: Die frühmittelalterlichen Stämmegebiete in Böhmen. Prag 1957.

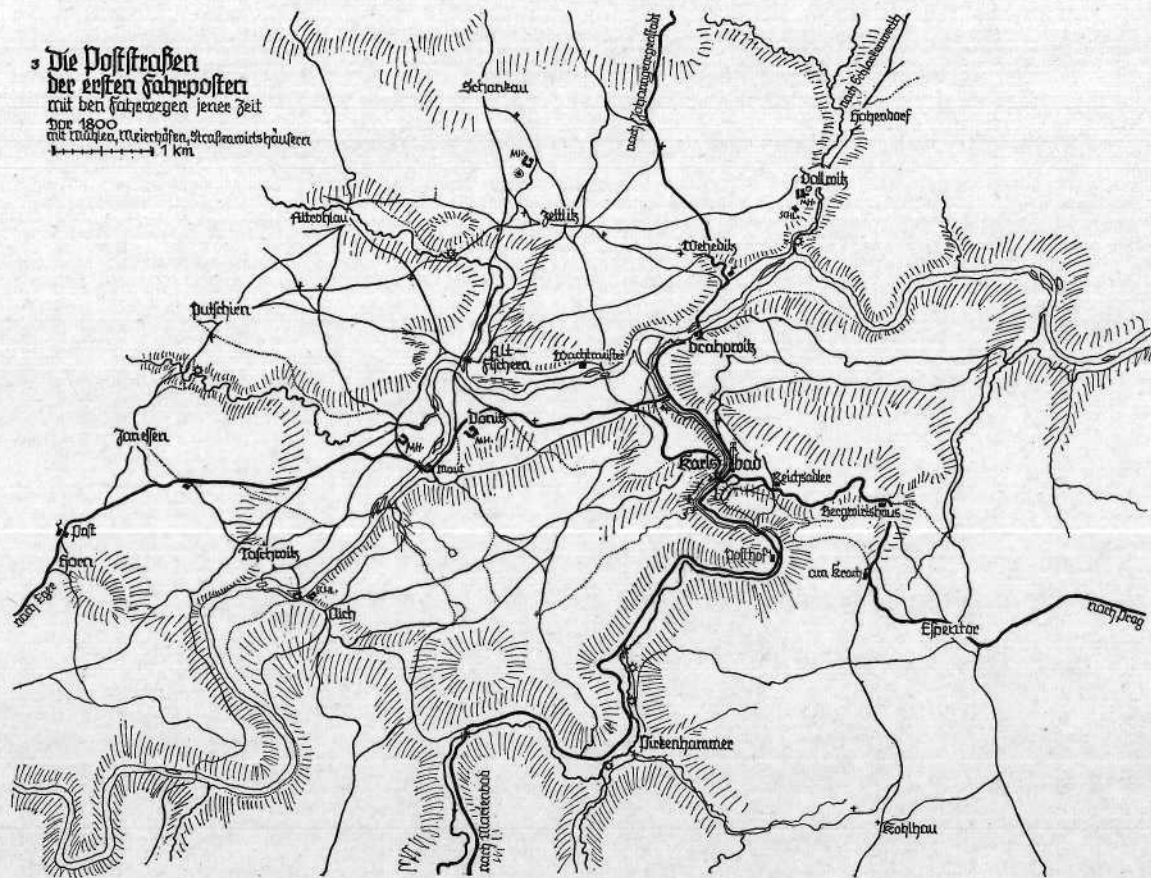
³² Siehe Schlüter: Die Siedlungsräume Mitteleuropas (Waldkarte).

³³ Schwarz: Zur Namensforschung.

³⁴ Siehe Anm. 3b. Dazu auch die Urkunde vom 10. 3. 1391 eines Privilegiums von König Wenzel IV., nach welchem die Straße von Prag über Schlan, Laun, Saaz, Rodisfort, Zettlitz, Elbogen, Eger als „Reichsstraße“ anerkannt wurde. Rimpl, Herbert: Eger, die städtebauliche Entwicklung einer deutschen Stadt. Berlin o. J.

3 Die Poststraßen
der ersten Fahrposten
mit den Fahrwegen jener Zeit

1800
mit Mühlen, Meierhöfen, Straßendorfhäusern
1 km



Rodisfort dürfte der Verlauf keinem Zweifel unterliegen. Zu klären war vor allem das Stück dazwischen. Nun kennen wir aus Goethes Beschreibung seiner Anfahrten nach Karlsbad den Weg, welchen die Postkutsche seiner Zeit nahm³⁵. Er sah, hinterm Horner Berg heraufkommend, das Karlsbader Beken sich breiten und fuhr dann durch den alten Posthof, welcher noch 1945 — abseits der neuen Fernstraße — nördlich von Horn fast vergessen lag, bog dann zur Egerbrücke kurz oberhalb Donitz ins Tal abwärts. Die letztbeschriebene Brücke überquerte die Eger etwa zweihundert Schritt oberhalb der Stahlbrücke der jetzigen Straße und man konnte ihre Wiederlager und die Grundmauern des rechtsufrigen Mauthauses noch während des Krieges deutlich erkennen. Weiter ging die Postfahrt über Donitz, die Knollstraße hinauf, durch die Senke von „Klein-Versailles“ hinunter und hinter ins Teptal, zum Marktplatz der Stadt. „Hinten“ im Teptal versteckt lag das Bad der Biedermeierzeit, in seiner kleinen, gemütlichen Enge. So verdeutlichen es uns auch jene reizenden Sepia-Veduten von Zingg, dem Lehrer Ludwig Richters, welche noch zu Kriegsende im Besitz des Karlsbader Stadtarchivs waren³⁶.

Warum diese Fahrt nach Karlsbad mit Goethe? — Ja, darin steckt ein Stück Fahrt auch auf der alten Königstraße: nämlich von Grünlas bis zum alten Posthof bei Horn. Die „via regia“ ging dann von dort aus weiter — jetzt in Form eines alten Fuhrweges erhalten — nach Janessen, durch den Ort hindurch, kreuzte — vor dem Chodaubach zu einem Hohlweg ausgefahren — bei der „Spitzmühle“ dieses kleine Nebental der Eger. Dann stieg sie — den Südrand von Putschirn berührend — wieder an, überquerte die Straße Fischern—Altrohlaun an der Stelle des alten Wegkreuzes (wie auch andere Wegkreuze sie noch 1945 markierten)³⁷, fiel wieder zur Mühle am Rohlaubach ab, ihn dort überschreitend, stieß bei der Straßenspinne westlich Zettlitz auf die jetzige Landstraße durch den jetzigen Ortsmittelpunkt und verlief weiter über den „Alten Maschauer“ nach Dallwitz und dann über Hohendorf, Haid und Elm nach Rodisfort, der wichtigsten Furt über die Eger.

Der Hornerberg, der „Hutberg“ — wie an anderen Stellen des deutschen Sprachgebietes ist auch hier im Namen der alte Wachpunkt für Fernstraßen erhalten — und der Steinbühl waren offenbar die zugehörigen Wachberge und Signalstationen dieser wichtigen alten Verkehrslinie. Wahrscheinlich gehörten auch der Aberg und die Kuppen des Buchberges und des „Ewigen Lebens“ zu diesem Kontrollsystem.

Die Bachübergänge waren für den Durchziehenden im Kriegsfall immer schwierige Stellen. Dem wurde von den jeweiligen Besitzern der Landschaft noch nachgeholfen. Ob der Fels über der Spitzmühle am Chodaubach, den heute die Eisenbahn durchschneidet, der 1945 noch ein Bahnwärterhaus trug,

³⁵ Goethe, Johann Wolfgang: Tagebücher, Tag- und Jahreshefte, Briefwechsel. — Weiters: Die Post in Karlsbad (ohne Verf.).

³⁶ Zwei Ansichten der Stadt K. von der „Franzensbrücke“ und ihrer Umgebung aus.

³⁷ Siehe meine Wegekarten zu dieser Arbeit.

in ältester Zeit ein befestigter Platz war, wäre eine naheliegende Frage an die Bodenforschung. Der Rohlaubach-Übergang war jedenfalls durch die Zettlitzer Turmhügelburg etwa gedeckt und auch vom Hügel, der sich gerade über der Furt erhebt, leicht zu beherrschen. Die Dallwitzer Talquerung des Widitzbaches war durch den schon erwähnten „Dallwitzer Hausberg“ genügend beherrscht. Daß diese beiden „burgus“-artigen Anlagen wahrscheinlich sogar — mit ihren Meierhöfen — stationsmäßigen Charakter hatten, scheint nahezuliegen³⁸.

Sehen wir uns das Egertal näher an: von Elbogen bis Aich ist es — mit seinen steilen Wänden zum Wasser abfallend — völlig unwegsam. Beim Schloßfelsen von Aich und knapp ostwärts des Ortes war das rechte Ufer früher — noch zu Goethes Zeiten — nicht begehbar, bei Fischern brach sich der Fluß am linken Ufer, hinter der Chodaubach-Mündung und ebenso hinter dem Rohlaubach an den Felshängen. Gegenüber dem Teplmund, welcher früher zwischen zwei Armen die „Teufelsinsel“ einschloß, stieß die Eger wieder an eine Felswand, im Volksmund „am Kuhschwanz“ geheiß. Gegenüber Drahowitz wurde das linke Ufer für eine Strecke flach, um vor der Widitzbachmündung neuerlich als Wand zu dem großsteinigen Flußbett abzufallen und auch jenseits des Baches fast ungangbar zu bleiben. Hinter dem „Eulenfels“, wo auch das rechte Ufer wieder als Absturz an die Eger trat, blieb das Tal weithin ungangbare Wildnis wie zwischen Elbogen und Aich. Die Bäche brachten Schottermassen, welche sich — noch beeinflusst von der Absetzwirkung der Flußkurven — zu Sandbänken sammelten: so die Inseln gegenüber der Aicher Bachmündung, beim Einlauf des Donitzer Wässerchens, das nur von „Thiergarten“ kommt, bei den Mündungen des Chodau- und Rohlaubaches, oberhalb der Teplmündung und bei Drahowitz, unterhalb derselben. Da ließen sich überall Furtstellen finden und sie wurden auch zu solchen Übergängen genutzt. Die erste war die Furt knapp oberhalb des Aicher Schlosses, vom Aicher Tal zur „via regia“ überleitend. Das bringt den dortigen Schloßfelsen in den Verdacht einer ganz alten Furtensperre. Dieselbe Rolle spielte am gegenüberliegenden Ufer die Taschwitz Wallburg zwischen Taschwitz und Stahlenhof, mit dem Felsabsturz zur Eger als Rückendeckung. Die zweite Furt war der Übergang der alten Poststraße über die Neudonitzer Inseln, bevor noch die oben erwähnte alte Brücke zwischen Furtstelle und heutiger Stahlbrücke entstand. Die Türme von „Thiergarten“ — die in ihrem Charakter mit den eindeutigen „burgus“-Typen an der „via regia“ verwandt sein könnten — scheinen zur Deckung dieses Übergangs geeignet gewesen zu sein³⁹. Jedenfalls wird „in diesem Dorf“ eine „Burg“ in mittelalterlicher Zeit erwähnt⁴⁰. Die dritte Furt war

³⁸ Karell, Viktor: „Der Dallwitzer Hausberg“. Deutsche Tageszeitung v. 2. 12. 1939. — Ders.: Karlsbader Jahrbücher.

³⁹ Siehe im Anhang beigegebene Sonderbeschreibung mit Plänen.

⁴⁰ Bei Prökl: Gesch. d. kön. Stadt K.: „In diesem Dorf stand eine Burg, dazu viele Grundstücke und Naturalzinse, ein Brauhaus (!) und eine Kapelle, St. Leonhardi gehörig, worüber der Kreuzherr von Schloß (!) Thiergarten das Patronats-

noch in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts als Egerdurchfahrt bei Niedrigwasser in Gebrauch: knapp oberhalb der Rohlaubachmündung gelegen. Hier steht der Fels des Altfischerner Kirchleins zu St. Urban — zuletzt vor der gewaltsamen Aussiedlung der Sudetendeutschen, als Kriegergedächtnisstätte umgestaltet — im Verdacht eines festen Platzes: als Schutz dieser Egerüberquerung. Von hier führte auch über dem rechten Ufer der Rohlau der nächste Weg nach „Hammerhäuser“ und Zinnknock-Hohenstollen, also zu den Plätzen der Metallgewinnung. Das vierte Mal konnte die Eger über eine inselartige Bank überschritten werden, welche durch die jetzige Begradigung im Bereich von Fischern verschwunden ist. Diese Furt diente — an Stelle der heutigen Fischerner Brücke — später ebenfalls einer alten Poststraße nach Johannegeorgenstadt. Ansonsten war sie die nächste Verbindung von der Teplmündung über Zettlitz und den Hutberg ins Widitzbachtal⁴¹. Bei Drahowitz gab es nun die fünfte und letzte Möglichkeit der Egerüberquerung innerhalb der Karlsbader Landschaft. Knapp oberhalb der heutigen Brücke war hier noch im vorigen Jahrhundert eine Durchfahrt durch den Fluß, deren Weiterweg über die Weheditzer Senke zu einem Steige gegen Lichtenstadt und nebenbei über die Königstraßen-Querung des Widitzbaches gegen Schlackenwerth-Johannegeorgenstadt führte, bei Hohendorf schon nordwärts abzweigend und in Schlackenwerth beim Kloster zur Stadt einmündend. Von dieser Stadt ging übrigens ein heute noch deutlich erkennbarer Urweg nach Elm zur Königstraße.

Zwischen Taschwitz und Drahowitz, dessen Furt durch die bereits erwähnte „Drahomira-Burg“⁴² wie die anderen vier Überfahrten militärisch gedeckt war, sammelten sich also offenbar schon zu Urzeiten fünf Egerübergänge auf recht engem Raum. Hier machte sich eine ausgesprochene Gunst der Lage aus den Geländebeziehungen geltend. Die Ausnutzung derselben zur Ausbildung so vieler Querwege konnte kein Zufall sein. Kommt dazu noch das Sprudel-Wunder in der Nähe. Die Gegend mußte also schon ganz früh zur Ansiedlung von Menschen locken.

Lag der agrarische Schwerpunkt des slawischen Gaues mitten dazwischen in der waldfreien Beckenlandschaft nördlich des Egertales, die geologisch durch eine vom Eger-Einschnitt bis zum Erzgebirgs-Fuß hin leicht abfallende Scholle gebildet wird, so konnten andere Völker, denen Berge und Buschwald nicht als Siedelgebiete fremd waren, ebenso südlich der Eger ihre Schwerpunkte und Stammesmittelpunkte gehabt haben. Nach bisher allgemeiner Auffassung bevorzugten die Slawen das durch die Neigung der

recht ausübte. Dahin waren eingepfarrt Putschirn, Trahowitz, Donitz, Maierhöfen, Fischern, Roßnitz, welche an die Pfarrei in Thiergarten Zehnt und Geldgiebigkeiten zu leisten hatten. Als ersten Burginhaber finden wir Ritter Frenzlín auf Aich (de Quercu), der auch das Rittergut Espenthor besaß. (Landtafel L. C. I. 2 — L. C. II. 2 — mitgeteilt durch F. Bernau).“ — An andrer Stelle im gleichen Werk Prökl's: „Thiergarten heißt auch Lendez = Lehatitz (Lenhartitz? von Leonhard).“

⁴¹ Siehe: Die Post in Karlsbad.

⁴² Siehe Anm. 20.

Bruchscholle entstandene Flachland nördlich der Eger, dazu die durch Wiesenland sich schlängelnden nördlichen Egerzuflüsse. Daß sie aber auch in das Gebirge südlich der Eger gingen, erweisen die schon erwähnten Bachnamen, welche auf Felswässer hindeuten. Warum sollte nicht auch ihre Hauptburg auf dem „Ewigen Leben“ — in gesicherter Lage — gestanden haben?

Es wären dazu noch die ursprünglichen Verkehrsbedingungen im Landschaftsteil südlich des Egertales zu betrachten. Am linken Ufer war die Tepl in der Urlandschaft sowohl beim Knie oberhalb des Sprudels — also bei „Pupp“ — als auch unterhalb des Sprudels am Bernhardfelsen längs des Wassers ganz sicher unzugänglich. Am rechten Ufer traten die Felsen vom heutigen Dorotheentempelchen bis zur „Neuen Wiese“ knapp ans Flußbett heran. Ebenso verhielt es sich kurz unterhalb des Sprudels, wo das Gestein den Fluß — wie am Tschirrfelsen — zu einem Knick zwang, ein letztes Mal dann noch am vorletzten Teplknick beim Haus „Fischerhof“ (letzter deutscher Bezeichnung).

Bevor wir die verbleibenden Möglichkeiten für Wege im Tepltal betrachten, wollen wir erst einmal auf wirtschaftliche und verteidigungsmäßig bedeutsame Überlegungen eingehen, welche bereits für die frühe Bronzezeit maßgeblich gewesen sein müssen. Sicher gilt dies auch noch für den Zeitraum, in dem wir eine keltische oder illyrische Besetzung der Landschaft und vielleicht die Erbauung der Wallburg auf dem „Ewigen Leben“ vermuten könnten: die frühe Eisenzeit. Damals hatte ja die Bronze neben dem Eisen noch immer ihren Wert behalten. Die nördlichen Erzvorkommen sind schon genannt worden. Auch südlich der Eger war aber Zinn genug zu finden. Schlaggenwald dürfte wohl auch in jener Zeit die damals bedeutsamste Fundstelle gewesen sein, daneben aber deuten die Namen der „Zinnbäche“ bei Pirkenhammer und bei Gießhübel-Sauerbrunn auf Zinnausbeutung hin, ebenso sind der „Gießhübel“ — ein Fachausdruck für Schlackenhalde — südlich von Engelhaus und der „Hammer“ im Tepltal (das spätere „Pirkenhammer“) deutlich genug weitere Hinweise. Man kann von diesen Plätzen annehmen, daß sie schon zur Bronzezeit und auch nachher noch mit Seifen und Schmelzen besetzt waren.

Wir wollen einmal diese Stellen mit den bereits besprochenen Verkehrswegen in Beziehung setzen und dabei von den Wallanlagen und der Annahme einer Latène- oder Hallstatt-Besiedlung beiderseits des Tepltals ausgehen. Feindangriffe kamen von Norden her in Betracht, also aus dem Egertal. Geschützt werden mußte die Verbindung nach dem Landesinnern hin, das frühzeitig schon ein Schwerpunkt der Böhmen besitzenden Stämme war⁴³. Wie verliefen dann die wesentlichsten Wege, die — gut reitbar oder sogar fahrbar — als Einfallswegen ganzer Völker oder Stämme von der großen Heerstraße des Egertales her möglich waren? Den einen haben wir

⁴³ Siehe Preidel, Helmut: Die vor- und frühgeschichtlichen Siedlungsräume in Böhmen und Mähren. München 1953. (Karten der verschiedenen Kulturperioden.)

schon als Poststraße der Goethezeit kennen gelernt: bei Horn vom Egerweg abzweigend, bei Donitz — zunächst ohne Brücke — über den Fluß setzend und am Rande des Eger-Überschwemmungsgebietes durch Donitz führend, beim früheren Karlsbader Sparkassenbau die Knollstraße aufwärts sich dem Sprudel zuwendend. Da Johannes-, Bernhard- und Schloßfelsen einen fahrbaren Abstieg zum Tepltal nur an zwei Stellen zuließen, blieb die Wahl des Überganges über den Fluß schon von seinem linken Ufer aus eng begrenzt. Die eine Möglichkeit war die Senke von „Klein-Versailles“, in der „Parkstraße“ hinabführend, die andere die sanfte Absenkung westlich des Schloßberges, welcher nach Aussagen der Geologen ebenso wie der gegenüberliegende Kirchberg eine viele Meter dicke Schale aus Sprudelstein sein soll. Gegenüber der Parkstraßen-Senke stieß man am andern Tepl-Ufer auf Felswände mit schmalem Schotterfuß längs des Wassers, wohl nur für Fußgänger begehbar. blieb also der Übergang hundert Meter oberhalb des Sprudels an der Stelle der späteren Johannesbrücke⁴⁴, denn dort kam auf der anderen Seite eine doppelte Talfalte entgegen. Die tiefere bot eine Auffahrt zum jenseitigen Hochland. Dazu mußte freilich auch eine schräge Rampe hinter dem Sprudel als Fahrbahn gewählt werden. Weiter lief dieser Fahrweg die „Prager Straße“ hinauf, beim „Reichsadler“ quer über die erst nach 1800 erbaute „Kunststraße“, die „alte Prager Straße“ entlang, auf welcher noch Kaiser Josef II. seinen Reisewagen lieber allein zur Stadt abwärtsrumpeln ließ, den Fußweg über den „Helenenhof“ vorziehend und so die Karlsbader um die große Empfangsparade bringend. Diese berühmte „alte Prager Straße“ ist in einem Teil ihres Verlaufs als Hauptzugang zur Wallburg auf dem „Ewigen Leben“ anzusehen. Vor dem „Bergwirthshaus“ stieß sie wieder auf die „Kunststraße“, überschritt in der Zeit ihrer Benutzung als Postweg bei diesem alten Pferdewechsel der Fahrposten⁴⁵ den Sattel zum Soosbachtal, zweigte aber gleich dahinter — die Höhe haltend — wieder nach rechts von der heutigen Fernstraße ab und ging im Bogen am „Krach“ zur Landstraße nach Espenthor zurück, der sie — mit einigen Abweichungen — dann in den Ort hinein folgte. Diese Abweichungen sind aus den ältesten Katasterblättern leicht zu ersehen. Sie sind auch heute in der Natur noch gut feststellbar. Über den Espenthorer Friedhof biegt diese alte Trasse wieder zur Chaussee hinaus. Diese wird gekreuzt und als kleiner heutiger Fahrweg geht es in den Ort Engelhaus hinein und bei Gießhübel östlich von Solmus vorüber gegen Buchau und dann dem Landesinneren zu. Die vulkanische Quellkuppe, welche die spätere Burg Engelhaus trägt, war für diesen Straßenteil ein idealer Wachberg in ihrer einzigartigen Stellung auf der Hochfläche.

Diese Karlsbader „Mutterstraße“ quer über die Tepl gibt uns ein Musterbeispiel, wie die Bodengestalt einer Landschaft die zwangsweisen Linien der Urwege bedingt und wie damit auch die Kristallisationspunkte der Siedlungen festgelegt werden.

⁴⁴ Vorher wahrscheinlich eine Furt etwas südlicher als die Brücke, die später noch auf der Ostseite der Tepl als Pferdeschwemme erkennbar blieb.

⁴⁵ Siehe: Die Post in Karlsbad.

Im Bereiche des Tepltales bildete der eben verfolgte Wegezug das Herz der Sprudelstadt, den Entwicklungskern, von dem aus das spätere Karlsbad sein Wachstum beginnen konnte, den ältesten Stadtkern mit dem Schloß — über den Fluß hinweg —, mit Kirche und Sprudel zusammenbindend.

Bei Engelhaus gingen offenbar die Zweigwege ab, welche einerseits die Hauptverbindung nach den Zinnhütten von Gießhübel-Sauerbrunn bildeten, andererseits bei „Egerbrücken“ die neben Karlsbad wesentlichste Talquerung zur Egertalheerstraße herstellten, welche so über Pullwitz bei Elm erreicht wurde, als Kreuzung gleichzeitig anschließend an den Urweg über Schlackenwerth zum Erzgebirge hin.

Für die Urstraße über den Karlsbader Paß am „Krach“ nach der Landesmitte zu war — wie schon früher gesagt — die Wallburg auf dem „Ewigen Leben“ die Sperrfestung, wie wir solche in späterer Zeit noch vielfach in ähnlichen Lagen finden. Es sei da nur an ähnliche Burgen-Lagen des Mittelalters am Fuße von Erzgebirgs-Paß-Straßen erinnert, an Sperrfestungen der Alpen oder Sperrburgen an der Ostseite der „Schwarzen Berge“ in Serbien, die aus der Zeit des alten groß-serbischen Reiches stammen, im Grunde aber wahrscheinlich auch in ihrem Kern noch älter, wohl illyrisch sind: an den Straßenmündungen von Prizrend, Ipek, Tetowo-Kalkandelen.

Am „Krach“, also auf der höchsten Stelle des Passes, ging ein alter Weg ab zum Zinnbachtal; die nächste Verbindung von den Zinnstellen bei Pirkenhammer zur Urburg. Im Tepltal lief der andere Weg von Pirkenhammer nach der Sprudelsiedlung, den Engpaß am Flußufer bei „Pupp“ meidend und über die Laurenzikapelle zur Sprudelsenke kommend, also nur bis zur Karlsbrücke etwa in der Trasse der heutigen Talstraße. Jenseits des Zinnbaches führte ein Weg weiter ins Tal des Lamitzbaches, über diesen hinweg und nach Donawitz und gegen Tepl zu. Dies waren ursprünglich aber wohl nur Saumwege. Von der Haupt-Paßstraße zweigte ein Urweg beim „Reichsadler“ ab, um auf gleicher Höhe am Hang entlang im Verlauf der heutigen „Panoramastraße“ auf kürzestem Wege zur Drahowitzer Furt zu führen und damit den östlichen Anschluß zur Egertalstraße zu suchen; nur führte er nicht — wie heute — unter dem Madonnenbilde um die Nase des Buchberges, sondern stieg knapp unter dem ehemaligen Kaffeehaus „Egerländer“ am Sühnkreuz vorbei über den Rücken und lief dann — jetzt ein kleiner Pfad zwischen Gärten — die Drahowitzer Senke hinab zum Ortsanger dieses Stadtteiles und zur Furt. Auch dies wird wohl im ältesten Zustand kein Fahrweg gewesen sein. Später ging von dem „langen Weg“, wie die Panoramastraße früher hieß, überm Andreaskirchlein eine Kurzverbindung zum Sprudel ab, die in der heutigen Andreasgasse enthalten ist. In der ältesten Zeit mag es wohl erst ein Fußpfad gewesen sein. Ein solcher Fußsteig kam auch hinter dem Schloß beim jetzigen Mühlbrunn herab, wo in der Tepl eine Watstelle gewesen sein muß, denn gegenüber lief er weiter — die spätere Andreasgasse kreuzend — in die Senke zwischen Dreikreuzberg-Gasthaus und Dreikreuzberg hinauf. Heute noch sind diese ältesten Steige beiderseits der Tepl als Treppenwege erhalten. Die Schulgasse und ihre Ver-

längerung als auch der Weg zum Sattel zwischen Buchberg und „Ewigem Leben“ sind desgleichen alte Urfade. Die vorgenannte Tepl-Überquerung bei Mühlbrunn war übrigens noch bis ins späte 19. Jh. neben der Brücke als Furt in Gebrauch.

Der weitaus wichtigste Zinnplatz der Umgebung wird wohl auch in ältesten Zeiten schon Schlaggenwald gewesen sein. Von dort gab es zwei Wege zur Egertal-Heerstraße: der eine über Poschitzau und Elbogen, das uns damit in den Verdacht einer der frühesten Stellen des Egertales rückt — wie auch Šimek vermutet⁴⁶ —, der andere Weg, von Poschitzau abzweigend, über den „hohen Riß“ nach Aich. Dadurch erhalten die beiderseits der Eger entstandenen Sperren des dortigen Flußüberganges ihre große Bedeutung. Daß der Elbogner Felsen, auch wenn er schon ebenso früh besetzt war wie die Wallburg auf dem „Ewigen Leben“, gegen diese viel größere Anlage bedeutungsmäßig nicht ankommen konnte, war durch die Enge seiner Lage bedingt, außerdem durch die Ungunst der nächsten Umgebung für den Verkehr und durch Mangel an ausreichender Ernährungsfläche in nächster Nähe für eine größere Stammeszahl.

Am „hohen Riß“ zweigt aber noch ein Weg zur Bahnstation Pirkenhammer-Aich durch eine Talsenke ab, welcher jenseits des „Aicher Gelenks“ gleich die jetzige Straße überquerte und — jetzt noch sehr schön als alter, streckenweise zweispuriger Fahrweg im Walde erkennbar — zum alten „Thiergarten“ aufstieg, um von dort auf der „Jägerhaus“-Straße bei „Klein-Versailles“ (nach 1938 „Waldwinkel“) in die nachmalige Poststraße zu münden. Zudem zweigte beim jetzigen Forsthaus zwischen „Jägerhaus“ und „St. Leonhard“ auch damals schon die kürzeste Verbindung von „Thiergarten“ nach Drahowitz ab: über die „Birnbawmiese“ zur alten Karlsbader Sparkasse, die Morgenzeile abwärts und weiter zu einer Tepl-Furt knapp vor dem Tepl-Mündungsdelta. Von der uralten Wegespinne an dem alten Sparkassenbau war auch die Neufischerner Furt gegen Zettlitz durch die spätere Haupt-Ladenstraße der „vorderen Stadt“ am nächsten zu erreichen.

Von „Thiergarten“ selbst lief aus der zu vermutenden Ortsmitte durch das „Nordtor“ — wenn wir es schon so nennen dürfen — ein Urweg zur Donitzer Ufersiedlung hinab und damit auch zu den Furten von Alt-Fischern und Neu-Donitz. Ein Urweg von „Thiergarten“ nach Aich verlief, beim Leonhardgasthof abzweigend, über den heutigen Eisenbahntunnel. Er mündet heute knapp vor dem Ortseingang von Aich in die Straße. An der Stelle, an der er aus dem Wald austritt, ist neben ihm südseits die Grundmauer eines Gebäudes zu finden. Der Weg, welcher nördlich von „Thiergarten“ am Hang entlang von Karlsbad nach Aich verläuft, dort bei der Bahnstation in den Ort führend, dürfte ebenfalls sehr alt sein.

Auf die nächsten Verbindungen zu den am leichtesten erreichbaren erzbirgischen Zinnfunden — nach „Zinnknock“ — wurde bereits eingegangen. Es sei nur noch die Kurzverbindung von Elbogen über Münchhof dahin

⁴⁶ Šimek: Chebsko.

aufgezeigt und auf einen Urweg von der Neudonitzer Furt über den Chodaubach-Übergang bei Unter-Maierhöfen und zur jetzigen Brücke von Altrohlau hingewiesen.

Nach Abzug der bronzezeitlichen Siedler werden wohl noch Reste von ihnen im Land verblieben sein — wie man auch annimmt, daß Germanen-Reste zur Zeit der slawischen Besiedlung im alten Wohngebiet verstreut sitzen blieben⁴⁷. Wir dürfen annehmen, daß sowohl den slawischen Siedlern als auch den darauf folgenden deutschen und christlichen Bewohnern von „Thiergarten“ und damit auch denen der weiteren Umgebung die heißen Quellen der Teplschlucht wohlbekannt waren; wenn auch nicht im vollen Maße deren heilende Kräfte. Die Wallburg auf der Höhe scheint im Spätmittelalter schon vergessen gewesen zu sein. Aber als Zufluchtstätte muß sie im Bewußtsein der Bevölkerung noch irgendwie latent weiterbestanden haben, denn daß sich während der Pestzeit einige Bürger dort oben zeitweise niederließen, gibt doch zu denken⁴⁸.

Die Gründungssage kann man sich wohl so deuten, daß — durch Kaiser Karl IV. veranlaßt — die Wasser der Quellen erstmalig auf ihre Wirksamkeit untersucht worden sind und daß dies der eigentliche Anlaß zum weiteren Bekanntwerden des an sich schon bestehenden „Warmbades“ wurde⁴⁹. Der Kaiser kannte von seinen weiten Reisen die von den Römern übernommenen Bäder im westlichen und südlichen Europa. Es ist wahrscheinlich, daß sein Eingriff in die erste Zeit seiner Regierung zu verlegen ist, vielleicht in jenes Jahr, in dem er eine Regelung des Elbogner Gaues vornahm und deshalb auch in diese Gegend des Landes gekommen war: 1349. Dieses Warmbad war von dem großen ost-westlichen Verkehr, der weiterhin im Egertal geblieben sein wird, recht abgelegen. Die Verlegung des Schwerpunktes der Besiedlung aus der Beckenlandschaft des Egertales (dem Zettlitzergau) in die Kluft des Tepltales hat dann die ursprüngliche Bedeutung des in der offenen Landschaft gelegenen Altsiedellandes durch Jahrhunderte überdeckt. Erst die im 19. Jh. erfolgte Ausdehnung der Stadt bis ins Egerbecken hinein ließ den alten Siedelboden im Egertal und nördlich davon wieder in das Kräftefeld einbeziehen.

In ihrer besonderen Entwicklungsgeschichte weicht diese Stadt, die neben ihrer Bedeutung als Weltkurort zeitweilig (1938—1945) auch Regierungssitz war, jedem Vergleich mit anderen Städten aus, fügt sich in keine der bekannten Typen der Städteentwicklung ein und ist — um im deutschen Bereich zu bleiben — höchstens als Sonderart der Straßenstädte oder Talstädte, ja als Schluchtenstadt zu kennzeichnen und allenfalls mit Er-

⁴⁷ Siehe Preidel: Siedlungsräume. — Zotz, Lothar, F.: Böhmen und Mähren im raumpolitischen Wechsel vorgeschichtlicher Völker. Raumforschung und Raumordnung 5 (1941) Heft 10/12. — Ähnlich noch andere Autoren.

⁴⁸ Alte mündliche Überlieferung in der Bevölkerung der Stadt Karlsbad, auch von Josef Hoffmann bestätigt, dem bekannten Karlsbader Schriftsteller, der während des letzten Krieges starb.

⁴⁹ Nach Präkl: Gesch. d. kön. St. K., erscheint „Warmbad“ schon vor 1149 als „ähnliche deutsche Stadt unter deutscher Herrschaft (?)“.

scheinungen wie Wuppertal, Idar-Oberstein, Altena, Bad Ems oder ähnlichen Orten zu vergleichen. Umso reizvoller ist die Aufgabe, ihrer einmaligen Entwicklung nachzugehen und sie zu deuten⁵⁰.

Dem Text füge ich noch zwei Berichte an über kartographische Aufnahmen der Wallanlagen von „Thiergarten“ und auf dem „Ewigen Leben“, die ich noch als Soldat dem Archiv der Stadt übergeben hatte. Den Bericht über „Thiergarten“ erhielt ich damals mit der Bemerkung zurück: „Bekannt waren die Wälle dem Archiv schon, nur wurde die Erforschung einer späteren Zeit und entsprechenden Fachleuten vorbehalten. Ing. Bohm, Fredersdorf, A. E. Rudolf, I. O. Heidl haben sich damit 1937/38 befaßt. Diese Arbeiten wurden durch den Krieg unterbrochen!“ Auf den zweiten Bericht, den ich ebenfalls zurückerhielt, folgte kein Vermerk.

Wenn die jetzige Veröffentlichung zur Folge hätte, daß bei den von mir erstmalig aufgenommenen Wällen genauere Untersuchungen einsetzten, so wäre es sehr zu begrüßen, wenn auch deutschen Fachleuten Gelegenheit geboten würde, daran teilzunehmen.

⁵⁰ Die hier vorgelegte Studie zur ältesten Zeit der Landschaft um Karlsbad ist das Anfangskapitel einer größeren Arbeit über die Entwicklung des Karlsbader Stadtbildes im Laufe der Jahrhunderte bis zur Gegenwart, die in ihrer Fortsetzung noch der Veröffentlichung harret. Sie erwuchs — zuerst als Nebenergebnis — aus meiner Tätigkeit beim Planungsamt der Stadt Karlsbad vom 1. 9. 1939 bis zu meiner Einberufung zum Militär im Spätherbst 1940. Die eigentliche schriftliche Fixierung des größten Teiles dieser Arbeit erfolgte dann in den spärlichen Urlaubszeiten, die mir als Soldat bis zum Ende des Krieges zur Verfügung standen. Meiner Frau kann ich dafür danken, daß sie bei der Vertreibung meiner Familie aus der Karlsbader Wohnung während meiner Gefangenschaft in Rußland die Handschriften, Aufzeichnungen und grafischen Blätter fast vollständig retten konnte. Soweit Unterlagen im städtischen Besitz waren (wie das Original der Platzerkarte von 1846, die Katasterblätter usw.), bin ich über ihren Verbleib im ungewissen. Ich möchte heute noch dem Stadtarchiv dafür danken, daß es damals dem Planungsamt (und damit mir) historisches Material bereitwillig zur Verfügung stellte.

An Kartenmaterial lag dieser Studie zugrunde:

1733: „Situationsplan von Karlsbad“ aus Prökl: Geschichte der Stadt Karlsbad. Karlsbad 1882.

1810 ca.: gestoch. „Grundriss der k. k. Stadt Karlsbad“ von den Brüdern Thaddäus und Leopold Platzer.

1846: gestoch. Plan von Karlsbad und Umgebung von Jakob und Thaddäus Platzer (aus dem Archiv der Stadt).

Unbek. Dat.: Katasterblätter des Vermessungsamtes der Stadt (in der ältesten Fassung), wahrscheinlich der Souvent-Plan von 1849 (siehe Anm. 13).

1908: Karte des Karlsbader Bezirks 1:75 000 von Lehrer Kutschera.

Unbek. Dat.: Blatt Karlsbad (Karlovy Vary) 1:50 000 v. Militärgeogr. Institut, Prag. Druck: Průmyslové tiskárny, Prag.

1939: Umgebungskarte von Karlsbad 1:25 000 mit Höhenlinien (alle 20 m) von der Dienststelle für Raumforschung und Landesplanung bei der Regierung Karlsbad.

„Reichskarte“ 1:100 000.

Anlage I.

„Thiergarten“, das untergegangene Dorf am Aberg-Hang westlich von Karlsbad

Bericht über eine im Sommer 1940 aufgenommene Wall-Anlage mit drei Planskizzen, niedergeschrieben Mitte November 1943 in Pirna/Sachsen.

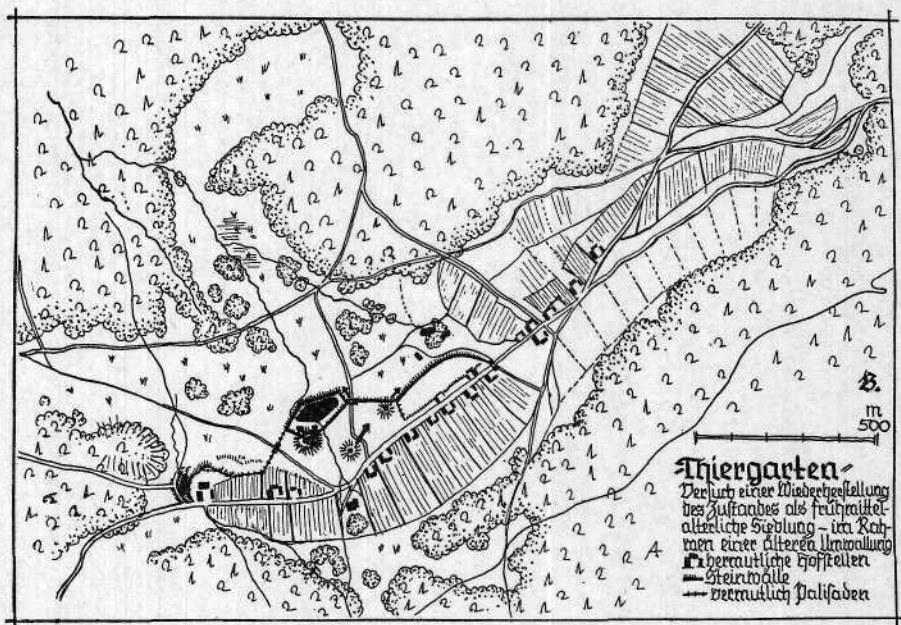
1. Heutiger Zustand,
2. Zustand um 1846 nach der Umgebungs-Karte von Karlsbad v. J. u. T. Platzer,
3. Versuch einer Wiederherstellung des vermutbaren Altzustandes.

Bei Überlegungen zur Verkehrsplanung im Bereich des Karlsbader Stadtkreises drängte sich mir die Erkenntnis auf, daß die noch in der Landschaft ermittelbaren Urwege auch Hinweise auf jetzt immer noch wirksame Schwerpunkte und immanente Kräfte der Topografie geben könnten.

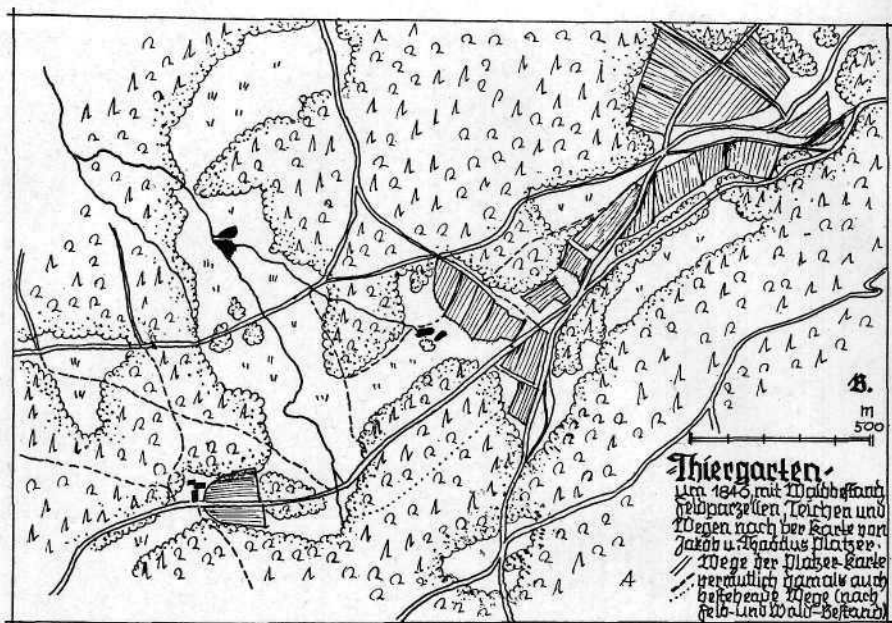
Auf der Suche nach einem Altwege, der aus der Stadt Karlsbad nach Aich führt und schon bestanden haben muß, ehe das Steilufer am Nordhang zur Eger zwischen Neu-Donitz und Aich durch einen fahrbaren Weg erschlossen war, schien mir der Weg über „Waldwinkel“ (das frühere „Klein-Versailles“) und „Jägerhof“ besonders bedeutsam zu sein, der die sagenumwobene Örtlichkeit um „St. Leonhard“ berührt, welche als das untergegangene Dorf „Thiergarten“ in der Karlsbader Stadtgeschichte bekannt ist. Außer dem alten Bericht, daß das heutige Karlsbad von den Bewohnern des schon vorher bestandenen Dorfes um die St. Leonhard-Kirche begründet worden sei, ist nicht viel mehr bekannt, als daß es als Ortschaft noch bis in den Dreißigjährigen Krieg hinein bestanden haben soll und nach vollständiger Zerstörung durch die Schweden dann endgültig verlassen worden sei⁵¹. Nachher dienten die Fluren nur mehr als Weiden für die Schafe der Karlsbader Bürger, bis auch diese landwirtschaftliche Nutzung durch die immer dichtere Aufforstung ein Ende fand.

Aus der Lage der Taschwitzter Wallburg, den bronzezeitlichen Funden südwestlich des Donitzer Meierhofes und aus der Nähe von Schlaggenwald, das mit seinen Zinnfunden in der Bronzezeit von ungewöhnlicher wehrtechnischer Bedeutung gewesen sein muß, schloß ich, daß dieses Dorf wohl auf noch ältere als mittelalterliche Wurzeln zurückgehen konnte. Zunächst suchte ich nach Hinweisen auf die eigentliche Lage und Ausdehnung der

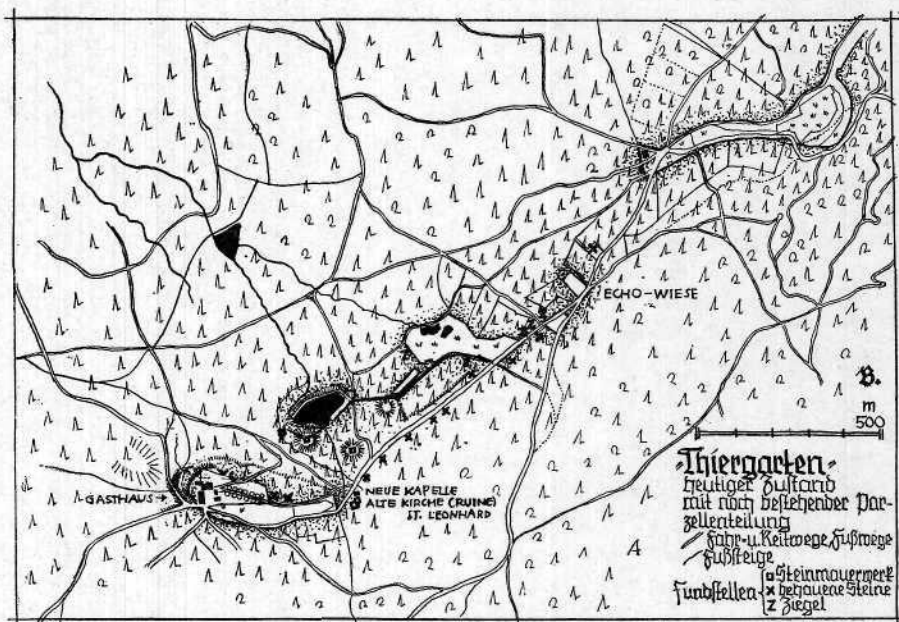
⁵¹ 1631 und 1646 waren schwedische Heeresgruppen im Karlsbader Land. Diese Sage widerspricht jedoch dem Sachverhalt, daß Thiergarten in der Steuerrolle von 1654 nicht genannt wird und auch nicht als wüster Ort vorgetragen wurde, wie dies bei während des Dreißigjährigen Krieges entstandenen Wüstungen in der Regel der Fall ist. Daß der Ort bereits zu einem früheren Zeitpunkt verödete, deutet der Umstand an, daß seine jüngste quellenmäßige Nennung als Siedlung in das Jahr 1405 fällt (siehe Anm. 52). Demnach könnte Thiergarten in der Hussitenzeit zerstört worden sein, während sich in der Überlieferung die Zerstörung auf die Schwedenzeit übertrug.



Siedlung und fand sie bald in der Karte der Umgebung von Karlsbad, welche die Brüder Jakob und Thaddäus Platzer 1846 gestochen und in Prag herausgegeben hatten. Auf dieser Karte sind noch Felder und Wiesen an Stellen zu finden, wo heute dichter Nadelhochwald alles bedeckt, vier Teiche sind eingezeichnet und von der Ausflugs-Gastwirtschaft „St. Leonhard“ (heutiger Zeit) stehen drei Gebäude. Der damals sicher vorwiegend aus Laubgehölzen bestehende Wald bildete eine heitere natürliche Parklandschaft, welche dem Kurgast jener Zeit wohl — mit ihren Durchblicken und Lichtungen — mehr Abwechslung geboten hatte als der heutige Forst. Aus älteren Katasterblättern konnte ich dann die Lage der Felder um die Mitte des vorigen Jahrhunderts genau ermitteln; ebenso aus den Wegeverhältnissen die Ausbreitung der damaligen Bewaldung. Da außer den bei der Gaststätte eingezeichneten Feldern alle anderen erst weiter ostnordostwärts der beiden kleinen östlichen Teiche begannen, schloß ich, daß sich das alte Dorf zwischen deren sumpfiger Mulde und der heutigen Gastwirtschaft erstreckt haben könnte. — Welche Überraschung, als ich bei einer ersten Suche am südlichen Rande der Lichtung dieser beiden kleinen Teiche schon auf einen Steinwall stieß, der — erst im Bogen und dann längs eines schmalen Lichtungsstreifens gerade durch den Fichtenbestand laufend und dabei immer deutlicher werdend — schließlich aus südwestlicher Richtung scharf nach Westen umknickt. Das Rätsel für den Knick fand sich bald gelöst in dem dahinter liegenden Hügel, welcher — heute in den hohen Stämmen verborgen — einst eine naturgegebene Überhöhung für flankierende Übersicht



über die gerade Wall-Strecke geboten haben muß. Etwa hundert Meter weiter westlich davon fand ich den in deutlichen Knicken geführten Damm des im Walde verborgenen größeren Teiches, im Zusammenhang mit Steinwallresten südlich davon, welche wieder im Knick auf einen zweiten Hügel mit Resten von Mauerwerk führen. Das Ganze sieht wie eine Zwingeranlage aus. Von dem vermutlichen Turm auf diesem letzten Hügel und einer wahrscheinlichen Toranlage an der Stelle, wo heute noch der von Norden aus dem Egertal heraufkommende Weg einläuft, ergaben sich wieder flankierende Übersichtsmöglichkeiten längs der Wälle. Ob dieser „Zwinger“ in alter Zeit ein bewässerter Graben (später vielleicht auch der Dorfteich) war oder nicht, ist noch ungeklärt. Zur Zeit, als die Brüder Platzer ihren Karlsbader Plan aufnahmen, scheint — nach deren Kartenstich — dort kein Wasser aufgestaut gewesen zu sein. In dem kleinen Maßstab ihrer Darstellung ist selbstverständlich auch von den Wällen ebenso wenig zu finden wie in heutigen Übersichtsplänen. Die Waldgrenzen zwischen dem Gasthaus und den Feldern verraten uns zumindest etwas von dem östlichen Wall, auch helfen sie uns zu weiteren Vermutungen von noch anderen Feldanlagen (außer den in der Platzer-Karte erkennbaren). Westwärts des „Zwingers“ bleibt man im unsicheren über die Begrenzung einer Befestigung der alten Siedlung, bis man an dem Graben mit vorliegendem Erdwall unmittelbar westlich der Gaststätte wieder einen Anhaltspunkt für einen anderen Flügel der Gesamtanlage findet. Ob der Zwischenraum von hier zur Zwingeranlage palisadenbewehrt war oder ob dort früher gelegene Steinwälle später abge-



räumt worden sind, bleibt zunächst unklar und kann wohl nur durch Grabungen ermittelt werden. Auffällig erscheint in der ganzen Anlage noch ein mittlerer Hügel mit Mauerresten, auf den der Weg aus dem Egertal erst geradewegs zuläuft, um dann — östlich herumbiegend — in den Haupt- und Durchzugsweg des alten Ortes einzumünden. Südlich dieser Weeginmündung war wohl im Mittelalter die Kirche des Dorfes gelegen, heute noch südlich der jetzigen Kapelle als Grundmauerriue erhalten. Daß St. Leonhard, der Tierheilige der Bauern, hier zum Schutzpatron der Kirche gewählt wurde, dürfte auf eine Änderung des Patroziniums zu einer Zeit zurückzuführen sein, in der die ursprünglichen Feldfluren nur mehr als Weiden genutzt wurden⁵². — Es taucht natürlich die Frage auf, warum hangseits vom Dorf bisher keine Befestigungsanlagen erkennbar sind. Ob dort der Wald — etwa mit Verhau — genügend Schutz darstellte oder was sonst die Ursache für das Fehlen von sichtbaren Wällen ist, konnte zur Zeit ohne Hilfsmittel nicht geklärt werden.

⁵² Die Kirche ist erst im Hochmittelalter nachweisbar. Bei Profous, Antonín: Místní jména v Čechách. Bd. 3. Prag 1951, S. 246 ist folgende Stelle zu finden: „Obora, Thiergarten n. farní ves na patě hory Aberka jz, od Karl. Var.: (1246 Kirchen zu Vranov, Espenthor und Thiergarten als Filialen von Elbogen, Pellette: Falkenau I, 85), 1325 laneos prope castrum Cubitum inter Teplam et Egram fluvios in orto ferarum sitos, RB IV, 835; 1369 ad E. in Tyergarten ad pres. Fr. de Quercu ... Nicolaum natum Johannis de Cubito clericum instituiumus LC II, 16; 1369 — ok. 1405 decan Cubit.: Ortus ferarum, RDP 74“ — Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Dr. Hanke, München. — Siehe auch Anm. 41.

Daß das Dorf selbst bis zu seinem Untergang größer war als die Umwallung, darauf scheinen nicht nur hofgroße Lücken in den alten Parzellen längs des Weges um die „Echowiese“ hinzuweisen, sondern auch Stein- und Ziegelfunde im Waldboden längs des Weges. Innerhalb des Wallbereiches herrschen dabei Steinfunde vor, östlich davon mehr Ziegel. Dies könnte darauf schließen lassen, daß das Dorf nach der „Gründung“ Karlsbads zunächst noch in Richtung auf die Badestadt weitergewachsen sein mag. Mit wachsender Bedeutung von Karlsbad dürfte dieses aber die Bewohner seiner Muttersiedlung mehr und mehr an sich gezogen haben. Jedenfalls wurden seine Gründe nach dem Dreißigjährigen Krieg von Karlsbad aus genutzt. Das übriggebliebene Ausflugsgasthaus am westlichen Ende des alten Ortes ist wahrscheinlich die letztverbliebene Hofstelle der alten Bauernschaft. — Dahinter fiel gleich jener Altweg nach den Zinnplätzen der Bronzezeit ins Aicher Tal hinab, welcher dann südlich vom heutigen Bahnhof Pirkenhammer die Senke überquert und in einer Bergfalte zum Höhenweg hinanläuft, der von Aich kommt. Dieser Urweg nach Schlaggenwald verläuft weiter über die „Mehlsäcke“ (Drei Brünnel), die „14 Nothelfer“, das Hegerhaus und das Wirtshaus „Am Sand“ (Stefflhof), am Platz des früheren Schlaggenwalder Galgens vorbei in die Stadt hinein. Dies erweist den Wert der vorgezogenen Stellung dieses Westendes der Gesamtanlage, ebenso wie der andere, ebenfalls am alten Ortsende abgabelnde Weg, welcher heute als unscheinbarer Pfad über die vom Bahntunnel durchschnittene Hügelzunge nach Aich und damit zur alten Furt westlich unterhalb des Aicher Schloßberges läuft. Dieser Aicher Schloßhügel war mit größter Wahrscheinlichkeit auch schon zu Urzeiten befestigt und stellte wohl mit der Taschwitz Wallburg⁵³ eine Doppelsicherung des Flußüberganges dar, ähnlich wie in Eger Pfalz und Wenzelsburg in größerem Maßstabe.

Daß die Steinwälle von „Thiergarten“ nicht — wie vielleicht eingewandt werden könnte — nur Rainmauern von aus Feldern zusammengelesenen Steinen sind, kann aus stellenweise beträchtlichen Höhen und Breiten von 1,5 und über 2,0 m ebenso glaubhaft gemacht werden wie aus dem wehrtechnisch überlegten Aufbau und dem Zusammenhang der Einzelteile. Innerhalb der östlichen Umwallung, wenige Meter neben dem Wege und mit ihm gleichlaufend, findet sich noch ein Graben, der nicht ohne weiteres gedeutet werden kann.

Wenn man all das in größerem Zusammenhange betrachtet, an das slawische Gauzentrum „Zettlitz“ aus karolingischer Zeit denkt, an die „burgus-Anlagen“ jeweils westlich von den Dörfern Zettlitz und Dallwitz, welche den alten Egertal-Aubachtal-Königsweg im Bereich der Egerbucht an Bachübergängen beherrschten, an die „Hutberge“, die diesen Urweg in weitem Abstand begleiten, an den Altfischerner Kapellenfelsen, der sehr wohl ebenfalls früher eine Furtensicherung getragen haben kann und an die Drahowitzer sagenüberlieferte Burgstelle, dann wird einem im Zusammenhang mit

⁵³ Bei Gnirs: Karlsbad in s. ält. Verg. ist die Wallburg „Alt-Elbogen“ genannt.

den Anlagen um die Aicher Furt und mit der Furt über die Donitzer Inseln deutlich, daß südseits der Eger auf jeden Fall ganz wesentliche Siedlungen frühester Zeit liegen mußten. Es ist klar — nicht nur aus alten Karlsbader Darstellungen —, daß die Pegmatit-Massive des Teplgebirges in Urzeiten nur parkartig schütterten Laubwald — Buchen und Birken — getragen haben. So muß der rings von steilen Hängen umgebene Block des Aberges frühen Stämmen als natürliche Festung erschienen sein, wobei die Kuppe des Berges selbst als Wach-Höhe dienen konnte. Was liegt da näher, als die zum Egerbecken geneigte Lage von „Thiergarten“. Dies macht wahrscheinlich, daß auch schon vor der slawischen Besiedlung Menschen hier lebten. Schon dieser Hinweis, den uns dieser vergangene Ort gibt, läßt aber auch eine frühe Kenntnis der heißen Quellen im Tepltal zur Selbstverständlichkeit werden.

Anlage II

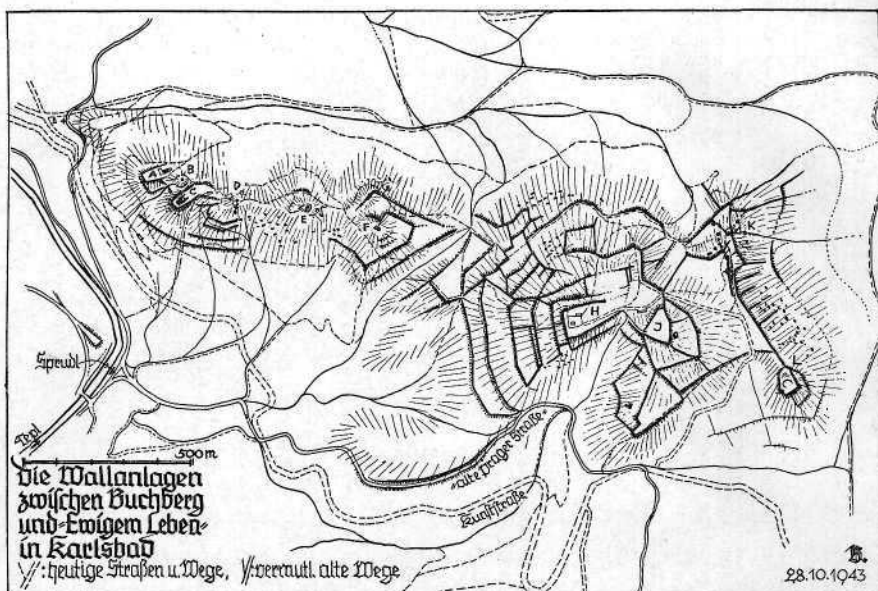
Die Wallanlagen auf dem „Ewigen Leben“ und auf dem „Buchberge“ bei Karlsbad

Bericht über vorläufige topografische Aufnahmen vom Ende Oktober 1943 mit einer Planskizze, niedergeschrieben Mitte November 1943 in Pirna/Sachsen.

Durch die Auffindung der Steinwälle, welche mir ostwärts von „St. Leonhard“ bei Karlsbad näheren Aufschluß über das untergegangene Dorf „Thiergarten“ gegeben hatte, aufmerksam gemacht, wandte ich mich während eines Urlaubs im Oktober 1943 bei weiterer Beschäftigung mit der Karlsbader Stadtgeschichte auch den Beiträgen zu, die von Otto Schnee (dem 1911 in Berlin wohnenden Sohne eines Karlsbader Badearztes) in der Tageszeitung der Kurstadt veröffentlicht worden waren. Obzwar mir seine schon 1910 geschriebene Flurnamendeutungen der Karlsbader Landschaft aus keltischen Wurzeln großenteils gewagt erschienen, da slawische und germanische (oder deutsche) Ursprünge für die meisten Beispiele durchaus glaubhafter bleiben, mußte ich doch nach den Erfahrungen mit den Steinwällen um „Thiergarten“ am Nordhang des Aberges den Entdeckungen von Schnee mehr Wert beimessen, als bisher geschehen war.

Der Bericht von Schnee sprach von „Keltenwällen“ am „Buchberge“, also im nächsten Einzugsbereich des „Dreikreuzberges“. Zuletzt bemerkt der Verfasser beiläufig, daß auch auf dem „Ewigen Leben“, also auf der Höhe der „Adalbert-Stifter-Warte“, einige Andeutungen von Wällen zu finden wären, teilweise auch an den Hängen des Soosbachtals.

Wie groß war da meine Überraschung, als ich — noch vor einer Begehung des Dreikreuzberges — auf einem Spaziergange unmittelbar nördlich der Stifter-Warte mitten im Hochwald auf einen Steinwall stieß, welcher denen bei St. Leonhard verwandt schien. Es war ein innerster Wall, welcher dann gegen die Stadt zu die ebene Fläche um den Aussichtsturm umschließt.



Schon seine Unabhängigkeit von den Wegen gab mir die Sicherheit, daß es keinesfalls eine Anlage unserer Zeit sein kann, also nicht etwa nur eine Umrandung der Turm-Umgebung. Erst recht ermutigten mich zu dieser Auffassung die vorgelagerten Wälle und Zwischenriegel, welche annähernd, oder oft sogar genau, im rechten Winkel umknicken oder quergesetzt sind. Da ich einen Umgebungsplan von Karlsbad bei der Hand hatte, konnte ich noch am gleichen Nachmittage bis zum Dunkelwerden einen Teil der Anlagen aufnehmen. Nun war ich natürlich darauf gespannt, was die von Schnee genannten Anlagen um den Dreikreuzberg bieten würden und begann meine nächste Begehung dann dort. Die Arbeit dehnte sich aber im weiteren Verlauf so aus, daß mein Urlaub gerade noch bis zum Abschluß der Aufnahmearbeit reichte. Zunächst begann ich bei der Gastwirtschaft „Dreikreuzberg“ und will im beigegebenen Plan an dieser westlichsten Stelle der Gesamtanlage mit der hilfsmäßigen Bezeichnung der Kuppenfolge beginnen.

Danach ist diese Kuppe A nach Schnee die Vorburg des von ihm als Schwerpunkt der Befestigung angesehenen Dreikreuzberges. Dieser selbst ist hier im Plan mit C bezeichnet. B und D sind die Zwischenkuppen, auf welchen Schnee — nach seiner Auffassung — „Opfersteine der Druiden“ gefunden haben will. F wäre, wenn ich ihn recht verstehe, die von ihm als „Heidenhügel“ benannte Kuppe mit ihrem nördlichen Zwilling, der egertalwärts stark abfallenden Höhe G. Die Kuppe E ist die höchste Erhebung dieser westlichen Gruppe: die „König-Otto-Höhe“ mit der Denksäule für den ersten Griechenkönig aus bayrischem Geblüt. Was Schnee langwierig über

die Lage der Wälle im Text sagt, kann ich besser bildmäßig mit der Lage-skizze wiedergeben.

Da fällt zunächst auf, daß die Anlage nicht nur hier um den „Buchberg“ ihr „Gesicht“ gegen den Kern der Kurstadt wendet; auch der Wall um H, die Stifterwarte, ist so ausgerichtet. Warum beim Buchberg Vorwälle nur am Südhang zu finden sind, ist nicht ohne weiteres erklärbar. Es taucht da der Zweifel auf, ob die Wälle vielleicht nur in früher Zeit der Badestadt als Schutz gegen Geröllabstürze aufgeführt worden seien oder — wie man an anderen Stellen, z. B. nördlich vom Bergwirthshaus vermuten könnte — als Begrenzungen von Feldfluren oder Viehweiden. Zu solcher Meinung könnten auch alte Darstellungen verführen, welche uns den Buchberg baumlos zeigen, nur an jenen Stellen des Dreikreuzberges mit Gebüschstreifen umkränzt, wo etwa heute noch die Wälle verlaufen⁵⁴. Aber als Geröllschutz wären die Wälle an den meisten Stellen unnütz und als Feldraine⁵⁵ — gerade am dichtesten um die Kuppen geführt — nicht gerade sinnvoll. Ihr Wehrcharakter geht vielmehr aus vielen anderen Kennzeichen, vor allem aus ihrem Zusammenhange — verteidigungsmäßig betrachtet — so deutlich hervor, daß wir zur Überzeugung kommen müssen, es mit einer frühesten „Burg“ zu tun zu haben.

Erst will ich einmal bei dem bleiben, was Schnee in Betracht zog. Schon ihm fiel neben den heutigen Wegen der alte Steig auf, welcher zwischen A-B und C von der Sprudelschlucht heraufkam. Vergleicht man ihn mit dem Wege, der zwischen H und I von der „alten Prager Straße“ her bergan läuft, so fällt einem an dieser vergrößerten Wiederholung die verblüffende Ähnlichkeit auf. Die Lage der Hügelhäupter und ihrer obersten inneren Wälle zu diesen Wegen weist darauf hin, daß schon zur Zeit dieser Befestigung die Tepl-Schlucht mit dem Sprudelwunder als wohl manchmal umkämpfter Platz gegolten haben muß. Ob dabei die Anlagen auf den Höhen als Fluchtburg oder als stadt-ähnliches „oppidum“ anzusprechen sind, bleibt zunächst eine offene Frage, solange keine Grabungen Genaueres erbracht haben. Es sieht so aus, als wären Angriffe aus dem Teptal zu erwarten gewesen. Daß man sich den gesamten Bereich der Wallanlagen, der heute im Walde verborgen ist, für die Zeit dieser Besetzung fast waldlos denken muß — höchstens mit lockerem Buchwerk stellenweise bestanden — dürfte klarliegen⁵⁶.

Nun erst wieder zu den Beobachtungen von Schnee. Er fand auf dem Hü-

⁵⁴ Etwa so erklärlich, daß die Schafe, Ziegen und Rinder der Karlsbader, die dort oben geweidet wurden, die Sträucher auf den unbequemen Steinwällen in Ruhe ließen, während auf den übrigen Flächen kein Gebüsch aufkommen konnte, wie man in allen Viehweidegebieten feststellen kann.

⁵⁵ Feldrain-Wälle, wie sie z. B. um die kargen Felder des böhmischen Mittelgebirges in generationenlanger Arbeit aus zusammengelesenen Steinen aufgehäuft wurden, „Raasen“ genannt. Auch im Böhmerwald gibt es ähnliche Feldgrenzwälle.

⁵⁶ Wie der Name „Buchberg“ andeutet, ist dort natürlicher alter Bewuchs mit Buchen anzunehmen, wie er auf den Dreikreuzberg-Höhen noch in lichtem Bestand existiert.

gel B, zwischen Dreikreuzberg-Wirtschaft und Dreikreuzberg selbst, einen auffallend großen Grobgranit-Block, den er für einen keltischen Opferstein hielt, da seine auffällige Form von Rechtwinkligkeit und die „Schichtung“ auf künstliche Anlage schließen lasse. Er vermutete, daß die größeren Steinbrocken unterhalb der Hügelkuppe Reste einer in christlicher Zeit erfolgten Zerstörung dieses „Heiligtums“ seien, worauf auch die „Verrufenheit“ der Örtlichkeit im Mittelalter hindeute⁵⁷. Bei näherem Zusehen erkennt man freilich, daß die vermeintliche „Schichtung“ aus waagrechten, „bearbeiteten“ Blöcken und wahrscheinlich ebenso die Rechtwinkligkeit im Aufbau nichts anderes ist als eine besondere Ausprägung der in der Art des Gesteins bedingten und für solchen Granit kennzeichnenden Blockstruktur, wie wir sie auch von den Dreisesselberg-Höhen im Böhmerwald oder den Mädel- und Mittagsteinen im Riesen- und Isergebirge kennen. Trotz alldem ist aber die Vermutung des „Opfersteins“, zumindest die Möglichkeit einer frühen „Heiligung“ dieses auffälligen Gebildes nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, wie zwei weitere auffällige Wiederholungen dieser Erscheinung nahelegen könnten. Die eine wäre der Hügel D, die andere L, der äußerste östliche Vorsprung des Massivs vor dem Abfall zum Soosbachtal. Auf D hatte Schnee nämlich einen ähnlichen großen Block, „mehr von Säulenform“ beschrieben. Ich suchte ihn vergeblich auf der Kuppe, stieß aber etwa 30 Meter unter ihr am Südhang auf einen Block, welcher unzweifelhaft der von Schnee als 1910 noch oben stehend vermerkte ist. Er zeigt heute mit der regenzerwaschenen Kopfseite zur Stadt. Ein Inschrift-Rest fällt an diesem Block auf, welcher — nach den natürlichen Erosionserscheinungen am Felsen — auf dem Kopfe steht und außerdem nach der Buchstabenform (die Mittel-Längen der Buchstaben sind etwa 10 cm hoch) in die Neuzeit weist. Er lautet: „Angl. . . “. Die Lage der Schrift zur natürlichen Auswaschung des Blocks ließe wohl vermuten, daß er doch einmal künstlich an seinen früheren Platz auf der Kuppe gebracht worden war, wo ihn Schnee noch im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts festgestellt hatte. Andererseits wäre die Lage auf der Höhe der Kuppe geologisch als die natürliche anzusehen. Schnee weist weiter südlich der „König-Otto-Säule“ auf größere Steinhäufen hin, in denen er Hügelgräber vermutet. Diese Steinansammlungen erscheinen allerdings dafür zu bescheiden; dagegen lassen andere, viel umfangreichere Steinhügel, die nicht im eigentlichen Befestigungssystem liegen, solch eine Vermutung schon eher zu. Es sind die Hügel westlich der Nase K, unterhalb des dortigen obersten Walles liegend. Sie sind im Plan kenntlich gemacht.

Daß die „Otto-Höhe“ frei war von irgendwelcher alten Anlage, ist nicht erwiesen. Der Aufbau der Denkmals-Säule kann den Altzustand vernichtet haben⁵⁸. Man könnte sich aber auch vorstellen, daß diese höchste Erhebung

⁵⁷ Die Sage von den Irrlichtern auf diesen Kuppen.

⁵⁸ Der geologischen Lage nach wäre hier ebenfalls ein gewachsener Pegmatit-Block zu erwarten. Vielleicht stand vor der Errichtung der Säule einer hier und die Brocken am Südhang sind Sprengstücke.

der westlichen Kuppen-Gruppe der geeignetste „Hutberg“, also der Beobachtungsstand zur Egerbucht hin, war. Trotz der noch größeren Höhe der Stifterwartenkuppe H ist der letzteren doch — ohne die heutige Turmanlage — ein Großteil der Aussicht nach Westen durch die Otto-Höhe verstellt.

Der im rechten Winkel angelegte Trockenmauerrest auf Hügel F läßt — ähnlich den Hügelkronen in „Thiergarten“ — auf einen ehemaligen Turmbau schließen und das wieder macht uns auf andere Dinge aufmerksam. Es scheint bisher niemandem das Mauerwerk aufgefallen zu sein, welches hinter dem Dreikreuzberg-Kaffeehaus auf der ebenen Fläche eine Erdmasse umfaßt, an ihrer Südseite — offenbar in Keller übergehend — Scharfenfenster hat, an der Nordseite deutlich zwei Bauzeiten mit verschiedenen Steingrößen erkennen läßt. Mag die Zeitbestimmung dafür ohne nähere Untersuchung kaum erbracht werden können: die Vermutung eines sehr alten festen Bauwerks liegt nahe. Auch an den Steinmassen hinter den drei Kalvarienberg-Kreuzen ist mehrfach regelrechte Schichtung und rechtwinklige Anlage erkennbar. Man könnte zur Vermutung kommen, daß allenfalls im frühen Mittelalter hier eine Burganlage gestanden haben kann. Auf der Stifterwartenhöhe H selbst ist nichts von altem Mauerwerk zu sehen, der innerste Wall von J erscheint ebenfalls frei von Steinwerk, nur knapp außer seiner Ostseite findet sich sogar ein unterkellertes Baurest⁵⁹.

Die Wege um die Stifterwarte nutzen Teile der alten Wälle teils hangseitig als Abfangmauern, teils verlaufen sie streckenweise auf diesen Steinbändern. In manchen Fällen muß man auch mit Wege-Unterbau rechnen. Beispielsweise ist dies der Fall bei den beiden am Westhang der Stifterwarte verlaufenden untersten Wegen, von denen der erste verfallen ist und nur der nächsthöhere in Pflege gehalten wurde. Sie münden beide mit Ostkrümmung in die „alte Prager Straße“ ein. Gerade aber an dieser Poststraße fällt nun etwas ganz Besonderes auf: sie wird hangseits auf längere Strecken von einem hohen Wall begleitet. Das ist nur so deutbar, daß sie schon zur Zeit der Höhenburg deren befahrbarer Hauptweg war, welcher als solcher wegen seiner bequemen Begehung durch Angreifer schon weit unten besonderen Schutz an der Bergseite erforderlich machte. Die Einmündung im einspringenden Winkel, zwischen zwei Wall-Nasen einer Talsenke folgend, ist typisch für keltische Anlagen⁶⁰. Daß dieser Anmarschweg in der Senke zum Sprudel hinabließ, dann oberhalb von diesem die Tepl überquerte, am anderen Hang vor dem späteren Schloßbergfelsen hinangehend gegen „Thiergarten“ abbog, läßt doch vermuten, daß zwischen beiden Anlagen beiderseits der Tepl alte Zusammenhänge bestanden. „Thiergarten“ als Vorposten auf dem Zinnwege zu den Schlaggenwalder Fundstellen!

⁵⁹ Vielleicht ein Rest jener Bauten, die einige Karlsbader Familien zur Pestzeit hier errichteten, als sie aus der Stadt hier herauf geflohen waren. Die Krankheit ging dann ohne Opfer vorüber.

⁶⁰ Man vergleiche dazu das Oppidum von Bibracte und andere keltische Höhenburgen.

Nach all dem lag die Ursiedlung in friedlichen Verhältnissen vielleicht doch nahe um den Sprudel und wohl am rechten Ufer der Tepl, um die Burg rasch erreichen zu können. Auf Island dient noch heute Geysir-Wasser zum Kochen und in gleicher Weise verwenden Naturvölker, denen Feuer noch ein teures Gut ist, heiße Quellen in ihren Gebieten. Das wird auch der Hauptvorteil gewesen sein, den Völker der Bronzezeit und vor allem noch früherer Epochen hier gefunden haben. Zahlenmäßig müssen es relativ starke Stämme gewesen sein, wenn man die Arbeitsleistung der Wallburg auf dem „Ewigen Leben“ betrachtet.

Das gibt freilich ganz neue Gesichtspunkte für die Urgeschichte der Karlsbader Landschaft, welche allen bisherigen Deutungen um die Zeit vor der „Gründung“ von Karlsbad ein Ende machen kann. Es brauchten nur die notwendigen Grabungen zur eindeutigen Beweisführung noch vorgenommen zu werden. Was Schnee am Dreikreuzberg fand, war dann nur eine Vorburg der Gesamtanlage, die den Weg aus dem engen Tepltal um den Sprudel zur Drahowitzer Furtenfeste näher überwachte, jenen Weg, den wir heute noch in der Andreasgasse und im Abkürzungssteig durch die obersten Drahowitzer Baublöcke erkennen können. An der Tepl entlang führte in Urzeiten höchstens ein Weg bis zum Knick beim Archiv und Stadtmuseum⁶¹, wo der Fluß an den Felsen rannte und jäh wenden mußte. Ebenso war linksufrig der Bernhardfelsen eine unbegehbare Sperre.

Daß Schnee die Hauptburg auf dem „Ewigen Leben“ nicht erkannte, mag darin begründet sein, daß in den Jahren 1910 und 1911 die Hänge um die Stifterwarte (damals noch „Stephaniewarte“) jung mit Nadelwald-Bestand aufgeforstet waren, in den der Spaziergänger nicht eindringen durfte⁶².

Jedenfalls können wir auf eine große Bedeutung schließen, die dem Raum um Karlsbad mit dieser ausgedehnten Wallburg schon in frühester Zeit gegeben scheint, wahrscheinlich schon lange bevor der Nordrand des Karlsbader Beckens seine große Rolle als Mittelpunkt des slawischen Gaues der Zettlitzer (Sedličané) gewann. Eine Gesamtausdehnung, wie diese Anlage sie aufweist, 2 km in Ost-West-Richtung, wird von den größten Burgen geschichtlicher Zeit nur selten erreicht. Wir müssen da schon an Anlagen wie Akrokorinth, das „Zipserhaus“ beim Bischofsstädtchen Kirchdrauf in der Slowakei, an Burghausen und ähnliche Großburgen denken.

Wenn man von der Hochfläche die „alte Prager Straße“ entlang geht, spürt man beim „Bergwirthshaus“, wie die Wallburg gleichzeitig eine Sperre vor diesem uralten Paßwege und seinem Abbruch ins Tal ist; wie es an Mündungen von Seitentälern des Rheins oder der Donau oder anderer großer Flüsse so mancher feste Platz war und wurde. Man kann da an die Wallburg auf dem Heiligenberg bei Heidelberg denken, an den Ehrenbreitstein bei Koblenz, an Melk, an den Sonnenstein über Pirna, an Talriegel-

⁶¹ Ob diese Häuser heute noch so verwendet werden ist mir nicht bekannt. (Die Anmerkungen wurden erst bei Abfassung der Gesamtarbeit beigegeben.)

⁶² Zum Unterschied davon ist auf dem Buchberge keine Nadelwald-Aufforstung vorgenommen worden (siehe Anm. 56).

burgen an den Ausgängen des montenegrinischen Berglandes gegen Osten, wie Dušangrad über Prizrend oder die Burg von Tetovo im illyrischen Siedlungsbereich, die sehr wahrscheinlich auf vorgeschichtliche Anlagen zurückgehen⁶³. Überall, wo berggewohnte Völker Angriffe aus Beckenlandschaften abzuwehren hatten, waren solche Sperrfestungen entstanden.

Meine Überlegungen sind damit beendet. Mögen nun die archäologischen Fachleute ans Werk gehen, um diesen Fund weiter auszuwerten, zu dessen Aufnahme mir nur wenige Urlaubstage während des Krieges gegönnt waren.

⁶³ Nach dem Kriege konnte ich aus eigener Anschauung noch andere Beispiele vergleichen, welche diese Theorie bestätigen: die beiden Wälle bei Miltenberg, der Wall über Bad Soden bei Aschaffenburg, wohl auch die Lage des Aschaffener Schlosses selbst. (Siehe Endrich, Peter: Vor- und Frühgeschichte des bayerischen Untermaingebietes. Aschaffenburg 1961.)

EGER, NÜRNBERG UND PRAG

Die Grundlagen ihrer Wechselbeziehungen im hohen und späten Mittelalter *

Von Heribert Sturm

Eger, Nürnberg und Prag: drei Städte mit ausgeprägt eigenständiger Entwicklung und jede als Mittelpunkt verschiedenartiger geschichtlicher Räume erwachsen, standen durch Jahrhunderte in vielfältigen Beziehungen zueinander. Prag¹, ein spätestens seit dem 10. Jahrhundert vielbesuchter Handelsplatz der Slawenländer, von wo aus man neue Verbindungen zu den weiter ostwärts gelegenen Gebieten, aber auch zu den Landstrichen an der Elbe, am Rhein und an der Donau gewinnen konnte, errang bereits vor dem Jahre 1000 als Sitz des Herzogs und des der Metropole Mainz unterstellten Bischofs eine zentrale Bedeutung nicht nur für das zugehörige Land, sondern unter Břetislavs zweitem Sohn Wratislaw II., der als einer der treuesten Anhänger Heinrichs IV. in seinem Kampf mit dem Papst und den deutschen Fürsten im Jahre 1085 den Königsreif empfing, auch erstmals eine beachtliche Stellung im römisch-deutschen Reich. Nürnberg und Eger, deren Anfänge in die Zeit eben jenes salischen Kaisers Heinrich IV. fallen, verdanken ihre entscheidende Entwicklung zu Königsstädten und freien Reichsstädten dem planmäßigen Ausbau der Reichsländer vor allem zur Zeit der Staufer. Wenn Nürnberg² bereits im hohen Mittelalter als *caput imperii* bezeichnet wurde und Prag, das nie eine Reichsstadt war, aber doch in bedeutungsvollen Zeitabschnitten und jeweils in langandauernden Perioden auch als Residenz des

* Bei den nachstehenden Ausführungen handelt es sich um einen Vortrag, der anlässlich einer Tagung des Collegium Carolinum am 14. Mai 1964 in Nürnberg gehalten wurde.

¹ Schreiber, Rudolf: Prag, die vielgestaltige Stadt. Göttinger Arbeitskreis (1952). — Schürer, Oskar: Prag. Kultur, Kunst, Geschichte (5. Aufl. 1943). — Weizsäcker, Wilhelm: Städteentstehung und Heimatkunde. In: Böhmen und Bayern. VdCC 1 (1958) 65 ff. — Zycha, Adolf: Prag. Ein Beitrag zur Geschichte Böhmens im Beginn der Kolonisationszeit. MVGDDB 49 (1911) und 50 (1912). — Ders.: Über den Ursprung der Städte in Böhmen und die Städtepolitik der Přemysliden. MVGDDB 52 (1914) und 53 (1915).

² Dannenbauer, Heinz: Die Entstehung des Territoriums der Reichsstadt Nürnberg. Arbeiten z. dt. Rechts- u. Verfassungsgesch. 7 (1928). — Hampe, Theodor: Nürnberg (1934). — Hofmann, Hanns Hubert: Historischer Atlas von Bayern. Teil Franken, Heft 4: Nürnberg-Fürth (1954). — Kusch, Eugen: Nürnberg, Lebensbild einer Stadt (3. Aufl. 1958). — Pfeiffer, Gerhard: Nürnberg. In: K. Bosl: Handbuch der historischen Stätten Deutschlands. Bd. 7: Bayern. Kröner TA 272 (1961) 500 ff. — Reicke, Emil: Geschichte der Reichsstadt Nürnberg (1896).

Kaisers den Mittelpunkt des Reiches bildete, während Eger³, zunächst eine freie Reichsstadt und dann eine Reichspfandschaft der Krone Böhmen, die Funktion einer Brücke zufiel, eines Bindegliedes zwischen dem übrigen Reich und dem Königreich Böhmen, ergeben sich selbst aus diesen losen Andeutungen vielfache Berührungspunkte, die sich zu regen wechselseitigen Beziehungen verdichteten. Indes nicht diese, im einzelnen mannigfaltig verästelten und nahezu alle Lebensbereiche umfassenden Kontakte, Gemeinsamkeiten und Verbindungen sollen im Blickfeld unserer Betrachtung liegen, vielmehr erscheint es angezeigt, deren geschichtliche Grundlagen, die Voraussetzungen, aus denen jene Beziehungen erwuchsen, als die vorbereitenden und fortwirkenden dynamischen Kräfte aufzuzeigen.

Von Eger aus gesehen tritt die Verbindung mit Nürnberg zuerst in Erscheinung. Erst später erstreckte sich der Ausstrahlungs- und zum Teil auch Einflußbereich bis nach Prag, hier auf die älteren Beziehungen von Regensburg her treffend, und von da — insbesondere unter Kaiser Karl IV. — wiederum über Eger und die Pfalz in Bayern zurück nach Nürnberg und in den fränkischen Raum.

Nur mit einem kleinen Zeitunterschied von wenigen Jahren werden Nürnberg und Eger, deren umliegendes Land ursprünglich zum bayerischen Nordgau gehörte, erstmals urkundlich genannt, und zwar in den Jahren 1050 und 1061⁴. Das unweit des alten Königshofes Fürth (1007: *locum Furti dictum in pago Nordgouue et in comitatu Berengeri comitis situm*) entstandene *castrum Nuorenberc*⁵ bildete frühzeitig das Zentrum jener zielstrebig sich erweiternden salischen Besitzerwerbungen auf dem dortigen Abschnitt des Nordgaues, dem Rangau und dem Sualafeldgau, die sich alsbald nicht nur als regional bedeutsame Stützpunkte der Hausmacht des Königshauses, sondern auch als entsprechender Rückhalt für die Wahrnehmung der Reichsinteressen, vor allem gegenüber dem südwärts vorstoßenden Hochstift Bamberg erwiesen⁶.

Zwar entwickelte sich die mit der Verdrängung adeligen Besitztums verknüpfte organisatorische Erfassung und Ausdehnung des Königs- und Reichsgutes erst in der folgenden Stauferperiode zu tragfähigen Grundlagen für

³ Gradl, Heinrich: Geschichte des Egerlandes bis 1437 (1893). — Schlesinger, Walter: Egerland, Vogtland, Pleißenland. Erneut in: Ders.: Mitteldeutsche Beiträge zur deutschen Verfassungsgeschichte des Mittelalters (1961). — Schürer, Oskar: Geschichte der Burg und Pfalz Eger. Schriften der Deutschen Akademie in München Nr. 18 (1934). — Siegl, Karl: Eger und das Egerland im Wandel der Zeiten (1931). — Sturm, Heribert: Eger, Geschichte einer Reichsstadt. Bd. 1 (2. Aufl. 1960), Bd. 2 (1952). — Ders.: Oberpfalz und Egerland. Ausgewählte Vorträge (1964).

⁴ (Pfeiffer, Gerhard): Nürnberger Urkundenbuch. Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Nürnberg. Bd. 1 (1959) Nr. 9 [fortan zitiert NUB]. — Gradl, Heinrich: Monumenta Egrana. Denkmäler des Egerlandes als Quelle für dessen Geschichte. Bd. 1: 805—1322 (1886) Nr. 8 [fortan zitiert ME]. — Sturm: Eger II, 35 (Faks.).

⁵ NUB Nr. 15 (ca. 1064/65).

⁶ Bosl, Karl: Die Reichsministerialität der Salier und Staufer. Schriften der Monumenta Germaniae historica. Bd. 10 (1. Teil 1950, 2. Teil 1951) 51 ff.

den Aufbau von Reichsterritorien⁷, doch wurden die Voraussetzungen dazu, zunächst tastende Versuche eines dann gewaltigen Staatswillens, schon von den Saliern geschaffen, indem Heinrich III. sich anschickte, durch königliche Dienstmannen Königsgut auf dem ganzen Nordgau bis zu der inmitten alten agilolfingischen Herzogs- und dann karolingischen Königsbesitzes gelegenen Reichsburg Cham in eigene Verwaltung zu nehmen⁸. Königs- und Reichsgut, vermehrt um das Hausgut der Kaiserfamilie, tritt in der Phase, da Nürnberg und Eger kundbar werden, auf jenem Teil des bayerischen Nordgaues, der zur Basis der künftigen territorialen Entfaltung wurde, immer mehr als herrschaftsbildender Faktor in den Vordergrund.

Im Raume Nürnberg war es einer der bedeutendsten Königsdienstmannen, der als *minister*, *serviens* und auch *ministerialis* bezeichnete Otnant, vermutlich der Stammvater der Reichsministerialen von Eschenau-Schellenberg, *major domus* am Hofe Heinrichs III., *consiliarius palatinus* Heinrichs IV. und kaiserlicher Schiedsrichter in gewichtigen Verhandlungen, dem die Aufgabe zufiel, hier das Königs- und Reichsgut auszubauen und es für das Reich zu sichern⁹. Dem gleichen Ministerialen Otnant schenkte Heinrich IV. im Jahre 1061 mit dem Auftrage und dem Recht zur Rodung (*jus exstirpandi*) einen Waldstreifen an der Südwestflanke des alsbald urkundlich werdenden nordgauischen Egerlandes, und zwar bis zu jenem Weg, der von Eger herüberführte (*usque in illam viam, quae procedit de Egire*)¹⁰. Es zeichnen sich damit die ersten Spuren jener Entwicklung ab, die eine Verbindung zwischen den Königsgütern in Franken und den weiten Reichsforstgebieten auf dem Nordgau anstrebte und in der staufischen Periode im besonderen wirksam wurde.

Noch aber sind in jener Zeit weder im Fichtelgebirge noch im Egerer Becken Anhaltspunkte für eine die Landschaft insgesamt umfassende Siedlungstätigkeit gegeben. Erst im zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts wird kundbar, daß in diesem, seit 1135 als *regio Egere* bezeichneten Gebiet¹¹, in welchem der nordgauische Markgraf Diepold III. das Bodenregal als reichslehenbares und mit der Burg Eger verknüpftes Territorialrecht ausübte, vor allem durch diepoldingische Ministerialen sowie durch die Klöster Reichenbach am Regen und Waldsassen die siedlungsmäßige Erschließung eingesetzt hat¹². Der Ausbau eines verzweigten Burgennetzes mit der unmittelbar gegenüber

⁷ Bosl, Karl: Nürnberg als Stützpunkt staufischer Staatspolitik. MVGNbg 39 (1944) 51 ff. — Ders.: Die Reichsministerialität als Träger staufischer Staatspolitik in Ostfranken und auf dem bayerischen Nordgau. 69. Jbericht Hist. Verein Mfr. (1940/41).

⁸ Bosl: Reichsministerialität als Träger 65 ff.

⁹ Bosl: Die Reichsministerialität 52 ff.

¹⁰ ME Nr. 8. — Sturm: Eger II, 35 (Faks).

¹¹ ME Nr. 53. — Gradl, Heinrich: Zur ältesten Geschichte der regio Egere. MVGDB 24 (1886) 1 ff. und 205 ff.

¹² Sturm, Heribert: Grundzüge der Geschichte des Landkreises Tirschenreuth. In: H. Schnell, F. Sproß, H. Sturm: Der Landkreis Tirschenreuth. Geschichte, Wirtschaft, Kunst. Bd. 43/44 der „Großen Kunstführer“ des Verlages Schnell u. Steiner, München (1963) 4 ff.

der Egerfurt erbauten Burg Eger, die 1125 bezeugt ist¹³, als administrativem Mittelpunkt und die gleichzeitige Ausweitung der kirchlichen Organisation in diesem nördlichsten Abschnitt der Diözese Regensburg, mit der erstmaligen Nennung der Pfarreien Eger, Wondreb, Beidl, Tirschenreuth und Redwitz um 1140¹⁴, kennzeichnen jenen, dann vor allem durch die kolonisatorische Tätigkeit des 1133 gegründeten Zisterzienserklosters Waldsassen¹⁵ wesentlich unterstützten Landesausbau. Noch in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts entwickelte sich im Anschluß an die Burg Eger ein *suburbium* sowie von der Furt aus eine Kaufmannsniederlassung, ein *vicus romanus*, in Niederschriften aus der Wende des 13. zum 14. Jahrhundert *romanei* oder *rompney* und bis in die Gegenwart verballhornt „die Amenei“ genannt. Als bald entstand hier unter Einbeziehung der älteren Egerer Pfarrkirche St. Johann Baptist ein baulich zusammengewachsenes Gemeinwesen, für das zum Jahre 1149 der urkundliche Ausdruck *oppidum* überliefert ist¹⁶.

Vollzog sich bis dahin der Landesausbau der *regio Egere* und die wachsende Entfaltung Egers als Hauptort dieses nordgauischen Egerlandes nahezu ausschließlich in der Zeit des Markgrafen Diepold III.¹⁷, einer auch in der Reichspolitik namhaften Persönlichkeit, so trat mit dessen Tod im Jahre 1146 eine tiefgreifende Veränderung ein, die nunmehr die engeren Beziehungen zu Nürnberg wirksam werden ließ. Die von der Mark Nabburg aus als letzter, weil am weitesten nach Norden vorgeschobener Rodungsbezirk erwachsene *regio Egere* fiel jetzt an das Reich, wurde nach dem Tode König Konrads III. (1152) als Reichslehen seinem Sohn Friedrich von Rothenburg verliehen und 1167 von Kaiser Friedrich I., der als Herzog von Schwaben im Jahre 1149 die Tochter Diepolds III., Adela, geheiratet hatte und damit in den Besitz der diepoldingischen Eigengüter im Egerer Lande gekommen war, wiederum zum Reich gezogen¹⁸. Wie nirgendwo im Altsiedelland bot sich

¹³ ME Nr. 40. — Sturm: Eger I, 55 (Kartenskizze des Burgennetzes).

¹⁴ Lehner, Johann Baptist: Beiträge zur Kirchengeschichte des Egerlandes. 13. Jbbericht Ver. Erf. Regensburger Diözesangeschichte (1939) 85. — ME Nr. 63. — Sturm: Eger II, 44 (Faks.).

¹⁵ Binhack, Franz: Die Äbte des Cisterzienser-Stiftes Waldsassen von 1133 bis 1506. Programm Eichstätt 1886/87. — Brenner, Johann Baptist: Geschichte des Klosters und Stiftes Waldsassen (1837). — Doeberl, Michael: Reichsunmittelbarkeit und Schutzverhältnis der ehemaligen Cisterzienserabtei Waldsassen in den drei ersten Jahrhunderten ihres Bestehens (1887). — Krausen, Edgar: Die Klöster des Zisterzienserordens in Bayern. Bayerische Heimatforschung. Heft 7 (1953) 100 ff. — Langhammer, Rudolf: Waldsassen. Kloster und Stadt (1936). — Muggenthaler, Hans: Kolonisatorische und wirtschaftliche Tätigkeit eines deutschen Zisterzienserklosters im 12. und 13. Jahrhundert (1924).

¹⁶ Sturm: Eger I, 39 ff.; Grundrißskizzen der Stadtentwicklung 43.

¹⁷ Doeberl, Michael: Die Markgrafschaft und die Markgrafen auf dem bayerischen Nordgau (1894). — Klebel, Ernst: Das Egerland vor den Hohenstaufen. Jb. fränk. Landesgeschichte. Bd. 20. Festschrift Ernst Schwarz. 1. Teil (1960) 229 ff. — Trotter, Kamillo: Die Grafen von Vohburg. In: O. Dungern: Genealogisches Handbuch zur bairisch-österreichischen Geschichte (1931) 54 ff.

¹⁸ Maschke, Erich: Das Geschlecht der Staufer (1943) 43 und 151; dazu das einschlägige ortsgeschichtliche Schrifttum.

hier die einmalige Gelegenheit, auf erst jüngst erschlossenem und zum Teil noch nicht durchgreifend besiedeltem Gebiet kraft königlichen Bodenregals Reichsland unter Reichsrecht zu einem einheitlichen Territorium zusammenzufassen. Indem Kaiser Friedrich I. und sein Sohn Heinrich VI. das Egerland zur *terra imperii* ausbauten, wurde es — alsbald auch *provincia Egreensis* genannt (1218)¹⁹ — in die weitgespannten Pläne staufischer Territorialpolitik einbezogen.

Damit fiel dem Egerlande eine über das Regionale weit hinausreichende Bedeutung zu: nicht nur als einem wichtigen Verbindungsglied innerhalb der vom Stammland Schwaben und dem Elsaß über die Rheinlande in weitem Bogen nach Franken und in nordöstlicher Richtung in die thüringisch-meißnischen Marken reichenden staufischen Hausmacht, sondern zugleich als einem der markanten Stützpunkte der unter Kaiser Friedrich I. durch den Ausbau der Reichsterritorien sich festigenden inneren Ordnung des Reiches. Dies umso mehr, als Eger wegen seiner geographischen Lage und damit seiner Schlüsselstellung gegenüber Böhmen sowie dadurch, daß hier an entscheidender Stelle staufisches Territorium in einer ostwärts vorstoßenden Keilspitze die welfische Nordsüdachse zu unterbrechen vermochte, auch politisch in eine gewichtige Position rückte.

Gleich wie anderwärts um kaiserliche Pfalzen — etwa Kaiserslautern, Frankfurt oder Goslar und Gelenhausen — verstärkte sich im Egerland das in seinen Anfängen in die nordgauische Zeit zurückreichende Burgennetz, so wie auch um Nürnberg als dem Mittelpunkt des Reichsgutes in weitem Umkreis schon in salischer Zeit sich ein imposanter Kranz von Burgen immer dichter schloß. Hier saßen, mit Dienstlehen ausgestattet und in strenger Zuordnung zur Reichsburg, dem Ansatzpunkt eines werdenden Reichsterritoriums, die Ministerialen, die im Egerland noch in stärkerem Maße als um Nürnberg auch als Träger der Rodungs- und Siedlungsarbeit eine wichtige Aufgabe zu erfüllen hatten. Die Reichsburg, sowohl in Nürnberg wie in Eger, administrativer, militärischer und gerichtlicher Mittelpunkt des Territoriums und Tagungsort, an dem der König seine Hoftage hielt, wurde von Friedrich I. repräsentativ umgestaltet. Hier wie dort entstanden der Pallas, der Bergfried, die Wohngebäude und die Doppelkapelle, noch heute eindrucksvolle Denkmale der staufisch-romanischen Baukunst²⁰. 1183 wird die Reichsburg in Nürnberg als *palatium*²¹ und im gleichen Jahre die in Eger als *castrum imperatoris*²² bezeichnet. Die im Schutze beider Burgen erwachsenen bürgerlichen Gemeinwesen weisen sowohl zeitlich wie hinsichtlich ihrer zunächst bestehenden Abhängigkeit von der Burg ganz die gleichen Parallelen auf.

Überhaupt scheint der offensichtlich planmäßig erfolgte Auf- und Ausbau

¹⁹ ME Nr. 145. — Bosl: Die Reichsministerialität 482 ff., 491 ff.

²⁰ Bachmann, Erich: Kaiserburg Nürnberg (3. Aufl. 1961). — Mummenhoff, Ernst: Die Burg zu Nürnberg (4. Aufl. 1926). — Schürer, Oskar: Die Kaiserpfalz Eger. Denkmäler deutscher Kunst, Die deutschen Kaiserpfalzen. Bd. 2 (1934).

²¹ NUB Nr. 88.

²² ME Nr. 96.

der Reichsterritorien Nürnberg und Eger, zu denen entwicklungs- und bedeutungsmäßig das weiter nordostwärts gelegene Pleißenland mit dem Mittelpunkt Altenburg zu zählen ist²³, trotz unterschiedlicher urkundlicher Überlieferung auf etwa gleichzeitige Einrichtung unter Kaiser Friedrich I. zurückzugehen. Wenn bei ihrem weitgehend gleichartigen inneren Aufbau das Egerland gegenüber Nürnberg und dem Pleißenland und insbesondere gegenüber anderen Reichsterritorien doch auch eine Reihe nicht unwesentlicher Besonderheiten aufweist, so ist das darauf zurückzuführen, daß hier als in einem erst jüngst erschlossenen und noch weiterhin im Landesausbau begriffenen Gebiet nicht wie im Altsiedelland auf dynastische Gegebenheiten bodenständiger Adelsgeschlechter Rücksicht genommen werden brauchte, der Ausbau also gewissermaßen weitgehend voraussetzungslos erfolgen konnte.

An der Spitze der Reichslandverwaltung stand ein kaiserlicher Landrichter, in Altenburg und Eger *iudex provincialis* genannt, in Nürnberg zunächst ein dynastischer Burggraf, dem kurz vor 1200 ein dienstmännischer Reichsbutigler (*buticularius*) als Träger einer neuen Verwaltungsorganisation und oberstes Organ der königlichen Hochgerichtsbarkeit und Schutzvogtei sowie im besonderen für die Wahrung der Reichsinteressen und der Reichsrechte zur Seite gestellt wurde²⁴. Er war im übrigen dem Landrichter gleichgestellt, wie aus der gemeinsamen Beauftragung des Nürnberger Butiglers und des Egerer Landrichters durch Friedrich II. im Jahre 1242, für die Rückgabe der dem Hochstift Bamberg entfremdeten Kirchengüter zu sorgen, hervorgeht²⁵. Sie führten im *placitum provinciale*, dessen Beisitzer die bedeutendsten Reichsministerialengeschlechter des Landes waren, in Eger auch *nobiles Egrensis provinciae*²⁶ bezeichnet, namens des Königs den Vorsitz, wenn dieser nicht selbst zugegen war, übten die Gerichtsbarkeit für das der Reichsburg zugeordnete Umland aus, hoben durch *officiati*, die in Nürnberg um 1200, in Eger um das Jahr 1203 bezeugt sind²⁷, die königlichen Einkünfte ein, befehligten den Heerbann, dessen Stützen die im Lande verteilten Reichsministerialen waren, und nahmen überhaupt die Rechte des Königs im ganzen Reichsterritorium wahr. Zur Verwaltung der großen Reichsforste stand ihnen ein königlicher Forstmeister zu Gebote, in Nürnberg *waldstromer*, in Eger *forestarius* genannt; beide Ämter wurden übrigens später erblich und bildeten die Voraussetzung für die Namengebung des Geschlechtes der Waldstromer in Nürnberg und der Forster in Eger²⁸. Die Gerichtsbarkeit über die mittlerweile zu Städten erwachsenen bürgerlichen Gemeinwesen übten die gleichfalls dem obersten Reichsministerialen untergeordneten Schult-

²³ Schlesinger, vgl. Fußnote 3.

²⁴ Urkundliche Belegstellen in NUB und ME; dazu im besonderen Bosl: Reichsministerialität als Träger 63 und: Die Reichsministerialität 483.

²⁵ ME Nr. 196.

²⁶ ME Nr. 430.

²⁷ NUB Nr. 105, 107. — ME Nr. 119.

²⁸ Scharr, Adalbert: Die Nürnberger Reichsforstmeisterfamilie Waldstromer bis 1400. MVGNbg 52 (1963/64) 10 ff. — Siegl, Karl: Geschichte des Reichsforstes im alten Egerlande und der Stadtegerer Waldungen. Egerer Jahrbuch 1929.

heiße aus, in Nürnberg erstmals um 1174 bezeugt²⁹, die in Eger zunächst *judex civitatis* und erst 1282 so wie auch in Altenburg und Nürnberg *scultetus* genannt wurden³⁰. Für die Reichsmünzstätte, in Nürnberg schon in der Regierungszeit Konrads III.³¹, in Eger erst um 1235³² bezeugt, wird in Eger 1242 ein *magister monetæ* und 1281 ein *monetarius* urkundlich genannt³³. Die Burggrafenämter in Nürnberg und Altenburg, im wesentlichen militärischer Natur, waren in der Reichslandorganisation dort einbezogen, in Eger fehlte aber dieses Amt. Hier, in welchem eigenes Landesrecht galt (*secundum iura terræ Egrensis*)³⁴, lagen kraft kaiserlichen Auftrages sämtliche territorialen Hoheitsrechte in der Hand des Landrichters: die militärische Befehlsgewalt und die umfassende Verwaltung von Reichsgut, Reichsrecht und Reichsland. Im Gegensatz zum Butigler in Nürnberg wurde der Egerer Landrichter, der stets den angesehensten Reichsministerialengeschlechtern entstammte, in den Zeugenreihen der Urkunden immer an der Spitze der Reichsministerialen des Landes genannt und bildete mit ihnen eine geschlossene verfassungsrechtliche Einheit. Eine Urkunde Friedrichs II. aus dem Jahre 1215 zum Beispiel ist an den Landrichter Heinrich und die übrigen Ministerialen von Eger (*Henrico iudici ceterisque ministerialibus de Egra*) gerichtet³⁵. Dabei war Eger mit Nürnberg und Altenburg gleichgeordnet, wie aus der Formulierung in einer in Eger ausgestellten Urkunde Friedrichs II. von 1219 (*quidam alii ministeriales de Egra, de Nurimberch et de Aldenburg*) hervorgeht³⁶. Die zentralistische Zusammenballung aller Machtbefugnisse in der Hand eines obersten Reichsbeamten, als neuer Typ der Reichslandverwaltung überhaupt eine Besonderheit des Reichslandes Eger, stellte „zweifelloos die vollendetste Form der von Barbarossa geplanten Reichsländer dar, die geeignet sein konnten einmal die Grundeinheit eines nach klaren Gesichtspunkten geordneten deutschen Staates zu sein“³⁷. Freilich konnte dieser verheißungsvolle Anfang infolge der durch den Sturz der Staufer dann veränderten politischen Situation und des Erstarkens der Territorialfürsten nicht zur weiteren Auswirkung kommen.

²⁹ NUB Nr. 79. — Über die Ratsverfassung im allgemeinen: Schultheiß, Werner: Geschichte des Nürnberger Ortsrechtes (1957). — Pitz, Ernst: Die Entstehung der Rats Herrschaft in Nürnberg. Schriftenreihe zur bayer. Landesgeschichte. Bd. 55 (1956); dazu die zum Teil berichtigende Besprechung von W. Schultheiß in: MVGNbg 47 (1956) 483 ff. — Meyer, Julie: Die Entstehung des Patriziates in Nürnberg. MVGNbg 27 (1928) 1 ff.

³⁰ „judex civitatis“ ME Nr. 197; „scultetus“ ME Nr. 350.

³¹ NUB Nr. 79. — Kellner, Hans-Jörg: Die Münzen der freien Reichsstadt Nürnberg (1957).

³² ME Nr. 186. — Siegl, Karl: Geschichte der Egerer Münze. Egerer Jahrbuch 1908. — Sturm: Eger II, 91 (Bildtafel: Egerer Münzprägungen aus dem 13. Jahrhundert).

³³ ME Nr. 197 und 344.

³⁴ ME Nr. 552, 638 u. a.

³⁵ ME Nr. 134.

³⁶ NUB Nr. 179 und ME Nr. 152.

³⁷ Bosl: Reichsministerialität als Träger 76.

Mit dem organisatorischen Ausbau der Reichsländer ging die Entwicklung der im Anschluß an deren Hauptburgen sich entfaltenden Bürgersiedlungen zu Städten im Rechtssinn, und zwar zu Königsstädten, Hand in Hand. Für Nürnberg ist der sogenannte Große Freiheitsbrief Friedrichs II. vom Jahre 1219, der einen gewissen Abschluß des bisherigen inneren und äußeren Wachstums erkennen läßt³⁸, insofern bedeutsam, als darin vor allem die Stellung der Bürger und der Stadt in ihrer Bindung zum römisch-deutschen König und seinen Beauftragten zum Ausdruck kommt, eine Bindung, die bis nach dem Sturz der Staufer nachwirkte, indem 1268 Burg und Stadt Nürnberg im Konradinschen Erbe des Bayernherzogs Ludwig des Strengen einbezogen waren. Wohl hatte Nürnberg inzwischen längst eine eigenständige Entwicklung genommen, hat zur Mitte des 11. Jahrhunderts ein Marktrecht aufzuweisen³⁹, war zu Beginn des 12. Jahrhunderts eine Zollstätte⁴⁰ und wurde bereits in seiner Frühzeit mit den Anfängen von St. Sebald und St. Lorenz, nicht nur Mittelpunkte königlichen Grundbesitzes, sondern auch Ansätze der beiden wesentlichen Siedlungskerne der Stadt, dem kirchlichen Aufbau einbezogen. Doch fällt die eigentliche und charakteristische Stadtentwicklung doch erst in die staufische Periode, vor allem unter Kaiser Friedrich I. Barbarossa, als um 1174 erstmals ein Schultheiß und damit das Bestehen eines Stadtgerichtes genannt wird und die Burg als Kaiserpfalz ausgebaut wurde⁴¹. Auch in Eger bildet der Umbau der vordem nordgauischen Burg zur repräsentativen Kaiserburg (1183: *castrum imperatoris*)⁴² den äußeren symbolhaften Ausdruck für die zur Reife gediehene Entwicklung des bürgerlichen Gemeinwesens, das in einer Urkunde König Philipps aus dem Jahre 1203 *nostra civitas* genannt wird⁴³. Hier wie in Nürnberg ist die Abhängigkeit vom Königsrecht und die Bindung zur Reichslandverwaltung, das heißt die Stellung einer Königsstadt, vorerst das charakteristische Merkmal, das in Eger noch dadurch betont erscheint, als hier, der für das Stadtgericht und für die städtischen Angelegenheiten überhaupt verantwortliche und dem *judex provincialis* untergeordnete Reichsministeriale auch in seiner urkundlich belegten Amtsbezeichnung diesem angegliedert ist und *judex civitatis* heißt. Die abschließende Entwicklung zu einer eigenständigen, in die Organe der Stadtverfassung gegliederten Verwaltung vollzog sich dabei vor allem in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, jener Zeitspanne, die überhaupt für die Stadtwerdung staufischer Städte kennzeichnend ist: in Nürnberg wird die *universitas civium* als siegelführende Rechtspersönlichkeit erstmals zum Jahre 1245 kundbar und in Eger ist das mit der Inschrift SIGILLUM CIVIUM IN ERGA versehene Stadtsiegel erstmals an einer Urkunde aus dem Jahre 1242 festzustellen⁴⁴.

³⁸ NUB Nr. 178.

³⁹ NUB Nr. 14.

⁴⁰ NUB Nr. 178.

⁴¹ NUB Nr. 79. — Bachmann, Erich: Kaiserburg Nürnberg (1961).

⁴² ME Nr. 96.

⁴³ ME Nr. 119.

⁴⁴ NUB Nr. 322. — ME Nr. 197.

Daß mit einer solchen inneren Entwicklung der beiden unter Königsrecht stehenden Städte auch deren allgemeine und im besonderen wirtschaftliche Bedeutung vorzüglich als Handelsstädte weit über den engen Umkreis hinauswuchs, wobei von außen her Nürnberg und Eger als zwei gleichartige gewichtige Faktoren der Stärke des Reiches angesehen wurden, läßt jener in der Großen Heidelberger Liederhandschrift erhaltene Spruch des Marners ahnen⁴⁵, worin er während des Endkampfes des staufischen Hauses mit dem Papsttum Konradin auffordert, Akkon und Sizilien zu gewinnen und dann — den politischen Rückhalt betonend, auf den sich der junge Staufer stützen könne — fortfährt:

In iuwer hant

Swaben ist bekant,

herzoge sit ir da genant:

*swaz Egerlant der gülte hat und Nuerenberk liute und der sant,
wil ez Got, iu kumt noch uf daz boubet roemsche krone wert.*

Der sowohl in verfassungsmäßigen Grundlagen wie auch im Siedlungsbereich und in ihrer allgemeinen Bedeutung sich erweiternden und konsolidierenden Entfaltung beider Städte entsprach die Ausbildung eines eigenen Stadtrechtes⁴⁶. Nürnberg hatte dabei einen zeitlichen Vorsprung und entwickelte sich zudem frühzeitig zu einem weit ausstrahlenden rechtsbildenden Mittelpunkt. Weniger die Ausbildung der inneren Verfassung in ihren Grundlagen und ihren Einzelheiten, als vielmehr diese Funktion erscheint in unserem Zusammenhang bedeutsam. Die erstmalige Verleihung Nürnberger Rechte⁴⁷, die Privilegierung der Bamberger und Amberger Kaufleute mit der Sicherheit und Freiheit, wie sie die Nürnberger im ganzen Reiche besaßen (*eadem securitate ac libertate, qua Nurembergenses per universum imperium nostrum pociantur*) — dem Geleitschutz und der Zollfreiheit —, durch Kaiser Friedrich I. im Jahre 1163 beinhaltete noch nicht die städtische Verfassung und war auch noch nicht für eine Stadt als solche, sondern lediglich für die Bamberger und Amberger Kaufleute bestimmt⁴⁸. Doch wurde bereits um die Jahrhundertwende Nürnberger Stadtrecht an andere Städte als Norm für die Ausgestaltung ihrer Verfassung übertragen.

Sicherlich ist unter den ersten Städten des sich dergestalt ausbildenden Nürnberger Stadtrechtskreises auch Eger gewesen. Allerdings nicht etwa auf Grund einer formellen Stadtrechtsverleihung, sondern vielmehr dadurch, daß die unter ähnlichen und zu einem erheblichen Teil gleichen Voraussetzungen erwachsene Stadt sich im Aufbau ihrer inneren Verwaltung und deren Rechtssetzungen weitgehend an Nürnberg anschloß. Jedenfalls ergibt sich aus spä-

⁴⁵ NUB S. 234 (zu Nr. 383). — Sturm: Eger II, 119 (Faks.).

⁴⁶ Schultheiß, Werner: Die Einwirkung Nürnberger Stadtrechts auf Deutschland, besonders Franken, Böhmen und die Oberpfalz. Jb. fränkische Landesforschung 2 (1936). — Wenisch, Rudolf: Nürnbergs Bedeutung als Oberhof im Spiegel seiner Ratsverlässe. MVGNbg 51 (1962) 443 ff.

⁴⁷ NUB Nr. 72.

⁴⁸ Sturm, Heribert: Zur ältesten Geschichte Ambergs. Oberpfälzer Heimat 4 (1959) 30 ff. — Ders.: Die Handelsprivilegien Ambergs im Mittelalter. Oberpfälzische Heimat 5 (1960) 31 ff.

teren Quellen die Übereinstimmung von Nürnberger und Egerer Stadtrecht sowohl in den Grundzügen wie auch in verfassungsrechtlichen, privat-, straf- und prozeßrechtlichen Einzelheiten, gelegentlich sogar in mundartlichen Feinheiten⁴⁹. Außerdem ist das für Eger bedeutsame umfangreiche Stadtprivileg König Rudolfs von Habsburg aus dem Jahre 1279 in wesentlichen Bestimmungen dem Nürnberger Stadtrechtsprivileg von 1219 nachgebildet⁵⁰ und die Egerer, deren ältestes erhaltenes Stadtbuch von 1352⁵¹ einige Rechtsbelehrungen als *die urteil von Nueremberg* enthält, nannten nicht nur die Nürnberger ihre *altvordern*, sondern erbaten sich auch später, als Eger längst eine Reichspfandschaft der Krone Böhmen geworden war, mit der Begründung, *nachdeme unser schub von alters here fur euer erbare weiszzeit gangen sein*, von Nürnberg wiederholt Rechtsbelehrungen. Im übrigen ist die gegen Ende des 13. Jahrhunderts in Erscheinung tretende Verschmelzung von Ratsmannen und Schöffen zu einem engeren Rat, der später der „Innere Rat“ genannt wurde, und eine Bindung der Schöffen an die Beschlüsse des Inneren Rates ebenso wie die Entstehung des „Äußeren Rates“ aus den „Genannten“ (*cives nominati*) eine spezifische Eigentümlichkeit der Nürnberger Ratsverfassung und damit ein Hinweis mehr auf Nürnberger Rechtseinfluß bei der Entstehung der Stadtverfassung von Eger⁵².

Die während des 13. Jahrhunderts in allmählichem Wachstum entstandenen engen Verbindungen Egers mit Nürnberg, die mehr bedeuteten, als lediglich nachbarliche Beziehungen hervorbringen konnten, zeitigten nach dem Sturz der Staufer wiederum eine völlig gleichartige und nur durch die örtlichen Gegebenheiten modifizierte Entwicklung: nämlich den Aufstieg in die selbständige Stellung von freien Reichsstädten. Es kann kaum als ein Zufall bezeichnet werden, daß beide bisherigen Königsstädte fast zur gleichen Zeit und im Rahmen des gleichen politischen Konzeptes — durch die Revindikationspolitik König Rudolfs von Habsburg⁵³ — Reichsstädte geworden sind.

⁴⁹ Liermann, Hans: Franken und Böhmen. Ein Stück deutscher Rechtsgeschichte (1939). — Weizsäcker, Wilhelm: Egerer und Nürnberger Stadtrecht. JbVGDB 2 (1929). — Siegl, Karl: Alt-Eger in seinen Gesetzen und Verordnungen (1927). — Mayer, Franz Martin: Über die Verordnungsbücher der Stadt Eger. Archiv f. österr. Geschichte 60 (1880).

⁵⁰ ME Nr. 329. — Siegl, Karl: Eger und das Egerland im Wandel der Zeiten (1931) 16 ff.; hier auch Faks. der Urkunde. — Grüner, Joseph Sebastian: Beiträge zur Geschichte der kgl. Stadt Eger und des Egerschen Gebietes (1843). — Sturm: Eger I, 77 ff. — NUB Nr. 178.

⁵¹ Siegl, Karl: Alt-Eger in seinen Gesetzen und Verordnungen (1927) 38 ff. — Mayer, vgl. Fußnote 49. — Knull, Ferdinand: Die Stadtgesetze von Eger aus den Jahren 1352—1460. Jb Staats-Gymnasium Graz (1880/81).

⁵² Weizsäcker, vgl. Fußnote 49, S. 265 ff.

⁵³ Grundmann, Herbert: Wahlkönigtum, Territorialpolitik und Ostbewegung im 13. und 14. Jahrhundert. In: Gebhardt: Handbuch der deutschen Geschichte. Bd. 1 (8. Aufl. 1953) 390 ff. — Heimpel, Hermann: Deutschland im späteren Mittelalter. In: Handbuch der Deutschen Geschichte. Neu hrsg. v. Leo Just. Bd. 1 (1957). — Bosl, Karl: Handbuch der historischen Stätten Deutschlands. Bd. 7: Bayern (1961); Artikel Nürnberg (G. Pfeiffer). — Rößler, Hellmuth und Franz, Günther: Sachwörterbuch zur deutschen Geschichte (1958); Artikel „Nürnberg“.

Hier wie dort wurde die Zeit des Interregnums zur Stärkung der städtischen Eigenverwaltung genutzt, obwohl Nürnberg infolge der Zugehörigkeit zum Konradinschen Erbe Herzog Ludwigs des Strengen das Absinken zu einer Landstadt am Rande des Herzogtums Bayern drohte und Eger, das im Auftrage König Richards von dem zunächst zur Sicherung der rechtsrheinischen Reichsgüter eingesetzten Böhmenkönig Přemysl Ottokar II. 1265 besetzt wurde⁵⁴, in Gefahr geriet, schon jetzt in das Königreich Böhmen einbezogen zu werden. Doch König Rudolf von Habsburg stellte die Reichsunmittelbarkeit beider Städte wieder her, die jetzt nach den inzwischen wesentlich veränderten Verhältnissen nicht mehr unter Königsrecht und damit in Abhängigkeit zur Reichslandverwaltung standen, sondern als Gemeinwesen mit eigenen Hoheitsrechten und in gewissem Sinne den Territorialherren ebenbürtig in eine neue Phase ihrer Entwicklung traten. So wie in Nürnberg der Schultheiß immer mehr in den Bann des Rates der Stadt beziehungsweise der Bürgermeistergremien gezogen wurde⁵⁵, verlor auch in Eger der reichsdienstmännische Stadtrichter, der jetzt kaum von ungefähr nicht mehr *iudex civitatis*, sondern in Anlehnung an Nürnberg *scultetus* genannt wurde (1282)⁵⁶, seine Vorrangstellung zugunsten des erstmals 1281 urkundlich erwähnten *magister civium* (1296: *magister consulum*. 1316: *rector civium*, 1317: *purgermeister*)⁵⁷, wie beispielsweise aus der sich umwechselnden Rangstellung des Bürgermeisters gegenüber dem Schultheiß in den Zeugenreihen der damaligen Urkunden hervorgeht. Im übrigen kennzeichnet die Inscriptio einer Urkunde König Rudolfs von Habsburg aus dem Jahre 1282 *prudentibus viris, sculteto, consulibus et universis civibus de Egra nec non ministerialibus eiusdem domini dilectis suis fidelibus*⁵⁸ durch die Nennung der städtischen Amtsträger und der Gemein der Bürger vor den Ministerialen des Landes die auch gegenüber dem Territorium nunmehr veränderte und wesentlich gestärkte Stellung der Stadt, seit 1277 eine *civitas imperii* genannt⁵⁹, die weiters auch darin

⁵⁴ ME Nr. 253. — Lorenz, Ottokar: Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert. Bd. 1. (1863) 245 ff., insbesondere auch der Anhang „Urkunden und Regesten zur Geschichte des Interregnums“ 445 ff. — Sturm: Eger I, 60 und II, 120 ff. — Guttenberg, Erich Frh. v.: Nürnberg im Wechselspiel der politischen Mächte des Mittelalters. MVGNbg 42 (1951) 6 ff. — Pfeiffer, Gerhard: Der Aufstieg der Reichsstadt Nürnberg im 13. Jahrhundert. MVGNbg 44 (1953) 14 ff.

⁵⁵ Reicke, Emil: Geschichte der Reichsstadt Nürnberg (1896) 91 ff. — Reicke, Siegfried: Stadtgemeinde und Stadtpfarrkirchen der Reichsstadt Nürnberg im 14. Jahrhundert. MVGNbg 26 (1926) 45: „1313 erscheint der Rat dem Schultheißen schon gleichgestellt, bis er im Laufe des 14. Jahrhunderts immer mehr dieses ursprünglich kaiserliche Amt in seine Abhängigkeit brachte.“

⁵⁶ ME Nr. 350. — In den Zeugenreihen von Urkunden steht bis 1297 der Stadtrichter, von da an der Bürgermeister an der Spitze (ME Nr. 197, 221, 236, 267, 268, 329, 341, 350, 367, 369, 378, 384, 390, 402, 406, 425, 450, 481, 482, 535, 536, 538, 545 u. a.).

⁵⁷ ME Nr. 349, 477, 645. — Bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts wurde jeweils nur ein Bürgermeister gewählt, von 1308 an mehrere, bisweilen zwei bis vier, von 1430 bis 1767 regelmäßig vier, die sich vierteljährlich abwechselten.

⁵⁸ ME Nr. 350.

⁵⁹ ME Nr. 317.

zum Ausdruck kommt, daß sich für das reichsländische Egerland immer mehr die Bezeichnung *stadt und land ze Eger* durchsetzte⁶⁰.

Mit der Verselbständigung Nürnbergs und Egers als Königs- und Reichsstädte fällt zeitlich der intensive Landesausbau in Böhmen zusammen, der vor allem seit Přemysl Ottokar II. zahlreiche Städtegründungen zur Folge hatte⁶¹. Das inzwischen ausgebildete und sich weiter vervollkommnende Stadtrecht von Nürnberg hatte hier gleich den von Magdeburg ausstrahlenden Rechtsnormen eine solche Anziehungskraft, daß die böhmischen Länder im Spätmittelalter im wesentlichen von diesen beiden großen Stadtrechtskreisen überlagert waren⁶². Den Ansatz für die Ausbreitung des Nürnberger Stadtrechtes im Königreich Böhmen bildete der *vicus theutonicorum*, die alte Kaufmannssiedlung in Prag, die vermutlich im Zusammenhang mit der grundlegenden Neuordnung ihrer Rechtsverhältnisse vor 1234 Nürnberger Stadtrecht verliehen erhielt und damit eine *civitas*, die Altstadt Prag, wurde⁶³. Es ist bezeichnend, daß es sich hier wiederum um eine Kaufmannssiedlung handelt, die gewiß auch vor ihrer Stadterhebung wirtschaftliche Kontakte mit Nürnberg hatte. Mit der Verleihung der Stadtrechte werden diese Beziehungen aber jedenfalls offenkundig. Durch eine Urkunde aus dem Jahre 1315 ist ausdrücklich belegt, daß das *jus civitatis Nurembergensis* die Altstadt Prag *a prima sui fundatione* gebrauchte⁶⁴; im übrigen sind Spuren einer textlichen Abhängigkeit des Altstadt-Prager Stadtrechtes von Nürnberg auch noch in späterer Zeit nachweisbar. Im 14. Jahrhundert entwickelte sich dieses Stadtrecht vor allem unter dem Einfluß von Iglau und Brünn sowie auf Grund der von Süden her über Österreich vordringenden Rechtsbeziehungen zu

⁶⁰ 1282 „dominium Egrese“: ME Nr. 350. — 1292 „Egram, civitatem et castrum cum suo territorio“: ME Nr. 442. — 1300 „land ze Eger“: ME Nr. 517. — 1322 „Eger, die stat und das lant“: ME Nr. 714.

⁶¹ Zycha, Adolf: Über den Ursprung der Städte in Böhmen und die Städtepolitik der Přemysliden. MVGDDB 52 (1914) und 53 (1915). — Schwarz, Ernst: Deutsche Siedlung in den Sudetenländern im Lichte sprachlicher Volksforschung. In: Pirchan, Weizsäcker, Zatschek: Das Sudetendeutschtum. Sein Wesen und Werden im Wandel der Jahrhunderte (2. Aufl. 1939) 95 ff. — Ders.: Die Volksstumsverhältnisse in den Städten Böhmens und Mährens vor den Hussitenkriegen. Bohemia-Jb 2 (1961) 27 ff. — Hönig, Anton: Deutscher Städtebau in Böhmen (1921); mit zahlreichen Stadtgrundrisskizzen.

⁶² Schultheiß, Werner: vgl. Fußnote 46; mit Kartenskizze. — Weizsäcker, Wilhelm: Der Einfluß des deutschen Rechtes auf die böhmische Rechtsentwicklung MVGDDB 66 (1928) 5 ff. — Ders.: Eindringen und Verbreitung der deutschen Stadtrechte in Böhmen und Mähren. Deutsches Archiv f. Landes- und Volksforschung 1 (1937) 55 ff.; mit Kartenskizze. — Ders.: Das Recht. In: Pirchan, Weizsäcker, Zatschek: Das Sudetendeutschtum 119 ff.; mit Kartenskizze. — Meynen, Emil: Sudetendeutscher Atlas (1954), Karte 13, bearbeitet von W. Weizsäcker.

⁶³ Zycha: Prag. MVGDDB 50 (1912) 530 ff. — Schultheiß, vgl. Fußnote 46, S. 38 ff.

⁶⁴ Köpl, Josef: Zur Frage nach der Herkunft des Rechts der Altstadt Prag. MIOG 8 (1887) 306 ff. — Grunzel, Josef: Über die deutschen Stadtrechte Böhmens und Mährens. MVGDDB 30 (1892) 128 ff.

einem allmählich allgemein als „süddeutsch“ bezeichneten Recht, das so vor allem in Gegenüberstellung zum Magdeburger Stadtrechtskreis genannt wurde. Als König Wenzel IV. im Jahre 1387 den Rechtszug in das Ausland verbot, Leitmeritz zum Oberhof für das Sächsisch-Magdeburger Recht bestimmte und die mit Nürnberger Stadtrecht begabten Städte im Königreich Böhmen an Prag-Altstadt verwies (*qui ad ius Nurembergense appellare voluerit, ad civitatem Pragensem, ubi talia jura redduntur, appellare debet*)⁶⁵, bestand fortan keine unmittelbare Rechtsbeziehung zwischen Prag und Nürnberg, etwa durch Rechtserholungen oder in anderer Weise von den zahlreichen Städten dieses großen Stadtrechtskreises, der grob die Hälfte von Böhmen und Mähren, nämlich ganz West- und Südböhmen sowie Westmähren, einschloß. Trotzdem hielten sich aber die Grundlagen des auf Nürnberger Stadtrecht basierenden „süddeutschen Rechtes“ sehr lange, länger sogar als das durch eine hierarchisch aufgebaute Gerichtsverfassung mit Schöffenkollegien und dem Rechtszug an bestimmte Oberhöfe als übergeordnete Instanzen straffer organisierte Magdeburger Stadtrecht, das in Böhmen 1615 aufgehoben wurde. Demgegenüber wurde die als Gesetzbuch der Städte Prager Rechts von Paul Christian v. Koldin 1579 in tschechischer Sprache veröffentlichte deutsche, mit rezipierten römischen Bestandteilen durchsetzte Rechtsmaterie zum „böhmischen“ Stadtrecht erklärt und blieb damit bis zur Überleitung in die Anfänge der modernen Gesetzgebung in Gebrauch⁶⁶. Daß diese Entwicklung in ihren frühen Ansätzen auf der Übernahme Nürnberger Stadtrechts durch die Altstadt Prag beruhte, ist mit eine der wesentlichen Voraussetzungen für die mannigfachen Beziehungen, die sich sonst zwischen Prag und Nürnberg ergaben.

Die Verwurzelung des Nürnberger Stadtrechtes in der Altstadt Prag scheint zusätzlich von Egerer Kaufleuten, die sich hier ansässig gemacht hatten, nicht unerheblich unterstützt worden zu sein. Wenn ihre urkundlich erfaßbare Tätigkeit im Altstadt-Prager Stadregiment auch erst in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts augenscheinlicher hervortritt, so ist doch wohl deren Einfluß wie übrigens auch der von Nürnberg unmittelbar kaum in Abrede zu stellen. Jedenfalls sind Zweige Egerer Patrizierfamilien frühzeitig in öffentlichen Stellungen in Prag nachweisbar⁶⁷. So stand Konrad Kornbühler 1310 an der Spitze der luxemburgisch gesinnten Bürgerpartei von Prag. Unter dem Namen Konrad von Eger erscheint er von 1311 bis 1317 als Ratsherr der Altstadt Prag. In gleicher Stellung ist ein Verwandter von ihm, Franz Kornbühler, seit 1327 bezeugt, der von 1331 bis 1335 das Amt des Stadtrichters inne hatte. Mathias Plauener, den man in Prag Mathias von Eger

⁶⁵ Grunzel, vgl. Fußnote 64, S. 150.

⁶⁶ Peterka, Otto: Rechtsgeschichte der Böhmisches Länder. II.: Geschichte des öffentlichen Rechts und die Rechtsquellen von der hussitischen Zeit bis zum Theresianischen Zeitalter (1928) 129 ff.

⁶⁷ Emler: Reg. Boh. II. und III. sowie ME zu den einzelnen Familiennamen. — Gradl, Heinrich: Geschichte des Egerlandes (1893) 186 f. — Gradl, Heinrich: Die Chroniken der Stadt Eger. Deutsche Chroniken aus Böhmen. Bd. 3 (1884); Anhang „Daten zum Verzeichnis der egerer Geschlechter“ 390 ff.

nannte, war 1311 ebenfalls Ratsherr. Einer seiner Söhne, Hans Plauener, wurde 1341 mit Andreas Goldner, Heinrich Kadner und Ulrich Bleier zur Abfassung eines für Prag und den Prager Stadtrechtskreis gültigen Strafgesetzbuches berufen. Ein anderer Egerer, Wölfel Regensburger, wird zu Beginn des 14. Jahrhunderts in Prag als Wölfel von Eger genannt und sein Sohn Niklas war von 1316 bis 1329 Stadtrichter. Daneben nahmen mehrere Namensträger Hüler und andere, nur mit der Herkunftsbezeichnung „aus Eger“ gekennzeichnete Bürger hervorragende Stellungen im öffentlichen Leben der Prager Altstadt ein. Man wird in diesen aus Eger stammenden Bürgern ein lebendiges Bindeglied bei den Festigungen des Nürnberger Stadtrechtes in der Altstadt Prag erkennen dürfen, die für ihren Teil möglicherweise einen gleichen Vorgang wiederholten, wie er sich etwa zwei oder drei Generationen zuvor zwischen Nürnberg und Eger abgespielt haben mochte: daß nämlich von Stadtpatriziat zu Stadtpatriziat unmittelbar sich jene persönlichen und vielfach verwandtschaftlichen Beziehungen spannen, die ihren bleibenden Ausdruck auch in der gleichartigen rechtlichen Ordnung der ihnen nahestehenden städtischen Gemeinwesen fanden.

Während die mit Altstadt-Prager Stadtrecht begabten Städte Böhmens und Mährens weder von sich aus noch über Prag Rechtsbeziehungen zu Nürnberg unterhielten, entstand auf der gleichen Grundlage des Nürnberger Stadtrechtes um Eger ein eigener Stadtrechtskreis, und zwar mit Städten, die Egerer Stadtrecht verliehen erhielten und bis in das 16. Jahrhundert mittelbar über Eger mit Nürnberg in rechtlicher Beziehung verbunden blieben. In seiner Reichweite umschloß dieser Egerer Stadtrechtskreis⁶⁸ ein Gebiet, das sich vom westlichen Fichtelgebirge bis zum mittleren Egerlauf ostwärts von Karlsbad erstreckte und von Schöneck im heutigen Vogtland bis Bärnau in der Oberpfalz reichte. Die Städte innerhalb dieser Stadtrechtslandschaft erhielten in Eger Rechtsbelehrungen und bezeichneten ihrerseits die Egerer als ihre Alvordern, so etwa wenn 1568 Falkenau an Eger schrieb: *Weil wir dann in dieser sachen etwas irrig und zu keinem urtl, wie recht sei oder nicht, uns entschließen können, haben wir solche handlung an euer weisheit als unsere günstige herren und altvettere dem alten gebrauch nach umb lernung und underricht des rechtes gelangen lassen*⁶⁹. Die Bewidmung mit Egerer Stadtrecht in dem an Eger ostwärts angrenzenden Teil des Königreiches Böhmen erfolgte durchwegs in der Zeit der Luxemburger, das heißt also nach dem Zeitpunkt, da das in seinem territorialen Umfang inzwischen erheblich geminderte Reichsland Eger oder vielmehr nun die Reichsstadt Eger mit dem noch zu ihr gehörenden Land von König Ludwig dem Bayern an den Böhmenkönig Johann von Luxemburg verpfändet worden war.

Die Statuierung der Reichspfandschaft Eger, deren staatsrechtliche Grundlagen die durch das Privileg vom 23. Oktober 1322, den „Egerländer Freiheits-

⁶⁸ Kürschner, Franz: Das Stadtrecht von Eger und seine Verbreitung. MVGD B 4 (1866) 197 ff. — Sturm: Eger I, 180 ff.; hier auch Kartenskizze, weitere Zitate und Literaturhinweise. — Meynen, Emil: Sudetendeutscher Atlas (1954), Karte 13.

⁶⁹ Sturm; Eger I, 182.

brief“⁷⁰, garantierte Integrität des Pfandlandes und seine Unabhängigkeit gegenüber dem Königreich Böhmen im Gerichts- und Steuerwesen sowie in der gesamten Landesverwaltung bildeten, bewirkte eine mit der Zeit sich immer tiefer verwurzelnde Neuorientierung⁷¹. Vor allem in der Zeit Kaiser Karls IV., der es als König von Böhmen verstand, die an seinen Vater persönlich gegebene Pfandschaft in eine Pfandschaft an die Krone Böhmen und damit in ein staatsrechtliches Gepräge zu wandeln, öffneten und ebneten die zahlreichen Privilegierungen viele Wege nach den böhmischen Ländern⁷². Eger erfuhr damit eine erhebliche Erweiterung seines Einstrahlungsbereiches nach Osten, ohne daß dabei die gegenüber dem Königreich Böhmen unabhängige Stellung von Stadt und Land Eger beeinträchtigt worden wäre, zumal in jener Zeit wiederholt beurkundet wurde, daß Eger lediglich als Pfandschaft *von dem beyligen romischen reiche* und daher nur solange dem König von Böhmen verpflichtet sei, bis das Reich sie wieder zurücklösen würde (*unz an die zeit, daz uns daz reich von im umb sulches gelt, als wir versetzt sein, wieder lediget und lozet*). Diese Doppelstellung, einmal als Reichsstadt zum Reich und zum andern als Pfandschaft zur Krone Böhmen, dabei unabhängig von der Verwaltung des Königreiches Böhmen, bildete die Voraussetzung für jene im 14. und 15. Jahrhundert für Eger charakteristische Mittlerrolle, die sich in mannigfacher Hinsicht und im besonderen dann bewährte, wenn — zum Beispiel in der Hussitenzeit⁷³ — für politische Auseinandersetzungen zwischen dem Reich und Böhmen sozusagen ein „neutraler“ Boden als zweckmäßig und erwünscht erachtet wurde. So wurden des öfteren Vorbesprechungen und Zusammenkünfte mit den Utraquisten in Eger abgehalten, 1431 auch unter Anwesenheit König Sigismunds und der Abgesandten des Basler Konzils, wobei in einer späteren Berufung auf diese Absprachen die Utraquisten

⁷⁰ Weizsäcker, Wilhelm: Quellenbuch zur Geschichte der Sudetenländer. Bd. 1: Von der Urzeit bis zu den Verneuten Landesordnungen (1627/28). VdCC Bd. 7 (1960) Nr. 22; Faks. Tafel II.

⁷¹ Kürschner, Franz: Eger und Böhmen. Die staatsrechtlichen Verhältnisse in ihrer historischen Entwicklung (1870). — Gradl, Heinrich: Geschichte des Egerlandes bis 1437 (1893). — Siegl, Karl: Das Egerland zur Zeit seiner Verpfändung (1922). — Ders.: Die staatsrechtliche Stellung des Egerlandes (1919). — Ders.: Geschichte der Egerer Burgpflege MVGDB 50 (1912) 546 ff. — Sturm: Eger I, 84 ff. (Kapitel „Die Verpfändung von Stadt und Land Eger im Jahre 1322“), 103 ff. (Kapitel „Die staatsrechtlichen Beziehungen Egers zu Böhmen“), 259 ff. (Kapitel „Eger im Wandel des Zeitgeschehens“). — Winterling, Richard: Die Reichspfandschaft Eger. Eine juristische Untersuchung (1925).

⁷² Gradl, Heinrich: Die Privilegien der Stadt Eger (1879). — Siegl, Karl: Die Kataloge des Egerer Stadtarchivs (1900). — Sturm, Heribert: Das Archiv der Stadt Eger (1936); mit 60 Bildtafeln ausgewählter Archivalien, darunter die wesentlichsten Privilegien.

⁷³ Siegl, Karl: Aus dem Egerer Stadtarchiv. I. Hussitenbriefe (1415—1437), II. Urkunden aus den Jahren 1368—1456. Mitteilungen des Archivrates Wien 2 (1915) 33 ff. — Ders.: Briefe und Urkunden zur Geschichte der Hussitenkriege. MVGMährens 22 (1918) und 23 (1919). — Gradl, Heinrich: Die Chroniken der Stadt Eger (1884); insbesondere die Archivalienabdrucke im Anhang. — Dorsch, Josef: Die Hussitentagung zu Eger im Jahre 1432. UE 36 (1922).

Eger ausdrücklich eine Reichsstadt nannten (*in Egram civitatem imperii*). Oder die Einladung zum Basler Konzil, das durch die Annahme der Prager Kompaktaten einen Ausgleich anstrebte, wurde in drei Ausfertigungen hinausgegeben, von denen eine an den Kaiser ging, die andere nach Nürnberg und die dritte an den Rat der Stadt Eger, um von hier aus weiter nach Böhmen befördert zu werden, wie überhaupt die politische Korrespondenz damals über Eger lief. Auch während der kriegerischen Auseinandersetzungen in diesen Jahrzehnten stand Eger, bei den Kriegszügen der Reichskontingente nach Böhmen übrigens für sie ein bedeutsamer Rückhalt und vielfach eigentlich die treibende Kraft⁷⁴, durch regelmäßigen Briefwechsel und nicht selten durch Sonderboten ständig mit den Reichsstädten Nürnberg und Regensburg in Verbindung, die ihrerseits die Nachrichten an andere Reichsstädte weitergaben. Vielfach erkundigten sich bayerische, fränkische und vogtländische Adelige, Klöster und Städte beim Rat der Stadt über die jeweiligen Verhältnisse in Böhmen, wodurch Eger zu einem entscheidenden Teil dazu beitrug, daß in den gefährdeten Grenzgebieten rechtzeitig Vorsorge getroffen werden konnte, für etwaige Überfälle gerüstet zu sein, aber auch, daß viele Reichsstädte, Fürsten und Territorialherren im Reiche über die politische Lage im allgemeinen und die Kriegslage im besonderen rasch und zuverlässig informiert waren, denn beim Egerer Rat liefen dauernd Berichtschreiben von jenen Städten und Orten ein, die jeweils von den Vorgängen unmittelbar betroffen wurden.

Im Jahrhundert zuvor war dem 1322 als Reichspfandschaft in engere Beziehung zu Böhmen gekommenen Gebiet von Eger zu der daraus sich ergebenden Mittlerrolle noch eine weitere Funktion zugefallen, die für das Zeitalter Karls IV. von besonderer geschichtlicher Bedeutung gewesen ist. Hatte bereits unter seinem Vater, dem Böhmenkönig Johann von Luxemburg, der Gedanke, zwischen der luxemburgischen Westflanke und dem dann unter Karl IV. zum Herzland des Reiches gewordenen Königreich Böhmen eine gefestigte Verbindung zumindest über die Kirchenorganisation zu schaffen — denn Böhmen unterstand kirchlich damals noch immer Mainz —, zu weitausgreifenden Plänen angeregt⁷⁵, so entwickelte Karl IV., vielleicht einer der letzten großen mittelalterlichen Kaiser, planmäßig und trotz mancherlei Rückschläge unbeirrt eine weitgespannte territoriale Erwerbspolitik mit dem Ziele, eine Landbrücke von Prag, dem Zentrum seiner böhmischen Hausmacht, über Eger und Nürnberg nach Frankfurt zu schlagen⁷⁶. Wenn auch

⁷⁴ Siegl, Karl: Die Heereszugsordnung gegen die Hussiten im Jahre 1431. MVGDDB 54 (1916) 7 ff. — Deutsche Reichstagsakten unter K. Sigmund, insbes. Bd. 8, 9 und 12.

⁷⁵ Pfitzner, Josef: Kaiser Karl IV. (1938) 76.

⁷⁶ Hofmann, Hanns Hubert: „Böhmisch Lehen vom Reich“, Karl IV. und die deutschen Lehen der Krone Böhmens. Bohemia-Jb 2 (1961) 112 ff. — Ders.: Karl IV. und die politische Landbrücke von Prag nach Frankfurt am Main. In: Zwischen Frankfurt und Prag. Hrsg. vom CC (1963) 51 ff.; mit Karte. — Wild, Karl: Baiern und Böhmen. Beiträge zur Geschichte ihrer Beziehungen im Mittelalter. VO 88 (1938); insbes. IX. Abschnitt „Kaiser Karls IV. Politik in der Oberpfalz“ 90 ff.

oftmals geltend gemacht wurde, daß damit zuverlässige Raststationen geschaffen werden sollten, *umb daß ein jeglicher kunig zu Beheimb und die seinen von seinen wegen herberge haben mögen, von Behem zu Frankenfurt an den Mayn zu reiten, wann es sich gebürt, einen römischen kunig zu kiesen und auch zu reiten dahin zu andern churfürsten, fürsten und herren, zu kuniglichen und kaiserlichen höfen, perlament und gespreche zu haben und des reichs sachen da zu teidigen* — wie es in einem Lehenbrief für Heidingsfeld am Main vom Jahre 1367 heißt⁷⁷ —, kam diesem Ausbau und der abrunden den Erweiterung seiner Hausmachtgüter von Böhmen aus nach Westen doch im besonderen eine eminent politische Bedeutung zu. Zur Stauferzeit war ein nahezu gleichartiges Projekt, die Landbrücke zwischen den Reichsländern Nürnberg und Eger mit der politischen Zielrichtung nach dem Osten, eingeleitet worden, um mit Hilfe der Organisation der Reichsländer die königliche Macht für das Reich zu stärken⁷⁸; jetzt bedeutete die politische Landbrücke längs der Geleitstraßen von Prag über Eger und Nürnberg nach Frankfurt und den Rheinlanden die Stärkung einer dynastisch-territorialstaatlichen Machtgrundlage. Indem Karl IV. Böhmen zum Kernland seiner Hausmacht erhob und von hier aus — nicht allein gegen Westen — durch Ausgreifen auf benachbarte Territorien, so auch durch die Angliederung Schlesiens, der Lausitzen, der Mark Brandenburg, einen festen zusammenhängenden Reichskern zu schaffen trachtete⁷⁹, ließ ihn nach seiner Kaiserkrönung zwar Petrarca den Ausspruch tun, er werde sich fortan Kaiser nennen lassen, in Wahrheit aber nur König von Böhmen sein, doch wurde damit — allerdings in anderer Konzeption als zur Zeit des mittelalterlichen Imperiums und den inzwischen veränderten politischen Verhältnissen Rechnung tragend — ein neuer Rückhalt des mit seinem Schwerpunkt nach Osten verlagerten römischen Königtums begründet.

Die Reichspfandschaft Eger war dabei ein wichtiger Stützpunkt und für jene Erwerbungen in der angrenzenden kurfürstlichen Pfalz in Bayern⁸⁰, die mit dem Mittelpunkt in Sulzbach und seit 1373 in Auerbach als sogenanntes „Neuböhmen“ zusammengefaßt und in der Goldenen Bulle von 1355 Böhmen angegliedert wurden, die gegebene Ausgangsbasis. Der Hoheitsbereich dieses

⁷⁷ Hofmann, Hanns Hubert: Karl IV. und die politische Landbrücke 52. — Oder nach der deutschen Fassung der Goldenen Bulle Karls IV. vom 5. April 1355: „auf daß die hochgebornen kunige zu Beheimb durch dieselben lande desto sicherer ziehen und komben mugen zu der wal und chur eines römischen kunigs und daß auch dieselben kunige ze Beheimb den kayserlichen hof, den die durchleuchtigen römischen kunige zu Nurenberg gewonlich haben, desto baß und fried-samer gesuchen mugen.“

⁷⁸ Bosl: Reichsministerialität als Träger 26.

⁷⁹ Grundmann, Herbert: Die Zeit Kaiser Karls IV. In: Gebhardt: Handbuch der deutschen Geschichte. Bd. 1 (8. Aufl. 1954) 458 ff. — Pfitzner, Josef: Kaiser Karl IV. (1938) 75 ff.

⁸⁰ Neben dem bereits zitierten einschlägigen Schrifttum die lediglich als Materialsammlung zu wertende, im übrigen unsystematische und unübersichtliche ältere Darstellung von Lommer, Franz Xaver: Die böhmischen Lehen in der Oberpfalz. Progr. Hum. Gymn. Amberg 1906/07 und 1908/09.

neuböhmischen Territoriums reichte mit den Ämtern Hersbruck und Lauf, wo 1355 als eine Residenz Karls IV. die Burg mit dem eindrucksvollen Wappensaal erbaut wurde⁸¹ — noch heute ein Wahrzeichen der damaligen Lehensgefolgschaft zur Krone Böhmen —, bis vor die Tore Nürnbergs, bis Erlenstegen, und umschloß vom Osten über den Norden nach Westen die Reichsstadt. Die Intensität, mit der Karl IV. hier seine Erwerbspolitik entfaltete, läßt deutlich erkennen, daß Nürnberg, *die vornemste und baz gelegenste stat des reiches*, nicht nur als ein weiterer bedeutsamer Stützpunkt auf dem Wege zur Königswahlstadt Frankfurt, sondern, da die Stadt *gar gelegen was gen Behaim und dem reich, da tag zu halten und zu wonen*, neben Prag als eine zweite Residenz des Kaisers und als erklärter Schwerpunkt des Reiches gelten sollte⁸².

Gleich wie Eger erhielt Nürnberg während der Regierungszeit Karls IV. zahlreiche Privilegien verliehen, zum Teil und vor allem Bestätigungen früherer Freiheiten, die sich auf den Handel und die Kaufmannschaft bezogen. Der Handelsweg von Nürnberg über Eger nach Prag gewann damals an besonderer Bedeutung, die bis in das 16. Jahrhundert anhielt, wobei die Egerer Kaufleute als Vermittler auch zwischen den oberdeutschen Städten und den Gebieten des Königreiches Böhmen wesentlich zur Stärkung des damaligen außerordentlichen Handelsaufstieges etwa von Pilsen, Taus und Tachau beitrugen⁸³. Nürnberg und Eger erlebten im Zeitalter Karls IV. einen weiteren Aufschwung in Wirtschaft und Kultur, ihre politische Stellung freilich war weitgehend dadurch bestimmt, daß Eger über das Pfandschaftsverhältnis und Nürnberg durch den Versuch, die Kaiserburg als Instrument für die Beherrschung der Stadt und ihres Umlandes einzusetzen, *in rechter macht* gehalten wurden. Karl IV. setzte 1348 neben dem zollerschen Burggrafen als Reichslandvogt, aber doch im wesentlichen mit der Funktion etwa des böhmischen Hauptmannes in Bayern im Neuböhmischen Territorium der Oberen Pfalz, einen *burgmann ze Nürnberg*, der auch „Amtmann auf der Burg“ genannt wurde, und betraute böhmische Lehensleute seines Vertrauens mit der Burghut über zwei wichtige, nach der Stadt führende Tore am Zugang zur Burg⁸⁴.

⁸¹ Kraft, Wilhelm und Schwemmer, Wilhelm: Kaiser Karls IV. Burg und Wappensaal zu Lauf. Schriftenreihe Altnürnberger Landschaft. Bd. 7 (1960).

⁸² Schultheiß, Werner: Kaiser Karl IV. und die Reichsstadt Nürnberg. Streiflichter und Funde zur Territorialpolitik in Ostfranken. MVGNbg 52 (1963/64) 42 ff.

⁸³ Janáček, Josef: Der böhmische Außenhandel in der Hälfte des 15. Jahrhunderts. Historica IV (Prag 1962) 39 ff. — Müller, Johann: Der Umfang und die Haupt Routen des Nürnberger Handelsgebietes. VjSchr. Soz.- u. Wirtschaftsgeschichte. Bd. 6 (1908). — Mummehoff, Ernst: Handel, Gewerbe und Industrie in Nürnberg. In: v. Schuh: Die Stadt Nürnberg im Jubiläumsjahr 1906. — Neukam, Wilhelm G.: Ein Einbruch in das burggräfliche Geleit in der Nähe Egers durch den Landgrafen von Leuchtenberg und seine Helfer 1413. MVGNbg (1951) 98 ff. — Werhold, A.: Zur wirtschaftlichen und staatsrechtlichen Entwicklung des Egerlandes. MVGDB 36 (1898) 328 ff., 412 ff. und 37 (1899) 54 ff. — Biebinge, Wilhelm und Neukam, Wilhelm G.: Quellen zur Handelsgeschichte der Stadt Nürnberg (1934).

⁸⁴ Schultheiß, vgl. Fußnote 82, S. 48; das folgende Chronistenzitat S. 52.

Dieser Versuch wurde zwar 1365 wieder aufgegeben, indem die Reichsburg dem zollerschen Burggrafen auf Lebenszeit überantwortet und gleichzeitig das offiziell noch bestehende, im Besitz einer Patrizierfamilie befindliche Amt des Reichsschultheißen ihnen übertragen wurde; doch war gerade die Zeit nach der Jahrhundertmitte ausgefüllt von ständigen Auseinandersetzungen zwischen der Stadt, die sich damals durch Mauer und Tortürme gegen die Burg abzusichern suchte, und der durch die Kaiserburg repräsentierten Reichsgewalt, die zunehmend von der Territorialmacht der zollerschen Burggrafen abgelöst wurde. Wenn ein späterer Chronist über jene Zeit unter Karl IV. zusammenfassend urteilte: *Er ist der Stadt Nürnberg mit großen Gnaden gewogen gewesen und dieselbe mit vielen herrlichen Freiheiten begabt, hingegen hat er auch die Burggrafen erhebt und mächtig gemacht und dadurch der Stadt Nürnberg einen bösen Nachbarn hinterlassen*, so ist mit wenigen Worten jene Vermengung und Gegensätzlichkeit der luxemburgischen Reichs- und Territorialpolitik aus der Blickrichtung der Reichsstadt charakterisiert.

Von den „vielen herrlichen Freiheiten“ darf in unserem Zusammenhang vor allem die Bestimmung in der Goldenen Bulle vom Jahre 1356 hervorgehoben werden, nach der jeder neu gewählte König verpflichtet sein sollte, seinen ersten Reichstag in Nürnberg abzuhalten. Damit nämlich wird jene überragende Bedeutung im besonderen betont, die Nürnberg im 14. Jahrhundert für das Reich mit seinem damaligen Schwergewicht in Prag und Nürnberg gewonnen hat. Für die Weisung der Reichskleinodien hatte Karl IV. die aus der Synagoge umgestaltete Frauenkirche in Nürnberg bestimmt und für deren Aufbewahrung über den Ufern der Beraun in den Jahren 1348 bis 1359 die Burg Karlstein⁸⁵ bei Prag erbaut, die sich fast unverändert bis zur Gegenwart erhalten hat. Im Jahre 1424 gab König Sigismund die Reichskleinodien nach Nürnberg, die hier bis 1796 verblieben. Eine große Zahl von Reichs- und Hoftagen hielt Karl IV. in den Mauern von Nürnberg ab und weilte hier am öftesten von allen sonstigen Orten in Deutschland außer in Prag. Die eigentliche Grundlage für die bedeutsame Vorrangstellung Nürnbergs bildete jedoch eine feste soziale und rechtliche Ordnung sowie der durch Handel und Gewerbe erwachsene Wohlstand, den sich auch Karl IV. zunutze machte, indem er nicht nur von der Stadt wiederholt Darlehen in Anspruch nahm, sondern sie selbst zur Abwicklung eigener wirtschaftlicher und finanzieller Transaktionen beauftragte⁸⁶. Die seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts geschlossenen Landfriedensbünde mit anderen Städten sowie geistlichen und weltlichen Fürsten und Adeligen dienten in erster Linie der Aufrechterhaltung eines gesicherten Handelsverkehrs, stärkten — insbesondere nach der Überwindung des Rückschlages im süddeutschen Städtekrieg von 1388 — aber auch die Stadt in ihrer politischen Stellung sowie in ihrem Widerstreit

⁸⁵ Pirchan, Gustav: Karlstein. In: Prager Festgabe für Theodor Mayer. Forschungen zur Geschichte und Landeskunde der Sudetenländer. Bd. 1 (1953) 56 ff. — Schnellbögl, Julia: Die Reichskleinodien in Nürnberg 1424—1523. MVGNbg 51 (1962) 78 ff.

⁸⁶ Vgl. Fußnote 82.

mit dem Burggrafen, dem sie seit der Jahrhundertwende eine Reihe von Zugeständnissen abzurufen vermochte.

So war es das 14. Jahrhundert, im besonderen die Zeit Kaiser Karls IV., da sich für Nürnberg die Grundlagen jener spezifischen Bedeutung als welt-offene Handelsstadt, als Stätte erfolgreichen Gewerbefleißes und der Kunst sowie als eine der hervorragendsten Reichsstädte festigten, die fortan den Glanz und den Ruhm eben dieser Reichsstadt ausmachten. Das im alten Westen zersplitterte Reich war von dem Kernland Böhmen aus zu einer neuen territorialen Machtgrundlage des deutschen Königtums zusammengeschlossen wie niemals je zuvor und Böhmen mit seiner Hauptstadt Prag, durch die 1348 gegründete älteste deutsche Universität⁸⁷ ein geistiges Ausstrahlungszentrum und als Knotenpunkt des Handelsverkehrs aus den erzeichen eigenen Landstrichen, dem Donauraum zur Nord- und Ostsee und von Frankfurt, Nürnberg und Regensburg nach Polen und Rußland eine Wirtschaftsmetropole von europäischem Rang, war zum Herzland des Reiches geworden. Eger lag zwischen den politisch hervortretenden Kräftegruppen, hielt aber vorerst seine Stellung als Reichsstadt trotz und vor allem wegen der in ein staatsrechtliches Verhältnis zur Krone Böhmen überführten Reichspfandschaft und konnte seine wirtschaftlichen Grundlagen weiter ausbauen: als Handelsstadt in Verbindung insbesondere mit Nürnberg und Prag und als Standort bestimmter Gewerbebetriebe, so der Tuchmacherei und der Metsiederei, durch den ergänzenden wirtschaftsstrukturellen Rückhalt im benachbarten Stiftsland Waldsassen. Insgesamt verbanden in jener Zeit über die inzwischen in mannigfachen Verflechtungen erwachsenen einzelnen Beziehungen hinaus <drei Städte Nürnberg, Eger und Prag untereinander> noch die allgemeinen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Gemeinsamkeiten.

Die Krise des Reiches nach jenem „Goldenen Zeitalter Karls IV.“ aber und die bereits unter dessen Nachfolger sich anbahnenden politischen Veränderungen bewirkten ein Auseinanderrücken der drei Städte, denen nunmehr ihre besondere weitere Entwicklung innerhalb ihres Geltungsbereiches nach den jeweiligen Gegebenheiten zugemessen war. Die Reichsstadt Nürnberg erstarkte im 15. Jahrhundert zu ihrer wachsenden politischen und wirtschaftlichen Machtstellung und bereitete so ihre spezifische Blüte im 16. Jahrhundert, damals auch Vorkämpferin der Reformation, vor⁸⁸; Eger, dessen staatsrechtliche Sonderstellung während der langandauernden Pfandschaft zu Zeiten eines starken böhmischen Königtums weniger gefährdet war als unter der aufkommenden Ständemacht, geriet — von den territorialen Nachbarn, im besonderen dem Burggrafen von Nürnberg, erheblich bedrängt⁸⁹ — in den

⁸⁷ Blaschka, Anton: Vom Sinn der Prager Hohen Schule nach Wort und Bild ihrer Gründungsurkunden. In: Studien zur Geschichte der Karls-Universität zu Prag. FGULSudetenländer. Bd. 2 (1954) 39 ff. — Zatschek, Heinz: Studien zur Geschichte der Prager Universität bis 1409. ZSG 3 (1939) 81 ff.

⁸⁸ Franz, Eugen: Nürnberg, Kaiser und Reich. Studien zur reichsstädtischen Außenpolitik (1930).

⁸⁹ Gradl, Heinrich: Die Minderung des Egerlandes. Ein Beitrag zur Geschichte der sogenannten Sechsamter. AfGuAOberfranken 15 (1883) 3. Heft, 1 ff. — Sturm: Eger I, 261 ff.; II, 209 ff.

auf die Dauer aussichtslosen Kampf gegen eine Einbeziehung in das Königreich Böhmen und verlor damit zunehmend an Macht und Geltung; und Prag, die Hauptstadt des von Hussitenwirren erschütterten Landes und Machtbasis des nationalen Königtums Georgs von Poděbrad, gelang unter den Habsburgern zwar ein neuer Aufstieg als Reichsresidenz, doch verlagerte sich gerade dadurch das politische Kraftfeld immer mehr in den Donaauraum⁹⁰. Divergierende und teilweise doch auch wieder ineinander spielende geschichtliche Vorgänge kennzeichnen nach dem 14. Jahrhundert die allgemeinen Voraussetzungen, auf denen die weiteren Beziehungen zwischen den drei Städten basierten.

⁹⁰ Schreiber, Rudolf: Prag (1952) 41 ff.

DEVOTIO MODERNA IN BÖHMEN

Von Johanna Schreiber

Die *devotio moderna* als Erscheinung im Bild des späten Mittelalters ist nicht ganz einfach und eindeutig zu fassen. Die Mannigfaltigkeit ihrer Aspekte hat einerseits dazu geführt, daß sie im größeren Rahmen oft nur ganz am Rande — wenn überhaupt — behandelt, erwähnt, abgetan wird, hat ihr aber andererseits die leider nicht so recht koordinierte Aufmerksamkeit von verschiedenen Seiten der Einzelforschung, von theologischer, religions- und kulturgeschichtlicher wie von philologischer Seite eingetragen. Gerade hier aber hat man in den letzten Jahren und Jahrzehnten Versuche unternommen, den durch ständige, nicht immer allzu kritische, Verwendung ausgelaugten und vielleicht zu einseitig festgelegten Begriff neu zu beleben, seinen Bereich weiter, umfassender, „europäischer“ zu sehen.

Demgegenüber galt und gilt die *devotio moderna* — befragt man die neuere Handbuchliteratur¹ — noch heute als eine religiöse Erneuerungsbewegung des späten Mittelalters, die in ihrem Ursprung nur niederländisch, in ihrer Wirkung auf einen kleinen Raum, allenfalls Westeuropa, begrenzt ist. Schon früh hat man dagegen etwa in der böhmischen Forschung immer wieder auf Ähnlichkeiten oder einzelne geistige Zusammenhänge zwischen jenen als *devotio moderna* bekannten niederländischen Erscheinungen und solchen im Böhmen jener Zeit hingewiesen. Ein starker Anstoß in dieser Richtung erfolgte in den dreißiger Jahren mit den Arbeiten zum böhmischen Frühhumanismus von Eduard Winter², die gleichwohl fast ohne Echo und Aus-

¹ Vgl. Haaß, Robert: *Devotio moderna*. In: *Lexikon für Theologie und Kirche*. Begr. von M. Buchberger. 2. völlig neu bearb. Auflage hrsg. von J. Höfler und K. Rahner. Freiburg 1957 ff. (zitiert: LThK) Bd. 3. 1959.

² Winter, Eduard: Die europäische Bedeutung des böhmischen Frühhumanismus. *Zeitschrift für deutsche Geistesgeschichte* 1/5 (1935) 233—242. (zitiert: Eur. Bed.) — Ders.: Tausend Jahre Geisteskampf im Sudetenraum. Berlin 1938, 442 S. (zitiert: Geisteskampf) — Wie diese gehören auch folgende das Thema berührende Arbeiten noch in die Wostry-Schule (in zeitlicher Reihenfolge): Schreiber, Rudolf: Johann von Mies. Ein vorhussitischer Prediger der Prager Deutschen. In: *Heimat und Volk. Forschungsbeiträge zur sudetendeutschen Geschichte*. Festschrift für Wilhelm Wostry. Brünn 1937, S. 157—194. — Ohlbaum, Rudolf: Johann Rode aus Hamburg. Vom deutschen Geistesleben in Böhmen um 1400. Prag 1943, XVI, 127 S. (*Sudetendeutsches historisches Archiv* Bd. 5.) — Hemmerle, Josef: Nikolaus von Laun. Ein Beitrag zur Geschichte der Prager Universität und des Augustinerordens in Böhmen. Bd. II der *Forschungen zur Geschichte und Landeskunde der Sudetenländer*. (Studien zur Geschichte der Karls-Universität zu Prag. Hrsg. und eingel. von R. Schreiber.) Freilassing-Salzburg 1954, S. 81—129. — In dieselbe Richtung wie Winter weist auch schon der kurze Abriß von: Pfitzner, Joseph: Kaiser Karl IV. Potsdam 1938, 130 S.

wirkung blieben. Winters Anliegen war, den großen Rahmen frühhumanistischer Ansätze und Bestrebungen in Böhmen, die vor allem am Prager Hof Karls IV. und in seinem Umkreis sichtbar sind, mit kleinen Einzelzügen zu füllen; dabei stellte er in der Zeit vor dem Auftreten der niederländischen *devotio moderna* bereits ganz ähnliche Erscheinungen in Böhmen fest. Damit bekam aber jene böhmische Bewegung, die bis dahin als vor-hussitisch allzusehr im Schatten der ihr folgenden Religionskämpfe gestanden hatte, ein größeres Eigengewicht, eine eigene Perspektive. Winter, der reiches Material bietet, das er leider zu selten belegt, glaubte sogar Ausstrahlungen und Einflüsse Böhmens auf die Niederlande annehmen zu dürfen. Wie weit und ob man diesen letzten Schritt wirklich mitvollziehen darf, werden meine Ausführungen nicht restlos klären, aber wenigstens andeuten können. Das Gesichtsfeld der traditionellen Auffassung von der *devotio moderna* wird in jedem Fall wohl eine Erweiterung erfahren müssen.

Was versteht man also herkömmlicherweise unter *devotio moderna*? Als ihr Gründer, Stifter, gilt Geert Groote (1340—1384)³. Er entstammte einer angesehenen Patrizierfamilie in Deventer, verlor schon als Kind seine Eltern durch die Pest und schloß sich als „*adhuc puer*“, wie die Quellen schreiben, fahrenden Schülern an, mit denen er die Gebiete um den Niederrhein durchstreifte. Er war hochbegabt; 1355 ging er zum Studium nach Paris, 1358 war er bereits Magister. Als seine Lehrer vermutet man Johannes von Leuven und Nicolas d'Oresme⁴, zu seinen Freunden gehörten Rudolf von Enteren, der Karthäuser Heinrich Eger von Kalkar, Jan van Schoonhoven, Wilhelm von Salvarvilla vor allen, und möglicherweise hat er auch Marsilius von Inghen, Heinrich von Langenstein, Heinrich von Oyta kennengelernt. Zwischen 1358 und 1362 scheint Groote unschlüssig Theologie, Medizin, Astrologie studiert zu haben — er suchte der Weisheit letzten Schluß⁵. Um 1360 ist er — vermutlich aus demselben Grund — auch in Prag gewesen; den Quellen zufolge hat er dort die „Schwarze Kunst“ erlernen wollen. Er soll aber eine schwere seelische Erschütterung erlebt haben, die vielleicht den

³ Über ihn unterrichtet die große, sehr gründliche Monographie, auf die sich auch meine Darstellung stützt: Ginneken, Jacob van: Geert Groote's Levensbeeld naar de oudste gegevens bewerkt. Amsterdam 1942, 392 S. (Verhandelingen der Nederlandsche Akademie van Wetenschappen, Afd. Letterkunde, N.R. Deel XLVII n° 2.), bes. S. 80 ff. — Vgl. auch: Blaschka, Anton: Zur *Devotio moderna*. In: Deutsch-slawische Wechselseitigkeit in sieben Jahrhunderten. Festschrift für Eduard Winter. Berlin 1956, S. 17—32. (Deutsche Akademie der Wissenschaften. Veröffentlichung des Instituts für Slawistik Nr. 9.) — Blaschka versucht — in einem Überblick über die wesentlichen Züge der *devotio moderna* und die Forschung darüber — die Problemlage wieder bewußt zu machen. Sein Aufsatz ist nicht berücksichtigt bei: Rosenfeld, Hans-Friedrich: Zu den Anfängen der *Devotio moderna*. In: Festgabe für Ulrich Pretzel. Hrsg. von W. Simon, W. Bachofer, W. Dittmann. Berlin-Bielefeld 1963, S. 239—252.

⁴ Ginneken 95 sieht in dieser „modernen“ Ausbildung bereits eine Wurzel der späteren *devotio moderna*.

⁵ Man hat in diesem Zusammenhang wiederholt auf das „Faustische“ in Grootes damaliger Periode hingewiesen; zuletzt Blaschka 20.

ersten Anstoß zu Einkehr und Umkehr gab⁶. Er empfing, wohl 1362, die niederen Weihen, studierte dann bis 1366 in Paris kanonisches Recht — als Exspektant auf vier Pfründen. 1366/67 hielt er sich in einer Finanzangelegenheit der Stadt Deventer in Avignon an der Kurie auf. Eine schwere Krankheit, deren Ursache wohl in einer Schädeltrepanation zu sehen ist, der er sich mit eben dem Ziele, zur letzten Erkenntnis vorzudringen, unterzogen hatte, wurde zum Beginn seiner Umkehr, der *conversio*. Aber erst 1373/74 verzichtete er, dem Armutsideal folgend, auch öffentlich auf seine Pfründe; vorher hatte er sich drei Jahre lang im Kartäuserkloster Monichusen bei Arnheim aufgehalten, dessen Prior 1368 bis 1373 Heinrich Eger war. In seiner Einkehr, seiner Hinwendung zu den Schriften der Mystiker, in seinen Verinnerlichungsübungen wird der Ursprung der *devotio moderna* gesehen⁷. Seine Aufgabe sah Groote in der Volkspredigt. Mit Scholaren, jungen Laien, so scheint es, begann er in Deventer sein Apostolat: er bat sie zu Tisch, las ihnen vor und belehrte sie, ließ sie Bücher kopieren. Um 1377 erhielt er die Diakonsweihe und erwirkte eine Predigerlaubnis (die an sich nur ordinierte Priester haben); dann begann er vor seinen Schülern lateinisch zu predigen, schließlich auch deutsch, und zog als Wanderprediger durch die ganzen Niederlande und einen Teil Westfalens. Groote rief zur Buße auf, sein Hauptmotiv ist Furcht — *timor, pavor, horror* —, sein Ziel Reue und Zerknirschung — *compunctio cordis* —; er stellte sich vor allem gegen die „*propriarii*“ in den Klöstern, gegen jede Art von Simonie, gegen Irrlehre und Ketzerei⁸. Schon 1379 begannen sich Widerstände gegen seine Predigten bemerkbar zu machen, die besonders von dem von Groote angegriffenen verweltlichten Klerus und von den Orden der Mendikanten ausgingen. Aber erst nachdem er 1383 einen großen „*Sermo contra Focaristas*“ gehalten hatte⁹, wurde ihm die Genehmigung zur Predigt entzogen. Ein Brief seines Freundes Salvarvilla an Urban VI.¹⁰ sollte ihn, der sich selbst nur gegen den Vorwurf der Nicht-Rechtgläubigkeit wehrte, an höchster Stelle rechtfertigen und rehabilitieren. Aber noch vor dem Eintreffen der günstigen Nachricht von der Kurie starb Groote 1384 an der Pest.

Als sein Werk gilt die Stiftung der „Brüder und Schwestern vom Gemeinsamen Leben“, die sich später in der Windesheimer Kongregation der Augustinerchorherren einen schützenden Überbau geschaffen hat. In der Mitte der siebziger Jahre vielleicht schon hat Groote einen großen Teil seines Elternhauses frommen Frauen zur Verfügung gestellt, die hier ohne Besitz

⁶ Ginneken 105 f. — Blaschka 21.

⁷ Ginneken 152 ff.

⁸ Ginneken 245 ff.

⁹ Ginneken 305 ff.; die Hauptthesen des *Sermo* soll Konrad von Soltau, damals noch Professor in Prag, verfaßt haben. Ginneken nimmt an, daß Groote Soltau während der gemeinsamen Prager Studienzeit kennengelernt habe: ebenda 311 f.

¹⁰ Gerardi Magni Epistolae quas ad fidem codicum recognovit annotavit edidit Willemus Mulder S. J. Nijmegen-Antwerpen 1933 (*Tekstuitgaven van Ons Geestelijk Erf Deel III.*) (zitiert: Mulder), hier Nr. 60, S. 223 f. — Grootes Protestatio: Nr. 57, S. 214 f. — Vgl. auch Ginneken 321 ff.

und ohne Ordensregel leben und sich von der Arbeit ihrer Hände ernähren sollten. Das Neue daran — denn Beginenhäuser gab es schon lange¹¹ — ist das Vorhaben, dabei das Ideal des apostolischen Lebens in einer Gemeinschaft zu verwirklichen, für die eine religiöse Lebensform ohne jede Bindung an Gelübde vorgeschrieben und konstitutiv ist; damit glaubte man nach dem Vorbild der *ecclesia primitiva* das Christentum der Gegenwart erneuern zu können. Um 1379 schon lassen sich die ersten Satzungen der Schwestern aus dem „Meester-Geerts-Haus“ greifen. Der Zeitpunkt der zweiten Stiftung, der „Brüder“, ist nicht fixierbar. Sicher ist, daß Grootte aus seiner Abneigung gegen jede Bindung heraus zu seinen Lebzeiten keine nach außen sichtbar in Erscheinung tretende Vereinigung wünschte; erst sein Freund Florens Radewijns¹², in dessen Vikarhaus einige der Anhänger Groottes schon seit 1380 ein „Gemeinsames Leben“ führten, vollendete die Stiftung nach Groottes Tod und organisierte die Gemeinschaften¹³. Zweifelhaft ist, ob die Gründung Windesheims noch als Erfüllung eines letzten Willens Groottes betrachtet werden kann, wie es zu geschehen pflegt¹⁴.

Was aber ist nun das Wesen jener *devotio moderna*, deren „Seele und Schöpfer“ allein Geert Grootte gewesen ist, wie sein Biograph Ginneken schreibt¹⁵? Ginneken sieht ihre Grundlage sich in Monichusen durch Groottes Beschäftigung mit mystischem Schrifttum bilden, besonders mit Hugos von St. Viktor *Soliloquium de Arrha Animae*, aber auch mit Werken Bernhards, Ruysbroeks, Seuses und Eckarts; ihr Charakteristikum ist ein Streben nach Verinnerlichung, Gottsuche und Begegnung mit Gott in der Seele¹⁶. Sie bringt damit zwar keinen neuen Gedanken¹⁷, aber sie fordert die Verbindung einer mystisch geprägten, auf Innerlichkeit, Verinnerlichung ausgerichteten Haltung mit deren praktischer Anwendung und Ausbreitung im täglichen Leben — „Mystiek van de daagsche daad“, sagt Ginneken¹⁸. Damit tritt zu dem mystisch-beschaulichen ein nach außen gewandtes, aktives Element. Man findet es vor allem bei Grootte selbst. Er versucht, die festgefahrenen Traditionen der Kirche zu lockern, dynamisch zu erneuern — ohne sich aber aus ihrem Gebot zu lösen. Er orientiert sich an der Urkirche, am Vorbild der Apostel und der frühen Christen, wenn er — „niet altijd even ge-

¹¹ Grundmann, Herbert: *Religiöse Bewegungen im Mittelalter*. 2. verb. und erg. Aufl. Hildesheim 1961, VI, 580 S. — Grundmann widmet den „Beginen im 13. Jahrhundert“ ein ganzes, sehr aufschlußreiches Kapitel: ebenda 319–354. Es bedürfte einer besonderen Untersuchung, um festzustellen, wie weit auch jene neu entstandenen Gemeinschaften des 14. Jahrhunderts in demselben Rahmen gesehen werden müssen.

¹² der von 1374 bis 1378 in Prag studierte. Vgl. dazu Mulder XXVII.

¹³ Ginneken 270 f.

¹⁴ Ginneken 337 ff.

¹⁵ Ginneken 157: „... Moderne Devotie . . . wier Ziel en Schepper G. Grootte geweest ist en hij alleen met Gods genade . . .“

¹⁶ Ginneken 150: „innigheid of innerlijke gerichtheid en toewijding naar God en het Zijne . . .“

¹⁷ Ginneken 157: „op het dogmatische en speculatieve terrein niets nieuws.“

¹⁸ Ginneken 157. — Vgl. auch 184 ff.

matigd en zachtzinnig“ — gegen die Mißstände, die er sieht, zu Felde zieht und wenn er nachdrücklich die Laien aufruft, sie „mobilisiert“: beides mit dem einzigen Ziel, die Kirche zu retten¹⁹. Hier bei Groote findet man diese Verbindung von Aggression und Demut, glühendem Eifer und stillem Betrachten, die für unser heutiges Denken nicht leicht nachzuvollziehen ist; Ginneken hält sie auch für ein Charakteristikum der ganzen *devotio moderna*²⁰. Dabei übersieht er, daß seine Darstellung nur über Haltung und Intention Grootes — die er sehr sorgfältig erarbeitet hat —, nicht unbedingt aber auch über die von Groote ausgehende Bewegung, wie sie von seinen Schülern verstanden und durchgeführt worden ist, Auskunft geben kann. Einem richtigen Verständnis förderlicher scheint es, doch einmal die meist stillschweigend gemachte Voraussetzung der Identifizierung der Ideen Grootes mit dem Erscheinungsbild der *devotio moderna*, die sich doch erst nach seinem frühen Tode richtig entfaltet, auszuklammern und beide für sich zu betrachten. Diesen Standpunkt vertritt auch Magnus Ditsche in einem Aufsatz über „Herkunft und Bedeutung des Begriffes der *devotio moderna*“²¹, der sich gerade dadurch auszeichnet, daß er das lange Gebrauchte und darüber zur Formel Gewordene einmal kritisch durchleuchtet. Ditsche geht in seiner Untersuchung vor allem vom Wortgebrauch aus (*devotio*, *devotus*, *modernus*). Dazu gibt er zunächst einen Aufriß der Geschichte des Doppelbegriffes *devotio moderna*, der für uns besonders aufschlußreich ist.

Danach ist „*devotio moderna*“ bereits die Selbstbezeichnung der Bewegung — an deren Anfang Geert Groote gestanden hat — im 15. Jahrhundert. Beim ersten Auftauchen des Begriffes um 1417/21²² ist eine eindeutige Interpretation noch nicht möglich: er kann hier einfach „neue, heutige, moderne Frömmigkeit“ bedeuten, gleichzeitig aber auch die ganze Bewegung meinen. Zwischen diesen Polen bewegt er sich auf eine Verfestigung (Ditsche) zu, die um 1460²³ zu registrieren ist: wenn da überhaupt noch unterschieden wird, so nur zwischen der ganzen Bewegung (Hauptbedeutung) und den einzelnen (in und aus ihr entstandenen) Vereinigungen, den „*congregaciones*“.

¹⁹ Ginneken 348: „... ziet hij . . . naar de primitieve Christenheid terug als het ware model der Moderne Devotie . . .“ 349: „Hij heeft de leeken willen mobiliseeren om de kerk van Christus te redden.“

²⁰ als „Mystiek van de daagsche daad“. — Vgl. auch Ginneken 150: In einer der Viten heißt es: „Cordis sui dispersiones recollegit et interiorem hominem reformavit ad purum.“ Ginneken kommentiert diesen Satz: „Welnu, det is nu het merg en de kern van de Moderne Devotie.“

²¹ Ditsche, Magnus: Zur Herkunft und Bedeutung des Begriffes der *devotio moderna*. Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 79 (1960) 124—145.

²² Vita B. Joannis Ruesbrochii des Heinrich Pomerius. Vgl. Ditsche 126 f. Literatur und Quellennachweise in den Anmerkungen. Die betreffende Stelle zitiert auch Ginneken 225.

²³ Chronicon Windeshemense des Johannes Busch (I. De viris illustribus. II. De origine moderne devocionis), entstanden 1456/64: Ditsche 128 f. und Anm. — Busch gilt, nach Ginnekens Untersuchung (Ginneken 19 f.), als der letzte noch zeitgenössische Biograph Grootes, da ihm als Quelle die angenommene (Ur-)Vita Grootes von Johann Cele, die als verloren gilt, noch vorgelegen haben müsse.

Ditsches These aber ist, daß die Entwicklung des Begriffs durch das Gegenbild einer „*devotio antiqua*“ entscheidend mitbestimmt worden sei; diese Vorstellung bringt er in Zusammenhang mit dem Erneuerungswillen nach dem Vorbild der frühen Kirche. Seine Argumentation wird unterstützt durch ein Zeugnis aus der Mitte des 15. Jahrhunderts: wir dürfen also mit ihm annehmen, daß bereits in den Bemühungen der ersten Männer der Bewegung um eine Restauration der frühchristlichen Lebensformen und der *devotio* der Urkirche der Keim gelegt ist zu dem späteren Selbstverständnis der entstandenen Gemeinschaften als *devotio moderna* und *devoti moderni*²⁴.

Diese Interpretation des Begriffes macht gleichzeitig eine gewichtige Aussage über den Schwerpunkt der niederländischen Frömmigkeitsbewegung.

Ditsche untersucht weiter den Wortgebrauch von „*devotio*“ und „*devotus*“ nach den Schriften aus jenen Kreisen. Als erste und auch allgemein sehr verbreitete Bedeutung stellt er die als „Gesinnung der Hingabe und Ergebenheit, die das Verhalten Gott gegenüber kennzeichnet“²⁵, heraus; charakteristisch aber bei den Devoten ist das Hinzutreten des Affekts, wie besonders aus einer Schrift Gerard Zerbolts van Zutphen bewiesen wird, der die *devotio* als „*dulcis quaedam affectio, vel inclinatio affectuosa ad bonum, vel incitatio quaedam dulciter trahens affectum*“²⁶ bezeichnet; wesentliches Kennzeichen dieser *devotio* ist auch, daß sie die christlichen Tugenden voraussetzt und durch „*exercitia*“ erworben und erhalten werden muß²⁷. Ein Einfluß „vor allem der Viktoriner, Zisterzienser und Franziskaner“ ist dabei nicht von der Hand zu weisen²⁸, ebenso wenig wie der allgemeinere von Heinrich Seuses „*Horologium Sapientiae*“²⁹: die „*devotio*“ hat schon vor der niederländischen Devotenbewegung „in der Frömmigkeit des 14. Jahrhunderts einen festen Platz“, der Begriff kommt aber dann „den Absichten Geert Grootes und seiner Schüler so entgegen . . ., daß sie in ihm den geeignetsten Ausdruck ihrer eigenen Frömmigkeit“ sehen³⁰. Allerdings gibt es trotz der beachtlichen Menge der erhaltenen Schriften bzw. Briefe Grootes dort keinen Anhaltspunkt für einen besonderen, „modernen“ Gebrauch von „*devotio*“; es wäre also den Späteren vorbehalten gewesen, der Sache auch den Namen zu geben. Wieder bleibt es eine Frage, ob es dieselbe Sache ist, die Groote und die seine Schüler meinen. Muß nicht vielleicht eine Entwicklung in Rech-

²⁴ Ditsche 128 ff., 133 f., 145.

²⁵ Ditsche 138.

²⁶ Ditsche 139 und Anm. 84. Titel der Schrift: *De spiritualibus ascensionibus*.

²⁷ Ditsche 140 f.

²⁸ Ditsche 143.

²⁹ Ditsche 134—137. Bei Seuse ist besonders auch vom „*fervor devocionis*“ der Urkirche die Rede.

³⁰ Ditsche 145. Die Frage bleibt offen, wann dies zum ersten Mal geschah; Zerbolt (1367—1398) ist schon zweite Generation. Auch hier zeigt sich, daß Ginekens Definition der *devotio moderna* (S. 150) der Sache nur zum Teil gerecht wird; er spricht vom Zustand einer „*innerlijke gerichtheid*“ — Zerbolts *spirituales ascensiones* aber meinen erst den Weg dazu.

nung gestellt werden, eine explicatio in eine von verschiedenen ursprünglich möglichen Richtungen?

Behalten wir im Auge, was für unsere Zwecke wesentlich ist: die Absichten Geert Grootes (Ginneken) und die Anwendung der Begriffe „devotio“ und „devotus“ in der niederländischen Bewegung (Ditsche), wenn wir uns jetzt Böhmen zuwenden.

Besonders in der Ära Karls IV., unter der kräftigen Hand und dem befehlenden Wollen dieses Herrschers, der einerseits noch dem Mittelalter verhaftet war, andererseits aber schon der heraufkommenden Neuzeit angehörte, entfaltete sich bei wachsendem wirtschaftlichem Wohlstand ein reges Kultur- und Geistesleben in Böhmen, das an Intensität und Produktivität das der alten deutschen Kulturlandschaften überflügelte. Karl beförderte Prag zum politischen, wirtschaftlichen, kulturellen Zentrum, er wollte, daß es die Hauptstadt des ganzen Reiches werde — sein Vorbild bei diesen Plänen war Paris. Die Pracht und der Glanz seines Hofes und der Stadt sowie die neue Universität³¹ zogen die bedeutenden Kräfte der Zeit an. Und doch währte die Blüte des böhmischen Frühhumanismus, wie man die Epoche im Anschluß an die Forschungen Konrad Burdachs — wenn auch nicht unwidersprochen³² — nannte, nur kurz, sie schwand ziemlich rasch nach dem Tod Karls IV. Was sich schon während seiner Regierung untergründig angesammelt hatte, brach jetzt heftig und unaufhaltsam hervor. Karl hatte es als eine Hauptaufgabe seiner Regierung betrachtet, die nationalen Spannungen und Gegensätze auszugleichen und mit starker Hand zu bannen; die neuen politischen Entwicklungen haben andere Voraussetzungen und Fragestellungen. So bleibt die karolinische Zeit eine „Episode“; Rudolf Stadelmann nennt sie sogar einen „Fremdkörper“ in der deutschen Entwicklung³³, und Paul Joachimsen erklärt kategorisch, die ganze Erscheinung sei „ohne Folgen für den Gang der gesamtdeutschen Kultur“ geblieben³⁴. Solche Urteile, summarisch, knapp und eindeutig, haben die heutige Lehrbuchauffassung geprägt; aber so gut be-

³¹ Hierzu besonders erwähnenswert: Bergel, Josef: Die Hauptquellen zur Geschichte der Prager Karls-Universität. Bd. II der oben Anm. 2 zitierten Forschungen, S. 15—38.

³² Grundlegend sind immer noch die (Quellen-)Veröffentlichungen in dem von Burdach herausgegebenen voluminösen Werk: Vom Mittelalter zur Reformation. Berlin 1912—1939 (dazu das ebenso benannte Heft 1. Halle 1893). Außerdem: Burdach, Konrad: Die seelischen und geistigen Quellen der Renaissancebewegung. HZ 149 (1934) 477—521. — Widerspruch hat vor allem Joachimsen gegen Methode und diverse Ansichten Burdachs schon 1920 erhoben: Joachimsen, Paul: Vom Mittelalter zur Reformation. HVJ 20 (1920/21) 426—470. (Neuabdruck durch die Wissenschaftliche Buchgesellschaft. Darmstadt 1959. Reihe „Libelli“ Bd. 50.) — Ders.: Der Humanismus und die Entwicklung des deutschen Geistes. DVjs 8 (1930) 419—480. — In diesem zweiten Aufsatz präzisiert er seine Anschauung, daß in Böhmen zwar eine Rezeption italienisch-frühhumanistischer Ideen greifbar sei, daß aber daraus kein Weg zur späteren Erscheinung des deutschen Humanismus führe.

³³ Stadelmann, Rudolf: Vom Geist des ausgehenden Mittelalters. Halle 1929, 294 S. (DVjs Buchreihe Bd 15.), hier S. 10.

³⁴ Joachimsen: DVjs 8 (1930) 432.

gründet und fundiert sie von ihrer speziellen Sicht her auch sein mögen, so werden sie doch keineswegs jener Phase des Frühhumanismus gerecht. Noch viel mehr aber hat man sich dadurch den Zugang zu der tiefgehenden religiösen Erneuerungsbewegung in Böhmen verbaut, die im Schatten des so abgetanen Frühhumanismus stehend gänzlich verschwinden mußte. Ihr gilt unsere Betrachtung.

Es ist dieselbe Bewegung, auf deren Ausläufern die neue des Hussitentums wächst; ihr Ansatz aber ist noch frei von den Kennzeichen des späteren Hussitentums, und in dem Stadium ihrer Blüte scheint sie von einem Geist getragen, wie er auch in der zeitlich sich anschließenden niederländischen Devotenbewegung herrscht. Darauf vor allem hat Eduard Winter nachdrücklich den Blick gelenkt. Die führenden Männer der Bewegung will er nicht mehr nur als „Vorläufer“ des Hus³⁵ betrachtet wissen; daneben hat er vor allem auf den lohnenden Vergleich zwischen dem böhmischen Reformprediger Milíč von Kremsier und Geert Groote hingewiesen.

Wenn nun hier die wichtigsten Stationen jener böhmischen Erneuerungsbewegung markiert werden, müssen ihre Träger eingehender behandelt werden als etwa Groote, da sie allgemein weniger bekannt und ihre Werke, soweit erhalten, zum größten Teil nicht veröffentlicht sind.

Der Übergang Böhmens an die Luxemburger (1310) und seine langsame und immer deutlichere Ausrichtung nach dem Westen³⁶ mag ein nicht unbedeutender Einschnitt sein. Durch Bischof Johann IV. von Dražic († 1343)³⁷ kommt der Orden der Augustinerchorherren von Italien nach Böhmen — wohl über Pavia — und mit ihm neuagustinischer Geist: eine tiefere und

³⁵ So ist es üblich geworden, seit František Palacký sie in seiner Abhandlung dort einreihete: Palacký, František: Die Vorläufer des Hussitentums. (Die Schrift — in tschechischer Sprache — war 1842 von der Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften nicht angenommen worden; so ließ Palacký sie 1846 unter dem Namen seines Freundes J. P. Jordan in Leipzig — in deutscher Sprache — erscheinen.) — Vgl. auch die recht ausführlichen Darstellungen am Anfang folgender Werke: Loserth, Johann: Huss und Wiclif. Zur Genesis der hussitischen Lehre. 2. veränderte Aufl. München-Berlin 1925, VI, 244 S. — de Vooght, Paul: L'Hérésie de Jean Huss. Leuven 1960, XIX, 494 S. (Bibliothèque de la Revue d'Histoire Ecclésiastique 34.)

³⁶ Böhmen wird besonders durch Karl bewußt enger in den Reichsverband hineingezogen, er will es ja zum Hauptschauplatz des Reichsgeschehens machen. Man vergegenwärtige sich, daß die luxemburgische Hausmacht ständig vergrößert wird: zwischen 1355 und 1390 sind auch die Herzogtümer Brabant und Limburg luxemburgisch (vgl. Gebhardt: Handbuch der deutschen Geschichte I. 8. A. 1954. § 181 S. 466 [Grundmann], § 194 S. 514f. [Baethgen]). Auch nach Norden streckt Karl seine Hand aus und erwirbt 1366/67 die Markgrafschaft Lausitz und (1365—)1373 das Kurfürstentum Brandenburg (ebenda: § 181 S. 467), wo er in Tangermünde, an nördlichster Stelle, eine zweite Residenz nach Prager Muster baut und wo er sich vor allem um die wirtschaftliche Sanierung des Landes verdient macht. — Vgl. Reincke, Heinrich: Kaiser Karl IV. und die deutsche Hanse. Lübeck 1931, 93 S. (Pfingstblätter des Hansischen Geschichtsvereins 22.)

³⁷ Über sein Leben und seine Werke unterrichtet das in seinem Auftrag geschriebene Chronicon Francisci Pragensis. Hrsg. von Josef Emler. In: Fontes rerum Bohemicarum IV. Prag 1884, S. 347—456. (zitiert Chron. Fr.)

bewußtere Frömmigkeit, genährt durch die Lektüre der Bibel und der Schriften der Väter, damit verbunden Bücherliebe und Bücherpflege. Raudnitz, die Stiftung des Bischofs (1333/40), wird Mutterkloster für viele böhmische und mährische, selbst schlesische und polnische Stifte, deren Gründer und Förderer Johanns IV. Nachfolger Ernst von Pardubic, der erste Prager Erzbischof, der Kaiser selbst und besonders auch Adelige des Landes sind, und es wird gleichzeitig auch Ausgangspunkt für die sog. Raudnitzer Reform, die seit der Wende zum 15. Jahrhundert an Hand der „consuetudines Rudnicenses“, der Raudnitzer Regeln, besonders bei den Augustinerchorherren Österreichs und Bayerns durchgeführt wird³⁸. Ähnlich diesem Orden — dem in Prag selbst Karl IV. 1351 den Karlshof gestiftet und, wie üblich, prachtvoll ausgestattet hat — tragen noch zwei weitere zur Entfaltung des neuen Geistes bei: die Kartäuser, deren Kloster Mariengarten vor Prag 1342 als Seelgerät König Johanns errichtet worden war³⁹, und die Eremiten nach der Regel Augustins, soweit sie nicht zum Mendikantentum neigen, deren Niederlassung in Prag (St. Thomas) noch in die Zeit der letzten Přemysliden (1285) fällt, und als deren besonderer Freund später der Kanzler Johann von Neumarkt hervortritt⁴⁰. Hinzu kommt die schon erwähnte Anziehungskraft der Stadt Prag mit ihrer neuen Universität, aber auch mit ihren vielen Kirchen und den von Karl darin angehäuften Reliquienschatzen, mit ihren günstigen Markt- und Wirtschaftsbedingungen. Der Kaiser selbst holt jene Männer, die ihm zur Durchführung seiner Pläne am fähigsten scheinen, herbei: so Johann von Dambach, einen Straßburger Dominikaner, der dem Kreis um Eckart angehört hat, 1347 zur Errichtung eines Generalstudiums der Dominikaner und schließlich der Universität⁴¹; die Baumeister Matthias von

³⁸ Damit fällt Raudnitz eine Rolle zu wie später Windesheim, ohne daß hier aber nach außen hin der Name der Kongregation angenommen wird. Vgl.: Zibermayr, Ignaz: Zur Geschichte der Raudnitzer Reform. MÖIG Erg.Bd 11. Innsbruck 1929, S. 323—353, hier S. 325/8. Auch Chron.Fr. 385 f. (Gründung und Errichtung von Raudnitz): Hier wird berichtet, daß Johann auch ein Hospital anschließt, das vom Prior des Stifts geleitet wird.

³⁹ Ohlbaum 8—28.

⁴⁰ Hemmerle bes. 87—93. S. 92 zitiert er eine Stelle aus der Chronik des Zisterzienserklosters Königsaal (Aula Regia), wo der Abt Peter von Zittau 1309 die Augustinereremiten in Versen beschreibt: sie lebten davon, daß sie die Menschen in den Städten belehrten; sie studierten eifrig und sie wollten nicht zu den Bettelorden gezählt werden, was schon damals anscheinend einen pejorativen Beigeschmack hat. — Allerdings haben sie sich später gegen die Reformprediger auf die Seite der Bettelorden gestellt.

⁴¹ Gieraths, Gundolf: Johannes von Dambach. LThK 2. A. Bd 5. 1960. — Schon Dambach hat Karl allzu große Äußerlichkeit vorgeworfen und damit auf den Reliquienkult des Kaisers angespielt. Karl hat, in noch ganz mittelalterlicher Denkweise, damit nur das Äquivalent zu seinem Welt-Dienst zu schaffen getrachtet. Zweifellos muß in dieser Prunk- und Prachtentfaltung eine Quelle der in Böhmen rasch einreißenden Übelstände, der sittlichen Verflachung bei Klerus und Volk gesehen werden. Diese spiegelt am besten die sehr bald einsetzende Reaktion in der Erneuerungsbewegung, das Auftreten und die Wirksamkeit der großen Bußprediger wider, deren ersten Karl selbst ja ins Land gerufen hat.

Arras, der noch zu König Johanns Zeit aus Avignon kommt, und Peter Parler aus Schwäbisch Gmünd um 1356; schließlich auch den als Buß- und Reformprediger damals schon weit bekannten Konrad Waldhauser, einen Augustinerchorherren aus Oberösterreich, der wahrscheinlich 1358 zum ersten Mal in Prag als Prediger auftritt⁴². Er ist einer der Führer der böhmischen Bewegung geworden.

Zunächst aber sei kurz jener Mann erwähnt, der zu dieser Zeit, als die Reformbewegung sich ausbreitete, an der Spitze der Kirche in Böhmen stand, der Erzbischof Ernst von Pardubic⁴³. Es scheint nicht unwesentlich zu sein, daß er seine Studienjahre in Italien — Padua und besonders Bologna — verbracht hat; denn als Erzbischof war er dann auch Kanzler der Universität. Nicht nur diplomatisches Können wird ihm nachgerühmt, sein Biograph berichtet auch von seiner persönlichen Bescheidenheit, von seiner großen Frömmigkeit und Demut⁴⁴, davon, daß er Bücher abschreiben und „de alienis partibus“ ankaufen ließ, um sie Klöstern „et aliis piis locis“ zu schenken⁴⁵; daß er die bisher üblichen Gottesgerichte verbot und die Geißler („uagos homines quos vulgus flagellatores appellat“) aus seiner Diözese auswies⁴⁶; schließlich wird nebenbei erwähnt, er habe kurz vor seinem Tod, in Bautzen, in der Volkssprache („sermone vulgari ad populum“), also tschechisch, gepredigt⁴⁷. Diese letzte Stelle läßt ohne weiteres die Interpretation zu, daß

⁴² Schmid, Heinrich Felix: Konrad von Waldhausen. LThK 2. A. Bd. 6. 1961. Hier ist auch ältere Literatur angegeben. Noch nicht aufgeführt: Zerlik, Alfred: Konrad von Waldhausen aus Oberösterreich. Eine Posaune Gottes in vorhussitischer Zeit. Linz 1960 (Veröff. der Bundesrealschule Linz.), S. 15—28. — Zerlik ist weitgehend abhängig von Loserth 29—36, weshalb ich diesen bevorzugt meiner eigenen Darstellung zugrundegelegt habe.

⁴³ Loserth 20f. — Seibt, Ferdinand: Ernst (Arnošt) von Pardubitz. LThK 2. A. Bd. 3. 1959. — Vita venerabilis Arnesti primi Archiepiscopi ecclesie Pragensis des Wilhelm von Hasenburg. Hrsg. von Konstantin Höfler. Fontes Rerum Austriacarum I/VI Teil 2. Wien 1865, S. 1—11. Besser hrsg. von Josef Truhlař. Fontes Rerum Bohemicarum I. Prag 1873, S. 387—400. (zitiert: FRB I) Die Vita ist zwischen 1364 und 1368 entstanden (FRB I, S. XXX ff.).

⁴⁴ FRB I 391: Ernst betet „deuoto corde“ / „deuotas se dabat in lacrimas, ut tunc venas diuini susurrii furtiue susciperet . . .“; 397: er ist auch im Sterben „non sine magna deuocione cordisque contricione“. Auch die Tatsache, daß er ein geistliches Tagebuch geführt hat, läßt auf ein asketisches Leben schließen.

⁴⁵ FRB I 392. — Vgl. auch 395: „hic omnes libros Pragensis sacristie nimia vetustate consumptos ligari et meliorari, corales vero libros videlicet gradualia et antiphonaria in multis voluminibus, pulciora quam unquam in ecclesia visa fuerant, pro magnis pecuniis scribi fecit aliosque pro studio sacre scripture condonauit“ usw.

⁴⁶ FRB I 393.

⁴⁷ FRB I 397: „die quoque sancto penthecosten facto sermone vulgari ad populum ipsiusque festi sacris missarum celebratis solempniis mox febrium superuenientium atrocitate grauatur“. Die Selbstverständlichkeit des „sermo vulgaris ad populum“ (dem vielleicht ein „latinus ad litteratos“ gegenüberzustellen wäre) ist nicht von der Hand zu weisen. Dies wird zum Jahr 1364 berichtet; die Statuten des Erzbischofs, in denen eine vergleichbare Tendenz deutlich ist, stammen aus den Jahren 1353 und 1355. — Vgl. die folgende Anmerkung!

es nichts Außergewöhnliches, vielmehr das ganz Natürliche bedeutet hat, zum Volk in dessen Sprache zu predigen — zumindest im Selbstverständnis von Ernsts Biographen. Ernst hat dem neuen Erzbistum auch neue Statuten gegeben, aus deren Geboten und Verboten die Gebräuche und Mißstände der Zeit zu lesen sind; eine wesentliche Rolle darin spielt die Aufforderung des Erzbischofs an alle Pfarrgeistlichen, das Volk in seiner Sprache mit den wichtigsten Gebeten und Glaubenswahrheiten bekannt zu machen⁴⁸. So erscheint der Erzbischof als ein Mann, der vor allem auf die praktische Anwendung der kirchlichen Lehre, auf rechte Unterweisung und Hinführung des Volkes zu christlicher Lebensweise bedacht war, und es mag nicht verwundern, daß gerade unter seinem aufgeschlossenen Regiment Konrad Waldhauser — vielleicht darf man sagen, zur Unterstützung seiner Bemühungen⁴⁹ — nach Prag gerufen wurde.

Waldhauser, den Karl IV. 1357 am Wiener Hof kennengelernt hatte, ist wahrscheinlich schon im darauffolgenden Jahr vom Kaiser nach Prag geholt worden⁵⁰. Er übernahm da zuerst die Pfarrei bei St. Gallus in der Altstadt, dem alten Kaufmanns- und Patrizierviertel, wo auch die Bettelorden ihre Zentren hatten. 1361 wurde ihm die Pfarrei St. Thomas auf der Kleinseite übertragen, 1363 die Allerheiligenpfarre in Leitmeritz — mit der Genehmigung, in Prag zu bleiben. 1365 schließlich wurde er Pfarrer an der Teinkirche. Sehr bald zog er sich durch sein unverblümtes Reden gegen jeglichen Mißstand vor allem die Feindschaft der Bettelorden zu. Gerade in dieser Zeit eines wirtschaftlichen Aufschwungs, des steigenden Wohlstandes, trafen Konrads Vorwürfe und seine Forderung zur Rückkehr zu einem einfachen Leben und zur Besinnung auf das wirkliche Christentum die am härtesten, die einerseits als Vertreter der Kirche und ihrer Lehre dastehen und als

⁴⁸ Concilia Pragensia 1353—1412. Prager Synodalbeschlüsse. Zum ersten Mal zusammengestellt und mit einer Einleitung versehen von Constantin Höfler. Abhandl. der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. 5. Folge. 12. Bd. Prag 1862, S. III—LXI und 1—116. — Dort die Statuta brevia Arnesti von 1353, S. 2—4, das Statutum minus von 1355, S. 4—6. Es heißt S. 3: „... oracionem dominicam videlicet pater noster et symbolum apostolorum, credo in deum, decem precepta majora et sex minora subditos in vulgari informari...“ und S. 5: „... omnibus diebus dominicis et festivis ad sermonem vel exortacionem quam faciant ad populum dominicam oracionem et symbolum apostolorum in vulgari premittant et sic ab oracione et fidei fundamento sermo vel oracio incipiat et procedat...“

⁴⁹ So auch de Vooght 7.

⁵⁰ Schmid im LThK nimmt an, Waldhauser sei 1363 erstmals in Prag gewesen; die These stammt von František Loskot (:Konrad Waldhauser, předchůdce mistra J. Hus [K. W., Vorläufer des Magisters J. Hus]. Prag 1909.), während die andere Auffassung, Waldhauser sei bereits seit 1358 in Prag, die von V. V. Tomek (Dějepis města Prahy [Geschichte der Stadt Prag]. III, S. 286 ff.) ist, wie ich einer Bemerkung von Zerlik 16 entnehme. Zerlik 17 schließt sich, wieder mit Loserth 29 ff., Tomeks Darstellung an. Eine dritte Angabe, die er nicht belegt, macht de Vooght 7, der als Datum der Berufung 1360 nennt. — Mir leuchtet aus verschiedenen Gründen die Tomek-Loserth-Zerliksche Darstellung eher ein (s. u.), und ich werde daher diese Chronologie zur Grundlage nehmen.

solche angesehen werden wollten, andererseits aber mehr oder weniger stille Nutznießer dieser Blüte waren — die Liste der Vergehen, die Ordensleuten und dem weltlichen Klerus zur Last gelegt wurden, zeigt die Ausmaße des Sittenverfalls; am deutlichsten sichtbar werden sie in den schon genannten Statuten Erzbischof Ernsts und dann in den 24 Anklagepunkten, welche die Predigermönche und die Augustinereremiten gegen Konrad zusammengestellt haben, wohl kaum ahnend, wie sehr sie sich damit selbst bloßstellten. Konrad wies diese Vorwürfe, erst nachdem man ihn auch bei Herzog Rudolf IV. von Österreich angeschuldigt hatte, in einer Verteidigungsschrift (etwa 1365) zurück⁵¹. Aus dieser Apologie sprüht noch das Feuer, die Vitalität des Mannes, die nicht umsonst die Bewunderung, Anerkennung und Begeisterung seiner Zeitgenossen hervorgerufen und eine so große Wirkung erzielt hat; der Chronist Benesch von Weitmühl⁵² nannte ihn in seinem Nachruf im Jahr 1369 einen „*vir magne litterature et maioris eloquencie*“. Konrads Stärke, das zeigt sehr klar die Apologie, lag in seiner Sicherheit und Überlegenheit vor allem in Fragen des Glaubens und der kirchlichen Lehre: das mag man auf sein Bologneser Studium zurückführen. Der Haupttenor seiner Bestrebungen war immer wieder: Belehrung und Aufklärung der Unwissenden, der Laien wie der Mönche, all derer, die um des Profits, der aus der Dummheit zu ziehen ist, oder auch nur aus Nachlässigkeit von jenen, die es besser wissen mußten, in ihrer Unwissenheit belassen werden. Musterbeispiel ist seine sehr bündige Antwort auf den zweiten Anklagepunkt der Dominikaner: „*secundus articulus fuit iste quod dixissem, quod nullus esset in civitate Pragensi qui predicaret omnem veritatem, quidam essent qui nescirent dicere quia non studuissent; quidam scirent sed non dicerent, quin timerent perdere suas plenas stiuras quas ex taciturnitate haberent. Ad hoc respondeo quod haec omnia sunt vera et si necesse est possum probare omnia*“⁵³. Mit großer innerer Kraft und einem Ernst, der für unsere Ohren oft den Ton der Ironie hat, die ihm allerdings fernlag⁵⁴, trat er für die Ausbreitung der „ganzen Wahrheit“ ein — wobei jedoch schon sein Grundsatz, niemals Namen zu nen-

⁵¹ Loserth 29 Anm. 1: Hinweise auf Literatur. — Die Anklagepunkte und Konrads Apologie sind hrsg. von Höfler in dem oben Anm. 43 zitierten Band FRA I. Darin S. 17—21 die Anklagen der Predigermönche, S. 21 f. die sechs Artikel der Augustinereremiten gegen Konrad, S. 22—39 dessen Responsio, die sog. Apologie; deren Kurzfassung für Herzog Rudolf IV. gilt als verloren.

⁵² Chronica Benessii de Weitmil. Hrsg. von Josef Emler in den oben Anm. 37 zitierten FRB IV, S. 457—548, hier S. 540. — Beneschs Chronik, geplant als annalistisches Werk zur Geschichte der luxemburgischen Herrscher, besonders Karls IV., bricht 1374 unvollendet ab. (zitiert: Chron. Ben.)

⁵³ FRA I 26. Natürlich sprachen die Anklagepunkte nicht immer ihm selbst so sehr aus der Seele wie dieser; manche wies er als Verleumdung zurück, manche erkannte er, nachdem er Verdrehungen des Wortlauts richtiggestellt hatte, als wahr an und bewies dann, daß das, was man ihm vorgehalten hatte, den Lehren der Kirche entsprach.

⁵⁴ „*articuli per fratres Augustinenses in Praga singulariter contra me scripti, quibus respondebo juxta stultitiam suam, ne videantur sibi sapientes, ad gloriam dei et futurorum Christi praedicatorum contra eorumdem insultus in domino et in potentia virtutis ejus confortationem.*“ FRA I 34. — Es gibt viele solche Stellen.

nen (das betont er ausdrücklich in seiner Antwort auf den siebten Anklagepunkt), zeigt, daß auch er eine Grenze zu ziehen wußte. Immerhin prangerte er aus seiner Einstellung heraus alle Verfehlungen der religiosi, alle Übelstände, die ihm bekannt waren, offen an — nicht aber etwa die Orden als solche; der Stand der guten Mönche, so sagte er, sei der vollkommenste von allen⁵⁵: schließlich lebte er ja selbst nach einer Ordensregel. Gegen die Bettelorden aber führte er ins Feld, sie könnten aus keiner Stelle der Schrift ihre Berechtigung zu betteln — damit gar noch Christus nachzuahmen — ableiten; er würde jede Wette für die Richtigkeit dieser seiner Behauptung mit ihnen eingehen⁵⁶.

Von Konrads Predigten ist nur eine lateinische Sammlung erhalten, die sehr verbreitete *Postilla Studentium Sanctae Universitatis Pragensis*, die aber mehr ein Predigtlehrbuch, eine Anleitung für die Studenten war und sein wollte⁵⁷; doch die wichtigsten Themen seines Predigens lassen sich ebenso aus der Apologie rückerschließen (wo er auch ausdrücklich sagt, er habe deutsch gepredigt). Er trat gegen die Simonie, das Geschäft mit dem Heiligen Geist⁵⁸, auf; sie war ihm der Urgrund allen Übels. Er wollte zu einem nach den wirklichen christlichen Grundsätzen ausgerichteten Leben zurückführen. Über seine Erfolge dabei berichtet Benesch, der es als die größte Tat Konrads bezeichnete, daß er die Prager Frauen dazu brachte, auf ihre allzu reiche, modische und luxuriöse Kleidung zu verzichten; er lobte aber auch seinen guten Einfluß auf Zinswucherer und Betrüger, und daß er es erreicht habe, daß viele Mönche, die nicht aus eigener Überzeugung in einen Orden eingetreten waren, sich vom Heiligen Stuhl dispensieren ließen⁵⁹. Konrad forderte mit Nachdruck die freie Entscheidung jedes einzelnen für oder gegen den

⁵⁵ FRA I 21, 34.

⁵⁶ FRA I 35: „non credo quod in hoc quod saepe facti fratres ita ardent et vere sicut evidens est ut plurimum sine magna necessitate mendicant et pro hac ratione discursum in contemplacione maxime impediuntur, Christum imitentur.“ — Woraus zudem hervorgeht, daß mit der Vorstellung der ‚Nachfolge Christi‘ — vielleicht besser ‚Nachahmung‘ / ‚imitatio‘ — sich eine ganz konkrete Meinung verbindet, die hier allerdings nur negativ und andeutend formuliert ist.

⁵⁷ Über die Verbreitung der Handschriften vgl. Loserth 31 Anm. 2; natürlich unvollständig. Ergänzend sei auf Hss. der Staatsbibliothek München verwiesen; vier enthalten Konrads *Postilla*, zwei (Sammelhss.) Auszüge daraus, zwei weitere (Sammelhss.) Konrads kleine *Detestatio Choreae*. Clm 3091 (a. 1393, 242 fol.) // Clm 8850 (s. XIV extr., 252 fol.) // Clm 8851 (s. XIV, 184 fol., f. 1—119 Konradi Walthuser *Postillae* . . . , Nennung eines Schreibers: a. 1386) // Clm 12289 (a. 1373, 283 fol., Inc. *Postillam studentium sanctae Pragensis universitatis* — scripsit Christianus studens ibidem in iure canonico) // Clm 26958 (s. XIV, Sammelhss. — böhm. Provenienz?: f. 229 „quaedam bohemicæ“ —, f. 1—118 *Sermones de tempore Conradi*) // Clm 15545 (a. 1393, 292 fol.) // Clm 18405 (s. XV, 240 fol., f. 239 Det. Ch.) // Clm 18544b (s. XV, 236 fol., f. 219 Det. Ch.). Eine Ausgabe wäre wünschenswert.

⁵⁸ FRA I 30 f. Er machte außerdem den feinen Unterschied, nur das tatsächliche Geschäft „pro pecunia“, nicht aber ein freiwilliges oder traditionelles Geldgeben als Beisteuer „cum pecunia“ zu verwerfen: ebenda 25.

⁵⁹ Chron. Ben. 540. Natürlich kannte Benesch auch die Kontroversen mit den Bettelmönchen.

Ordensberuf: eine sehr modern anmutende Einstellung⁶⁰ — man wird nicht fehlgehen, hier italienisch-frühhumanistischen, (neu-)augustinischen Einfluß festzustellen. Erstaunlich ist auch Konrads Haltung den Juden gegenüber, die ja damals in der Prager Judenstadt — benachbart der Teinkirche, Konrads Pfarrei — eine ihrer größten Niederlassungen hatten. Alle Juden müßten bis zum jüngsten Tage bekehrt werden: darin sah er eine Aufgabe. So gebot er seinen christlichen Zuhörern, die an seinen Predigten interessierten Juden nicht zu vertreiben oder gar zu mißhandeln⁶¹. Groß und vor allem einflußreich muß Konrads Anhängerschaft gewesen sein; im Streit mit den Dominikanern berief er sich wiederholt auf die Schöffen (*scabini*) der Stadt Prag und den städtischen Protonotar und kaiserlichen Ratgeber, Bernhard, die seine Predigten immer gehört hätten⁶². Jene aber, die er „bekehrt“ hatte, nannte er seine „guten Freunde“. Auch Tschechen waren darunter⁶³, und unter ihnen befindet sich auch der Mann, der Konrad Waldhauser als Prediger an die Seite treten, das eingeleitete Reformwerk fortführen und ihm seine spezifisch böhmische Ausprägung geben soll: Jan Milíč von Kremsier.

Über Milíč⁶⁴ ist man leidlich gut informiert; es ist eine Vita überliefert, die kurz nach seinem Tode (1374) in seinem Schülerkreis entstanden sein muß⁶⁵, und die *Narracio de Militio* des Matthias von Janov, des großen Theoretikers unter seinen Schülern⁶⁶. Von seinen Predigten sind ebenfalls nur

⁶⁰ FRA I 33: jeder müsse die Möglichkeit haben, ein Versprechen, das nicht er, sondern etwa seine Eltern für ihn gegeben haben, „*suo libero arbitrio ratificare*“ — sonst gelange er nicht zum Heil; in dieser letzten Folgerung aber unterwarf sich Konrad dem Urteil der „*sapientium et melius scientium*“.

⁶¹ FRA I 28 f. Konrad hatte einen jungen Mann von seinem allzu weltlichen Leben („*curialissimus*“ — „*cum multis aliis complicitibus ejusdem vanitatis*“ — er habe zu jenen Frauenhelden gehört, die man in Prag „Hellemprecht Stelzer“, in Österreich „Gamerati“ nenne) bekehrt und meinte dann, wenn dies möglich gewesen sei, müsse man auch die Juden bekehren können.

⁶² Vgl. FRA I 28, 30 f. und öfter.

⁶³ FRA I 31: „*fuit enim in principio praedicationis meae in Praga fautor eorum (der Bettelmönche) sed nunc bonus amicus meus quia nescivit me intelligere. fuit enim bohemus.*“ (Auch der oben Anm. 61 genannte Bekehrte wird so bezeichnet: „*quia bonus amicus meus est.*“)

⁶⁴ Stasiewski, Bernhard: Johannes (Jan) Milíč. LThK 2. A. Bd 5. 1960. Ausführlicher Loserth 36—42 und de Vooght 7—21.

⁶⁵ Vita venerabilis presbyteri Milicii praelati ecclesie Pragensis. Hrsg. von Josef Truhlař. FRB I (vgl. oben Anm. 43) 403—430, in der Einleitung S. XXXII f. (zitiert: Vita) — Daß der Verfasser ein Zeitgenosse Milícs und wahrscheinlich einer seiner Schüler oder Anhänger ist, geht mit großer Sicherheit aus zwei Stellen, Vita 423 und 429 f., hervor; wiederholt ist von einem „*scholaris suus*“ die Rede — Vita 408, 412 f. und öfter —, der einmal — Vita 426 — Jacobus genannt wird. Es ist nicht undenkbar, daß dieser Mann, der Milíč ständig begleitet zu haben scheint, eine wie immer geartete Rolle bei der Abfassung der Vita gespielt hat.

⁶⁶ Narracio de Militio. Hrsg. von K. Höfler. FRA I (vgl. oben Anm. 43) 40—46. — Matěje z Janova zpráva o Miličovi z Kroměříže [Matthias von Janovs Bericht über Milíč von Kremsier]. Hrsg. von J. Truhlař. FRB I (vgl. oben Anm. 43) 431—436. — Mathiae de Janov Regulae Veteris et Novi Testamenti. Bd. 1—4

lateinische erhalten, die nach dem übereinstimmenden Bericht der Vita und der Narracio in seinem Auftrag und mit seiner Zustimmung von Studenten („und allen, die es begehrten“) gesammelt und abgeschrieben wurden; diese Sammlungen nennt die Vita „(Sermones) de tempore et de sanctis“ oder einfach „Militii sermones“, die Narracio „Sermones quos Abortivus . . . vocitavit“ und „Postille omnium ewangeliorum, scilicet de sanctis et de tempore per totum anni circulum, quibus Gracie Dei nomen inposuit“⁶⁷. Wichtig für die Beurteilung von Milíčs Denken ist sein „Libellus de Antichristo“, 1367 in Rom verfaßt; ebenso wie Milíčs Brief an Urban V. aus demselben Jahr wird er eingehend betrachtet werden müssen⁶⁸. Neuerdings glaubt man auch einige wiedergefundene Gebete aus jener Zeit Milíč zuweisen zu können⁶⁹.

Die äußeren Stationen seines Lebens sind rasch skizziert. Von Milíčs Jugend ist nicht viel mehr als seine mährische Abkunft bekannt; er muß um das Jahr 1325 geboren sein. Er schlug die geistliche Laufbahn ein und war von 1358 bis 1362 in der Reichskanzlei als Registrator und Korrektor tätig, wurde schließlich zum Archidiakon ernannt und Schatzverwalter der Prager Kirche: eine beachtenswerte Karriere. Dennoch legte er 1363 alle Ämter nieder, um — wie sowohl sein Biograph als auch Matthias berichten — ein Leben apostolischer Armut, der Predigt gewidmet, führen zu können⁷⁰;

hrsg. von Vlastimil Kybal. Innsbruck 1908—1913. Bd. 5 hrsg. von Otakar Odložilík. Prag 1926. Die Narracio in Bd. 3, S. 358—367. (zitiert: Narracio)

⁶⁷ Vita 408; Narracio 364. — Da diese Predigten noch nicht veröffentlicht sind, ist in der Literatur die Terminologie keineswegs einheitlich. Loserth 36 Anm. 2 spricht von ‚Gracie Dei‘ und ‚Abortivus‘, zu dem auch Milíčs Synodalreden gehörten. Ferdinand Menčík (‚Milíč a dva jeho spisy z r. 1367 [Milíč und zwei seiner Schriften aus dem Jahr 1367]. SBB der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, philos.-histor.-philol. Classe. Prag 1890, S. 309—336.) veröffentlicht interessante Auszüge aus diesen Synodalpredigten; er nennt, im Gegensatz zur Narracio, den Abortivus die Postilla de tempore et de Sanctis. Schließlich de Vooght 14 Anm. führt drei Predigtsammlungen an: Gracie Dei, Abortivus, Quadragesimale. — Den Sachverhalt kann auch hier nur eine Kollation und Edition feststellen. Allein die Münchner Staatsbibliothek besitzt sieben Hss. mit Predigten von Milíč: Clm 3097 (a. 1413, 353 fol., böhm. Provenienz. f. 2—240: Johannes Milicii canonici et contionatoris Pragensis Postilla per Quadragesimam. f. 330—348: Milicii sermones de corpore Christi) // Clm 8136 (a. 1373, 281 fol., böhm. Provenienz. Johannis Miliczii Postille sive Sermones. Nennung des Schreibers; tschech. Mariengebet) // Clm 8864 und 8865 (s. XIV/XV, 166 und 144 fol. Johannis Militii liber abortivus sive sermones de tempore et de sanctis) // Clm 15125 (a. 1390, 249 fol.; f. 36—246 Militii sermones) // Clm 26701 (a. 1398, 196 fol.; f. 164—168 Milicii sermones synodales) // Clm 26725 (a. 1446, 388 fol.; f. 167—175 Milicii sermones).

⁶⁸ Beide veröffentlicht von Menčík (zitiert oben Anm. 67) 318—325 (zitiert: Brief) und 328—336. Der Libellus außerdem in den Regulae (zitiert oben Anm. 66) Bd. 3, S. 368—381. (zitiert: Libellus)

⁶⁹ Vilíkovský, Jan: České modlitby Milíčovy [Tschechische Gebete von Milíč]. Písemnictví českého středověku [Literatur des tschechischen Mittelalters]. Prag 1948, S. 120 ff. Zitiert nach Blaschka 24 Anm. 26.

⁷⁰ Vita 404: „attendens vero servus dei evangelicum dictum, ubi sic dicitur: nisi quis renunciaverit omnibus quae possidet non potest meus esse discipulus, nihil

nimmt man hier, wie es wahrscheinlich ist, bereits den Einfluß und die Wirkung der Predigten Waldhausers an, scheint es sehr unglaublich, daß dieser erst in eben diesem Jahre nach Prag gekommen sein soll⁷¹. Aus den Berichten der Vita und der Narracio geht hervor, daß Milíč eine Bekehrung, *conversio*, von seinem früheren⁷² zu einem neuen Leben in Christus und nach seinem Wort erfahren hat. Ausdrücklich wird das Vorbild bezeichnet, dem er nachstrebt: die Lebensform Christi und seiner Jünger, gekennzeichnet durch Besitzlosigkeit und Volkspredigt.

Milíč begann, nachdem er sich ein halbes Jahr in Zurückgezogenheit darauf vorbereitet hatte, an der Kirche St. Ägid in der Prager Altstadt in tschechischer Sprache zu predigen, und konnte seine Tätigkeit auf Grund des großen Andrangs bald auch auf andere Kirchen ausdehnen; er predigte schließlich auch lateinisch und deutsch — und bis zu fünfmal am Tage, wie berichtet wird. 1367 ging er nach Rom, um dem Papst seine Entdeckung von der bevorstehenden Ankunft des Antichrist, sein Geheimnis, anzuvertrauen; anscheinend konnte Urban V. ihn von seiner Befürchtung befreien. 1372 gründete Milíč in Prag, im Einverständnis mit Kaiser und Erzbischof, im Dirnenviertel Venedig, tschechisch Benátky, sein „Jerusalem“, eine Stätte für büßende ehemalige Bewohnerinnen des Quartiers und andere Frauen, die hier ein frommes „gemeinsames Leben“ führen wollten. Jedoch wurden die Anfeindungen besonders der Bettelorden gegen ihn immer heftiger — die Stiftung „Jerusalem“ gab wohl den letzten Ausschlag: eine Bulle Gregors XI. vom Februar 1374 forderte Karl IV. auf, zusammen mit den Bischöfen dem Treiben des Milíč ein Ende zu setzen. Milíč appellierte und begab sich selbst nach Avignon, wo sein Ankläger, Magister Johannes Klenkok⁷³, ihm gegen-

amplius sibi volebat reservare, et . . . eandem praelaturam sponte, nullo eum cogente . . . resignavit, et sic pauper manens Christum sequebatur.“ — Narracio 358 f.: „hic nempe dimissa curia imperatoris Karoli quarti, in qua erat singulariter famatus et dilectus, relictis insuper omnibus que possidet, et beneficiis atque officiis honestis in Pragensi ecclesia cathedrali, perfecte Christum Jhesum est secutus . . . paratus se totum et expedito obsequio pauperum Christi et verbo dei predicando destinavit . . . Mylicius, filius et ymago domini Jhesu Christi apostolorumque ipsius . . .“

⁷¹ Vgl. oben Anm. 50.

⁷² Über welches bemerkenswerterweise weder Vita noch Narracio genauer berichten: das mag zeigen, worauf es ihnen hauptsächlich ankommt.

⁷³ Die Schreibweise des Namens differiert. Vita 424 und 426 f.: „Klonkoth“. — Winter: Eur. Bed. 238: „Kleukot“. — Ders.: Geisteskampf 79: „Klenkok“. Ebenso Hemmerle 115 und Anm. 29. — Vgl.: Trapp, Damasus: Johannes Klenkok (Clenck). LThK 2. A. Bd 5. 1960. Trapp stellt heraus, daß Klenkok zwar in Prag Lektor (bei St. Thomas?), aber nicht Prager (wie Winter, Hemmerle und noch Rosenfeld glauben) sondern Oxforder Professor gewesen ist, und sich seit 1371 zunächst in Florenz (Generalkapitel der Augustiner), dann an der Kurie in Avignon aufhält, wo er 1374 stirbt; er hat also — wie schon die Vita sagte — Milíč gar nicht persönlich gekannt. Auch jener Brief G. Grootes (Mulder Nr. 8, S. 17 ff.), in welchem er sich mit seinem Freund Willem Vroede (der 1373 in Prag Magister geworden, dann aber — vgl. Mulder XXVII, XXXII; Nr. 7, S. 14 ff. — nicht mehr dorthin zurückgekehrt ist, wie man bisher gerne

übergestellt, bekennen mußte, daß er persönlich nichts gegen Milíč vorbringen könne, daß vielmehr die Anklage von Prag aus betrieben worden sei. Aber noch vor der gänzlichen Rechtfertigung Milícs starben er wie auch Klenkok, und die Bulle Gregors wurde nicht annulliert.

Das bedeutete in erster Linie den raschen Untergang der Stiftung „Jerusalem“, das bedeutete weiterhin, daß Milícs Anhänger und Gesinnungsgenossen in Böhmen in eine gewisse Opposition gedrängt wurden und daß radikale Strömungen, bis dahin kaum spürbar, aus dieser defensiven Haltung heraus allmählich die Oberhand gewinnen konnten. Auch der Tod Karls IV. und die Jugend seines Nachfolgers wie schon vorher der Ausbruch der Kirchenspaltung mögen auf der einen Seite die Unsicherheit gesteigert, auf der anderen aber das Erstarken revolutionärer Kräfte begünstigt haben. Milíč selbst drängte zwar auf Erneuerung der Kirche, er litt unter der Unzulänglichkeit seiner Bemühungen, aber er war weit entfernt von jedem Radikalismus. Er stand absolut auf dem Boden der Kirche — wie auch noch sein Schüler Matthias von Janov, wenn dieser auch schon fühlbar von einem neuen Geist ergriffen und bestimmt erscheint. Seine Aussagen über Milíč sind so mit einer gewissen Vorsicht aufzunehmen.

Im besonderen gilt das für die Vorstellung vom Antichrist, die im Zusammenhang mit Milíč eingehender betrachtet werden muß. Matthias hat einen großen Abschnitt seines Werkes der Darstellung dieser Idee gewidmet, und schon sein Bericht in der Narracio zeigt, verglichen mit Milícs eigener Aussage, eine Radikalisierung in der Diktion und eine Überbetonung, die wohl kaum im Sinn Milícs gelegen hat. In der Narracio heißt es⁷⁴: „Hic prelatos summos, archiepiscopos et episcopos corripuit viriliter pro his, in quibus visi sunt aberrare; hic indutus zelo quasi thorace imperatorem predictum aggressus digito indicavit et dixit sibi coram omnibus, quod ille sit magnus Antichristus, propter quod carceres et vincula diutine est perpressus. Hic Romae episcopis et prelatibus in summo predicavit, jam Antichristum advenisse et quod ipsi hiidem, quia contrarie Christo faciebant, sint membra Antichristi, et pro eo iterum similiter captivitatem et vincula pertulit ab Antichristis. Hic papam aggressus et suos cardinales similiter pronunciavit animose, jam Antichristum in sanctos dei insanire, pro quo iterum atque iterum fuit abjectus et derisus, devoratusque a dentibus Behemoth et Antichristi . .“

Ganz anders Milíč selbst. Seine totalen Forderungen an sich selbst ließen bald den Zweifel in ihm wachsen, ob er überhaupt des Predigeramtes würdig sei; nur mit Mühe konnte er gehindert werden, sich ganz von der Welt zurückzuziehen, und geraume Zeit enthielt er sich der Predigt. Endzeitvorstellungen und -befürchtungen befielen ihn. Überall glaubte er das Wirken des Antichrist zu sehen, und in geradezu panische Stimmung scheint er

annahm) 1378 über moraltheologische Ansichten eines Clincok (auch Clenkoe) auseinandersetzt, darf folglich nicht mehr unter die Beweisstücke für die Ausstrahlung des Prager Frühhumanismus gezählt werden.

⁷⁴ Narracio 361.

geraten zu sein, als durch seine Auslegung einer Danielstelle (Dan. XII, 11—12)⁷⁵ seine Vermutungen vermeintlich bestätigt werden: der Antichrist muß im Jahr 1367 kommen. Niemandem konnte er dieses Geheimnis anvertrauen — außer dem Papst. „Ecce nemo potest auferre de corde meo istam materiam nisi dominus papa. Ideo vado Romam et ibi aperiam sibi cor meum et quicquid mandaverit faciam“⁷⁶, schrieb er im Eingang des Libellus. So zog er im Frühjahr 1367 nach Rom, um dort das Eintreffen Urbans zu erwarten, das sich jedoch hinauszögerte. Als er bereits nach Avignon aufbrechen wollte, befahl ihm eine innere Stimme, zuvor noch dem römischen Klerus und Volk die Ankunft des Antichrist zu verkünden, um sie zu warnen: „ut mali in timorem mittantur et boni fervencius deo famulentur. Secreta huius rei Domino summo pontifici reservabis“⁷⁷. Auf die Ankündigung hin wurde er aber vom Inquisitor des Predigerordens festgenommen⁷⁸ und saß in Haft — die nur, nachdem er einmal lateinisch hatte predigen dürfen, etwas gemildert worden war⁷⁹ — bis zur Ankunft des Papstes, dessen Bruder, Kardinal Grimaud, Milíč gewogen war. „In carcere et vinculis“⁸⁰, vom Inquisitor erzwungen, entstand der Libellus. Darin legte Milíč seine Auffassung nieder, daß der Antichrist schon da sei und sich in den „Greueln der Verwüstung“ kundtue⁸¹, bekräftigte daneben aber auch, daß er dies niemals gepredigt habe⁸² — wie Matthias dies ja behauptet. Ebenso generalisierte Matthias, als er schrieb, Milíč habe die Unbill der Gefangenschaft „ab Antichristis“, von den „Antichristen“, erfahren — einfach und wohl richtiger heißt es in der Vita „de manibus inimicorum“, von seinen Gegnern⁸³. Auch Milíč hatte die Vorstellung der Personifikation des Antichrist in vielen einzelnen Menschen: „Antychristi multi sunt et qui solvit et negat Christum

⁷⁵ Libellus 372f.

⁷⁶ Libellus 370.

⁷⁷ Libellus 371. — Vgl. auch Vita 411.

⁷⁸ Vita 411: „valde enim ordines mendicantium sibi inimicarentur ex praedicatione quam contra simoniacam susceptionem ordinis et proprietatem spiritualium virorum et feminarum faciebat.“ Milíč scheint dem Inquisitor also schon angezeigt gewesen zu sein, und dieser ergriff die erste Gelegenheit, ihn festzunehmen.

⁷⁹ Die zweite Antichrist-Episode bei Matthias meint anscheinend dieselbe Predigt — vor Bischöfen und Prälaten Roms —, von der die Vita erzählt. Die Nachricht der Vita von der anschließenden Hafterleichterung macht Matthias' Behauptung unwahrscheinlich, Milíč habe die zuhörenden Geistlichen direkt als „Antichristi“ bezeichnet. Es sieht so aus, als habe Matthias hier eine der Glorifizierung des verehrten Meisters dienliche, wenn auch nicht berechnete Kontamination vorgenommen und auf diese tatsächlich gehaltene Predigt das aus seiner Sicht sehr einseitig verengte Substrat jener anderen, verhinderten, die Antichrist-Verkündigung, projiziert.

⁸⁰ So am Schluß der Schrift: Libellus 381. — Vgl. unten Anm. 82.

⁸¹ Libellus 373ff.: nach einer langen Darlegung dieser Greuel der Verwüstung heißt es dann: „ex hiis apparet Antichristus venisse.“

⁸² Libellus 371: „Igitur non ita praedicavi in capitulo ecclesie Sancti Petri, sicut hic scribo, ymmo nec domino inquisitori nec alicui dixissem, nisi coactus per officium domini inquisitoris . .“

⁸³ Vita 413.

Antichristus est⁸⁴“, schrieb er und leistete mit solcher Formulierung späterer Radikalisierung Vorschub; in Matthias' Narracio zeigt sich gerade hierin die veränderte Perspektive des später Berichtenden und seine Parteinahme.

Noch auffälliger erscheint dies in Matthias' weiterer Behauptung, Milíč habe selbst den Papst und seine Kardinäle angegriffen. Stellt man dem „pam aggressus“ und „animose pronunciauit“ bei Matthias die demütige Unterwerfung Milícs — in Libellus und Brief — unter die Entscheidung des Papstes und der Kirche⁸⁵ entgegen, darf man wohl endgültig feststellen, daß in der Darstellung der Narracio⁸⁶ nicht nur eine Tendenz des Schriftstellers sondern dahinter auch eine allgemeinere Verabsolutierung der Begriffe und Vorstellungen steht, von der man bei der Betrachtung Milícs noch abstrahieren muß.

Der Libellus de Antichristo zeugt von der tiefen Frömmigkeit und der peinlichen Gewissenhaftigkeit seines Verfassers, von dessen Vermögen, jene innere Stimme, den „Geist“, in sich sprechen zu lassen: in sich hineinzuhorchen und alle Fragen, Wünsche, Zweifel genau zu prüfen, rigoros gegen sich selbst. Gegenüber seiner Entdeckung von der bevorstehenden Ankunft des Antichrist aber wagte es Milíč nicht, eine eigene Entscheidung zu fällen; daß der Papst in seinen Augen die allein zuständige Instanz ist, beweist nur, wie hoch er das Problem anschlug. Dabei übte er im Libellus im Grunde eine recht scharfe Kritik am kirchlichen Pfründen-, Provisions-, Finanzwesen — Dinge, welche die Kurie in besonderem Maße berührten —; darin lag für ihn der Ursprung vieler Übel. Ein Wort der Schrift, das Ende der Zeiten betreffend, glaubte er erfüllt zu sehen: „Abundavit iniquitas et refrigescet caritas multorum⁸⁷“ — „videlicet ex mammona iniquitas“, fügte er hinzu: denn daher rührten Pfründenwirtschaft und Simonie, Bruch des Armutsgelöbnisses und Bettel, Diebstahl, Kirchenschändung aus Mangel. Überall sah er Sündhaftigkeit, Götzendienst, Heuchelei⁸⁸. Das bedeutsamste Zeichen schien ihm

⁸⁴ Libellus 376.

⁸⁵ Auch der Schluß (Matthias' Narracio) bedarf einer Richtigstellung: denn wäre ein Mann wie Milíč, der sich dem Papst allein so gläubig anvertraut hatte, von diesem verspottet oder belächelt worden, wäre er wohl nie zu seiner alten Tätigkeit zurückgekehrt — er wäre vielleicht ins Kloster gegangen oder zum Empörer geworden. Es gibt kein Zeugnis über den Inhalt der Unterredung zwischen dem Papst und ihm — aber indirekt spricht der Brief an Urban und weiter eine Nachricht der Vita, daß Milíč, als er zum größten Ärger der Bettelmönche, die bereits verkündet hatten, er werde verbrannt, nach Prag zurückkommt, seine Predigtstätigkeit in größerem Umfang als früher wieder aufnimmt.

⁸⁶ Sie unterliegt hier auch einem starken Formzwang: triadische Parallelkonstruktion mit inhaltlicher Steigerung.

⁸⁷ Nach Mt. 24, 12. — Vgl. hierzu eine Stelle aus dem Brief G. Grootes an Willem Oude Scute, 1383 (Mulder Nr. 61, S. 225—231, hier 226 f.): „Et secundum Bernardum . . . iam refriguit caritas sanctorum tempore suo, et habundavit iniquitas. De quo tempore predixit Christus. Et si tempore beati Bernardi sic fuerit, ymmo et antea, quid ergo iam? Custos, quid de nocte? Rebus presentibus malis applicanda sunt verba Scripture et sanctorum, tamquam generaliter dicta. Regnavit Dominus; irascentur gentes.“

⁸⁸ Libellus 374.

die zerfallende Einheit im Glauben, die sich ihm in den zahlreichen „hereses, secte, Beghardite, Beginatus, sortilegia“ und anderem mehr manifestierte. Den Papst forderte er auf, für eine Besserung dieser Mißstände — „qui omnes per Gog et Magog significantur“ — Sorge zu tragen⁸⁹.

Das blieb auch das Anliegen des Briefes an Urban; Milíč sprach darin nicht mehr vom Antichrist, sondern von den „contritiones terrae“, vom Leviathan, den der Papst kraft seines Auftrags einfangen müsse — Prediger sollten seine Waffen sein⁹⁰. Der Papst solle sich, so meinte Milíč, nicht auf die Bischöfe verlassen: selten seien sie anders als „prece, pretio carne“, durch Bestechung und Beziehungen, in ihr Amt gekommen⁹¹; vielmehr solle er sie visitieren. Die notwendige Reform konnte nur vom Haupt ausgehen. Waren die Glieder doch alle krank⁹²; der Papst aber, das Haupt, hatte bereits die Großtat vollbracht, die Kurie aus dem Wohlleben Avignons in die ernste Strenge Roms zurückzuführen. So bat Milíč den Papst sogar, ein Konzil einzuberufen: „Synodum autem, concilium pauci rarissime et quidam nunquam celebrant, Tu vero si ecclesiam sanctam vis facere, ut non habeat maculam neque rugam, de necessitate oportet hoc fieri, quamdiu ista pax durat. Si enim disturbatum fuerit terrenum imperium, impossibile erit omnes in unitate ecclesiae congregare. Nec iam contra unam sectam, sed contra totam potentiam simul diaboli necesse est, ut ecclesiae subito succurratur“⁹³.

Keine Spur der in dieser Zeit schon reifen konziliaren Ideen und Theorien ist in diesem dringenden Hilferuf zu finden; Milíčs Vorstellung bewegte sich ganz im Bereich der universalen Kirche, des hierokratischen Papsttums. Dabei stand ihm klar die Abhängigkeit aller Einheitsbemühungen der Kirche von Frieden und Einheit im Reich der Welt vor Augen. Seinen Konzilswunsch bekräftigend entwarf er dem Papst noch einmal, noch eindringlicher als im Libellus, ein Bild von der Verderbtheit in der Welt, schilderte einzeln die kranken Glieder und ihre Krankheiten⁹⁴. Besonders eingehend befaßte er sich dabei mit den Orden⁹⁵, vor allem den Bettelorden, denen er, neben dem bekannten Vorwurf der Simonie und des Besitzes auch den sehr schweren

⁸⁹ Libellus 378 f. — Vgl. Menčík 315 f.; hier ist unter anderen Auszügen auch eine volkscundlich sehr interessante Predigt gegen den Aberglauben jener Zeit — vieles davon hat sich bis heute nicht verloren — abgedruckt.

⁹⁰ Brief 318 f.

⁹¹ Brief 320. Milíč nennt die Dinge, wie er sie sieht, beim Namen; und Sätze wie der folgende etwa lassen den Volksprediger erkennen: „Quomodo autem talis suo principi veritatem praedicabit, cum ad hoc sit electus, ut non aliud dicat nisi quod placet audire? Ex hoc tanquam canes muti tacent non valentes latrare!“

⁹² Milíč selbst gebraucht die Termini „Haupt“ und „Glieder“ nicht.

⁹³ Brief 320.

⁹⁴ Brief 321 ff. — Vgl. auch 319: „quae velud mea vulnera porto coram Te qui solus habes salutis anthidotum.“

⁹⁵ „Veniam nunc ad eos qui orbem portare videntur, qui inter astra iudicium suum locaverunt et ambulant sicut Cherub extensus et protegens in medio lapidum ignitorum, qui sibi videntur columpnae esse coeli, super quos ecclesia limitatur, et tamen in multis videntur quasi lutum in nichilum defluxisse. hii sunt religiosi et praecipue mendicantes . .“

machte, sie nähmen ohne Berechtigung oder Genehmigung die Vorrechte der Pfarrer, in erster Linie das Beicht hören, für sich in Anspruch⁹⁶ und schädigten dadurch Ansehen und Einheit der Kirche⁹⁷.

Milíčs Brief endet mit einem gewaltigen, auch rhetorisch eindringlichen Anruf an den Papst, einem zweimaligen „*Consurge ergo, princeps noster* . . .“, aber seine Bitte ist nicht erfüllt worden. Die Hoffnungen, die er auf den Papst gesetzt hatte, erwiesen sich als trügerisch: Urban kehrte 1370 auf das Drängen seiner Kardinäle wieder in die *voluptas Avignons* zurück, wo er bald darauf starb — unwillkürlich zieht man den Vergleich mit Karl IV., der die Italiener, besonders Petrarca, in ähnlicher Weise enttäuscht hat. Vielleicht war es auch die Erkenntnis, daß die Reform, die Milíč für unabdingbar hielt, vom „Haupt“ nicht mehr zu erwarten war⁹⁸, die ihn dazu bestimmte, selbst zu handeln. Das änderte nicht seine Einstellung gegenüber der Kirche; aber er beschritt jetzt von sich aus Wege, die ihm vielleicht der Papst hätte weisen und vor allem erleichtern sollen.

Seine Predigt Tätigkeit erweiterte sich nach Waldhausers Tod. Täglich soll er in der Teinkirche deutsch, in St. Ägid (und in Frauenklöstern) tschechisch, an allen Festtagen lateinisch in der Niklaskirche vor Studenten — „*et aliis viris litteratis qui miro affectu et devotione ad ipsius sermones confluebant*“ — gepredigt haben⁹⁹. Die religiöse Erneuerung, die von Milíčs Wirken ausging und nun immer deutlicher in Erscheinung trat, belegt die *Vita* mit dem Begriff der „*devotio*“. „*Devotae*“ sind die Frauen, die ihre modischen Kleider und ihren üppigen Schmuck abgelegt haben, „*devoti*“ jene Männer, die in sich gehen und Buße tun — besonders ist wieder von den Wucherern die Rede; aber auch grundsätzlich werden seine Freunde und Anhänger „*devoti homines*“ genannt, ihr Verhalten Gott gegenüber, im Gebet, „*devote*“¹⁰⁰.

⁹⁶ Vgl. das von Menčík 317 veröffentlichte Fragment eines Zeugenverhörs, Milíčs Predigten betreffend. Drei Prager Bürger, der Küchen- und der Hofmeister des markgräflichen Hofes, einige Geistliche verschiedener Grade und ein Steuernotar sagen übereinstimmend für Milíč aus: dieser sei öffentlich in der Predigt dafür eingetreten, daß jeder in seiner Pfarrei beichten solle; die *fratres*, die behaupteten, ebenfalls Vollmachten zum Beicht hören zu besitzen, habe er aufgefordert, diese erst einmal vorzuweisen — dann wolle er sie gerne zulassen. Niemand unter den Zeugen kann sich erinnern, daß Milíč die Mönche Betrüger und Verführer („*deceptores et seductores*“) genannt habe — worauf die Anklage wahrscheinlich hinauslief.

⁹⁷ Vgl. Grundmann 334 ff.: Schon das Konzil von Lyon von 1274, von Gregor X. 1272 ausgeschrieben, befaßt sich mit den Klagen über die zu zahlreichen Bettelmönche und das überhandnehmende Beginenwesen. Eins der drei Gutachten, die dazu vorgelegt werden, stammt von Bischof Bruno von Olmütz, der ganz ähnliche Zustände schildert wie hundert Jahre nach ihm Milíč (ebenda 336 f.); auf dem Konzil wird den Bettelmönchen ebenfalls schwer zum Vorwurf gemacht, daß sie das Recht der Pfarrer für sich beanspruchten; die Beginen sind angeklagt, daß sie statt beim Pfarrer bei den Bettelmönchen beichteten und kommunizierten. Vgl. auch ebenda 337 Anm. 34.

⁹⁸ Auch der neue Papst, Gregor XI., blieb ja in Avignon.

⁹⁹ Vgl. *Vita* 413, 416, 406, 408. — *Narracio* 363.

¹⁰⁰ *Vita* 406, 409: „*a devotis hominibus*“; 410: „*aliquae devotae virgines et viduae*“,

Hier wird die böhmische Devotionsbewegung faßbar, wenn auch nur in diesen äußerlichen Kennzeichnungen.

Die Zahl seiner Anhänger stieg stark an und stellte Milíč vor ein unvorhergesehenes Problem: die soziale Eingliederung der von ihm bekehrten Dirnen. Anfangs genügte ein großes Haus, sie unterzubringen, soweit sie nicht zu ihren Eltern zurückkehren konnten, von Bürgersfrauen in Dienst genommen wurden oder heirateten¹⁰¹. Milíč las in jenem Haus mit Erlaubnis des Erzbischofs die Messe und predigte den Frauen täglich deutsch und tschechisch, „in teutonico et in vulgari“; trotz seiner eigenen Armut unterstützte er sie, wie er konnte. 1372 aber wurde dieses Haus endgültig zu klein¹⁰², und Milíč mußte den Kaiser um Hilfe für seinen großen Plan angehen. Eine Zuhälterin, von ihm bekehrt, hatte ihm zwei Häuser im Dirnenviertel Venedig vermacht; die Unterstützung des Kaisers ermöglichte es ihm, weitere siebenundzwanzig¹⁰³ aufzukaufen und die bekehrten Frauen dort anzusiedeln. Er errichtete zentral gelegen eine Magdalenenkapelle und nannte die Neugründung „Jerusalem“. Diese Benennung führen der Biograph wie auch Matthias auf Worte aus der Apokalypse zurück: „Cecidit Babylon“, „vidi civitatem sanctam Jerusalem“, und Matthias legt sie noch weiter aus: „de Babylone spiritualiter facta est Praga iam Jerusalem¹⁰⁴“. In die Tat umgesetzt erscheint darin Milíčs Reform- und Erneuerungswille¹⁰⁵.

Über die Lebensform dieser Frauen weiß die Vita noch weiteres zu berichten: die Frauen, die in „Jerusalem“ für ihr bisheriges Leben Buße taten, lebten nicht unter der Regel irgendeines bestehenden Ordens, noch sollten sie einen neuen bilden; ihr Zusammenschluß vollzog sich vielmehr auf einer

„motu . . . pietate aliqui devoti“; 414: „devotos homines rogabat“, und öfter. Vom Beten wird meistens mit dem Zusatz „devote“ gesprochen; 416: Milíč habe täglich ein bestimmtes Gebet des heiligen Augustin verrichtet: „o quanto fervore, quanto devotione illam oracionem perficiebat“; 415: die Messe lese er „cum magna devotione et sine festinatione“; selbst von „nimio devotionis affectu“ ist die Rede. — 422: mit „quidam nobilis et devotus vir nomine Thomas, cuius viri notitia a multis non parva habetur“ ist möglicherweise Thomas Štítný gemeint, ein tschechischer Ritter, der die wichtigste religiöse Literatur der Zeit ins Tschechische übersetzt hat, um breiteren Schichten zu einer vertieften Frömmigkeit zu verhelfen. Schon Höfler (vgl. oben Anm. 48) S. XL glaubt in ihm eine dem Thomas von Kempen (damit meint er den Verfasser der *Imitatio Christi*) verwandte Natur sehen zu dürfen; auch de Vooght 36 Anm. sind Ähnlichkeiten zwischen ihm und Geert Groote aufgefallen.

¹⁰¹ Vita 418—422.

¹⁰² 200 Frauen, sagt die Narracio 359; 300, die Vita 418 — nur Dirnen?

¹⁰³ Vita 419.

¹⁰⁴ Narracio 362.

¹⁰⁵ Vgl. Chron. Ben. 546 zum Jahr 1372: „... imperator ductus consilio quorundam presbiterorum secularium qui pro illo tempore verbum dei predicando in civitate Pragensi multa bona faciebant et de quorum operibus bonis et conversatione laudabili post mortem eorum dicitur [leider bricht die Chronik vorher ab], fecit destrui lupanar antiquum in civitate Pragensi qui locus Venecie dicebatur. Et eiectis inde mulierculis fecit fieri oratorium in honore beatarum Marie Magdalene, Affre, et Marie Egipciace . . .“

Basis der Freiwilligkeit und Eigenständigkeit, ohne Vorschrift eines einheitlichen Habitus. Was unklar bleibt, ist die Beschäftigung, der die Frauen von „Jerusalem“ nachgingen. Es wird nur von ihrer „poenitentia“ gesprochen — das aber bezeichnet nur ihre allgemeine Haltung, ihre neue Einstellung, denn es ist nicht glaubhaft, daß sie etwa nur von Almosen gelebt hätten, und nach Milíčs Einstellung zum Bettelmönchtum geradezu ausgeschlossen, daß sie gebettelt hätten. Sicher darf man Unterstützung durch den Kaiser annehmen, aber wohl auch Heimarbeit — Nähen, Spinnen, Weben und Schreiben¹⁰⁶. Da in allen übrigen Umständen das niederländische Vita-Communis-Ideal vorweggenommen ist, scheint dieser Analogieschluß nicht unerlaubt. Es sollte nicht unerwähnt bleiben, wenn es auch nicht zu voreiligen Kombinationen verleiten darf, daß der Organisator der niederländischen Devotenbewegung, Grootes Freund Radewijns, 1374, dem Jahr des Untergangs von Milíčs Stiftung, in Prag sein vierjähriges Studium begann¹⁰⁷. Es muß ungeklärt bleiben, ob er dabei „Jerusalem“ noch selbst kennengelernt hat, aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß er sich über den Aufbau dieser nicht alltäglichen Einrichtung ein Bild machen konnte und machte. So könnte er auch gewußt haben, daß Milíč, nachdem er die Büsserinnen in „Jerusalem“ versammelt hatte, auch Priester und Schüler dort zusammenholte, mit denen gemeinsam er selbst in einem der Häuser lebte — unter denselben Bedingungen wie die Frauen: ohne eine auferlegte Regel und ohne Gelübde, in Freiwilligkeit, selbst ohne einen besonderen Namen für die Vereinigung. Anscheinend war auch eine Schule angeschlossen worden¹⁰⁸, und Milíč hatte begonnen, einen Teil der Seelsorge und Predigt seinen Schülern zu übertragen¹⁰⁹.

Ausdrücklich nennt die Vita das Vorbild dieser Stiftung: „crescente siquidem numero eorum qui in hanc conversionis unitatem consenserant, sicut de primitivis ecclesiae filiis legitur: multitudinis eorum erat cor unum, et anima una in domino et habitabant unanimiter simul“¹¹⁰. Allerdings ist das Vita-Communis-Ideal so alt wie die Laienbewegung in der Kirche. So werden etwa die schon im ausgehenden 12. Jahrhundert bestehenden Frauen- und Männergemeinschaften der oberitalienischen Humiliaten durch Innozenz III. als „zweiter“ und „dritter“ Orden organisiert und in die Hierarchie eingegliedert¹¹¹; so spricht sich das Konzil von Vienne (1311/12) zwar gegen das

¹⁰⁶ Auf die Bedeutung des Webens in den religiösen Laienbewegungen des Hochmittelalters weist vor allem Grundmann 31 ff. hin: die Ketzer des 12. Jahrhunderts werden häufig als Texerants, Textores, Weber bezeichnet, weil sie zum großen Teil diesem Handwerk — nach dem Vorbild des hl. Paulus — tatsächlich nachgehen. Ob von hier eine Linie zum „Tkadlec“ führt?

¹⁰⁷ Vgl. oben Anm. 12. — Auch Rosenfeld 240 f. weist darauf besonders hin.

¹⁰⁸ So Narracio 362.

¹⁰⁹ Vita 421: Milíč ist keineswegs dauernd in „Jerusalem“, sondern predigt wie vorher in den verschiedenen Kirchen der Stadt. Zu seinen Schülern gehörte damals Matthias, wenn auch nicht lange (Narracio 360: „tempore brevissimo sibi commorans“), bevor er zum Studium nach Paris ging.

¹¹⁰ Vita 422. Auch Paulus wird zitiert: so sei die Gemeinschaft in Prag, „sicut Paulus de Christianis Corinthiis dicit“.

¹¹¹ Grundmann 76 ff.

Beginentum aus, räumt aber ein, „es solle frommen Frauen nicht verboten sein, ehrbar in Gemeinschaftshäusern ein bußfertiges Leben zu führen“¹¹². Rein faktisch scheint also Milíčs Stiftung nichts Außergewöhnliches zu sein. Ganz neu, in ihrer Zeitbedingtheit und Zeitbezogenheit nur mit jenen „modernen“ der niederländischen Erscheinung zu vergleichen, sind die Perspektiven. Der Akzent liegt auf der Freiwilligkeit, der freien Entscheidung des einzelnen, die *vita communis* vollzieht sich programmatisch ohne und gegen jede andere Bindung als die der Gebote Gottes und nach urchristlichem Vorbild, die starke Persönlichkeit des ‚Meisters‘ führt und hält die Bewegung¹¹³. Milíč ist Vorbild in Wort und Tat¹¹⁴, die Klage bei der Kunde seines Todes zeigt aufs deutlichste, wie sehr er Mittelpunkt und Motor des Ganzen gewesen ist: „post mortem vero tanti patris, quis erat apud nos tumultus cogitationum! quot naufragia animorum, cum thesaurus tam amabilis raperetur a nobis et praesentibus cernentibus, nec spes esset retinendi nec facultas aliqua comendi. Pater erat, sed qualis pater“¹¹⁵! Die Zurückgebliebenen konnten sein Werk nicht halten; noch im selben Jahr übergab Karl IV. „Jerusalem“ den Zisterziensern¹¹⁶ — wohl in dem guten Glauben, daß die Gemeinschaft bei diesem Orden, dessen Regeln die persönliche Führung Milíčs ersetzen mußten, in den besten Händen und auch den Angriffen der Mendikanten entzogen sei¹¹⁷. Später sollte sich aus ähnlichen Gründen die niederländische Gemeinschaft die Augustinerchorherren von Windesheim heranziehen.

Eine solche Wendung widersprach Milíčs wie Grootes Zielen, die allein auf Verkündigung des Wortes Gottes, der Weisungen und Lehren der Apostel

¹¹² Grundmann 436. Den Ordenshäusern der Prediger und Minoriten sind, dem Bedürfnis der Zeit entsprechend, nicht nur Frauenklöster, sondern auch Beginenhäuser angegliedert; auch etwa denen der Augustinereremiten: Hemmerle 117f.

¹¹³ Stadtkultur und bürgerliche Gelehrsamkeit, Charakteristika der spätmittelalterlichen Welt, sind zweifellos Voraussetzung und Bedingung dieser Erscheinungen; ihrem Einfluß nachzugehen, führte hier aber zu weit.

¹¹⁴ Vita 410: „ab eo quod ore dixit, opere non recessit.“

¹¹⁵ Vita 429 f.

¹¹⁶ Winter: Geisteskampf 80.

¹¹⁷ Odložilík, Otakar: The Chapel of Bethlehem in Prague. Remarks on its Foundation Charter. In: Studien zur älteren Geschichte Osteuropas. Teil 1. Festschrift für Heinrich Felix Schmid. (Wiener Archiv für Geschichte des Slawentums und Osteuropas Bd 2.) Köln-Graz 1956, S. 125—141, hier S. 129 Anm. 14: im Zusammenhang mit dem Testament des Adalbert Ranconis de Ericinio („Vojtěch, the son of Raněk of Ješov“) die Theorie, daß Milíč die Stiftung diesem hinterlassen habe, Magister Adalbert aber erst Jahre nach dem Übergang „Jerusalems“ an die Zisterzienser von dem Testament Kenntnis erhielt; kurz vor seinem Tod (1388) habe er Freunden, alten Anhängern von Milíč, die Sorge für die Restituierung der Stiftung in Milíčs Sinn überantwortet oder sie wenigstens an Milíčs Vermächtnis gemahnt. Er selbst sei (ebenda 130) trotz seines Einflusses und seiner Gewandtheit 1374 nicht fähig gewesen, die Entwicklung der Dinge aufzuhalten. Es bleibt die Frage offen, ob er es wirklich versucht hat. Wie immer die Antwort lautet: Was will Adalbert jetzt damit erreichen, wenn er seine Freunde (auch Matthias gehört zu dem Kreis) veranlaßt, „to carry on the struggle with the Cistercians“? Hier gibt es, anscheinend, noch viel aufzuklären.

und der Väter, auf Nachfolge Christi und seiner Jünger und Erneuerung, Wiederbelebung des religiösen Lebens im Sinn des als einzig wahrhaft erkannten Zustands des Urchristentums gerichtet waren; sie widersprach ihrer regelfeindlichen Haltung, die aus Anschauung und Erlebnis der Mißstände besonders in den Bettelorden kam. Milíčs Stiftung „Jerusalem“, zunächst einem aktuellen Bedürfnis entsprungen, ist damit sichtbares Zeichen, Symbol der von ihm gemeinten Art und Weise der Devotion. Grootes Institution der „Schwestern vom Gemeinsamen Leben“ hat keinen ähnlich sprechenden Namen und keinen so konkreten Anlaß, aber sie kommt aus einer gleichen Geisteshaltung und weist in eine gleiche Richtung.

Die — auffallende — Ähnlichkeit der beiden Gründergestalten, Milíč und Groote, in exakter Quellenarbeit weiter herauszustellen und zu belegen, ist vorläufig¹¹⁸ nicht möglich; es würde auch den Rahmen dieser Untersuchung, die in erster Linie Bestandsaufnahme sein und Anregung bieten will, sprengen. Nur die großen Linien in ihrer Erscheinung, die zum Teil rein äußerliche Parallelen sind, zum Teil aber doch wieder auf die ganze Bewegung ausgestrahlt haben, können hier nochmals zusammengefaßt hervorgehoben werden. Milíč wie Groote wurden erst über eine Erschütterung ihres bisher im Sinn der Zeit glänzenden Lebensganges, eine Bekehrung, zu Volkspredigern; beide zogen sich durch ihr unerschrockenes und rigoroses Eintreten für die Reinheit des Christentums die Gegnerschaft vor allem der Bettelorden, aber auch des Weltklerus zu: Milíč flehte den Papst schon 1367 an, er möge ihm gegen die „minores“ zur Seite stehen, und starb schließlich in Avignon, wo er sich gegen die Anklagen verteidigte, hinter denen ungenannt ein Prager Pfarrer stand; Groote wurde 1383 die Predigterlaubnis entzogen — auch er starb, während man seine Rehabilitierung beim Papst betrieb. Beiden wird eine übertriebene Zurückhaltung Frauen gegenüber nachgesagt: Groote habe aus einem „timor feminae“ heraus prinzipiell nicht mit ihnen verkehrt¹¹⁹; Milíč soll Frauen im Gespräch immer auf Abstand gehalten und schnell abgefertigt, ihnen niemals die Hand gegeben haben¹²⁰ — und trotzdem sind beide die Gründer frommer Frauengemeinschaften. Darüberhinaus ist bemerkenswert, daß Groote sowohl wie Milíč von dem jeweiligen Biographen mit Elias verglichen wurde. So berichtete Petrus Horn von Groote: „vir Dei nimirum tactus est dolore cordis intrinsecus ac cum Elia zelo domus Dei stimulatus, aggressus est clerum, dureque corripuit eum¹²¹“, Matthias wurde nicht müde, von Milíč als dem „alter Helyas“ zu sprechen, etwa wenn er erzählte: „tanti autem zely admodum Helye fuit hic dignus deo presbiter pro lege Jhesu et ipsius veritate et virtute, quod quasi incessanter ac infatigabiliter cum multitudo pseudoprophetarum, religiosorum, alias legisperitorum atque clericorum infinita concertando, fuit fere cottidie in articulo

¹¹⁸ Ein großes Hindernis hierfür ist eben das Fehlen einer Ausgabe der Predigten Milíčs wie auch seines Vorgängers Konrad Waldhauser.

¹¹⁹ Ginneken 201f.

¹²⁰ Vita 407.

¹²¹ Ginneken 306, der übrigens selbst ebenfalls Groote als zweiten Elias bezeichnet.

mortis pro veritate constitutus¹²². Zelum, der Eifer des Elias wird beiden Männern nachgerühmt; und mag dies auch weitgehend topischen Charakter haben, rechtfertigt gerade die parallele Anwendung bei Matthias wie bei Petrus Horn die Annahme einer geistigen Verwandtschaft Grootes und Milíčs. Auch W. Mulder, der Herausgeber der Briefe Grootes, hat ein ähnliches Bild von Groote gewonnen; so schreibt er in der Einleitung seiner Edition¹²³: „Effigiem quidem Gerardi desideramus; Elias, coelum ascendens, sit nobis interim pro imagine illius, qui currum Israel mediis procellis duxit auriga alacer et securus!“ Interessant ist daneben der Schluß der Vita Milíčs: „currus Israel, et auriga ejus! auriga agit et currus portat. currus erat qui tot mala tolerando sustinuit: auriga quia populum bonis monitionibus exercebat . . . Tu gloria Israel, tu letitia Jerusalem . . .“¹²⁴. Natürlich hat Mulders Wort keinen ‚Quellenwert‘, aber seine intensive Beschäftigung mit den Quellen mag dazu berechtigen, sein Urteil einzubeziehen; die weitgehende Übereinstimmung der Benennungen (biblischer Herkunft) für Milíč und Grootes sollte wenigstens nicht unerwähnt bleiben.

Die personale Analogie steht auch nicht allein da.

Der Geist jener böhmischen Frömmigkeits- und Verinnerlichungsbewegung, die stärker als bisher den Laien am religiösen Leben beteiligen wollte, durchzog auch manchen Orden. So entstand „in karolinischer Zeit“¹²⁵ in einem Zisterzienserkloster nahe Prag, Königsaal, das „Grundbuch für alle Devoten nicht nur Böhmens, sondern weit darüber hinaus“¹²⁶, das Malogranatum. Sein Verfasser ist ein Abt (Peter oder Gallus) des Klosters gewesen; es ist in für jene Zeit typischer Dialogform gehalten¹²⁷ und gibt in den belehrenden Antworten des Vaters¹²⁸ auf die Fragen des Sohnes (die fast auf die Funktion

¹²² Narracio 358, 360 und öfter. Auch: Regulae Bd. 4 (vgl. Anm. 66), 315.

¹²³ Mulder XLVII.

¹²⁴ Vita 430. Daß Milíč Wagen und Lenker gleichzeitig sein soll, paßt gut in das bereits entworfene Bild von ihm und spricht dafür, daß tatsächlich nur seine kraftvolle Persönlichkeit es war, die es vermochte, eine so freie Gemeinschaft wie „Jerusalem“ zu halten.

¹²⁵ So Winter: Geisteskampf 73.

¹²⁶ Winter: Geisteskampf 73.

¹²⁷ Man denke an die im gleichen Raum entstandenen Werke des Matthäus von Krakau („Dialogus rationis et conscientiae“ um die Frage des häufigen oder täglichen Kommunionempfangs) oder des Johannes von Saaz; gattungsmäßig noch näher verwandt ist es Werken wie Seuses „Horologium Sapientiae“ oder des Thomas von Kempen „Dialogus Noviciorum“. — Auch hier fehlt eine moderne Ausgabe. Die Münchner Staatsbibliothek verfügt über mehrere Wiegendrucke des Malogranatum, von denen ich zwei benützte: 1) (Sign.): 2^o Inc. c. a. 1907: Dyalogus dictus Malogranatum. 1487. Als Verfasser wird der Abt Gallus genannt. Lagenbezeichnung mit Klein-, Groß- und doppelten Kleinbuchstaben bis einschließlich —cc—; Markierung der ersten vier Blätter der Lage durch römische Ziffern; nicht rubriziert, Fehlen der Initialen. 2) 2^o Inc. s. a. 840: kein Titelblatt; keine Lagenbezeichnung; Eintragung durch den Rubrikator: 1475. — Weitere Signaturen: 2^o Inc. s. a. 839 und 839^a; 2^o Inc. c. a. 1907. — Außerdem ist das Werk hier in elf Hss., alle 15. Jahrhundert, ganz oder in Auszügen vorhanden.

¹²⁸ Diese Antworten sind fast ausschließlich Zitate; von hoher Autorität sind die Viktoriner, Bernhard, Gregor neben den früheren Kirchenvätern und der Schrift.

der bloßen Themenstellung für die einzelnen Kapitel beschränkt sind) Auskunft über die Stufen der geistlichen Vervollkommnung im „status incipientium“, „proficiendum“, „perfectum“. Für uns von Belang ist die Erklärung des Wesens der „devotio“ (lib. 3, dist. 3, cap. 5), deren aktuellem Verständnis und Begriff wir damit näher kommen. Als Vergleichsbasis mögen die herausgearbeiteten Merkmale der devotio moderna (nach Ditsche) dienen; es sind in erster Linie drei Kennzeichen der als neu empfundenen devotio der Niederlande, wie sie vor allem Gerard Zerbolt beschrieben hat: 1. sie ist verbunden mit dem Affekt, 2. Voraussetzung und Grundlage sind die christlichen Tugenden, 3. sie wird erreicht und erhalten durch „exercitia“¹²⁹.

In jenem Kapitel des Malogranatum fragt der Sohn: „Desidero etiam scire aliqua de deuotione ac amorosa compunctione que solent ex oracionis virtute nonnumquam generari seu procedere.“ Die ‚Antwort‘ gibt zunächst eine sehr einfache Erläuterung: „est autem deuotio ipsa pius et humilis affectus in deum ex conscientia proprie infirmitatis . . .“¹³⁰; „deuotio est feruida mentis in deum dilectio que virtus magna est.“ Auch hier geht es um die Gnade der devotio¹³¹, und nicht Gefühl und Tugend, sondern — konkreter — Gebet und gute Werke werden einander gegenübergestellt: „quod non solum deuotio necessaria est in actu oracionis verum etiam omne opus bonum quod exercemus necesse est ut deuotionis gracia impinguetur et in hilaritate cordis omnia faciamus“ und „necesse est ut querat deuotionis gratiam quisquis seminauerit bona operum semina ut bona opera feruore deuotionis et dulcedine spirituali condiantur.“

Von den drei Kräften der Seele „ratio“, „voluntas“, „memoria“ ist die Rede, die durch die Sünde lahmgelegt den Weg zur devotio versperren; sie freizuhalten ist die Aufgabe: „per peccatum ratio facta est ceca ut sepe velit malum pro bono, voluntas feda, et memoria instabilis ut magis velit in fedis delectari et vilibus occupari quam deo vacare. hee vero tres potencie anime sic deformate cum per spiritualia exercitia et continuum conatum bonorum operum reformatæ fuerint, tunc dicitur deuotio hominis interior esse perfecta.“ Es werden hier also nicht nur die geistlichen Übungen, sondern auch ständige Bereitschaft zu gutem Tun gefordert, damit die vollkommene, „perfekte“ devotio, hier ausdrücklich „interior“ genannt, entstehe: es ist also dieselbe Haltung, die auch die niederländischen Devoten auszeichnet¹³².

In einem anderen Abschnitt des Malogranatum (lib. 3, dist. 2, cap. 6) geht der Verfasser ganz ausführlich auf die Frage der „Gnade der devotio“ ein,

¹²⁹ Ditsche 139 ff.

¹³⁰ Es darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß dieses dritte Buch des Malogranatum bereits „de statu perfectum“ handelt, also schon einiges voraussetzt, was z. B. Zerbolt noch ausführlich darlegen muß: etwa die Unterscheidung zwischen wahrer und falscher, einer habituellen und einer momentanen, flüchtigen devotio. Vgl. Ditsche.

¹³¹ Vgl. Ditsche 143.

¹³² In der Literatur häufig als „schlichte Werkfrömmigkeit“ bezeichnet; nach Ditsches Aufsatz werden in den theoretischen Schriften die „bona opera“ durchaus nicht so betont wie hier im Malogranatum.

besonders spricht er von der Gefahr ihres Verlustes („ . . dominus gratiam deuotionis subtrahit eciam viris religiosus . .“) und von der Möglichkeit, sie wiederzuerlangen: „si igitur pristinam illam gratiam cupis reformare renoua vite deuotionem et secundum monita iohannis in apocalypsi memento unde excideris et age penitenciam et priora opera fac. hec Richardus.“ — Wovon in diesem Zusammenhang nichts zu erfahren ist, sind die Formen jener „exercitia“, die Zerbolt sehr genau als „triplex ascensio“ faßt in „lectio“, „meditatio“, „oratio“¹³³. Eine genauere Untersuchung des Malogranatum als sie mir möglich gewesen ist und ein Vergleich einerseits mit den niederländischen Quellen selbst, andererseits aber auch etwa mit den zeitgenössischen böhmischen, den Predigten Milíčs zum Beispiel, könnte erst erweisen, ob hier grundlegende Unterschiede oder nur Akzentverlagerungen vorliegen; jedenfalls wäre dies, so glaube ich sagen zu dürfen, fruchtbar für das Verständnis des Wesens (nicht des Namens) der *devotio moderna*.

Von dem bisher Festgestellten her ist es aufschlußreich, daß etwa in der Vita Milíčs sehr häufig von „*devotio*“, „*devotus*“ und „*devoti*“, vom „*fervor deuotionis*“, selbst vom „*affectus deuotionis*“ gesprochen wird¹³⁴, ohne daß der Begriff dadurch unbedingt eine besondere Bedeutung erhält. Milíčs Anhänger werden zwar durchweg als „*devoti*“ bezeichnet — aber man könnte das ohne weiteres auch mit „*getreu*“, und ähnlich, übersetzen. Auf der anderen Seite ist „*devote*“ und „*cum deuotione*“ ständiges Attribut der Gebetshaltung: daraus vor allem, meine ich, wäre unter Berücksichtigung der Darstellung des Malogranatum auf eine wirklich ‚*devote*‘, d. h. verinnerlicht-fromme Haltung, bewußt als solche gepflegt, unter den von jener Erneuerungsbewegung erfaßten Menschen, zumindest im Umkreis Milíčs, aber sicher auch weiter, zu schließen. Es ist fast unmöglich, das eindeutig herauszustellen und festzuhalten, da die Bewegung in Böhmen zu rasch in eine andere Richtung gedrängt wird, da sie keinen Ruhepunkt, keine wirkliche Kontinuität hat.

Schon bei Matthias ist der Gebrauch des Wortes „*devotio*“ selten geworden: ganz besonders Milíčs Bild entwirft er in ganz anderen Vorstellungen als der von einer vertieften Innerlichkeit; wo er ihn erwähnt, stellt er Milíč als den großen Reformator, den mutigen Verfechter der Wahrheit gegen alle Kräfte der Welt, als den prophetischen Seher der Ankunft des Antichrist — dieser Idee scheint Matthias noch mehr verfallen als Milíč selbst — hin, er zeichnet ihn so als das leuchtende Beispiel für eine Generation, auf die

¹³³ Ditsche 140f.

¹³⁴ Belegstellen oben Anm. 100. — Vgl. auch Matthias, der in den *Regulae* Bd. 4 (zitiert oben Anm. 66) — lib. 3, tr. 3, cap. 9 — auch eine „*determinacio*“ über den häufigen Empfang der Kommunion vom Verfasser des Malogranatum anführt, dabei zwar nicht dessen Namen nennt, aber sagt: „*fuit mire deuocionis, ita ut esse abbas resignavit ob deuocionem ante mortem.*“ Matthias kannte also das Werk und wußte, ob er den Verfasser mit dem Prädikat „*devotus*“ belegen konnte oder nicht. — Eine charakterisierende Stelle, die aber nicht unbedingt im Sinn der *devotio moderna* auszulegen ist, teilt *Odložilík* 127 f. mit: der französische Diplomat Eustache Deschamps, 1397 an Wenzels Hof, habe nach Hause berichtet, in den drei Prager Städten gäbe es „*mainte grant et noble eglise et gens devos*“.

Milíč zum kleinsten Teil noch persönlich gewirkt hat. Das Bild, das so entsteht, zeigt wohl eine Seite von ihm, aber kaum die entscheidende. Das neue Anliegen der Zeit des Matthias ist der Kampf um die tägliche Kommunion für den Laien — später wird es sich zuspitzen zur Forderung der „communio sub utraque specie“. Auch Milíč ist für eine häufige oder tägliche Kommunion eingetreten, wie Matthias mitzuteilen weiß¹³⁵, aber durchaus nicht in kämpferischer, offensiver oder defensiver, Haltung, sondern in großer Selbstverständlichkeit; seine Ehrfurcht gegenüber den Worten der Schrift ließ für ihn nur eine Deutung zu¹³⁶.

So scheint man doch verschiedene Parallelen zwischen der böhmischen Bewegung und der niederländischen *devotio moderna* ziehen zu dürfen, wenn auch mit aller geratenen Vorsicht. Ich habe versucht, durch die ausführlichere Darstellung der Person und des Wollens und Wirkens Milícs von Kremsier eine breitere Ausgangsbasis dafür zu schaffen. Der spätmittelalterliche Geist in der vorreformatorischen Epoche hat, wie Gerhard Ritter sagt¹³⁷, vor allem in den drei großen Erscheinungen von Mystik, *devotio moderna* und Humanismus seinen Ausdruck gefunden¹³⁸; hier galt es, nur den einen Aspekt, die *devotio moderna*, in den Blick zu fassen, und diese thematische Begrenzung bewirkte, daß die zum Teil sehr enge Verknüpfung der *devotio moderna* mit Mystik und Frühhumanismus und damit wertvolle Bezugspunkte und Vergleichsmöglichkeiten außer acht bleiben mußten. Es ging und es geht um den Kern dieser Erscheinung, die *devotio moderna* genannt wird. Nicht der Name, der eindeutig in den Niederlanden entstanden ist — als Bezeichnung für das, wozu sich Grootes Vermächtnis weiterentwickelt hat, soll für die böhmische Bewegung beansprucht werden. Vielmehr glaube ich wenigstens in großen Zügen die wesensmäßige Verwandtschaft erhellt und dabei gezeigt zu haben, wie aus gleicher geistesgeschichtlicher — und wohl auch sozialer — Situation zunächst gleiche Erscheinungen entspringen, dieselbe Frage zur selben Antwort nötigt. Diesen allgemeinen Zusammenhang gilt es in erster Linie zu sehen; ob außerdem noch ein direkter besteht, ob tatsächlicher Einfluß

¹³⁵ *Regulae* Bd. 4 — lib. 3, tr. 3, cap. 10 —: Milícs „determinacio“. Sie stammt nach Matthias' Angabe aus der Predigtsammlung *Gracie Dei*.

¹³⁶ „Panis noster cottidianus est corpus Christi et sanguis eius. Ideo cottidie sive sepe illum sumere debemus, donec illo eternaliter saciemur.“ Vier Bedingungen müßten zum Kommunionempfang erfüllt sein: andächtiges Hören des Wortes Gottes; Bereitschaft zu guten Werken; Vorsatz, nicht weiter zu sündigen; wirkliche Reue über die getanen Sünden: wer unter diesen Bedingungen, also „devote accedat“, dem würde selbst eine Todsünde, die er vielleicht vergessen hat, vergeben — er sündige damit nicht. — Diese These wäre zu vergleichen mit Grootes Auffassung über das Wesen von leichter und schwerer Sünde, wie er sie in jenem Brief an W. Vroede (zitiert oben Anm. 73) an Hand der Lehren des Magisters Klenkok diskutiert.

¹³⁷ Ritter, Gerhard: Studien zur Spätscholastik II. SBB der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse. 7. Abhandlung. Heidelberg 1922, 156 S., hier S. 138.

¹³⁸ Ritters Definition kann natürlich, in ihrem Rahmen, nicht den Anspruch erheben, das ganze Problem zu erfassen und zu formulieren.

vorliegt — wie z. B. Winter behauptet hat —, wage ich bei der gegenwärtigen Ungunst der Quellenlage nicht zu entscheiden — so reizvoll das Knüpfen des Fadens gerade hier sein mag.

Die böhmische und die niederländische Frömmigkeitsbewegung schlagen schließlich verschiedene Wege ein. Huizinga charakterisiert die *devotio moderna* der Fraterhäuser und der Windesheimer recht treffend, wenn er von „pietistischen Kreisen“ spricht, die sich „vom weltlichen Leben abgesondert“ hatten, wo die „religiöse Spannung Dauer gewonnen“ hatte, die „als die schlechthin Frommen“ galten¹³⁹. Die politisch ruhigere Entwicklung, das Fehlen des nationalen Gegensatzes, der in Böhmen von entscheidender Bedeutung war, schließlich vielleicht auch die bedächtigere, dabei keineswegs passive Mentalität der Niederländer haben die Entfaltung einer solchen *devotio moderna* beeinflusst. In Prag und Böhmen bedeutet der Tod des Herrschers, der nationale Gegensätze immer auszugleichen bemüht war, nach dem Tod des Führers der Bewegung, deren Untergang. Sie wird in eine Defensivhaltung abgedrängt, aus der dann ganz andere Kräfte wachsen als beschauliche Frömmigkeit. Zu bruchloser Weiterführung und Entwicklung hat es hier nicht kommen können: Chelčický und die Brüder stehen im Gegensatz zur Kirche.

Zwischen den Zeiten steht schon Matthias von Janov, der am Schluß eines kurzen Abschnittes, den er Milíč — „*vir habundans spiritu Helye*“ — und Waldhauser — „*homo utique religiosus et devotus*“ — widmet, das Leiden als Schicksal und Aufgabe des Menschen zu aller Zeit erkennt¹⁴⁰:

„et obsecro hic unum quemque lectitantem, ne michi indignetur, si testimonium perhibeo hiis que oculis vidi et meis auribus audiavi et manus mee tractaverunt; quamvis pro eo passurus contemptum et plurimas derisiones, tamen scio, quod nichil novum vel inopinatum michi eveniet, cum omnibus qui volebant vivere in Christo, a seculis similia acciderunt; pati etenim tribulationes multas professores veritatis, illud est strata regia et publica omnibus orthodoxis christianis a principio usque ad finem.“ Resignation, Schickung in Unvermeidliches — noch als allgemein christliche Haltung empfunden: das steht am Ende jener Erneuerungs- und Verinnerlichungsbewegung, einer böhmischen *devotio moderna*, die nicht zur Entfaltung gekommen ist.

¹³⁹ Huizinga, Johan: Vom Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14.—15. Jahrhunderts in Frankreich und in den Niederlanden. 6. Aufl. Stuttgart 1952, VI, 384 S., hier S. 186.

¹⁴⁰ Regulae Bd. 3, S. 356 f.

DIE REFORMATION IN BÖHMEN UND DAS SPÄTE HUSSITENTUM

Von Kurt Oberdorffer

„Über Glaubensfragen disputiert man allerorten, Greise und Jünglinge, Männer und Frauen lehren und erklären die Heilige Schrift, die sie nie gelernt haben. Jede Sekte, wenn sie nur erst ans Licht gekommen ist, hat auch schon Anhänger. So groß ist die Neuerungsgier bei ihnen.“ So schrieb um 1489 Bohuslaus Lobkowitz von Hassenstein unter dem Eindruck der Landtagsverhandlungen einem seiner Freunde in Franken und gab dabei eine kritische Schilderung der Zustände in den Prager Städten. Der Dreißigjährige, der sich zwischen weiten Reisen durch deutsche Länder und Italiens Städte immer wieder auf seine Burg unweit Kaaden am Fuß des Erzgebirges zurückgezogen hatte und mit Eifer die politischen Möglichkeiten in der Heimat, „Bohemia patria nostra“, verfolgte, gibt in den erhaltenen Briefen eines der sachlichsten Bilder jener vielfältig verflochtenen Strömungen in Böhmen. Dabei ist ihm Prag „non solum Bohemiae caput sed Germaniae etiam decus atque ornamentum“ und zwar eine vornehmlich berühmte Stadt unter den anderen Städten Deutschlands¹. In diesem entscheidungsschweren Menschenalter der böhmischen Länder, das zwischen 1471, dem Todesjahr der letzten großen politischen Vertreter der hussitischen Bewegung, und der Schlacht von Mühlberg — und ihren innerböhmischen Folgen nach 1547 — liegt, überschneiden sich die Gegensätze unter den sozialen Schichten mit jenen der geistig-religiösen Gruppen. Die Spannungen innerhalb der Stände und gegenüber dem Königtum müssen daher vorerst skizziert werden.

Im Jahre 1483 hatte in der Prager Neustadt und dann in der Altstadt eine stürmende Menge utraquistische Ratsherren, die mit einem Flügel der katholischen Herrengruppe in Verbindung standen, aus den Fenstern der Rathäuser gestürzt oder sie vertrieben. Der einen der Ratsparteien war es dann gelungen, das wilde Toben in diesen letzten Septembertagen, bei dem sich die Scharen auch einzelner Klöster bemächtigten und schließlich in die Judenstadt eingedrungen waren, zu zügeln. Die beiden Prager Städte auf dem rechten Moldauufer schlossen sich in ihren Räten nunmehr stärker zusammen.

¹ Hassensteinius baro a Lobkovicz, Bohuslaus: *Epistolae*. Hrsg. v. A. Potucek. Budapest 1946, 180 S. (*Bibliotheca scriptorum medii recentisque aevi*.) — Truhlář, Josef: *Listář Bohuslava Hasištejnského z Lobkovic* [Briefsammlung des Boh. Hassenstein von Lobkowitz]. *Sbírka pramenů II*, 1. Hrsg. v. d. Tsch. Akad. d. Wissenschaften. Prag 1893.

Für die Stellung der königlichen Städte² neben den beiden adeligen Ständen auf Landtagen erbrachte der von 1845 einige Erfolge. Er fand in Kuttenberg statt, der Stadt, in der sich König Wladislaus geborgener wußte als auf der seit den Hussitenkriegen kaum verteidigungsfähigen Burg, dem Hradschin über Prag. Die Warnung, die der Sturm in den Prager Gassen bedeutet hatte, scheint auch dazu geführt zu haben, daß es dem jungen König gelang, jene Gruppe der Herrenbank, die dem katholischen Konsistorium auf der Burg nahestand, zu einer Einigung mit den Administratoren des „unteren“ Konsistoriums zu bringen, die im Gebäude des Carolinum ihren Sitz hatten. Verschiedenen Gruppen dieser Utraquisten im Carolinum, die sich innerhalb des niederen Adels und der Bürgerschaft gebildet hatten, schien allerdings die Gleichberechtigung beider Konfessionen dann wieder gefährdet, als sich der König und die ihm ergebenden Adelskreise zwei Jahre später zu dem Vertrag mit Papst Innocenz VIII. entschlossen. Diese Anerkennung des katholischen Königs aus dem polnischen Hause auf dem Thron Böhmens durch das Haupt der Christenheit stellte dieses Land den Ländern Mähren, Schlesien und der Lausitzen wieder gleich, die seit 1468 — vertraglich seit 1479 — von König Matthias Corvinus besetzt und als zu Ungarn gehörig regiert wurden. Dessen Tod im Jahre 1490 ließ die „Nebenländer“ an die böhmische Krone zurückfallen und Wladislaus verlegte nunmehr das Schwergewicht seiner Hofhaltung auf die Königsburgen in Preßburg und Ofen. Inzwischen hatten sich jedoch bereits neue geistige Grenzen innerhalb dieser böhmischen Ländergruppe gebildet. In den zwanzig Jahren, in denen Böhmen auf den kleinsten Umfang eingeschränkt blieb, waren die Familien der obersten „Landesoffiziere“, die Rožmítal (Rosental), Riesenberg, Sternberg, Lippa und andere, in ihren Machtkämpfen so unnachgiebig geworden und hatten sich gegen den deutschen Adel des Reichspfandes Egerland abgeschlossen. Die dank Reichskanzler Kaspar Schlick — aus der ehemals egerischen Bürgerfamilie — aufgestiegenen Grafen Schlick im Grenzkreis Elbogen konnten daher ihre Sonderstellung ebenfalls uneingeschränkt behaupten³.

² Schürer, Oskar: Prag. Kultur-Kunst-Geschichte. 3. Aufl. München 1935, 454 S., 165 Taf., 2 Kart. — Bretholz, Berthold: Geschichte Böhmens und Mährens. Bd. 2: Hussitentum und Adels Herrschaft bis 1620. Reichenberg 1922, 265 S. Im vierten Abschnitt, bes. S. 137 ff., werden die Machtkämpfe in Prag zusammenfassend dargestellt und in den Anmerkungen S. 254 ff. durch gute Literaturhinweise gestützt.

³ Schreiber, Rudolf: Das Elbogener Urbar der Grafen Schlick von 1525. Prag 1934, VI + 108 S. (Sudetendeutsches Histor. Archiv 1.) — Ders.: Die Stellung des mittelalterlichen Elbogener Landes zu Böhmen. MVGD 74 (1936) 1—28, 81—103. — Klecanda, Vladimír: Přijímání cizozemců na sněmu do Čech za obyvatelé [Die Aufnahme der Landfremden als Einwohner Böhmens auf den Landtagen]. In: Sborník prací věnovaných prof. Dru. Gustavu Friedrichovi k šedesátým narozeninám 1871—1931 [Sammelband gewidmet Prof. Dr. G. Friedrich zum 60. Geburtstag]. Hrsg. v. Vojtěšek, Václav. Prag 1931, S. 456—467. Seit 1434 waren sie als Pfandherren Inhaber der königlichen Burggrafschaft Elbogen und mit ihren Hausgütern innerhalb dieses circulus Bohemiae, zusammen mit der deutschen Ritterschaft dieses und des benachbarten Tachauer Kreises gleich

Für die wirtschaftliche Krisenlage anderer großer Grundherrschaften, wie für die innere geistige Abwehrstellung gegenüber den Deutschen, scheint es in gleicher Weise symptomatisch gewesen zu sein, daß sich die Verkäufe von Herrschaften an den Grenzen Meißens, Sachsens wie der Oberpfalz und Österreichs ob der Enns zugunsten deutscher Herren aus diesen Ländern, trotz der strengen Landtagsbeschlüsse gegen Erteilen des Inkolats an Deutsche, nicht aufhalten ließen. Besonders aufschlußreich wurde dafür der Verkauf der Herrschaften Tetschen, Kamnitz, Bensen und Sandau im Polzentale in Nordböhmen. 1515 verkaufte sie Trzka von Lippa an die Herren von Salhausen aus dem angrenzenden Herzogtum Sachsen und begründete dies⁴ unter anderem damit, daß „die Wege zu schlecht und der Deutschen zu viele seien“. Welcher Art und woher die „vielen Deutschen“ waren, soll später betrachtet werden. Bei dem Blick auf den böhmischen Herrenstand wirkt nun das Urteil des Hassensteiners veranschaulichend, der in einem der Briefe aus den 90er Jahren seinen Standesgenossen vorwarf, daß sie „die besonderen Vorteile dem öffentlichen Wohl voransetzen“. „Die Herren unserer Regierung sind zum Herrschen bereit, die Ungerechtigkeit der einzelnen zu verfolgen sind sie aber zu schlaff, und, was schmachlich zu sagen ist, sie kränken zum Teil an jener alten Krankheit des gegenseitigen Neides und stimmen nur dann überein, wenn es sich um die eigene Sache handelt“⁵. Die Gruppen in dieser ständischen Regierung hatten sich 1485 auf eine Duldung der beiden Konfessionen geeinigt, auf jenen Religionsfrieden, der 31 Jahre standhielt, obzwar er die Kritik der niederen Stände ständig herausforderte und unduldsam gegenüber den „Brüdergemeinden“ und den ihnen anhängenden Bevölkerungsgruppen war. Aus der Abwehrstellung ist die strenge Überwachung des ausschließlichen Gebrauches der tschechischen Sprache in der Landtafel und vor dem Landrecht — dem Gerichtsstand des Adels — wie auch vor dem Landtag zu verstehen. Es drückte auf die wirtschaftlichen Verhältnisse im Land das Übergewicht aus den deutschen Nachbarländern, welches ihr Adel wie ihre bürgerlichen Ratsfamilien besaßen. Auch vom königlichen Hof her wirkte schon vor 1490 ein wirtschaftlicher Druck, der sich nach der Wiedervereinigung der Länder vervielfachte. Die Stärkung des Hofes brachte das ungarische

dem Reichspfand Stadt und Land Eger von den innerböhmischen Kreisen abgerückt. Die Erbteilung im Hause Schlick von 1486 hatte die „Hausmacht“ der drei Linien auf Elbogen, Falkenau und Schlackenwerth neuerdings gezeigt.

⁴ Kämmerl, Otto: Zur Beleuchtung der Čechisierung Böhmens im 15. Jahrh. MVGD 15 (1877) 85 ff. — Es sei schon hier hingewiesen auf Wostry, Wilhelm: Das Deutschtum Böhmens zwischen Husitenzeit und Dreißigjährigem Krieg. In: Das Sudetendeutschtum. Sein Wesen und Werden im Wandel der Jahrhunderte. Hrsg. v. Pirchan, Gustav - Weizsäcker, Wilh. - Zatschek, Heinz. 2. Aufl. Brünn 1938, S. 293—370. Dieser zusammenfassenden Darstellung mit den reichen Literatur- und Quellenverweisen hat sich der Verf. an vielen Stellen dankbar angeschlossen.

⁵ Siehe Anm. 1. — Bretholz, Berthold: Quellen- und Lesebuch zur böhm.-mähr. Geschichte. Augsburg 1927, S. 193 ff., Brief vom 20. 10. 1507 an Bernhart Adelman in Nürnberg. — Winter, Eduard: Tausend Jahre Geisteskampf im Sudetenraum. Das religiöse Ringen zweier Völker. 2. Aufl. Salzburg 1938, 442 S., besonders S. 141 ff. „Humanistischer Reformkatholizismus“ und Anm. S. 408 ff.

Königsgut. Schon die Erhöhung der böhmischen königlichen Einnahmen, die aus den Silbergruben von Kuttenberg kamen, durch jene aus den oberungarischen (slowakischen) Kupfergruben bei Neusohl (Banská Bystrica) und aus den Goldbergwerken bei Kremnitz, war fühlbar.

Für des Königs Wladislaus Entwürfe zur Ordnung der inneren Lage ist sein Entschluß bezeichnend, den Aufstand von 1483 mit einem Um- und Neubau der Burg über Prag zu beantworten. Nachdem die Prager Scharen den Hradschin im Herbst des Jahres geräumt hatten, vergingen dazu kaum zwei Jahre. Zum Jahre 1486 zeigen die Ausgaben der Kuttenberger Münze schon die volle Höhe des Baubetriebes an. Als Baumeister hatte Wladislaus, vermutlich von seinem Schwager Herzog Georg dem Reichen in Landshut, einen Altersgenossen aus der Bauhütte zu Burghausen, Meister Benedikt Ried aus Piesting, vermittelt erhalten⁶. Schon die festliche Inschrift „Wladislaus rex Vngarie et Bohemie 1493“ auf dem Architrav des östlichen Fensters an der Nordseite des großen Saales deutet an, daß ein königlicher Auftrag drei Jahre nach Vereinigung beider Königreiche den Entwurf zu diesem, alle bisherigen Maße übersteigenden Hallenbauwerk gutgeheißen habe. Auch die Privilegienerteilung des Königs an die königlichen Städte Böhmens und dann jene Mährens zwingt dazu, das gängige Urteil über diesen Fürsten zu überprüfen. Seine Förderung des Handels, der ihm zu den verschiedensten Finanzoperationen zur Verfügung stehenden befestigten Städte in den Ländern, steigerte deutlich die wirtschaftliche Macht der Ratsgeschlechter. Einfluß auf den Messen gewannen vor allem die königlichen Städte Nordwestböhmens von Kaaden bis Aussig, in denen es ihren deutschen Bürgern gelungen war, die nationale Mehrheit durch die Hussitenkriege hindurch zu behaupten oder gar — wie in Brüx — mit meißnischer Heereshilfe als Pfandstädte einige Jahrzehnte nicht zu Böhmen zu gehören. Wie das Egerland und der Elbogner Kreis im Westen und die lausitzer Sechsstädte im Osten lagen sie außerhalb des „Ketzerlandes“ und hatten als Umschlagplätze für Waren in den Jahren päpstlichen Bannes eine Sonderstellung im Handel mit Böhmen erlangt. Aber auch für Leitmeritz mit seiner tschechischen Ratsmehrheit beweisen die Quellen den Einfluß verbliebener deutscher Kaufleute⁷.

In diese Landschaften wanderten deutsche Handwerker ein, die auch im Gefolge des Bergbaues und der Glashütten kamen, seit König Georg von Podě-

⁶ Fehr, Götz: Benedikt Ried. Ein deutscher Baumeister zwischen Gotik und Renaissance in Böhmen. München 1961, 127 S., 115 Abb., besonders S. 66 ff. u. S. 112 f.

⁷ Siehe Anm. 4, Wostry 335—339. — Oberdorffer, Kurt: Der Wiederaufbau der Stadt Brüx 1515—1525. Sudetendeutsches Jahrbuch 3 (1927) 12—20, 4 Abb. — Weizsäcker, Wilhelm: Magdeburger Schöffensprüche und Rechtsmitteilungen für den Oberhof Leitmeritz. Stuttgart 1943, 426 S., 1 Karte. — Weizsäcker, Wilh. - Peterka, Otto: Beiträge zur Rechtsgeschichte von Leitmeritz. Prag 1944. — Volf, Miroslav: Příspěvek k historii obchodních styků s cizinou ve středověku. Obchod solí [Beitrag z. Geschichte der Handelsbeziehungen mit der Fremde im Mittelalter. Der Salzhandel]. Časopis společnosti přátel starožitností čsl. 44., besonders Seite 75 f.

brad für Kuttenberg über die Rückkehr der Bergleute hatte verhandeln lassen. Jene Beschwerden von 1443, die von taboritischen Sprechern beim Oberstburggrafen von Rosenberg vorgebracht wurden⁸, um dem Einströmen Deutscher zu begegnen, hatten in dem Abwehrwillen des Rittertums und tschechischer Bürgergruppen in manchen Städten ihre Wurzeln. Schon vor 1516, noch unter König Wladislaus, begannen durch Fernhandel erstarkte Bürgerfamilien Dörfer und Güter im Umkreis der Städte anzukaufen und tschechische Ritter zu verdrängen, soweit diese nicht in den Städten den Anschluß an die neuen wirtschaftlichen Möglichkeiten gefunden hatten. Ratslisten aus diesen Jahrzehnten geben vielfältige Aufschlüsse. So lassen sich deutsche Bergleute für Graupen im Erzgebirge seit 1444, für Krummau im Böhmerwald seit 1473 bezeugen und Glashütten der Schürer im Erzgebirge, der Veicz in Nordböhmen ebenfalls vor der Jahrhundertwende. Für die Verhältnisse innerhalb Kuttenbergs — der tschechischen Bürgerschaft zu den deutschen Bergleuten und Gewerken — dürfen Nürnberger und andere auswärtige Nachrichten zur Ergänzung der innerstädtischen herangezogen werden^{9a}.

Gegen den König, wie gegen die aufkommende „dritte Stimme“ auf dem Landtag — das waren in Böhmen die zeitweise zusammenstehenden 32 königlichen Städte, unter denen aber die Prager Städte das Wort führten, in Mähren die markgräflichen und Bischofsstädte mit Brünn, Iglau, Olmütz an der Spitze —, verfaßten und beschlossen 1490 die mährischen oberen Stände eine „Landesordnung“. Es ist dies das sogenannte Tobitschauer Buch, das den gelehrten Herrn Ctibor von Cimbürg und auf Tobitschau (Tovičov) zum Verfasser hatte. In Böhmen hatte auch ein Humanist — der allerdings nicht wie in Mähren später Landeshauptmann wurde —, Albrecht Rendl von Uschau, die sogenannte Wladislawsche Landesordnung von 1500 ausgearbeitet, die auf Landtagsbeschlüssen von 1495, 1497 und anderen „fremdenfeindlichen“⁹ gesetzlichen Bestimmungen aufbaute. Es waren Männer, die im Lager der alten Utraquisten standen und, wie es Bohuslaus von Hassenstein ausdrückte, jenen „besonders mißtrauen, die sich der deutschen Sprache bedienen, denn sie halte man für die größten Gegner ihrer Religion“.

Der Hassensteiner hat sich nun in diesen Jahren, so 1493, als um eine Eini-gung der Konfessionen verhandelt wurde, an den König gewandt, um mit seinem Rat als verantwortungsbewußter Weltmann zu helfen. Ihm, der in der katholischen Kirche verblieben war, schien die Rückkehr der Utraquisten in die Kirche im Bereich des Möglichen zu liegen. Damit „dieses heilsame

⁸ M. Pavla Židka Spravovna [Des Mag. Paul Židek Handbuch der Verwaltung]. Hrsg. v. Zd. Tobolka. Prag 1908. (Historický archiv české akademie věd 33.) — Listář a listinář Oldřicha z Rožmberka 1418—1462 [Brief- und Urkundenbuch d. Ulrich von Rosenberg]. Archiv Český I, S. 380—382.

^{9a} Klik, Josef in ČCH 27 (1921), bes. S. 54—60. — Wostry 301—322. — Klier, Richard: Nürnberg und Kuttenberg. Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. St. Nürnberg 48 (1958) 51—78. — Klante, Margarete: Das Glas des Isergebirges. Eine siedlungs- u. wirtschaftsgesch. Studie. Dt. Archiv f. Landes- u. Volksforschung 2 (1938) 575—599.

⁹ Bretholz 157f., 145.

Werk, das mit solcher Zustimmung aller begonnen worden ist, ehestens zu frohem Ende komme, wie es die Besten und Eifrigsten in diesem Lande erwarten“, wollte auch er als echter Humanist Deutschlands das Seine beitragen. Wenn es aber scheitere, dann „kann man einen guten Ausgang nurmehr wünschen, nicht mehr hoffen“, fürchtete der Hassensteiner, der nicht nur die Prager und den Herrenstand gut kannte, sondern auch die nordwestböhmisches Landschaft mit ihren neun königlichen Städten auf relativ kleinem Raum, die, abgesehen von Laun, Saaz und Leitmeritz, mehrheitlich deutsch und in raschem Wachsen waren. Noch beim letzten Besuch des Königs in Böhmen, im Jahre 1497, richtete Bohuslaus den beschwörenden Brief an den König, denn er sah aus der stetig größer werdenden Kluft zwischen den Ständen, vor allem auch zwischen den Herren und den von ihnen mißachteten „Robotern“, wie es Ctibor von Tobitschau niedergeschrieben hatte¹⁰, drohende Unruhen aufsteigen.

Dieses trübe Bild einer Willkürherrschaft der oberen Stände bestätigen für diese nordböhmische Landschaft, und auch für Prag und das Moldautal stromaufwärts, die Erinnerungen des Benediktiner-Mönches Johannes Butzbach aus Miltenberg am Main. Es ist dies ein Rückblick des Dreißigjährigen auf seine meist unfreiwilligen Wanderjahre, die er als Schüler mit 11 Jahren 1488 begonnen hatte und dann später in der Ruhe des Klosters Maria Laach für seinen Neffen beschrieb. Als 17 jähriger hatte er Böhmen über Karlsbad und Eger fluchtartig verlassen, um dem Leben als Knecht und als Diener tschechischer Ritter zu entinnen¹¹. Dieser Blick aus der Tiefe der gesellschaftlichen Stufen gibt den Briefen des Herrn auf Hassenstein bei Kaaden nicht nur Bekräftigung und Farben, sondern macht andererseits auch auf den offenbar ohne Feindseligkeiten bestehenden Verkehr zwischen den Deutschen und den Tschechen auf dieser sozialen Ebene aufmerksam. Butzbach scheidet in seinem Erinnern sehr klar zwischen tschechischem und utraquistisch-religiösem Leben, welches letzteres er eindeutig ablehnt. Für die bäuerlichen und die anderen unterdrückten Schichten waren die kirchlichen Bräuche und gemeinsamen Gottesdienste derer sub utraque aber ein erkennbarer Rückhalt. Er hat in den deutschen Städten Komotau und Brüx heretici neben den catholici festgestellt oder festgehalten, daß die heretici permixti cum christianis leben. In Kaaden, von dem der Herr auf dem Hassenstein in einem Brief 1506 nach Prag schreibt, daß „vulgus . . . ipsum maiori ex parte lingue bohemice ignarum est“, wurde Butzbach als Schüler in die Lateinschule mit anderen deutschen wandernden Scholaren aufgenommen und beschäftigt, so daß er dort einen Winter in der Burse zubringen konnte. Die Urkunden erweitern für einzelne Städte dieses Bild und stellen in Frage, ob eine deutliche Grenze zwischen katholischen und utraquistischen Städten, deutschem und tschechischem Sprachgebiet damals gezogen werden dürfe¹².

¹⁰ Bretholz 236, Anm. 35.

¹¹ Preiß, Horst: Böhmen wie es Johannes Butzbach von 1488—1494 erlebte. München 1958, 119 S. (Veröffentlichungen d. Collegium Carolinum 4.)

¹² Schlesinger, Ludwig: Stadtbuch von Brüx bis zum Jahre 1526. Prag 1876,

Für Brüx, dessen Bürgerschaft 1421 gemeinsam mit einer meißnischen Entsatzschar die belagernden Hussiten des Johannes von Seelau völlig geschlagen hatte und bis 1455 dann als Pfandstadt eine meißnische Besatzung auf der Burg besaß, ist die ununterbrochene deutsche Ratsmehrheit sicher nachgewiesen¹³. Die Stiftungen der tschechischen Familie Lev (Leonis), die ihren Besitz im Dorfe Morawes bei Brüx zugunsten von Altarstiftungen in der Stadtpfarrkirche verkaufte, und die Aufzeichnungen, die ein jüngeres Mitglied der Familie, der Magister Johannes Leonis, in den 90er Jahren über jene Belagerung und wunderbare Befreiung der Stadt in der Hussitennot als „Historien“ hinterlassen hat, sind eindrucksvolle Zeugnisse für dieses Zusammenleben führender tschechischer und deutscher Bürgerfamilien. Demgegenüber verweist nur eine knappe Nachricht auf eine „böhmische“ Kirche, die auf dem Friedhof (Michaelskapelle?) neben dem sumptuosum opus der Stadtpfarrkirche stand¹⁴. Auch die Stiftungen anderer tschechischer Familien, wie jene des Georg Oppl von Vitztum von 1496, galten der Stadtpfarrkirche und nicht der „Böhmischen“, die daher wohl als utraquistisches Gotteshaus angesehen werden muß, das allerdings — um dies vorweg zu nehmen — spätestens nach dem Brand von 1578 keine Gemeinde mehr besaß.

In der Stadt Aussig lassen sich aus den Schenkungen des seit 1474 im Rate nachweisbaren Patriziers Andreas Podskalsky die Verhältnisse deutlicher erkennen¹⁵. In seiner Schenkung vom 23. 7. 1493 steht neben ansehnlichen Widmungen für die Stadtpfarrkirche und ihre bauliche Ausstattung eine Stiftung für die Adalbertkirche, seu ad ecclesiam bohemicalem. „Medium quartale vini“, oder, wie es in der tschechisch abgefaßten Urkunde zum Unterschied von der lateinischen Eintragung im Stadtbuch heißt: „pul wietele wina“, stiftete er alljährlich zu St. Georgi aus seinem Weingarten. 148 Liter werden es gewesen sein, die an die Kirchenverwalter abzuliefern waren, die wiederum nur 10 „pinten“, somit kaum ein Zehntel, an den Pfarrer der Adalbertkirche ausfolgen durften, während die Hauptmenge als Meßwein für die „Leute“, „lydem ku pžígimanij tiela boziho“, das ist für die communio sub utraque bestimmt war. Der Ratsherr Podskalsky bedachte auch 1508 in seiner testamentarischen Verfügung die Adalbertkirche mit 15 Schock Groschen, einer höheren Summe als daneben das Spital, die Bruderschaft und verwandte Einrichtungen vermacht erhielten. Die Stadtpfarrkirche allerdings wurde wiederum

236 S., 1 Taf. — Ders.: Zweiter Nachtrag zum Brüxer Stadtbuch. MVGD B 20 (1882) 211—228. — Ders.: Urkundenbuch der Stadt Saaz bis zum Jahre 1526. Prag 1892, 291 S.

¹³ Oberdorffer, Kurt: Der Bau der Stadtkirche nach 1515. In: Brüx, Beiträge zur Geschichte einer nordwestböhmischen Stadt. Hrsg. v. Oberdorffer, K. München 1958, S. 63—86.

¹⁴ Schlesinger: Stadtbuch Nr. 420, 297, 298. — Ders.: Die Historien des Magister Johannes Leonis. Brüx 1877. — Ott, Alois: Brüxer Erbe aus der Hussitenzeit. Windsbach 1955, 102 S., 11 Abb., 1 Plan, besonders S. 58, Anmerkung.

¹⁵ Hieke, Wenzel - Horčíčka, Adalbert: Urkundenbuch der Stadt Aussig bis zum Jahre 1526. Prag 1896, 261 S., 2 Taf., besonders Nr. 286, 301, 331, 361, 396, 419, 431, S. 220 Nr. 335.

mit wesentlich höheren Beträgen ausgestattet. Die anderen Widmungen, besonders für den Bau und Ausbau der Adalbertkirche seit 1483 bis 1496 und die Stiftungen aus den Jahren 1507—1520, sind durchwegs von Trägern tschechischer Namen gemacht worden, stehen aber häufig neben Zuwendungen für die Stadtpfarrkirche oder für Altäre in derselben. Dem Verhältnis der beiden Pfarren zueinander in der Elbestadt aussagen stellen diese Urkunden ein günstiges Zeugnis aus, ebenso dem Zusammenleben der Deutschen und der Tschechen in der Bürgerschaft dieser Stadt. Das Wort des Chrudimer Bürgersohnes Viktorin Cornel von Všehrd dagegen, das er in dem Vorwort zu seinen „Neun Büchern vom Recht des Landes“ um 1499 niederschrieb, ist auf die betonte Geltung der tschechischen Sprache zugeschnitten: „Obgleich auch ich vielleicht lateinisch schreiben könnte wie andere, aber wissend, daß ich ein Tscheche bin, will ich lateinisch lernen aber tschechisch schreiben und sprechen.“ Es nimmt nicht Wunder, daß er mit Bohuslaus von Hassenstein in einen literarischen Streit geraten mußte¹⁶. Auch der Bürgersohn Wenzel Pissens aus dem südböhmischen Pisek hat sich zu dieser Humanistengruppe im tschechischen Lager gehalten, die ihre Ablehnung der deutschen Sprache und des Latein mit der betonten Pflege ihrer Muttersprache verbanden.

Diese wenigen Beispiele sollten nur dartun, wie uneinheitlich die einzelnen tschechischen Gesellschaftsgruppen trotz der Einigung von 1485 geblieben waren, wobei die Entwicklung der Brüdergemeinden vorerst noch außer Betrachtung geblieben ist. Es würde auch den Rahmen dieser Studie sprengen, wenn die bereits einmal erwähnte starke deutsche Zuwanderung in diesen Jahrzehnten nicht nur für Nordböhmen skizziert, sondern in ihrer Bedeutung für die anderen Landschaften und Länder angemessen klargelegt würde. Eine entsprechende Zusammenfassung der Forschungen, die besonders seit 1921 die Intensität dieser Bevölkerungsbewegung aufgedeckt haben¹⁷, soll hier nicht vorweggenommen werden.

Das Übergreifen der Reformation in diese differenzierte Bevölkerung der böhmischen Länder gewann in ihrer ersten Phase in den Bergbauorten im Erzgebirge und in den nordböhmischen Landschaften und Städten feste Schlüsselstellungen. Daher wird dieser Verhältnisse noch im besonderen ge-

¹⁶ Truhlář, Josef: Humanismus a humanisté v Čechách za krále Vladislava II. [Humanismus und Humanisten in Böhmen z. Zt. König Wladislaus' II.]. Prag 1894 (Rozpravy české akad. věd. 3. Kl. XXXXII Nr. 4) 29 f., 55 f. — Bretholz 151.

¹⁷ Runge, Franz: Über das Wiedererstarken des Deutschtums in Böhmen. Eine Studie zur sudetendeutschen Geschichtsschreibung. Manuskript 1954 (München, Historische Kommission der Sudetenländer). — Klik, Josef: Národnostní poměry v Čechách od válek husitských do bitvy Bělohorské [Die Nationalitätenverhältnisse in Böhmen von den Hussitenkriegen bis zur Schlacht am Weißen Berge]. Prag 1922, 174 S. und ČCH 27 (1921) 8—62, 289—353; 28 (1922) 31—73. — Winter, Zikmund: Dějiny řemesel a obchodu v Čechách v XIV. století [Geschichte der Handwerke und des Handels in Böhmen im 14. u. 15. Jh.]. Prag 1906, VII + 976 S. — Ders.: Řemesla dle národnosti v Starém Městě Pražském od roku 1526—1622 [Die Handwerke in der Altstadt Prag nach der Nationalität]. Časopis českého musea 75 (1901).

dacht werden. Hier sei zunächst nur festgehalten, daß der Egerer Bürgersohn Johannes Sylvius Wildenauer, der sich nach seiner Vaterstadt Egranus nannte, der erste aus diesem Ländergebiet war, der mit Dr. Martin Luther in Wittenberg die Verbindung gewonnen hatte. Jüngsten Forschungen verdankt man¹⁸ wesentliche Klärungen dieses eigenwilligen Lebensweges. Wildenauer-Egranus kam bereits 1517 als Pfarrer in Zwickau, während seines Streites um die Annenlegenden, mit Luther in Briefwechsel. Erst 1521 wurde er als Pfarrer nach Joachimsthal gerufen, das er 1523 wieder verlassen mußte. Er hatte Luthers Vertrauen wie das der Altgläubigen verloren und blieb ohne Einfluß auf die reformatorische Bewegung in Nordwestböhmen. Die drei Mönche jedoch, die 1517 aus einem Breslauer Kloster zu Luther kamen, kehrten schon im folgenden Jahre unter Führung des einen von ihnen, Michael Weiße aus dem schlesischen Neisse, zurück und wurden in Ostböhmen, in Leitomischl (Litomyšl) von der Brüder-Unität aufgenommen. Auf diese Brücke, die dadurch zu Wittenberg geschlagen worden war, wird aber noch später zurückgekommen werden. Luthers Vorlesungen und erste Schriften waren es, die unmittelbar auch unter tschechischen Theologen Aufmerksamkeit erweckten. Ein frühes Datum ist dafür 1519 mit der Nachricht von lutherischen Gedanken in Predigten des Pfarrers Johannes in Deutschbrod (Havlíčkův Brod), einer bis zu den Hussitenkriegen stark deutsch bestimmten Bergbaustadt an der oberen Sazawa. Auch Prager utraquistische Kreise verfolgten aufmerksam Luthers Lehren. Aber die entscheidenden Tage für die tschechischen Utraquisten in der Prager Altstadt waren im Juli 1519, als sich Luther auf der Pleißenburg in der Disputation hinter Andreas Bodenstein, genannt Karlstadt, stellte und sich zur Kritik am Konstanzer Konzil und zur Verteidigung des „Ketzers“ Hus entschloß. Von dem Gegner und Altersgenossen Dr. Maier aus Eck in Schwaben der Verbindung mit „den Böhmen“ bezichtigt, hielt der Wittenberger dem Ingolstädter Professor vor, „daß unter den Artikeln Johannes Husens und der Böhmen viele durchaus christlich und evangelisch sind, welche die allgemeine Kirche nicht verurteilen kann“¹⁹. Zwar knüpfte diese Erklärung für Hus an Humanistenworte des Erasmus von Rotterdam an, der schon im Jahr zuvor bei tschechischen Humanisten Aufmerksamkeit erregt und Verbindungen von Prag nach Basel vermittelt hatte; aber soweit zu gehen, erschien nun unerhört. Die Leipziger Disputation, die Luther mit Eck vom 4. bis 14. Juli 1519 führte, löste ein ungleich weitreichenderes Echo aus als die vorausgegangenen, wie etwa die Heidelberger. Neben Wildenauer-Egranus und Sebastian Münster lassen sich

¹⁸ Wolk an, Rudolf: Studien zur Reformationsgeschichte Nordböhmens. T. 3 u. 4. Benatek 1883, 31 u. 23 S. — Jauernig, Reinhold: Luther und Böhmen. In: Heimat und Kirche. Festschrift zum 90. Geburtstag von Dr. Erich Wehrenfennig, Kirchenpräsident der Deutschen Evangelischen Kirche in Böhmen, Mähren und Schlesien. Hrsg. v. Turnwald, Erik. Kirnbach üb. Wolfach 1963, S. 47—77, besonders S. 54—59 klärt J. aus genauer Kenntnis der Weimarer Gesamtausgabe der Werke M. Luthers an Hand der Briefe den theologischen Weg des Wildenauer Egranus.

¹⁹ Wostry 312, 307—309, 311.

auch zwei Prager unter den zahlreichen Zuhörern nachweisen, von denen der Organist Jakob bald nach Prag zurückreiste, so daß der Pfarrer an der Prager Teinkirche Johann Poduška schon am 16. Juli einen Brief an Luther schreiben konnte. Am 19. Juli schrieb dann auch Wenzel Rozdalovsky, der Probst am Karls-Kolleg der Universität war, und sandte Luther die von diesem erbetene Schrift „de ecclesia“. Hus hatte sie 1413 als seine entscheidendste Stellungnahme verfaßt und Luther ließ sie denn auch schon 1520 in Wittenberg neu in Druck gehen²⁰. Aus den Briefen wird ersichtlich, wie stark der Widerhall in der Prager Altstadt war. Man hatte für Luther gebetet und in ihm den Nachfolger Hussens und zugleich seinen erfolgreichen Verteidiger gesehen. Der Ausgang der Disputation wurde als „ruhmvoller Sieg“ begrüßt und bedeutete ihnen die Anerkennung der hussitischen Lehren durch einen Deutschen. Den Beifall der Böhmen hatte Dr. Eck Luther schon vorher in Aussicht gestellt. Auf Abhängigkeit von Hus hatte er Luther schon in dem Tractat „obelisci“ hingewiesen. Von verschiedenen Seiten gab es Nachreden, die Luther zu einem gebürtigen Böhmen machen wollten²¹. Der Briefwechsel mit Spalatin in den Jahren 1519 bis 1522 ist dafür bezeichnend und zeigt den weiten Umkreis an, den diese Gerüchte zwischen Basel und London durcheilten. In der Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“ stand dann von Luther klar der Satz gedruckt: „Es ist hoch zeit, das wir auch einmal ernstlich und mit wahrheit der Behemen sach fürnehmen, sie mit uns und uns mit inen zu vereinigen.“ 1522 schrieb er an den Grafen Sebastian Schlick zu Elbogen in jener Widmung, mit der er ihm die Abwehr „Contra Henricum regem“ zusandte, „damit ich durch dich und dein Land in ganz Behemen fortschreite“, „so wird die schande des behmischen namen getilgt werden“. Die Schrift unter dem Namen des Königs Heinrich VIII. von England hatte die Verbrennung Luthers gefordert und seine Flucht nach Böhmen bereits als Tatbestand angenommen, ein fränkischer Reichsritter hatte daher dem Wittenberger Professor Schutz zugesagt, damit er nicht zu den Böhmen fliehe. Von Prag aus sah man Luthers Eintreten für die „seligen Johannis Huß und Hieronymus samt ihrer Lehre“ als ein Wunder an, das die Deutschen zum Abendmahl unter beiderlei Gestalt führe und daher aus ihrer feindseligen Haltung den Tschechen gegenüber löse. Bartoš, der Chronist in der Altstadt-Prag, schilderte als Zeitgenosse die Wirkung Luthers unter den Utraquisten in den Jahren 1524 bis 1531²² und machte es neben der „Chronika cirkewni“ des B. Bilejowsky verständlich, daß sich gerade die entschiedenen Anhänger hussitischer Lehren den lutherischen

²⁰ Jauernig 75f.

²¹ Jauernig 49—52. „Luthers Person und Böhmen“ ist ein Absatz betitelt, der aus dem Briefwechsel (der Kritischen Gesamtausgabe v. D. Martin Luthers Werken. Weimar 1931) zwei wesentliche Ergänzungen und Feststellungen trifft, die besonderen Dank verdienen.

²² Der Leinwandhändler Bartholomäus von St. Ägid berichtet in der *Chronica de seditione et tumultu Pragensi 1524—1531*. Hrsg. v. Höfler, Constantin von. Prag 1859. — Tschechisch herausgegeben v. Šimák, J.F. in den *Fontes rerum Bohemicarum* V (1907).

Hinweisen zuwandten. In seinem Sendschreiben „Über die Einsetzung von Kirchendienern“ (De instituendis ministeris ecclesiae ad senatum Pragensem Boh.) aus dem Jahre 1523 ging Luther über sein erstes Schreiben vom 15. Juli 1522 hinaus und empfahl nicht nur Ausharren in der Ablehnung einer Rückkehr in die römische Kirche sondern Eigenständigkeit. Das alte Mühen der Böhmen um die Landeskirche unterstützte er durch nähere organisatorische Vorschläge. „Die rechte catholica, gemein christliche Kirche“ wollte er in Böhmen erstehen sehen. Hierin traf sich Luthers Bemühen um eine selbständige Kirche mit den Traditionen jener Utraquisten, die gegen die Rückkehr in die katholische Kirche standen. Das Auftreten Thomas Münzers 1521 in Prag hatte aber das Mißtrauen der gemäßigten Utraquisten gegen die tabo-ritischen Beziehungen dieses angriffsfrohen Sozialrevolutionärs zugleich auch gegen Luther vertieft. Daß sich Münzer schon in den Jahren in Zwickau innerlich von Luther getrennt hatte²³, war den Pragern begreiflicherweise nicht bewußt geworden. Sie hatten sein Eintreffen als das eines Gefolgsman-nes Luthers gefeiert. Erst einzelne seiner lateinischen und deutschen Predigten in der Altstädter Bethlehemskapelle und der Fronleichnamskapelle in der Neustadt sowie die ersten Stürme gegen Prager Klöster, die er ausge- löst hatte, führten zu Münzers Ausweisung. Eine schwere Pestepidemie hatte im Sommer 1520 die ersten beiden Altstädter Anhänger Luthers weggerafft. Damit war der Weg für den ehrgeizigen Magister Gallus (Havel) Cahera aus Saaz freigeworden, der zuletzt in Leitmeritz utraquistischer Pfarrer ge- wesen war. Er wurde auf die freigewordene Pfarre an der Teinkirche in der Prager Altstadt berufen und im August 1523 zum Administrator des utra- quistischen Consistoriums gewählt. Cahera hatte nun 1523 Luthers Vertrauen bei seinem Aufenthalt in Wittenberg gewonnen und war mit dessen Empfeh- lung im Spätherbst nach Prag zurückgekehrt. Sein Eintreten im Sinne des, wohl von ihm mitbeeinflußten Sendschreibens „de instituendis ministeris“ gab er aber schon bald nach dem Frühjahrslandtag der Utraquistengemeinde auf

²³ Husa, Václav: Tomáš Muntzer a Čechy [Thomas Münzer und Böhmen]. Prag 1957, 124 S. (Rozpravy Českoslov. akad. věd 11 Jg. 67.) Dazu bezog Macek, Josef: Muntzer a Čechy. ČSCH 6 (1958) 346—351 stellenweise kritisch Stellung. An der Datierung von Münzers Abwendung von Luther schon in Zwickau hält er fest und verweist auf die engen Verbindungen von Zwickau mit Saaz. Daß Mün- zers Streit mit Egranus noch nicht gegen Luther ziele, nimmt auch M. an, wertet aber die Prager Einflüsse auf Münzer anders als H. und ihr Gewicht auf Münzers Entscheidung für die „bäuerlich-plebejische Fraktion im großen deutschen Bauern- krieg“. Die genauen Einzelfeststellungen über Münzers Aufenthalt in Prag finden Maceks Anerkennung, die „sozial-ökonomische Situation in Böhmen und in Prag zu Anfang des 16. Jh.“ findet M. nicht hinreichend gestützt und ihre revolutionäre Stimmung überzeichnet. Aus den weiteren Diskussionspunkten sei nur die Er- widerung herausgegriffen. Husa, V.: Počátky anabaptismu a Muntzerův pobyt v Čechách [Die Anfänge des Wiedertäuferturns und Münzers Aufenthalt in Böhmen]. ČSCH 6 (1958) 501—506. Darin wird auf den Besuch M. Stübners in Böhmen 1521 verwiesen und dies als wesentlicher Impuls für die Zwickauer Wiedertäufer be- urteilt. Gegen Macek sieht H. 1520—21 einen Höhepunkt in den sozialen Kämpfen der „Armen Leute“ und der kleinen Handwerker gegen die Patrizier in der Stadt.

und schwenkte in das Lager des Primators Magister Johann Pašek aus Alt-Knin ein. Diesem gelang im Zusammenspiel mit dem katholischen Vertreter Lev von Rožmítal ein Aufstand in der Altstadt sowie der Sturz und die Einkerkierung der Anhänger des bisherigen Primators Johann Hlavsa aus Mies²⁴. Luthers Trostbrief an den getreuen Doktor Burian Sobek, der als Kanzler der Altstadt Prag mit fünf lutherisch gesinnten Ratsherren seit August des Jahres 1524 in Haft war, enthüllt die tiefe Enttäuschung Martin Luthers über die Prager Vorgänge. Das folgende Jahr brachte unter dem Einfluß von Cahera und Pašek im „unteren Consistorium“ Beschlüsse zuwege, die zur Annäherung an die katholische Partei und zur Wiederbestätigung der Kompaktaten führten. Die entschiedene Gruppe hatte ihren Widerstand zwar nicht aufgegeben, blieb aber in der Minderzahl und konnte mit keinem Rückhalt am katholisch gelenkten Hofe rechnen. Das Ausweisen der „alemanni“ und lutherisch gesinnten Neu-Kelchner — wie die Gruppe in der neueren Literatur bezeichnet wird — entsprach einerseits den Wünschen der katholischen Herrengruppe und andererseits dem ständisch bedingten Mißtrauen der beiden Berater des 18 jährigen Königs Ludwig. Das waren sein Vetter Markgraf Georg von Brandenburg und Herzog Karl von Münsterberg, die beide dem alt-utraquistischen Lager nahestanden. Aber auch das Aufgreifen wider-täuferischer Gedanken durch volkstümliche Prediger wie den Einsiedler Matthias, der seit 1519 auf Luther hingewiesen hatte, und ebenso das wachsende Echo, das Wittenberg jetzt aus Kreisen der Brüdergemeinde erhielt²⁵, belastete seine Anhänger im unteren Consistorium. Als der deutsche Augustinermönch Michel aus den Prager Städten ausgewiesen wurde, war nicht klar, ob dies wegen seiner lutherischen Predigten geschah. Der starke Zulauf aus den Kreisen der Deutschen, die dem deutschen Kanzelredner der Thomaskirche in der Kleinseitner Stadt, nach seiner Ausstoßung aus dem Orden auch in die Altstädter Hl. Kreuzkirche, gefolgt waren, mag zur Ausweisung beigetragen haben. Luthers Einwirken auf das utraquistische Bürgertum in den Prager Städten wurde vorerst nur durch die zahlreichen Übersetzungen in die tschechische Sprache gesichert²⁶. Die ungewöhnlich zahlreichen Übersetzungen aus diesem Jahrzehnt wurden von einem großen Kreis tschechischer Humanisten gemacht, denen vielfach nur die antirömische Einstellung gemeinsam war. In der Flut der satyrischen Schriften nehmen die mit Buchmalerei ausgestatteten Handschriften der Göttinger Universitätsbibliothek (Theol 1892) und der „Jenaer Codex“ (seit 1951 im Prager Nationalmuseum

²⁴ Schürer 129 f. — Husa, Václav: O době vzniku Jenského kodexu [Über die Zeit der Entstehung des Jenaer Codex]. *Sborník historický* 5 (1957) 71—108, bes. S. 87—91, 99—105, 77 Anm. 20 hat zusammenfassend diesen „Verrat“ des G. Cahera und entscheidenden Umschwung in den Prager Utraquistengruppen dargestellt. Die Beziehungen zu diesem Geschehen der Jahre 1519—1523 sieht er in einzelnen Buchmalereien satyrisch erfaßt.

²⁵ Husa: Tomáš Müntzer 44 ff. — Ders.: *Počátky* 503.

²⁶ Jakubec, Jan: *Dějiny literatury české* [Geschichte der tschech. Literatur]. Prag 1929, XIX + 986 S. — Popelář, Bohumír - Říčan, Rudolf: *Lutherův odkaz* [Luthers Vermächtnis]. Prag 1935.

I D 26) eine Sonderstellung ein. Der letztere, vom Göttinger vielfach abhängig und wohl erst 1526 als Sammelband abgeschlossen, dürfte beim Apostelkolleg — das der taboritische Hauptmann Mathias Louda 1460 in der Nachbarschaft der Bethlehemskapelle in der Prager Altstadt gestiftet hatte — von Bohuslaus von Czechtitz bzw. Němčic als „Antithesis Christi et Antichristi“ zusammengestellt worden sein. Prager Illuminatoren, denen Kupferstiche von Schongauer, Wolgemut und Wenzel von Olmütz wie auch der 1491 in Nürnberg herausgegebene „Schrein oder Schatzbehälter der wahren Reichtümer des Heils und der ewigen Seligkeit“ bekannt waren, konnten festgestellt werden.

Bei diesem Prozeß der Spaltung des Utraquismus und Abkehr der Alt-Utraquisten von Luthers Anhängern innerhalb und außerhalb des Landes darf nicht übersehen werden, daß die Verbindungen Luthers, die zu den Brüdergemeinden bestanden, in diesen entscheidenden Jahren erkennbar wurden. Seit 1500 war Lukas der leitende Senior der Brüdergemeinden. Er war Matthias gefolgt, der einer jener ersten drei Brüder-Priester war, die in Lhotka unweit Kunwald 1467 oder 1468 gewählt worden waren. Matthias (Matěj) aus Kunwald war ein Bauer, der sich neben dem Schneider und früheren Ritter Gregor (Řehoř) „dem Prager“ in der geistigen Lenkung behauptet hatte. In den ost-, bzw. nordostböhmisches Herrschaften bei Leitomischl (Litomyšl) und Jungbunzlau (Mladá Boleslav) sowie in der Mährischen Hanna bei Přerov (Přerov) und Proßnitz (Prostějov) hatten sich starke Brüdergemeinden gesammelt. Mit dem Anschluß des Bakkalaureus der Prager Universität Lukas (Lukaš) gewann die Unität nun im Jahre 1500 die entscheidende Persönlichkeit, die nach den Synoden der 90er Jahre und ihren Spaltungserscheinungen die innere Ordnung durchsetzen half. Die Ratsverfassung unter den vier Seniores und die Regeln für das Erwerbs- und Familienleben wurden geklärt und festgelegt²⁷. Jetzt kam es auch zur Aufnahme von „Erweckten“ aus den Reihen des Adels und zu ersten Schriften, die im Druck erschienen. Dem Kirchenliederbuch von 1519 war eine „Priesteranweisung“ 1518 vorausgegangen, die allerdings erst 1527 in Druck ging. Der Arzt Nikolaus Klaudianus in Jungbunzlau (Mladá Boleslav) brachte 1518 eine Karte von Böhmen in Druck, auf der er — ein Mitglied der Brüdergemeinde — mit den Zeichen der gekreuzten Schlüssel oder des Kelches, die Zugehörigkeit der Mehrheit der Bürgerschaft zum katholischen oder utraquistischen Bekenntnis vermerkte²⁸. Von den 272 eingetragenen Orten wären danach um 1518 nur 38 als katholisch anzusprechen gewesen. Es sind dies, worauf noch zurückgekommen wer-

²⁷ Renkewitz, H.: Böhmischemährische Brüderunität. In: Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Bd. 1. Tübingen 1957, Sp. 1435—1439. — Peschke, E.: Lukas von Prag. In: Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Bd. 4. Tübingen 1960, Sp. 473. — Říčan, Rudolf: Das Reich Gottes in den Böhmisches Ländern. Geschichte des tschechischen Protestantismus (Übers. v. Boh. Popelář). Stuttgart 1957, 245 S., besonders S. 79—85.

²⁸ Preiß 70.

den muß, damals noch vornehmlich die Städte in den deutschen Randlandschaften im Norden von Eger bis Trautenau, im Westen von Tachau bis Budweis und bis Krummau im Süden. Landshut, Braunau, Glatz sind die wenigen katholischen Städte im Osten. Im Landesinnern bilden Pilsen, Horaždowitz, Strakonitz westwärts, Moldautein, Mühlhausen, Bechin südwärts die Stützpunkte im Bereiche der katholischen großen Grundherren. Im Zusammenhang mit der Lage der Brüderunität in diesen Jahren ist die kartographische Arbeit aber ebenso für die humanistisch beeinflusste Strömung in ihr aufschlußreich. Die 1519 durch Ulrich Velenus (Velenský) veröffentlichte Nachricht über Erasmus von Rotterdam und dessen Buch über den christlichen Ritter sowie die von ihm selbst 1520 in Augsburg in Druck gegebene Flugschrift zur Geschichte des hl. Petrus in Rom weisen in die gleiche Richtung. Velenus hat dann 1522 als Glied der Unität Luthers Auslegung über den Antichrist ins Tschechische übersetzt²⁹. Die trotz der Verfolgungen der 60er Jahre des vorangegangenen Jahrhunderts stark gewordenen Bauern- und Handwerkergemeinden um Senftenberg im Osten, um Saaz im Norden, Klattau im Westen des Landes — um nur die weite Streuung anzudeuten — bildeten aber nach wie vor die Grundsicht, an die sich jene Einzelnen aus oberen Gesellschaftsschichten anschließen konnten. Die Brüdergemeinden, die von den katholischen Herren und Patriziern ebenso wie von den Alt-Utraquisten in den Prager Städten immer wieder Verfolgung erfuhren und die (1485) von den Landtagsvereinbarungen ausgeschlossen wurden, hatten um 1480 waldensische Flüchtlinge aus der Uckermark auf der Fulneker Herrschaft im nordöstlichen Mähren und um Landskron an der böhmisch-mährischen Landesgrenze in Arbeit und unter Dach bringen können.

In diese erstarkte „Deutsche Gemeine Gottes der christlichen Bruderschaft“ in Landskron wurde nun um 1524 Michael Weiße von dem Engeren Rat eingewiesen. Er war nach dem Besuch der Krakauer Universität, wie oben erwähnt worden ist³⁰, aus dem heimatlichen Breslauer Kloster 1517 zu Luther gekommen. 1518 in Leitomischl von den „Brüdern“ aufgenommen, wurde er zusammen mit dem aus dem westböhmischen Taus (Domažlice) stammenden Johann Roh, der sich deutsch Horn und latinisiert Cornu nannte, in den Jahren 1522—1524 immer wieder nach Wittenberg entsandt. Martin Luther hatte das anfängliche, noch 1516 bestehende Mißtrauen gegen die „Pikarden“ abgelegt und war angerührt durch die wohlgefügte innere Verfassung und eigene Priesterordnung, der Unität näher gekommen³¹. Michael Weißes Stellung als Priester der Brüdergemeinde wuchs unabhängig von der wechselnden Dichte der Beziehungen, die Senior Lukas zu Luther pflegte. Auch Paul Speratus, ein Altersgenosse Luthers aus Franken, der sich ihm 1520 angeschlossen hatte, sandte 1522 an den Reformator Nachrichten über die Brüdergemeinde, der er von Iglau aus begegnet war. Er war einer

²⁹ Wostry 311.

³⁰ Říčan 90 — Dienst, K.: Michael Weiße. In: Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Bd. 6. Tübingen 1962, Sp. 1591.

³¹ Winter 154ff.

jener Prediger, die aus dem katholischen Priesterstande ausgeschieden waren und nun in den böhmischen Ländern Pfarrstellen fanden. Die deutsche Bergstadt an der böhmisch-mährischen Grenze hatte den gebürtigen Ellwanger in diesem Jahre als Stadtpfarrer angestellt und er war mit „Brüdern“ aus Deutschbrod oder Landskron zusammengetroffen³². Luther stellte unter dem Eindruck der „Apologia sacrae scripturae“ von 1511 noch zwei Jahrzehnte später, bei dem geänderten Neudruck in Wittenberg, ihr anerkennende Worte voran. Er habe es als einzigartige und denkwürdige Erscheinung erfahren, „daß sie in der Heiligen Schrift erfahren und bewandert sind“. Auch ihr Katechismus kam ihm schon 1522 in einer deutschen Übertragung in die Hand.

Im Brief der Ältesten der Unität an Martin Luther vom 23. Juni 1523 verdient die selbstbewußte Bereitschaft „bis auf bessere Belehrung für unzweifelhafte Wahrheit zu halten“ volle Beachtung. Sie hatten in gemeinsamer Beratung diesen Brief entworfen und hofften auf „gegenseitige Förderung“³³.

Lukas hielt bei aller Bereitschaft zu enger geistiger Nachbarschaft an seiner strengen Abendmahlsdeutung fest und wahrte hier Luther gegenüber Abstand, wie denn auch seine Fassung der Apologia (Nürnberg 1511) den Gedanken Zwinglis wesentlich näher stand und in der Schweiz nach der Übersetzung durch Michael Weiße zwei Ausgaben erlebte. Lukas war aber auch die reformatorische Überzeugung von der Gnade sola fide noch nicht eigen. Allerdings verstärkte wiederum die Zurückhaltung des Erasmus von Rotterdam gegenüber der Apologia die Hinneigung zu Martin Luther, der sie tatkräftig begrüßte. Michael Weißes Weg in der Unität zeigt ihn an der Seite des Senior Lukas, worauf gleich zurückgekommen werden soll, betont aber auch die Wandlung, die Tschechen wie Deutsche innerhalb der Brüdergemeinde erlebt hatten. Die nationalen Gegensätze sind hier aufgelöst gewesen, die Verbindung zu Luther und Wittenberg war von derlei Belastungen völlig frei und damit gewann die Brüdergemeinde in den Bürgerschaften der Städte an werbender Kraft, deren gemeinsame Gegner außerhalb der Mauern standen.

Es kann nicht übersehen werden, daß der Anteil mährischer Gemeinden und schlesischer „Brüder“ in der Unität zu diesem Achten der nationalen Gruppierungen wesentlich beitrugen. Die Trennung der schlesischen Fürstentümer von Böhmen hatte sich auch über die Zeit der Hussitenkriege hinweg erhalten; und zusammen mit Mähren waren sie bis 1490 an Ungarn gefallen. Neben der Universität Krakau war jene Wiens, Erfurts und Wittenbergs an Stelle der Prager Universität für diese Landschaften bestimmend geworden. Für weiteste Bevölkerungsschichten Mährens und Schlesiens aber wurde die wachsende Türkengefahr beim Handel nach Oberungarn und Budapest zum unmittelbar erkennbaren Maßstab für die mannigfaltigsten inneren Gegensätze. Die Fürstentümer in Liegnitz, Jägerndorf und Troppau hielten ebenso wie die mächtigen Geschlechter der Sternberg, Pernstein und Zierotin in

³² Lueken, W.: Speratus Paul. In: Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Bd. 6. Tübingen 1962, Sp. 241. — Winter 154 ff. — Říčan 89 f.

³³ Říčan 95, 79 f. — Bretholz: Quellen- u. Lesebuch, Nr. 78.

Mähren schützende Hände über ihre werkeifrigen Dörfer und Städtchen. Der Olmützer Bischof und Humanist Stanislaus Thurzó von Běthlenfalva (seit 1497) betrieb zwar auf den Landtagen in Brünn 1504 und 1505 Beschlüsse gegen die „Brüder“, ließ sich aber doch von den Herren bestimmen und ergriff keine Maßnahmen³⁴.

Für die „Deutsche Gemeine Gottes und die christliche Bruderschaft zur Landskron und zur Füllneck“ dichtete und schrieb Michael Weiße, ihr Priester in der Stadt Landskron im Schönhengstgau an der Ländergrenze, das „New Gesangbüchlein“ und die Unität brachte es 1531 in „Jungen Bunzel in Behemen“ (Jungbunzlau/Mladá Boleslav) in Druck. Er übernahm mehr als vier Fünftel der Weisen des tschechischen Brüder-Gesangbuches und setzte mindestens 22 eigene neu hinzu, dichtete von den 157 deutschen Liedtexten selbst 137. Seine Einleitung spricht eindeutig davon, daß ihm „solche Arbeit auferlegt“ worden sei, damit auch die Deutschen wie die „behemischen bruder mit geistlichen gesengen“ versorgt würden. Schon 1539 tauchten die ersten Nachdrucke in Ulm auf, die als das christliche Gesangbuch der „christlichen Bruderschaft der Biccarden“ bezeichnet wurden. Erst 1532 war Weiße in den engeren Rat gewählt worden, er starb aber schon 1534 mit kaum 50 Jahren

Sein Altersgenosse Johann Roh/Horn, der schon 1529, nach Lukas' Tode, Senior geworden war, fand in Lukas' Nachfolger Johann Augusta seit 1532 eine Stütze der lutherischen Richtung. In der von ihm besorgten Neuausgabe von 1544 kommt aber nun die Kritik an Michael Weißes Bekenntnis zum Ausdruck. Johann Roh/Horn sagt in der Vorrede, daß er „sampt andern Eltisten gar sehr erschracken“ als sie in Weißes Cancional erst im Druck „andre Geseng gemengt“ gefunden hätten, die im „sonderlichen sihn, dem unseren fast ungleych“ verfaßt waren³⁵. Es handelte sich um die Auffassung vom Abendmahl, das Weiße nicht im lutherischen Sinne, nur „Testaments weyß“ gelten ließ. In dieser Kritik, die Horn an Weiße übte, wird erkennbar, wie sich, entgegen der prägenden und Luther gegenüber Abstand wahrenden Gestalt des Bischofs Lukas, unter seinen Nachfolgern eine Anschlußbereitschaft erkennen läßt. Horn war es auch, der brüderische Schriften für Markgraf Georg von Ansbach übersetzte, als dieser 1523 mit dem Kauf des Fürstentums Jägerndorf das schlesische Indigenat von König Ludwig zuerkannt erhielt und in Schlesien weiteren Boden zu gewinnen bemüht war. Bischof Augusta war — im Sinne Luthers — dann bemüht, mit Utraquistengruppen zu einer böhmischen Nationalkirche zusammen zu finden. Die Wendung nach

³⁴ Petry, Ludwig: Schlesien. In: Ausgewählte Quellen zur Kirchengeschichte Ostmitteleuropas. (Ausstellungskatalog) Ulm 1959, S. 76—80, 85—89. — Dedic, Paul: Die Geschichte des Protestantismus in Olmütz. Jahrbuch d. Gesellschaft f. d. Geschichte des Protestantismus im ehem. und im neuen Österreich 52 (1931) 148—174.

³⁵ Wolkan, Rudolf: Böhmens Anteil an der deutschen Literatur des XVI. Jahrhunderts. II. Ausgewählte Texte aus der deutschen Literatur Böhmens im XVI. Jahrhundert. Prag 1891, 207 S., Nr. 35, 38, 39, 40, 43, 45, 48.

dem Schmalkaldischen Krieg und der Weg der Brüdergemeinde nach 1548 in die betonte Trennung gehört aber der nächsten Epoche der Reformation in den böhmischen Ländern an³⁶.

Es ist schon angeklungen, daß die deutsche Gemeinde Landskron, in der auch nach Michael Weißes Tod 1534 in M. Tham ein deutscher Priester weiter wirkte, nicht mit den lutherischen Gemeinden in Nordwestböhmen gleichgesetzt werden kann. Um aber nun die Vorgänge in diesen Landschaften Böhmens vergleichsweise kurz betrachten zu können, sei daher hier der mährische Kreis der Brüdergemeinden verlassen und auch sein Verhältnis zu dem von Südmähren um 1524 einströmenden deutschen Wiedertäufertum nur erwähnt. Zwinglis Einfluß auf die Deutschen in Nikolsburg griff nur kurz auf die Deutschen in der Brüdergemeinde über (1524). Vier Jahre später endete einer, der aus der Unität verstoßen worden war, als „Täufer“ in Brünn. Ob die zwei alten Leute, die 1526 in Prag verbrannt wurden, auch um täuferischer Gesinnung wegen verfolgt worden waren, ist nicht klar. Die Bemühungen des Johann Dubčansky, Ritter in Lileč bei Wischau, galten deutschen wie tschechischen Täufern (Habanern), ohne mit Balthasar Hubmaier, dem radikalen Vertreter des Täufern, zu einem Zusammenschluß zu gelangen. Die harten Verfolgungen 1528 und 1536/7 trafen zwar die führenden Köpfe, konnten aber dieses Wiedertäufertum unter den südmährischen Deutschen nicht mehr auslöschen. Jedoch ging von ihnen weder zu der Unität noch zu den Utraquisten eine weiter wirkende Kraft aus^{36a}.

Dagegen gewannen Martin Luther und Melanchthon in den deutschen Landschaften im Norden Böhmens Beziehungen zu den Neu-Utraquisten Innerböhmens.

Damit kehrt die Betrachtung zu Wildenauer/Egranus und zu dem an Böhmen verpfändeten Reichsland Eger sowie dem Elbogner Kreis und seinem Burggrafengeschlecht der Herren von Schlick zurück³⁷. Auch davon war schon die Rede, daß im nördlichen Böhmen, neben königlichen Städten mit deutschen Mehrheiten in der Bürgerschaft, die auch die Hussitenkriege überdauert hatten, sächsische und lausitzische Geschlechter in den Jahren des jagellonischen Königtums Dörfer und Herrschaften erworben hatten. Wenn in dieser Landschaft Böhmens Graf Sebastian Schlick 1522 von Wolfgang Rappolt die „Elpognisch Ordnung“ entwerfen ließ, die als erste Kirchenordnung lutherischer Prägung gilt, dann wird deutlich, daß sich hier einer aus den Reihen des „christlichen Adels deutscher Nation“ unmittelbar ansprechen ließ. An

³⁶ Siehe Anm. 30, Dienst. — Petry 87 f. — Mecenseffy, Grete: Geschichte des Protestantismus in Österreich. Graz 1956. — Dersch, W.: Schlesien am Vorabend der Reformation. Zs. f. Gesch. Schlesiens 68 (1934). — Müller, K.: Markgraf Georg von Brandenburg, Ansbach-Jägerndorf. Jb. d. Ver. f. Schlesische Kirchengeschichte NF 34 (1955) 7—31.

^{36a} Ríčan 90—92. — Dollinger, R.: Hubmaier. Religion in Geschichte und Gegenwart 3 (1959) Sp. 464 f. — Mecenseffy, G.: Huter. Religion in Gesch. u. Gegenwart 3 (1959) Sp. 495 f.

³⁷ Jauernig 54 ff. — Wostry 314 ff. — Winter 157—160.

Sebastian hatte Luther 1522 die Schrift „contra Henricum regem“ und an Wolf Schlick auf Falkenau jenen „Brief wider die Sabater“ gesandt³⁸. Die Reihe dieser Herren, die sich als Boemi sed natione Germani fühlten, ist zwar schon oft aufgestellt, aber bisher noch kaum erschöpfend behandelt worden³⁹. Es soll dies hier nicht versucht werden, vielmehr sei nur die Stellung dieser Herrschaftsgebiete am Südfuß des Erzgebirges in ihrem Abstand vom innerböhmischen Herrenstand betont. Es liegt darin eine der Voraussetzungen für die jähe Wendung, die sich in diesen Landschaften innerhalb der ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts vollziehen konnte. Bohuslaus von Lobkowitz auf Hassenstein aus alter Familie im Saazer Kreis wurde 1501 Präsident der gelehrten Gesellschaft zu Wittenberg aber nicht Olmützer Bischof, trotz Wahl durch das Kapitel. Die Herren Schlick entschieden sich für Martin Luther und gegen Rom, standen aber zum König, als er zum Zug gegen die Türken aufrief. Graf Stephan Schlick auf Schlackenwerth, der 1516 zusammen mit sächsischen Herren die Silbergruben „im Thal“ erschließen ließ, fiel 1526 in der Schlacht bei Mohács, sein Bruder Heinrich kehrte schwer krank zurück. Bohuslaus von Lobkowitz blieb bei der Kirche, ließ aber seine Untertanen den Predigern der Reformation zuhören. Bergbau, Fernhandel und die Universitäten hatten sie alle zu den führenden Familien ihrer Städtchen oder der nahen königlichen Städte in ein neues Verhalten gebracht.

Die Bürgerschaften andererseits hatten, wie schon betont worden ist⁴⁰, seit dem Ende der 60er Jahre des 15. Jahrhunderts stetig wachsend einen Zustrom deutscher Bergleute, Bergbeamter und Unternehmer aber noch mehr Handwerker aller Art aus den deutschen Nachbarländern erhalten. Sie waren in ihren Städten von den Neuerern bedrängt, auf den großen Messen mit den oberdeutschen Handelshäusern wie mit den Leipziguern in die weiten Handelswege eingespannt und entsandten ihre Söhne auf die Universitäten in Leipzig, Wittenberg, Wien und Italien. Bevor diese Festigung der reformatorischen Gedankengänge und Gemeinden in Nordböhmen zu skizzieren versucht wird, muß noch auf weitere Strömungen hingewiesen werden, die auch in diesen Jahrzehnten nach 1471 einwirkten. Es waren eine *devotio moderna* und der Humanismus.

So war auf beiden Wegen auch jenes andere Element in den Städten lebendig geworden, das sich als innige Laienfrömmigkeit in Körperschaften der Handwerke und Kirchenchöre kundtat. Die vom Niederrhein her bekannt gewordenen Fronleichnamsbruderschaften lebten seit den 80er Jahren des

³⁸ Wolkan, Rudolf: Bibliographie der deutschen Literatur Böhmens im XVI. Jahrhundert. Prag 1890, 140 S. — Wolkan: Ausgewählte Texte Nr. 19. — Jauernig 73 f. J. berichtet mit guten Gründen die bisher üblichen Zuschreibungen und ergänzt die Literatur zur Frage der Beziehungen Luthers zu den Grafen Schlick.

³⁹ Winter 157 f. — Wostry 314, 332. — Wolkan: Studien. — Wolkan: Ausgewählte Texte Nr. 20.

⁴⁰ Siehe Anm. 17. — Sturm, Heribert: Der erzgebirgische Bergbau im 16. Jahrhundert. In: Probleme der böhmischen Geschichte. München 1964, S. 31—48. (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 16.)

15. Jahrhunderts auch in den nordböhmischen Städten auf⁴¹, doch sammelten sich die *mechanici* daneben auch in den Marien- und Rosenkranzbruderschaften. Es muß noch offen gelassen werden, ob sich darin etwa ein Rückgriff auf die 30 Jahre zuvor von Johannes von Capestrano in Krummau, Eger, Brüx, Breslau entfachte Bewegung erkennen läßt. In Aussig ist das Stammbuch der *Corporis-Christi-Bruderschaft* überliefert, für die eine *communitas civium literatorum* zusammen mit jener der *sagitarii* 1490 zu gemeinsamen kirchlichen Feiern den Zusammenschluß festlegte. Diese Literatengesellschaft und Bogenschützen fanden sich zur Fronleichnamsbruderschaft und hielten an der besonderen Marienverehrung und jener St. Wenzels fest. Auch die für Brüx erwähnte⁴² Feier der Befreiung von einem Hussitenheer am Tage Maria-Schnee (1421) darf wohl nicht nur als Betonung siegreicher Abwehr der „Ketzerie“, sondern auch als besondere Marienverehrung beachtet werden. Denn jene „Historien“, die Mag. Johannes — aus der Brüxer Familie Leonis — 1483 nach den Erzählungen seiner Verwandten aufzeichnete, feiern das Wunder des Sieges neben einer Heldenverehrung der Brüder Gorenz im Stile klassischen Römertums. In diesen Jahren nach 1470 wurden aber auch die vielen Pieta-Gruppen in Auftrag gegeben und, wie um 1430 der „Schmerzensmann“, als Bild oder als Plastik in die Kirchen und Kapellen gestiftet. In den Passionsaltarblättern, die der unbekannte Meister, der aus dem Kreis der Maler im Donautal kam, für Leitmeritz zu malen hatte, gipfelte um 1500 die Leidenschaft dieser Hingebung an das Leiden Christi. Dieses Umsichgreifen einer gesteigerten Volksreligiosität unter den verschiedenen Schichten der städtischen Bevölkerung verband sich mit einem Einengen der gesellschaftlichen Schranken. In den Böhmen benachbarten deutschen Ländern äußerte sich diese Bewegung aber auch als außerordentliche Baufreudigkeit, die sich in den Hallenkirchen Räume für wachsende Predigtgemeinden schuf, und sie als Ausdruck selbstbewußter Bürgerschaft hinterließ. Die Hallenkirchen des Erzgebirges sind in den Bergstädten Sachsens wie Nordwestböhmens noch in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts von Bergleuten und Bürgern unmittelbar vor dem Auftreten der Reformatoren in Eintracht vollendet worden⁴³. Das Anschlagen der neuen Erzgänge am Südfuß des Erzgebirges lenkte aber nicht nur die Bevölkerungsbewegung nunmehr über das Gebirge nach Böhmen, sondern brachte auch einen starken

⁴¹ Andreas, Willy: Deutschland vor der Reformation. 5. Aufl. Stuttgart 1948, 690 S.

⁴² Siehe Anm. 13, 14. — Lechner, Karl: Johannes von Capestrano und seine Zeit. Unsere Heimat 27 (1956) 194—201. — Schlesinger, L.: Die Historien des Mag. Joh. Leonis. Prag 1877. — Winter 141—145.

⁴³ Siehe Anm. 6. — Oberdorffer, Kurt: Jakob Haylmann aus Schweinfurt, ein fränkischer Baumeister der Dürerzeit. Neujahrsblätter der Gesellschaft f. fränkische Geschichte 26 (1954) 113—126, gibt eine Zusammenfassung der jüngsten Literatur zur Geschichte der erzgebirgischen Hallenkirchen. — Opitz, Josef: Gotische Malerei und Plastik Nordwestböhmens. Katalog der Ausstellung Brüx-Komotau 1928, bes. S. 22ff., 54. — Pešina, Jar.: Tafelmalerei der Spätgotik und Renaissance in Böhmen. 1450—1550. Prag 1958, 108 S., 14 + 290 Abb., bes. S. 32—45.

Zuzug aus den Mainfränkischen Landschaften und damit aus Gebieten alten Waldensertums. Männer wie Friedrich Reiser und Friedrich Müller hatten dort um die Mitte des 15. Jahrhunderts starke „hussitische“ Bewegungen ausgelöst und Gefolgschaften gewonnen⁴⁴. Unter diesen Zuwanderern fehlten jegliche Vorbehalte gegenüber Hus und den Hussiten, die tschechische Chronisten bei ihren deutschen Landsleuten so oft bemerkten und mißtrauisch beobachteten.

Neben den Husmedaillen, die in dem jungen Städtchen (1520) Joachimsthal geschnitten und geprägt wurden, ist hier auch der Verfasser des allerdings ein Jahrhundert später (1609) geschriebenen „Hussitenkrieges“ als Zeuge zu nennen: Magister Zacharias Theobald, der ein Sohn des 1549 im Bergstädtchen St. Michaelsberg bei Plan in der Herrschaft des Grafen Moritz Schlick geborenen Schlaggenwalder Lateinschullehrers war⁴⁵. Aber der Kronzeuge für diese geistige Wandlung im Egerland und in den Bergstädten des Elbogner Kreises, die noch im Jahre 1431 eine der Bastionen gegen die Hussitenstürme gewesen waren und sich außerhalb des „Ketzerlandes“ stehend gefühlt hatten, war St. Joachimsthal selbst mit seinem Schulrektor und späteren Pfarrer Johannes Mathesius. Diese Kernlandschaft des Bergbaues wurde auch Mittelpunkt der reformatorischen Bewegung weit über das nordwestliche Böhmen hinaus. Forschung und Editionstätigkeit haben seit Jahrzehnten die Geschichte dieses Protestantismus klargelegt. Leben und Ringen des Pfarrers Wildenauer-Egranus spiegelt in Luthers Briefen die Tiefe dieser Entscheidungen. Seinen Besuch bei Erasmus von Rotterdam aber auch seine Rückkehr in die alte Kirche lassen sie erkennen. Zwickau und Joachimsthal waren dabei die Stätten seiner großen Auseinandersetzungen⁴⁶. Dieser Weg des Altersgenossen Luthers macht jene andere Bewegung plastisch erkennbar, die in ihrer wechselseitigen Bindung zu der Reformation in diesen Jahrzehnten auch berücksichtigt werden muß. Die „humanitas christiana“ des großen Niederländers, der in den fünfziger Jahren war, als man ihn um 1520 als Wegbereiter Luthers beachtete oder beargwöhnte, war Rückhalt für die Humanisten-

⁴⁴ Wostry 326 ff. — Klik 60 ff., 128 f. — Köpstein, Horst: Zu den Auswirkungen der hussitischen revolutionären Bewegung in Franken. In: Aus 500 Jahren deutsch-tschechoslowakischer Geschichte. Hrsg. v. Obermann, K. - Polišenský, J. Berlin 1958, S. 11—40. Die Ergebnisse der älteren Literatur zur Geschichte der Aufstände werden zusammengefaßt und jüngste tschechische Arbeiten über den Widerhall der hussitischen Bewegung in den Nachbarländern verwertet.

⁴⁵ Klier, Richard: Mag. Zacharias Theobald, der Verfasser des „Hussitenkrieges“. Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte d. St. Nürnberg 49 (1959) 246—273.

⁴⁶ Siehe Anm. 18, Dr. Martin Luthers Werke. Briefwechsel. Bd. 2. Weimar 1931, Nr. 321, 785 u. a. — Wolkan: Ausgewählte Texte, Nr. 14. — Loesche, Georg: Geschichte des Protestantismus im vormaligen und im neuen Österreich. 3. Aufl. Wien 1930. Dazu wesentliche Ergänzungen der Literatur bei Mecenseffy und Jauernig 35 ff. — Oelrich, Karl H.: Der späte Erasmus und die Reformation. Münster/Wf. 1961, 166 S. — Raubenheimer, Rich.: Martin Bucer und seine humanistischen Speyerer Freunde. Blätter für pfälz. Kirchengeschichte u. religiöse Volkskunde 32 (1965) 1—52.

kreise geworden. Die *sodalitas Basiliensis* besaß seit 1512 in dem um ein Jahrzehnt jüngeren Domprediger Wolfgang Capito gleichsam ihren Vertreter am Oberrhein. Der Egerer Wildenauer folgte daher einem Zug der Zeitgenossen, wenn er, wie so manche der Prager, zunächst nach Basel reiste, bevor er Erasmus selbst noch einmal in Löwen aufsuchte. Diese Fäden von Böhmen nach Basel sind noch nicht recht überschaubar; sie besaßen in jenen nach Wien eine über den Bischofssitz Olmütz führende romtreue Konkurrenz. Seit 1494 hatte dort Conrad Celtis in der *sodalitas Danubiana*, in der Johannes Cuspinianus dann einflußreich auch nach Westungarn wirkte, einen bedeutenden Kreis gesammelt. Diese literarisch-wissenschaftlichen Bruderschaften verbanden nicht nur auf gesellschaftlichen Ebenen, sondern wurden von den zu Entscheidungen drängenden Reformatoren in Straßburg wie in Wittenberg aber auch in Prag genützt, während die Prager, ihrer Herkunft nach meist tschechischen, Humanisten zwiespältig von den außerböhmisches Hohen Schulen heimkehrten, gewannen die Deutschen aus den nordböhmisches Schlössern und Städten in der Landschaft um Joachimsthal jetzt ein eigenes Zentrum in der Lateinschule^{46a}. Mathesius, der aus Rochlitz über Ingolstadt und Wittenberg erst 1532 nach Joachimsthal gekommen war, stand unter Luthers wie Melanchthons unmittelbarem Einfluß. In seinen Predigten, die er im Alter als Stadtpfarrer über Luthers Leben hielt, nannte er den „teuren marterer aus Behem Mag. Johann Huß“ und sprach davon, daß dessen „Lehr mit unrecht verdampft und unser redliche Behem, die aber Hussen lehr bestendig hielten, unbillich vom römischen hauffen derketzert wurden“⁴⁷. Der 58 jährige, der kurz vor seinem Tode stand, fühlte sich als „Böhme“, wenn er der 30 Jahre seines Wirkens in Joachimsthal gedachte. In seiner Ablehnung der ehrenvollen Einladung zum Trienter Konzil setzte er sich mit den Landsleuten in Böhmen gleich: „Bohemos non solere redire ex consiliis; igitur vestigia nos terrebunt“⁴⁸. Auch wenn diese Zeug-

^{46a} Sturm, Heribert: Skizzen zur Geschichte des Obererzgebirges im 16. Jahrhundert. Stuttgart 1965, bes. S. 31–37. (Forschungen z. Gesch. u. Landeskunde d. Sudetenländer 5.) — Wolf, Herbert: Beiträge zur Mathesius-Bibliographie. Bohemia-Jb 5 (1964) 77–160. Der Neudruck der 1933 veröffentlichten Skizze von H. Sturm über die Anfänge der evangelischen Gemeinde in Joachimsthal war bisher von der Forschung kaum beachtet worden. Mit dem umfassenden Forschungsbericht (bis 1963) von H. Wolf bilden diese Arbeiten nunmehr eine gute Grundlage für die weitere Mathesiusforschung. — Klik hat wie sein Lehrer J. Pekař im Anschluß der tschechischen Bildungsschichten an den europäischen Humanismus „germanisierende“ Wirkungen feststellen zu müssen geglaubt, bes. ČCH 27 (1921) 44 ff. — Husa: O době vzniku 96f. sieht einen Widerstand gegenüber dem Humanismus in den tschechischen Oberschichten, die in ihm die Bindung an die „römischen“ Universitäten Italiens ablehnen. — Šmahel, Fr.: Přehled českého bádání o renesanci a humanismu [Überblick der tschechischen Forschungen über Renaissance und Humanismus]. ČsCH 9 (1961) 265–279.

⁴⁷ Loesche, Georg: Johannes Mathesius ausgewählte Werke. Bd. 3. Luthers Leben in Predigten. Prag 1898, 563 S., hier S. 19, 90. (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen 9.)

⁴⁸ Sturm, Heribert: Die St. Joachimsthaler Lateinschulbibliothek aus dem 16. Jahr-

nisse aus der späteren Phase der Reformation in Böhmen stammen, dürfen sie hier zitiert werden, um die Brückenstellung dieser deutschen Landschaft nach dem utraquistischen Inneren des Landes hin zu bekräftigen.

Selbstverständlich war diese reformatorisch bestimmte Landschaft im Elbogener Kreis zunächst Rückhalt für die deutschen Gebiete im Saazer und Leitmeritzer Kreis — längs des Erzgebirges — im Elbetal und mit der Salhausener Herrschaft darüber hinaus weiter ostwärts bis in die Bergbauorte der Reichenberger und Friedländer Herrschaft der Herren von Redern im Jungbunzlauer Kreis. Aber zugleich bedeutete die Lateinschule in Joachimsthal einen Stützpunkt für Humanisten vom Schlage eines Georg Agricola und für eine Anzahl von Liederdichtern, unter denen der Cantor Nikolaus Herman weit herausragte und wiederum dem reformatorischen Geist schon seit 1524 gedient hat⁴⁹. Die Ausstrahlungen können in ihrem Umfang kaum überschätzt werden, auch nicht nach dem Inneren Böhmens hin. So überschritten auch die Prediger und die ihnen anhängenden kleinbürgerlichen Gruppen vielfach die sprachlichen Grenzen innerhalb und außerhalb der Herrschaftsgebiete. Aber greifbar wurden diese Brückenbogen in den Kampfjahren unmittelbar vor der Entscheidung von 1547 bei Mühlberg an der Elbe: als böhmisch-sächsischer Widerstand gegen König Ferdinand. Dabei mengten sich aber mit der reformatorischen Bewegung ständische Interessen im Lande. Diese Bewegung selbst, deren Breite innerhalb der deutschen Landschaften Böhmens aber auch der Mährens und Schlesiens erst jüngst wieder eine Studie⁵⁰ mit Recht aus all den ortsgeschichtlichen Einzelzügen zu einer Monographie zusammenzufassen angeregt hat, war der eine Strom. Ein anderer war, wie gezeigt werden sollte, jener über die Unität der Brüder, der zunächst gleichfalls stark von Martin Luther und Wittenberg her gefördert wurde. Schwerer erkennbar sind jene Kräfte, die innerhalb der als neu-utraquistisch bezeichneten Gruppen im „unteren Consistorium“ in Prag aus Wittenberg gestützt wurden.

Außer acht geblieben sind in der Skizzierung dieser ersten Phase die süd-mährische Bewegung der „huterischen Brüder“ und jene aus der Oberpfalz, etwa aus der Tirschenreuther Landschaft kommenden altwaldensischen Einflüsse sowie Gestalten gleich den beiden Wirsberg⁵¹.

Offen bleibt in dieser ersten Phase der Reformation in den böhmischen Ländern noch, wie groß der Einfluß war, den Melanchthon neben und nach Luther über das Erzgebirge hinweg gewonnen hat. Doch darf zusammenfassend darauf verwiesen werden, wie sich um Luthers Tischgenossen und Melanchthons Schüler und Freund, den Rektor und späteren Pfarrer Johannes Mathesius, jener große Kreis von Humanisten und Predigern bildete, wo-

hundert (mit Katalog). Stuttgart 1964, 130 S. (Forschungen zur Geschichte und Landeskunde der Sudetenländer 4.)

⁴⁹ Sturm: Lateinschulbibliothek 18 f. — Sturm hat mit dem Neudruck der Studien aus den Jahren 1929 und 1933 für Nikolaus Herman und seine „Cantica sacra“ monographische Arbeiten vorgelegt (Skizzen zur Geschichte des Obererzgebirges 54—62).

⁵⁰ Jauernig 49.

⁵¹ Sturm, Heribert: Eger, Geschichte einer Reichsstadt. II. Augsburg 1952, S. 221.

für der Briefwechsel eine der reichen Quellen ist. Es kann der jüngsten Forschung daher voll zugestimmt werden, daß schon die ersten Jahrzehnte der Reformation in Nordböhmen weit über die Landschaft hinaus Bedeutung gewannen, was bis jetzt weder für die Geschichte der böhmischen Länder noch für die Reformationszeit an sich genügend gewürdigt worden ist.

Der „Grabinschrift des gottseligen und hochgelarten herrn Philippi Melanchthonis“ (1560) seien einige Zeilen entnommen, die Verehrung und Sorgen des Verfassers, des 56jährigen Pfarrers Mathesius, im Rückschauen fühlen lassen⁵²:

„Viel Unziefers und Vogel wild
Diss kleine Blümlein hat gestilt.
Mit seinem ruch und tewrem safft
Viel Guts hat Gott durch es geschafft.
In Kirch Schul Haus und Regiment
Nu hat sein muh und gfar ein end.

... ..

HERR Christ kom zeig dein herrligkeit
Die solchem Blümlein sind bereit.

... ..

Dein Wort und guter Leute schrifft
Dient wider mord und Teuffels giff
Lert trost erquickt warnt jederman
Ein böß Buch geh alles unglück an.“

⁵² Philipp Melanchthon 1560—1960. Unter Mitarbeit von Heinrich Bornkamm u. a. s'Gravenzande 1961, S. 67 f. (Europäische Bücherei.) — Říčan, Rud.: Melanchthon und die böhmischen Länder. In: Philipp Melanchthon 1497—1560. I. Berlin 1963, S. 237—260. — Volz, Hans: Ein Beitrag zum Briefwechsel des Johannes Mathesius aus dem Jahre 1532. In: Heimat u. Kirche. Festschrift zum 90. Geburtstag von D. E. Wehrenfennig. Hrsg. von E. Turnwald. Heidelberg 1963, S. 131—138 (mit reicher Literaturzusammenstellung).

GEISTIGE BEZIEHUNGEN ZWISCHEN BÖHMEN UND SACHSEN ZUR ZEIT DER REFORMATION

Teil 1: Pfarrer und Lehrer im 16. Jahrhundert

Von Siegfried Sieber

Weder die Geschichte der Reformation in Böhmen noch die Geschichte böhmischer Pfarreien soll hier dargestellt werden, sondern es wird der Versuch unternommen, geistige Einflüsse von Sachsen auf Böhmen und umgekehrt erkennbar zu machen, die sich in Leben und Schicksal von Geistlichen und Lehrern, den wichtigsten Trägern kulturellen Lebens beider Länder im 16. Jahrhundert, widerspiegeln*. Diese engen Wechselbeziehungen erreichen ihren Höhepunkt und leidvollen Abschluß mit der Vertreibung der lutherischen Geistlichkeit ab 1620. Letzter Vorgang soll in einem zweiten Teil behandelt werden. Zuweilen sind schon vorher örtlich evangelische Lehrer und Pfarrer abgesetzt, mißhandelt, verjagt worden, besonders 1555.

Lebhafter kultureller Austausch zwischen dem böhmischen Raum und Kur-sachsen, das damals doppelt so groß war als nach 1815 und z. T. Thüringen mit umfaßte, war nicht nur durch den uralten Handel auf den das Erzgebirge überquerenden Salzstraßen nach Böhmen oder der von Kaiser Karl IV. besonders geförderten Straße von Gabel über Zittau nach Görlitz, sondern sehr früh auch durch den Bergbau in beiden Ländern entstanden, wofür die engen Beziehungen zwischen Freiberg und Iglau, Kuttenberg, Schlaggenwald, Graupen¹ seit Freibergs Gründung im Jahre 1168 zeugen. Gute Verbindungen bestanden ferner zwischen Eger und dem Vogtlande, zwischen Nordost-böhmen und der Lausitz, und als gegen Ende des 15. Jahrhunderts die erzgebirgischen Silberstädte Schneeberg, Annaberg, Buchholz entstanden, strömten Leute dahin. St. Joachimsthal wurde ein Sammelpunkt von Menschen aus beiden Richtungen.

Die Hussitenkriege hatten alte Verbindungen vorübergehend gestört. Aber in Kunst und Architektur, z. B. mit dem Auftreten des großen Baumeisters Benedikt Ried (von Laun)² bei dem Annaberger Bauhüttenstreit 1518, zeigen

* Herrn Dr. jur. Alfred Riedl, Amberg, schulde ich Dank für Anregungen zu dieser Arbeit; er hat sie auch durch Ratschläge unterstützt und einige Irrtümer richtiggestellt.

¹ Sieber, Siegfried: Zur Geschichte des erzgebirgischen Bergbaus. 1954, S. 10, 21. — Sieber, Siegfried: Der böhmische Zinnbergbau in seiner Beziehung zum sächsischen Zinnbergbau. BohJb 5 (1964) 137—160.

² Fehr, Götz: Benedikt Ried, ein deutscher Baumeister zwischen Gotik und Renaissance in Böhmen. München 1961.

sich Zusammenhänge. Zwischen Klöstern wie Ossegg und Grünhain vermittelten die Zisterziensermönche Anregungen, zumal das Kloster Grünhain ein nicht kleines Gebiet bei Kaaden in Nordwestböhmen besaß³.

Mit dem Beginn der Reformation, dem Ausbau von Gymnasien und Universitäten, worunter Wittenberg stärkste Anziehungskraft ausübte, so daß 1568 10, 1573 allein 30 Jünglinge der Brüderunität dort studierten⁴, Leipzig viel Zustrom aufnahm, Jena seit seiner Gründung 1558 von immer mehr Studierenden aus böhmischen Orten aufgesucht wurde, läßt sich das Herüber- und Hinüberwandern von Geistlichen und Lehrern gut beobachten. Doch fehlen für die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts manchmal noch Einzelnachweise⁵.

Das Ordiniertenbuch I der Universität Wittenberg wird wahrscheinlich für die Zeit 1537—1560 die meisten Ordinationen lutherischer Geistlicher in Böhmen enthalten.

Welche Anziehungskraft das Annaberger Gymnasium ausübte, ergibt sich aus dem Hinweis des dortigen Chronisten Adam Daniel Richter⁶, daß Eltern von Prag, Eger, Brüx, Joachimsthal, Kaaden, Falkenau, Teplitz, Rakonitz, Melnik, Saaz, Friedland, Petschau, Schlan, Pilsen, Klattau, Strakonitz, Preßnitz, Jitschin ihre Kinder nach Annaberg sandten. Berühmt war auch das Zwickauer Gymnasium, das einige Jahre von dem großen Philologen, Naturforscher und Bergbaukenner Georgius Agricola⁷ mustergültig geleitet wurde. Zittaus Schule wurde von Ostböhmen her besucht. Seit 1552 kamen die drei sächsischen Fürstenschulen Meißen, Grimma und Schulpforta hinzu. Führend in der Ausbildung künftiger Geistlicher und Lehrer in Böhmen selbst waren die erst 1611 von deutschen Protestanten gegründete Lateinschule in Prag, das Rosenbergsche Gymnasium illustre zu Sobieslaw, Schulen in Schlaggenwald und Jungbunzlau⁸.

Herkunftsland Böhmen (1. Hälfte des 16. Jahrhunderts)

Schneebergs Silberbergbau lockte aus Böhmen Männer herbei. Paulus Niavis (Schneevogel) aus Eger schilderte in mehreren Schriften, besonders dem *Judicium Jovis*, das bei Graslitz spielt, die Zustände im Schneeberger

³ Enderlein, Lothar: Kloster Grünhain im Westerzgebirge. Schwarzenberg 1934.

⁴ Czerwenka, Bernhard: Geschichte der Evangelischen Kirche in Böhmen. Bd. 1. 1869; Bd. 2. 1870, hier Bd. 2, S. 406, 426.

⁵ Grünberg, Reinhold: Sächsisches Pfarrerbuch. 2 Bde. 1940. — Wo keine andere Quelle angegeben ist, liegt das Sächsische Pfarrerbuch zugrunde. Da es alphabetisch angeordnet ist, erübrigen sich Seitenangaben.

⁶ Richter, Adam Daniel: Religionsgeschichte von Annaberg. 1755.

⁷ Agricola, Georgius: Ausgewählte Werke. Gedenkausgabe des Staatlichen Museums für Mineralogie und Geologie zu Dresden. Hrsg. von Hans Prescher. — Bd. 1: Georg Agricola und seine Zeit. Von Helmut Wilsdorf. Berlin 1956. — Über Agricola in Zwickau S. 105 ff., in St. Joachimsthal S. 153 ff.

⁸ Pescheck, Christian Adolph: Die böhmischen Exulanten in Sachsen. Preisschrift der Jablonowski-Gesellschaft. Leipzig 1857.

Bergbau. Er hatte u. a. in Leipzig studiert, war in Halle, Chemnitz und Zittau als Lehrer tätig und starb im Jahre 1515⁹.

Als einer der ersten uns bekannten Geistlichen aus Böhmen, die noch vor der Reformation in Sachsen wirkten, kann Wolfgang Krauß gelten. 1471 (?) in Eger geboren, bezog er das Gymnasium Freiberg, war 1491 Student in Leipzig und 1505, noch vor Luthers Anfängen, in Wittenberg, wo er Bakkalaureus und Magister wurde. 1509 erhielt er das Pfarramt an der St. Wolfgangskirche in Schneeberg. Unter seinen Kaplänen nennt die Schneeberger Chronik¹⁰ Franz von Eger und Siegmund von Eger. Krauß mußte dulden, daß bereits 1518 die Bergknappen in einer Kapelle einen Prediger Wolfgang evangelisch predigen ließen¹¹, und im Juli 1519 predigte Luthers Freund Nikolaus Hausmann in Schneeberg. Krauß wurde 1534 mit einer jährlichen Pension von 20 fl entlassen¹² und lebte bis 1537 als Domherr in Freiberg. Meltzer rühmt ihn als angesehenen Mann, der auch notarius publicus gewesen sei¹³.

Aus Elbogen stammte Wolfgang Trage, geboren 1476, der die Universität Leipzig 1496 bezog. Wir wissen von ihm nur, daß er lutherischer Pfarrer in Mittweida wurde und 1546 gestorben ist. Aus den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts stammen noch Johannes Wildenauer, geboren 1480, Georg Frischeisen 1483, Gregor Hoyer 1484, Wolfgang Götz 14 . . und Johannes Kändler 1500, alle aus Eger, Stephan Bäuerlein, geboren 1488 in Schlackenwerth, Imgraben 1490 in Kaaden, Kriegmann 1492 in Brück. Einige von ihnen waren katholische Geistliche, so Johannes Wildenauer, der in Leipzig studiert, die Magisterwürde erworben hatte und seit 1518 in Zwickau tätig war. Stephan Bäuerlein bezog 1511 die Universität Leipzig und muß den Umschwung vom Katholizismus zum Luthertum mit durchgekämpft haben. Als 1530 die Abtei Grünhain säkularisiert wurde¹⁴, übernahm er in der Stadt Grünhain das Pfarramt, war danach als Geistlicher in Schneeberg, Elterlein und seit 1543 als Pfarrer in Freiberg ordiniert. Er starb 1565. Georg Frischeisen, ebenfalls in Leipzig ausgebildet, machte als Vikar am Freiburger Dom die Reformation mit und wirkte bis 1543 dort als Frühprediger an St. Petri. Gregor Hoyer, 1504 in Leipzig immatrikuliert, war von 1509 an als Pfarrer in Wachau bei Dresden tätig. Er starb 1535. Wolfgang Götz, seit 1506 katholischer Priester und Ordensmann in Grimma, wurde zwar 1535 verjagt, wirkte aber 1540—1554 als lutherischer Pfarrer im nahen Hohnstedt. Johannes Kändler wuchs schon so

⁹ Sieber, Siegfried: Eine Satire auf Schneebergs Bergbau. Glückauf. Kulturspiegel des Kreises Aue (1962) H. 8, S. 154—157. — Siehe auch Knopf, Karl: Die Wunderstadt St. Joachimsthal. Bd. 6. o. J. — Krenkel, P.: Paulus Niavis, Judicium Jovis. 1953. (Freiberger Forschungsheft D 3.)

¹⁰ Meltzer, Christian: Erneuerte Stadt- und Berg-Chronica . . . von Schneeberg. 1716, S. 293.

¹¹ Ebenda 1222 und 293.

¹² Ebenda 296.

¹³ Ebenda 293.

¹⁴ Enderlein 190.

ins 16. Jahrhundert hinein, daß er 1529 ein Pfarramt in Plauen antreten konnte. In der Silberstadt St. Joachimsthal trat Georg Doberauer 1517 als Diakonus an, wurde lutherisch, heiratete und übernahm 1531 das Pfarramt Buchholz im Erzgebirge. Seinen in St. Joachimsthal geborenen Sohn Josua, den er auf die Universität Leipzig geschickt hatte, finden wir später in Wolkenstein und Glauchau als lutherischen Geistlichen.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts ließen sich folgende aus Böhmen stammende sächsische Geistliche feststellen: Matthias Maschel aus Leibersdorf, der 1556 Pfarrer in Breitenau im Erzgebirge wurde; Martin Merschauer aus Schlackenwerth, der in Leipzig studierte, 1534 in Schönfels, danach in Neumark bei Werdau als Geistlicher wirkte; Melchior Heger aus Brüx, der 1542 in Leipzig, 1544 in Wittenberg immatrikuliert war und 1564 als Pfarrer in Wiederau bei Meißen erscheint; Matthäus Köhler aus Leipä erwarb in Leipzig die Magisterwürde, wurde Pfarrer nahe Leipzig in Eutritzsch und Schkeuditz, erlag aber 1552 der Pest; aus welchem böhmischen Ort Johann Grasse kam, ist nicht bekannt; er weilte in Zittau und starb in Eschdorf bei Pirna als Pfarrer; ebenso wenig wissen wir, aus welchem Neudorf in Böhmen Martin Richter stammte, der in Pulsnitz und 1545 in Seifersdorf im Osterzgebirge Pfarrer war; Paul Herbst aus Schlan war 1538 Hospitalprediger in Pirna; Paul Koch aus Elbogen taucht 1531 als Pfarrer in Röhrsdorf bei Chemnitz auf.

Die Bergstädte Böhmens sandten ihre Söhne gern nach Sachsen. Georg Thiele, geboren in St. Joachimsthal, bezog die Universität Wittenberg und wurde Pfarrer nahe Marienberg. Weshalb er 1552 abgesetzt wurde, wissen wir nicht. Von weiteren Bergstädtern werden wir noch hören.

Herkunftsland Sachsen (1. Hälfte des 16. Jahrhunderts)

Aus Sachsen oder von den sächsischen Universitäten kamen oft Geistliche nach Böhmen, kehrten aber vielfach wieder nach Sachsen zurück. Manche waren zuerst katholische Priester, so Michael Klotz, geboren in Geyer um 1490, der im Grünhainer Klosterdorf Beierfeld Geistlicher war und 1529, als die lutherischen Visitatoren unter Georg Spalatins Leitung ihn prüften, „nicht sehr geschickt befunden“ wurde. Trotzdem überließ man ihm das nunmehr lutherische Pfarramt. Als 1530 der neue Pfarrer eintraf, ging er über die Grenze nach Preßnitz, dann wirkte er bis 1535 in seiner Heimat Geyer, wo er der letzte katholische Geistliche war und sich auch am Bergbau beteiligte. 1536 wurde er zwar entlassen, aber im gleichen Jahre als erster lutherischer Pfarrer eingesetzt und 1539 emeritiert¹⁵. Dominikus Beyer aus Chemnitz war Mönch in Freiberg, wurde 1523 Pfarrer in Tetschen, kehrte aber nach Sachsen zurück, zuerst 1528 als Diakonus in Leisnig, 1530 als Pfarrer bei Bitterfeld. Simon Böhme aus Ochsenfurt in Franken studierte 1502 in Leipzig, 1505 in Wittenberg, erwarb die Magisterwürde und wurde

¹⁵ Meltzer: Schneeberg 1190. — Beyer, Gustav: Beierfeld. 1923, S. 78 f.

1517 Rektor an der Annaberger Schule, danach Pfarrer in Kaaden, trat für deutsche Taufe, gegen Messe und Marienverehrung auf und wurde deshalb vertrieben. 1523 weilte er als Exulant in Buchholz¹⁶. Laut Pfarrerbuch wurde er Prediger in St. Joachimsthal und betätigte sich dann in verschiedenen vogtländischen Orten, zuletzt in Auerbach als Pfarrer. Johannes Adler, erst katholischer, dann evangelischer Pfarrer in Hirschfelde, ging 1559 nach Niemies in Böhmen, kam aber später nach Walthersdorf bei Zittau zurück. Er starb 1583. Andreas Wagner aus Delitzsch wirkte als katholischer Pfarrer in Preßnitz, 1531 bei den Schönburgern in Hartenstein und behielt sein dortiges Amt auch als lutherischer Geistlicher von 1539 bis zu seinem Tode im Jahre 1549. Der Roßweiner Ratsherrensohn Kaspar Zeuner begann als katholischer Geistlicher in Ebersbach in der Lausitz, 1517 war er Pfarrer in Komotau. Wir finden ihn wieder als lutherischen Superintendenten 1539 in Freiberg, wo er 1565 starb. Gerade an solchen Beispielen wird deutlich, wie die Geistlichen Sachsens und Böhmens mit der Reformation mitgingen. Franz Koch, der 1502 die Universität Wittenberg bezog, wurde Pfarrer in Warnsdorf, siedelte aber 1547 in das nahe Oberoderwitz in der Lausitz über.

Geistiger Brennpunkt St. Joachimsthal

In Karl Knopfs Werk „die Wunderstadt St. Joachimsthal“ ist im 6. Bande der Gelehrten daselbst gedacht¹⁷. Neuerdings haben sich die Agricolaforscher wieder eifrig mit der Stadt im „Tal“ befaßt¹⁸. Hier soll nur darauf hingewiesen werden, wie starke Anziehungskraft St. Joachimsthal auf Geistliche ausübte und wie viele von hier aus nach Sachsen gingen. Von dem Zustrom aus Sachsen sei das Beispiel des Lehrers (Moderators) Thomas Popel aus Schneeberg, Sohn eines Bergmanns erwähnt, der als einer der ersten am Freitag Fleisch aß, 1522 nach St. Joachimsthal wanderte und dort den „Haspel zog“. Nach seiner Rückkehr nach Schneeberg genoß er hohes Ansehen. Meltzer¹⁹ rühmt ihn auch als Komponisten. Popel starb 1573 im Alter von 76 Jahren. Mit ihm wanderte ins „Tal“ Melchior Naumann, später Kantor in Schneeberg²⁰. Dessen in St. Joachimsthal geborener Sohn Michael wurde Professor in Jena.

Hauptvertreter des vom „Tal“ ausstrahlenden Luthertums war Johannes Matthesius, 1504 in Rochlitz geboren. Nach wechselreicher Lern- und Lehrzeit, die ihn nach Nürnberg, Ingolstadt, München, Wittenberg und Altenburg geführt hatte, wurde er 1532 Rektor der Lateinschule der Silberstadt

¹⁶ Meltzer, Christian: Chronik von Buchholz. Hrsg. von Harms zum Spreckel. Mitteilungen des Vereins für die Geschichte von Annaberg 6 (1928) 134.

¹⁷ Knopf: Joachimsthal. — Wilsdorf: Agricola 153—168.

¹⁸ Georgius Agricola. Zum Gedenken der 400. Wiederkehr seines Todestages. Deutsche Akademie der Wissenschaften Berlin. 1955. — Sieber, Siegfried: Agricola als Arzt und Apotheker. Pharmazie (1948) H. 8.

¹⁹ Meltzer: Schneeberg 340.

²⁰ Ebenda 355.

und brachte die Anstalt zu hoher Blüte. Als Tischgenosse Luthers bei erneutem Studium in Wittenberg beschrieb er dessen Leben. 1541 kamen Abgesandte aus dem „Tal“, um dem jungen Magister seine Berufung zum Diakonus zu bringen, und 1545 rückte er in die Pfarrstelle ein. Er zeichnete dort eine Chronik der jungen Stadt auf, verfaßte die „Sarepta“, jene berühmte Sammlung seiner Bergmannspredigten, geriet in Schwierigkeiten, weil er im Schmalkaldischen Kriege 1546/7 für den sächsischen Kurfürsten gegen König Ferdinand I. Partei genommen hatte, behauptete sich aber in St. Joachimsthal bis zu seinem Tode im Jahre 1565. Er war fünfmal in Wittenberg, Melanchthon zweimal im „Tal“. Oft weilte Matthesius im nahen Oberwiesenthal²¹.

Sein Kantor an der Lateinschule, Nikolaus Hermann, stammte wahrscheinlich aus Sachsen, angeblich aus Thum, nach andern aus Altdorf bei Nürnberg. Er ist durch seine vielen volkstümlichen Lieder in die deutsche Literatur- und die Musikgeschichte eingegangen²². 1560 hatte er die Sonntags-evangelien in Gesang verfaßt. Berg-, Kinder-, Wiegen-, Weihnachtslieder stammen von ihm. Ein Lied heißt: „Ich preis den werten Joachimsthal“. Schon 1523 verfaßte er das in der Reformationsgeschichte vielgenannte Heft: „Eyn Mandat Jesu Christi an alle seyne getreuen Christen“²³. Sehr schöne Notenhandschriften Hermanns befanden sich seinerzeit im Stadtarchiv St. Joachimsthal.

Sylvius Egranus²⁴, 1521 Pfarrer in St. Joachimsthal, war anfangs halb Anhänger, halb Gegner Luthers und wurde 1524 verjagt. Er war in Zwickau mit Thomas Müntzers und Karlstadts Lehren bekannt geworden und kehrte 1533 nach St. Joachimsthal zurück, offenbar in Kampfstellung zu Matthesius²⁵. Unter den ersten lutherischen Pfarrern der Stadt im Tal wurde Simon Böhme schon erwähnt. Christoph Ehring aus Leipzig, noch in katholischer Zeit in seiner Vaterstadt und in Wittenberg 1508 immatrikuliert und 1515 Magister geworden, war erst katholischer Hofkaplan in Dresden, 1526 Prediger in Annaberg, das ja noch katholisch geblieben war. Von Ehrings Joachimsthaler Zeit rühmt Matthesius, er habe als beredter und kluger Prediger ein Spital aufgerichtet, indem er Spenden der Fundgrübler und freiwillige Arbeit der Bergleute dafür gewann²⁶. Der erste beweihte Priester, Er-

²¹ Knopf: Joachimsthal. — Sturm, Heribert: Preßnitz und die Ereignisse der Jahre 1546/7. *Erzgebirgszeitung* 52 (1931) 2. — Mathesius: Sarepta oder Bergpostill sampt der Joachimsthalischen kurtzen Chroniken. Nürnberg 1564. — Literatur über Joachimsthal siehe auch in Wilsdorf: Agricola 193—195. — Löschke, Georg: Mathesius. Ein Lebens- und Sittenbild aus der Reformationszeit. — Zwei Söhne von Johannes Mathesius wurden in St. Joachimsthal geboren: Paul (1548—1584), Zögling der Fürstenschule Meißen, 1575 Universitätsprofessor in Leipzig; Johann, der in Leipzig studierte und 1590—1627 Diakonus in Bad Lausick war.

²² Vom silbernen Erzgebirge. (Kreis Annaberg) Bd. 2. 1939, S. 293.

²³ Wilsdorf: Agricola 166.

²⁴ Ebenda 165.

²⁵ Sturm, Heribert: Die Anfänge der evangelischen Gemeinde in Alt-Joachimsthal. *Erzgebirgszeitung* (1933) 152 ff.

²⁶ Meltzer: Schneeberg 594.

hard Elling, 1534—1540, war ein Thüringer, hatte in Leipzig studiert und seinen Magister gemacht. Er wurde Pfarrer in Thekla bei Leipzig. Von St. Joachimsthal ging er 1541 als Archidiakon nach Annaberg, kehrte 1543 nochmals im „Tal“ ein, übernahm aber schon 1545 in der Silberstadt Marienberg ein geistliches Amt. Nachfolger von Egranus war Magister Stephan Schönbach, der gegen die Lehren des Egranus einen Einblattdruck verfaßte „Eyn christlich Form der Beycht, wie sich der Mensch seiner sünde gegen Gott teglich beklagen soll“²⁷. Er stammte aus Crimmitschau, studierte in Leipzig 1515—1521, blieb in St. Joachimsthal nur ein Jahr, kehrte nach Leipzig zurück und war 1549—1552 Superintendent in Rochlitz. Rektor in St. Joachimsthal war 1541 Magister Johann Gigas, bevor er Rektor der Fürstenschule Pforta und danach Rektor in Marienberg wurde²⁸.

1553 kam Erasmus Becker nach St. Joachimsthal. Er stammte aus Plauen, hatte in Leipzig und Wittenberg studiert, war Landdiakon in Plauen und wurde in St. Joachimsthal Pfarrer. Ambrosius Fischer aus St. Joachimsthal wirkte 1539 als Pfarrer in Gottesgab und erhielt später eine Pfarre in Bieberstein bei Meißen. Auch Samuel Fischer stammte aus St. Joachimsthal²⁹. 1547 geboren, erwarb er in Wittenberg 1566 die Magisterwürde. Nach mehrjähriger Tätigkeit als Kantor oder Diakon in Thüringen wurde er 1576 Pfarrer in Schneeberg, war Superintendent in Ölsnitz und Meißen, kehrte 1588 nach Böhmen zurück als Pfarrer in Schlaggenwald, übernahm aber nach zwei Jahren eine Professur für Theologie in Jena. Er starb 1609. Andreas Richter (Prätorius) aus St. Joachimsthal wurde 1553 zum Pfarrer in Maschau in Böhmen berufen. Wir finden ihn bald darauf in Zwickau als Prediger an der Katharinenkirche, 1560—1564 als Pfarrer in Lößnitz bei Aue, 1568 in Schneeberg. 1575 kehrte er nach Böhmen zurück³⁰. Samuel Fischers Vetter war Magister Christoph Fischer, gleichfalls aus St. Joachimsthal. Er wurde Pastor in Jüterbog und 1555 auf Melanchthons Empfehlung Generalsuperintendent der Grafschaft Henneberg. Danach war er in Meiningen und Celle tätig³¹. Pötzsch (Pez) aus St. Joachimsthal studierte in Jena 1550, wurde als Pfarrer aus Böhmen vertrieben und fand in Annaberg als Diakon, später im nahen Buchholz als Pfarrer Anstellung. Meltzer³² nennt ihn Gregor Beza. Die Joachimsthaler Pfarrerrfamilie Pistorius wird später zusammen behandelt.

Aus St. Joachimsthal stammten weiter die Brüder Brenner: Samuel, ge-

²⁷ Wilsdorf: Agricola 165 f.

²⁸ Einer der bedeutenden Humanisten aus Zwickau, Stephan Roth, war schon 1521 Rektor der Lateinschule in St. Joachimsthal. — Wilsdorf: Agricola 165. — Über Gigas siehe Hering, C. W.: Geschichte des sächsischen Hochlandes. 1828. Bd. 3, S. 229.

²⁹ Meltzer: Schneeberg 308.

³⁰ Ebenda 306 f. — Verzeichnis aller weltlichen und geistlichen Beamten . . . die bis . . . 1800 in den Alt-Meiningen Landschaften angestellt worden sind. Von Regierungs-Secretär Carl Schenk zu Meiningen. 1862, S. 44.

³¹ Ebenda 43.

³² Meltzer: Buchholz 250.

boren 1552, in Wittenberg Magister und im Jahre 1618 als Pfarrer in Beucha bei Leipzig gestorben; Adam, 1556 geboren, Student in Wittenberg, danach 1583 Kantor in Mittweida, 1591 Pfarrer in Ottendorf bei Rochlitz, gestorben 1626. Doberauer Vater und Sohn wurden schon erwähnt. Kaspar Eberhard, geboren 1523 in Schneeberg, wurde nach Studium in Wittenberg 1545 Schulmeister in seiner Vaterstadt, 1549 Rektor in St. Joachimsthal, 1554 Pfarrer in Gottesgab. Er stieg über Pfarramt Wolkenstein und Superintendentur Meißen auf zum Generalsuperintendenten und Theologieprofessor in Wittenberg und starb 1575. In St. Joachimsthal wurden seine Söhne geboren, Johann Baptista 1552, der über die Fürstenschule Meißen und die Universität Wittenberg Prediger in Wittenberg, Diakonus in Oschatz wurde und 1585 als Superintendent in Herzberg an der Pest starb; Anastasius, geboren 1554, der nach gleichem Bildungsgange Pfarrstellen bei Großenhain, Oschatz, Meißen betreute, starb 1617. Johann Eger aus St. Joachimsthal, geboren um 1544, nahm Pfarrstellen in Wurzen und bei Borna an. Elias Enderlein aus St. Joachimsthal bezog die Universität Wittenberg, war zuerst als Pfarrer in Weipert ab 1561 tätig, ging aber nach Sachsen als Pfarrer in das nahe Weipert gelegene Neudorf bei Annaberg und starb als Pfarrer in Scheibenberg 1599. Johann Fabricius aus St. Joachimsthal war zuerst Schulmeister in Teplitz, wurde 1552 Diakonus in Ölsnitz im Vogtland, übernahm im Jahre darauf das Diakonat in Schlackenwerth und wurde 1564 Pfarrer in Platten. Caspar Förster, 1530 in St. Joachimsthal geboren, besuchte die Fürstenschule Grimma, wurde Schulmeister in Schkeuditz bei Leipzig, später Diakonus bei Grimma und starb als Pfarrer nahe Meißen im Jahre 1583. Von einem um 1550 in St. Joachimsthal tätigen Pfarrer Franke wurden zwei Söhne Pfarrer in Sachsen: Joachim Franke, der 1570 in Leipzig Bakkalaureus, 1573 in Wittenberg Magister geworden war, taucht im gleichen Jahre als Rektor in Meißen auf, ist 1579 Mittagsprediger am Freiburger Dom. Zuletzt war er Pfarrer in Mittweida und starb dort 1599. David Franke studierte in Wittenberg und übernahm eine Pfarrei bei Meißen. Er starb 1594. Als Lehrer in St. Joachimsthal wirkte 1544 Christoph Friedrich (Friderici) aus Kirchberg bei Zwickau. Er wurde im „Tal“ Diakonus, ging aber 1556 als Bergprediger nach Annaberg und starb 1564 als Superintendent in Plauen. Adam Greif (Gryphius), um 1538 in St. Joachimsthal geboren, studierte in Wittenberg, wurde Schulmeister in Gottesgab, 1564 Diakonus in Sonnenberg in Böhmen, kam 1566 als Diakonus an die Jakobikirche nach Freiberg und starb 1572. Christoph Groß aus St. Joachimsthal (1545) besuchte das Freiburger Gymnasium und 1570 die Universität Leipzig. Er war danach in Königsbrück und bei Pirna als Geistlicher tätig. Balthasar Heinal aus St. Joachimsthal war 1568 Pfarrer in Leipzig an St. Georg. Adam Herrmann wurde 1536 als Sohn eines Bürgers in St. Joachimsthal geboren, besuchte das Annaberger Gymnasium, die Universität Wittenberg und war als Lehrer in Thüringen, seit 1569 als Geistlicher in Annaberg tätig, wurde 1591 Superintendent in Borna, desgleichen 1596 in Colditz und starb 1606.

In St. Joachimsthal war seit 1587 Magister Johann Hund tätig, der aus

Scharfenberg bei Meißen stammte und in Wittenberg studiert hatte. In St. Joachimsthal wurde ihm 1588 sein Sohn Johann geboren. Der Vater übernahm die Pfarre Abertham, kehrte aber 1594 in seine Meißner Heimatgegend zurück. Den Sohn sandte er auf die Fürstenschule Meißen und die Universität Wittenberg, worauf er in der Meißner Gegend Pfarrer wurde. Aus dem „Tal“ stammte ferner Matthäus Köppel (Cheppelius), 1554 geboren, später Pfarrer in Sayda im Erzgebirge, gestorben 1599. In Joachimsthal stürmischen Anfangsjahren, kurz vor dem großen Bergmannsaufstande³³, kam 1521 Johann Criginger dort zur Welt. In Wittenberg 1544 zum Magister geworden, verfaßte er zwei in jener Zeit stark beachtete z. T. sozialkritische Dramen: „Historia vom reichen Mann und armen Lazarus“ erschien 1555 bei dem bedeutenden Drucker Meyerpeck in Zwickau und wurde 1557 in Marienberg, wo Criginger seit 1544 Lehrer war, aufgeführt, ebenso wie bald sein zweites Stück „Tragödie von Herodes und Johann dem Täufer“³⁴. Criginger war inzwischen 1547 einige Zeit an der Lateinschule in Schlackenwerth gewesen, da seine Schule in Marienberg abgebrannt war. Er wurde am 9. 11. 1547 als Hofprediger nach Luditz berufen, kehrte aber im Jahre darauf als Diakonus nach Marienberg zurück; später wurde er Pfarrer. Er starb im Jahre 1571. Er hat eine der ersten Landkarten Sachsens geschaffen, auch 1568 die große Landkarte von Böhmen entworfen, die 1570 in den Otelius-Atlas in Amsterdam aufgenommen wurde, und wird deshalb zu den ersten neueren Kartographen gezählt. Andreas Marquart aus Iglau besuchte um 1540 das Gymnasium in St. Joachimsthal, bevor er über das Schneeberger Gymnasium zu den Universitäten Leipzig und Wittenberg kam, wo er 1557 Magister wurde. Zuletzt war er Geistlicher in Wurzen und starb dort 1583. Albert Lyttich aus St. Joachimsthal, geboren 1548, kam von der Universität Wittenberg zuerst 1575 als Magister nach Marienberg an die Schule, von da nach Mascha in Böhmen und war später Pfarrer in Geyer³⁵.

Eine besonders charakteristische Gestalt in St. Joachimsthal war Petrus Plateanus, ein Brabanter. Er hatte in Wittenberg die Magisterwürde erworben und kam 1525 als Schulmeister in die Silberstadt. Von ihm wurde erzählt, er habe jeden Morgen mit seinen Schülern Erz geschürft, bevor sie sich in die griechischen und lateinischen Bücher hineingruben. Als Freund des großen Forschers Georgius Agricola, der damals Bergarzt und Apotheker in St. Joachimsthal war, hat Plateanus wesentlichen Anteil am Druck von Agricolas erstem Bergbauwerk „Bermannus“³⁶. Gleich darauf wurde Plateanus Universitätsprofessor in Marburg, 1535 Rektor in Zwickau und ging später nach Thüringen als Superintendent in Sangerhausen und Aschersleben.

Bartholomäus Reibolt muß um 1521 in St. Joachimsthal geboren sein.

³³ Sieber, Siegfried: Der Joachimsthaler Aufstand 1525 in seinen Beziehungen zu Sachsen. BohJb 4 (1963) 40—53.

³⁴ Sieber, Siegfried: Ein sozialkritisches Drama. Unsere Heimat. Marienberger Kulturspiegel (1961) H. 1.

³⁵ Hering 230.

³⁶ Wilsdorf: Agricola 169, 183; Briefe an Erasmus 184f., 191.

Nach dem Studium in Wittenberg wurde er Kantor in Zschopau, 1548 Diakonus in seiner Vaterstadt, übernahm 10 Jahre später das Pfarramt in Zschopau und wurde 1567 als Superintendent nach Plauen berufen. Er starb 1584. Matthias Schneider kam wenige Jahre nach Reibolt in St. Joachimsthal zur Welt, wurde 1541 aufs Gymnasium Marienberg geschickt, studierte in Wittenberg und begann als Konrektor in Mittweida. Seine weiteren Berufungen führten ihn nach Rochlitz, Altmügeln, Wurzen. Mehrfach entlassen, wurde er nach Hessen, bis Thorn und nach Jauer in Schlesien verschlagen. Er starb 1560. Von Georg Schumann aus St. Joachimsthal, geboren um 1520, ist nur bekannt, daß er in Wittenberg studierte und in Kamenz Pfarrer war, wo er um 1568 starb. Der Joachimsthaler Joseph Seldenreich, geboren um 1541, kam von der Universität Wittenberg 1561 als Rektor nach Wolkenstein, wurde 1564 Lehrer nahe seiner Heimat in Platten, 1568 Diakonus und übernahm ab 1573 geistliche Ämter in Plauen. Jonas Spanseil, 1550 in St. Joachimsthal geboren, wurde 1569 Lehrer in Schwarzenberg, drei Jahre danach Pfarrer im benachbarten Grünstädtel und war dann in Buchholz und anderen sächsischen Orten als Pfarrer tätig. Er starb 1606. Nach Meltzer³⁷ ist er auch Pfarrer in „Putwil“ in Böhmen gewesen. Stumpf, nach dem Stadtheiligen seines Geburtsortes Joachim genannt, bezog 1577 die Universität Leipzig und starb 1611 als Bautzener Pestprediger an der Pest. Kaspar Bennick, wohl 1535 in St. Joachimsthal geboren, wurde nach seinem Studium in Wittenberg 1558 Kantor, bald danach Diakonus in Penig und als Pfarrer in Altendorf bei Leipzig wegen seiner Neigung zum Calvinismus 1592 abgesetzt. Michael Eiben aus St. Joachimsthal, geboren 1521, stieg in Wilsdruff vom Kantor (1549) zum Diakonus (1552) auf, übernahm 1553 die Pfarre des hochliegenden Grumbach bei Annaberg und starb 1602. Wann Johann Gulden in St. Joachimsthal geboren wurde, wissen wir nicht. Wir können ihn nur 1575 als Pfarrer in Ruppertsgrün bei Plauen erfassen. Ob Ambrosius Keil (Claviger) aus St. Joachimsthal stammt, 1521 geboren, oder aus Halle, ist ungewiß³⁸. Balthasar Reinhold war Pfarrersohn aus Oberwiesenthal und gelangte nach seinem Studium in Leipzig in das nahe „Tal“ als Pfarrer, wurde 1574 Pfarrer in Hohenstein und starb dort 1614. So war die eigenartigste „Bergstadt“ des Erzgebirges, die Heimat des Talers, Ausgangspunkt oder Wirkungsplatz von rund einem halben Hundert von Geistlichen und Lehrern für Sachsen und Böhmen.

Schlackenwerth

Der Sitz der Joachimsthaler Herrschaft der Grafen Schlick war das nahe Schlackenwerth. Auch hier laufen viele Lebensfäden sächsischer und böhmischer Geistlicher zusammen. Bäuerlein, Criginger, Merschauer wurden schon erwähnt. Gebürtig ist hier eine ganze Reihe von Geistlichen, die zeitweise in Sachsen wirkten. Gregor Schwarz aus Schlackenwerth wurde 1540 Pfarrer

³⁷ Meltzer: Buchholz 145.

³⁸ Hering 222.

in Niederzwönitz bei Aue. Er starb 1567. Daniel Kretzschmar, um 1537 geboren, kam über die Universität Leipzig als Diakonus nach Döbeln und starb schon 1561. Johann Kautzener war zuerst Schulmeister in Lobeditz in Böhmen, Diakonus in Haid in Böhmen, zog aber als Pfarrer 1562 nach Unterwürschnitz bei Zwickau und starb 1576. Georg Gehring, geboren 1584 in Schlackenwerth, wurde 1611 Pfarrer in Plohn im Vogtland. Georg Kühn, 1601 in Schlackenwerth geboren, erwarb in Leipzig die Magisterwürde und übernahm 1633 die Pfarre Colmnitz bei Freiberg; er starb 1673. Adam Seling, als Sohn eines Schneiders 1608 in Schlackenwerth geboren, besuchte das heimische Gymnasium, die Universität Leipzig, wirkte als Rektor in Glauchau und später als Pfarrer in Glauchaus Nachbarort Langenchursdorf, wo er 1640 starb. Der Sohn des Schlackenwerther Pfarrers Sextus, Joachim genannt, wurde ebenfalls 1608 geboren. Als er die Universität Leipzig absolviert hatte, war ihm bereits seine Heimat durch die Gegenreformation verschlossen. Er ward Feldprediger, fand aber 1634 als Diakonus an der Katharinenkirche, 1659 als Archidiakon an der Zwickauer Marienkirche ruhigere Ämter und starb 1676. Christoph Seling, 1633 in Schlackenwerth geboren, wurde 1656 in Leipzig Magister, starb aber schon 1662 als Subdiakonus in Großenhain. Nikolaus Günther, um 1570 in Schlackenwerth geboren, studierte in Leipzig 1590 und Wittenberg 1602, ist 1616 als Diakonus in Hartenstein, 1618 als Pfarrer in Schönau bei Zwickau feststellbar und starb 1628.

Nach Schlackenwerth gelangten aus Sachsen folgende Geistliche: Hechel-müller, geboren in Zwickau, wo er auch an der Katharinenkirche Geistlicher war, bis er 1545 in Schlackenwerth das Pfarramt antrat; Georg Spindler aus Plauen, Wittenberger Student, Pfarrer in Scheibenberg, kam 1560 als Pfarrer nach Schlackenwerth. Christoph Griesbach aus Dresden, 1548 geboren, in Leipzig 1566 immatrikuliert, wurde 1569 Pfarrer in Schlackenwerth, ging aber bereits im Jahre darauf nach Tharandt als Pfarrer, 1575 nach Kaditz bei Dresden (emeritiert 1592). Johann Michael aus Ölsnitz im Vogtland, der in Wittenberg studiert hatte und in seiner Heimatstadt Superintendent gewesen war, wirkte als Geistlicher in Schlackenwerth von 1586 bis zu seinem Tode 1588; Abraham Walther aus Hohenstein, auf dem Gymnasium Freiberg vorgebildet, Student in Leipzig 1560, trat als Rektor in Schlackenwerth 1567 an, siedelte jedoch zwei Jahre danach in gleicher Eigenschaft nach St. Joachimsthal über. Später wurde er Diakonus in Glauchau.

Schlaggenwald und seine Nachbarschaft

Der Mittelpunkt des böhmischen Zinnbergbaus im 16. Jahrhundert³⁹, Schlaggenwald, übte starke Anziehungskraft aus auf gebildete Männer. So kam Wolfgang Schumann, geboren 1523 in Mittweida und dort 1544 Konrektor, zwei Jahre später als Rektor ans Gymnasium Schlaggenwald, blieb

³⁹ Sieber: Zinnbergbau.

auch in Karlsbad und Platten als Rektor dem Böhmerland treu, bis er 1557 als Rektor in seine Vaterstadt zurückkehrte und schließlich Pfarrer in Rochlitz wurde. Er starb 1572. Peter Nitzsche, ebenfalls aus Mittweida, kam von der Universität Wittenberg als Kantor nach Schlaggenwald, übernahm dann eine Pfarrei bei Borna und starb 1577. Valentin Löwe, 1572 in Adorf im Vogtland als Sohn eines Schusters geboren, wurde auf das Gymnasium Schlaggenwald geschickt, studierte in Leipzig und Wittenberg und trat 1594 als Pfarrer in Bleistadt an. Von 1598—1618 war er Pfarrer in Neudek, ging dann nach Eger, mußte es aber 1628 verlassen und erhielt dann zu Kürbitz bei Plauen eine Pfarrei. Er starb 1630. Martin Pfündel, ein Plauener Bürgersohn, der in Wittenberg studiert hatte, war erst Rektor, dann Diakonus in Plauen, bis er 1583 Pfarrer in Schlaggenwald wurde. Aber schon 1585 holte ihn seine Vaterstadt als Superintendenten zurück. Er starb 1591. Georg Nucelius, auch Nickel oder Nötzel genannt, stammte aus Annaberg. Nach Besuch des Gymnasiums Meißen und der Universitäten Wittenberg und Leipzig lehrte er am Lyceum Annaberg. Nach einer Zwischenzeit in der Pfalz wurde er Diakonus, dann Bergprediger in seiner Heimat⁴⁰, wechselte aber 1603 als Pfarrer nach Schlaggenwald über. Auch der später bedeutende Jakob Weller (von Molßdorf), ein 1604 geborener Bäckerssohn aus Markneukirchen, war Schüler des Gymnasiums Schlaggenwald und besuchte dann Schulen in Schleusingen und Nürnberg. In Wittenberg wurde er Magister, Lizentiat und Doktor, übernahm dort eine Professur und war zuletzt Oberhofprediger in Dresden. Er starb 1664. (Samuel Fischer, der auch in Schlaggenwald wirkte, wurde bei St. Joachimsthal erwähnt.)

Schlaggenwalds Nachbarort, ebenfalls durch seinen Zinnbergbau wichtig, war Schönfeld, die Heimat von Kaspar Albert, der 1569 Magister in Leipzig wurde und dort als Geistlicher blieb. Jeremias Habermann, 1551 in Schönfelds bei Werdau als Sohn des Johann Habermann aus Eger geboren, wurde nach Besuch der Universität Wittenberg Lehrer in Schönfeld, betätigte sich aber seit 1575 als Pfarrer in kleineren Orten Mittelsachsens und starb 1626. Aus dem dritten großen Zinnerort Lauterbach stammte Matthias Roßmeusel. Er besuchte das Gymnasium Schlaggenwald, studierte 1613 in Leipzig und wurde 1621 Pfarrer in Dornreichenbach bei Wurzen.

In Elbogen ist Paul Koch geboren, der 1531 Pfarrer in Röhrsdorf bei Chemnitz wurde. Johann vom Hofe, geboren in Hof und vielleicht danach genannt, tritt uns 1554 als Rektor in Buchholz, dann als Diakonus daselbst entgegen, übernahm das Pfarramt Oberwiesenthal und wurde 1569 Pfarrer in Elbogen, wo er 1600 gestorben ist. Zacharias Adler aus Elbogen bezog 1618 die Universität Leipzig und wurde Pfarrer in Schöneck im Vogtlande. Er starb 1658.

Nach Petschau kam als Schulmeister Georg Klöber (Kleber), ein gebürtiger Vogtländer. Er blieb ab 1554 als Pfarrer nahebei in Sangenberg und kehrte erst 1576 ins Vogtland zurück, in Pfarreien nicht weit von seinem

⁴⁰ Meltzer: Buchholz 500.

Heimatort Ölsnitz. Er starb 1580. Aus Theussing stammte Theodor Fischer, geboren 1586. An der Universität Leipzig ausgebildet, blieb er in der Schönburgischen Herrschaft als Diakonus in Lößnitz im Erzgebirge, danach Archidiakonus in Waldenburg, Sachsen, und starb 1663.

Erzgebirgische Bergstädte

Wie St. Joachimsthal und das Zinnländchen des Kaiserwaldes sind die Bergstädte des Erzgebirges besonders stark am kulturellen Austausch mit Sachsen beteiligt, zumal einige von ihnen, wie Gottesgab und Platten, bis 1556 überhaupt zu Sachsen gehörten. Graslitz wurde 1563 im Teilungsvertrag der Brüder Heinrich von Plauen für einen Bestandteil des Vogtlandes gehalten, worauf sich die Graslitzer 1650 beriefen, als König Ferdinand III. die Gegenreformation durchsetzen wollte⁴¹. Die meisten dieser Bergstädte liegen dicht an der kursächsischen Grenze und haben durch zahlreiche Häuer und Haspelknechte, die bald hüben bald drüben anfuhrten, jahrhundertlang engste Verbindungen mit sächsischen Bergorten. Erst 1945 sind diese wirklich zerschnitten worden.

Die evangelischen Geistlichen von Graslitz kamen alle aus Sachsen; nur von Pastor Martin Gottfried, etwa 1589—1621 in Graslitz, kennt man die Herkunft nicht.

Georg List (Lysthenius) wurde als Sohn eines Bürgers in Naumburg 1532 geboren, besuchte dort das Gymnasium, desgleichen in Zeitz, wurde 1549 Magister an der Universität Jena und übernahm das Kantorat in Wolkenstein im Erzgebirge. 1552 trat er als Pfarrer in Graslitz an, nach vier Jahren wandte er sich nach Thüringen, wurde 1573 zweiter Hofprediger in Dresden und im Jahre 1574 erster Hofprediger; er starb 1596. Gebürtiger Graslitzer (1617) war Christoph Herold. Er gehört schon in die Zeit der Gegenreformation. Sein Vater war Schönburgischer Bergmeister in Graslitz. Von Kantor Hübler in Graslitz geschult, kam er 1634 nach Zwickau aufs Gymnasium, wo der berühmte Vielsprachler Magister Johann Zechendorf zu seinen Lehrern gehörte. 1639 zog er nach Wittenberg, mußte aber krank heimkehren. Von Frau von Boxberg als Informator ihres Sohnes angenommen, bezog er mit diesem als Hofmeister abermals die Universität Wittenberg. Nun war ein evangelischer Theologe in Graslitz schon nicht mehr erwünscht. So wurde er 1645 Kantor und dann Rektor in dem nicht allzuweit von Graslitz gelegenen Eibenstock. Als Georg von Schönburg auf der Reise von Eger nach Lichtenstein in Eibenstock übernachtete, bewarb sich Herold um das Diakonat in Lichtenstein⁴². Johann Brendel aus Graslitz bezog die Universität Leipzig 1631 und wurde 1649 Pfarrer in Posseck im Vogtlande.

⁴¹ Lösche, Georg: Die böhmischen Exulanten in Sachsen. Ein Beitrag zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges und der Gegenreformation auf archivalischer Grundlage. Jahrbücher für die Geschichte des Protestantismus im ehemaligen Österreich. 42.—44. Jg. (Wien-Leipzig 1923) 393.

⁴² Oettel, Johann Paul: Alte und neue Historie der Bergstadt Eibenstock. 1748, S. 122 f.

Aus Bleistadt stammte Veit Kalle. Ohne Universitätsbesuch wurde er 1539 Pfarrer in seinem Heimatort und ging 10 Jahre danach als erster evangelischer Geistlicher nach Olbernhau⁴³. Der letzte Bleistadter Pastor Troll stammte aus Ölsnitz und starb 1629 in Klingenthal.

In Schönbach, wo der Bergbau auf Zinnober (Quecksilber) blühte, nahm Matthäus Opel (Apel), ein Adorfer Kind, 1560 die Stelle als Lehrer, 1564 als Pfarrer an. Er hatte die Gymnasien zu Eisleben, Freiberg und die Universität Wittenberg besucht und war ein Jahr Diakonus in seiner Vaterstadt. Ebenso kam Johann Adler, 1540 in Adorf als Bürgerssohn geboren, als Lehrer von seiner Vaterstadt in das nahe Schönbach herüber. Er war wie Opel in Freiberg und Eisleben gewesen, dann aber auf der Universität Leipzig. 1565 kehrte er von Schönbach als Diakonus nach Adorf zurück. Er starb 1570.

(Zur Reformationsgeschichte von Schönbach vgl. Heinrich Gradl: Die Reformation im Egerland. 1893.)

Der Bergflecken Frühbuß, dicht benachbart dem sächsischen Eibenstock und Zinnerort wie dieses, nahm 1552 den 32 jährigen Johann Frenzel als Pfarrer an, der aus Lößnitz im Erzgebirge stammte, in Leipzig studiert hatte und im vogtländischen Falkenstein Lehrer gewesen war. 1559 kehrte er nach Sachsen zurück als Pfarrer kleiner Orte nahe Zwickau und starb 1582. Adam Zephelius war 1606—1610 hier tätig. Er wird, weil 1623 aus Saar in Böhmen vertrieben, im II. Teil behandelt.

Schulmeister in der eigentlich kursächsischen, hochgelegenen Bergstadt Platten, die sowohl auf Silber als auch auf Zinn schürfte, wurde 1544 Johann Richter aus Dippoldiswalde, in Wittenberg und Leipzig ausgebildet. Er kam über Buchholz Mitte des 16. Jahrhunderts als Geistlicher nach Neustädtel bei Schneeberg. Michael Wagner aus Schneeberg übernahm nach seinem Theologiestudium in Leipzig um 1570 das Pfarramt in Platten, 1581 das zu Culitzsch bei Zwickau. Platten galt als eine Kolonie Schneebergs⁴⁴. Die Plattener Pfarrer Rebentrost und Jahn werden unter den nach 1620 Vertriebenen dargestellt. Erinnert sei an die bei St. Joachimsthal erwähnten Seldenreich und Fabricius sowie an Wolfgang Schumann, der in Schlaggenwald und Platten tätig war. Zwei der bis zur Vertreibung im Jahre 1654 in Platten wirkenden evangelischen Lehrer waren Plattener Kinder, Andreas Stamm und Stefan Spat. Wolfgang Schmatzner aus Ehrenfriedersdorf wirkte in Platten als Pfarrer 1541—1563. Er war auch Verfasser des ersten Kirchenbuches⁴⁵.

Georg Wüst, um 1542 in Gottesgab geboren, studierte in Leipzig und war später Geistlicher bei Borna. Konrad Reichenbach aus Zwickau wurde nach Abschluß seines Studiums 1541 Pfarrer in Gottesgab, ging dann als Pfarrer in ein Dorf bei Werdau. Paul Kirchbach, Sohn eines Pfarrers in Gottesgab, 1550 geboren, studierte in Leipzig und Wittenberg, wurde Kantor in Frankenberg, 1571 Diakonus in Geyer und 1575 Pfarrer in Neukirchen bei Meißen. Er starb 1607.

⁴³ Hering 191.

⁴⁴ Jahn, Robert: Auf der Platt, 1532—1932. Johanngeorgenstadt 1932, S. 17.

⁴⁵ Ebenda 17, 43.

Wenzel Huber aus Schneeberg besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, danach die Universitäten Wittenberg und Leipzig. 1575 wurde er Lehrer in Abertham, ging aber bald als Geistlicher in die Lausitz. 1615 wurde er emeritiert. Pfarrer Hund wurde bereits bei St. Joachimsthal behandelt.

Nikolaus Felgenhauer aus Hainichen in Mittelsachsen besuchte die Gymnasien in Halle und Freiberg, kam 1586 als Kantor in seine Heimatstadt, wurde 1569 Lehrer in Oberwiesenthal und hatte es von da nicht weit nach Bäringen, wo er 1571 Pfarrer wurde. Nach drei Jahren übernahm er in Oberwiesenthal die Pfarrei und starb 1597.

Andreas Wagner aus Delitzsch war zunächst katholischer Pfarrer in Preßnitz, 1531 ebenso in Hartenstein und wurde 1539 als evangelischer Pfarrer übernommen; er starb 1549. Michael Klotz wurde schon erwähnt. Elias Lux (Lukas) stammte aus Preßnitz. Er war 1622 geboren, wurde 1670 Rektor, dann Diakonus in Geyer und starb 1691.

Nach Kupferberg kamen als Pfarrer aus Sachsen herüber Michael Günther und Christoph Weitzendörfer. Günther, Pfarrerssohn aus Rochlitz und auf der Fürstenschule Grimma erzogen, fand nach dem Studium in Leipzig und Wittenberg 1585 seine erste Anstellung in Kupferberg, ging aber nach zwei Jahren nach Sachsen zurück, zuerst nach Zwenkau und 1590 nach Crottendorf am Fichtelberg. Er starb 1609. Weitzendörfers Vater war Bergmann in Annaberg. 1576 geboren, in Annaberg geschult, studierte Christoph in Wittenberg, wurde Tertius an der Annaberger Schule und 1610—1612 Pfarrer in Kupferberg. Königswalde bei Annaberg und Zwönitz im Erzgebirge waren seine späteren Pfarrstellen. Er starb 1628. (Vgl. bei Niklasberg Clemens Fischer.)

Aus der Bergstadt Katharinaberg, die dicht an der Grenze liegt, stammten Melchior Taucher, geboren 1559, Pfarrer bei Kamenz, und Kaspar Becker, geboren 1568. Letzterer nannte sich auch Pistorius. Nach seinem Studium in Leipzig wurde Becker Pfarrer in Bettlern bei Kaaden, wo im 16. Jahrhundert eine Pfarrei bestand, später jedoch nur eine Fialkirche, 1599 in Perutz bei Reudewitz in Böhmen, ging aber 1603 als Substitut nach Schwarzenberg und wurde 1608 Pfarrer in Zöblitz. Er starb 1630⁴⁶. Sein 1599 in Bettlern geborener Sohn Christian Becker war 1628—1649 Geistlicher in Eibenstock. Ein evangelischer Pfarrer in Katharinaberg hieß Johann Metzler. Von ihm berichtet Hering⁴⁷, daß dessen Leichenstein, als Katharinaberg wieder katholisch gemacht wurde, aus der Kirche gerissen und als Herdplatte in der Pfarrküche verwendet wurde, damit der ketzerische Leichenstein von dem Feuer gequält würde, an dem der katholische Pfarrer kochen und braten ließ. Der Altenberger Michael Kühnel, geboren 1544, wurde nach seiner Gymnasialzeit in Dresden, Freiberg und Meißen Magister und Doktor in Leipzig, wirkte 1566 in Katharinaberg als Lehrer, kehrte nach Sachsen zurück in die Pfarreien Johnsbach, Borna, Waldheim, wo er 1613 der

⁴⁶ Hering 169f.

⁴⁷ Ebenda 170.

Pest erlag. Dagegen wirkte Kaspar Bernauer 1585—1599 in Katharinaberg als Pfarrer und starb dort mit seiner Frau an der Pest. Er war 1527 in Döbeln geboren, auf der Fürstenschule Meißen 1543—46 gebildet, hatte in Leipzig und Wittenberg studiert und war erst Diakonus in Sayda sowie Pfarrer in Pfaffroda gewesen, bevor das nahegelegene Katharinaberg ihn aufnahm⁴⁸.

Oberleutensdorf erhielt Pfarrer aus der Freiburger Gegend. Paul Görner, geboren 1524 in Voigtsdorf bei Freiberg, war nach Besuch des Freiburger Gymnasiums Lehrer in den nahen Orten Zethau und Dörnthal, übernahm 1558 die Pfarre Oberleutensdorf, bevor er in seinem Geburtsort 1560 das Pfarramt antreten konnte. Er starb 1600. Martin Heinz war 1564—1568 Pfarrer in Oberleutensdorf, nachdem er schon 1563 in Neudorf in Böhmen die Pfarrei innegehabt hatte. Als Sohn eines Diakonus in Sayda 1536 geboren, kehrte er in dieses Bergland zurück als Pfarrer von Dörnthal und später zu Lauterbach bei Marienberg.

Ein Freiburger Schneidersohn war Johann Dürrbeck, der das heimische Gymnasium absolvierte und auf der Universität Leipzig im Jahre 1618 seinen Magister machte. Nach Pfarrerschaften in Oberg Georgenthal erscheint er 1621 als Diakonus in Döbeln. Vielleicht wurde er vertrieben. Er verzog dann ins Meiningerische und starb 1643.

Pfarrer in Niklasberg war Johann Bredo, bevor er 1544 das Pfarramt Ulbersdorf bei Pirna übernahm. Er starb 1550. Clemens Fischer aus Sora bei Wilsdruff hatte nur das Gymnasium Freiberg besucht, aber keine Universität. Er begann als Substitut des Pfarrers von Niederschöna bei Freiberg, wurde 1564 Pfarrer in Niklasberg und kehrte schon 1566 nach Sachsen zurück, um in Dorfchemnitz bei Freiberg, seit 1569 in Tannenberg bei Annaberg, zu wirken. Abermals nach Böhmen gelangt, war er 1570 in Kupferberg, bald darauf im nahen Oberleutensdorf tätig, bis ihn 1573 Dorfchemnitz zurückholte. Er starb 1594. Martin Lorenz aus Sebnitz besuchte das Görlicher Gymnasium, dann die Gymnasien in Breslau und Dresden sowie die Universität Leipzig. 1568 war er Lehrer in Wartenberg, 1571 Pfarrer in Niklasberg. Dann ging er als Pfarrer nach Taubenheim bei Löbau.

Die schon um 1300 als Zinnort berühmte Bergstadt Graupen ist Geburtsort von Christian Dröschel, dessen Vater hier Pfarrer war. Das am nächsten erreichbare Gymnasium war Freiberg, wohin auch viele bergbauliche Beziehungen bestanden. Danach bezog der Sohn die Universität Leipzig und kehrte 1615 als Pfarrer nach Gartitz bei Aussig zurück. Wahrscheinlich wurde er hier vertrieben, denn 1625 begegnet er uns als Pfarrer von Lomnitz in der Lausitz. Balthasar Hilmeyer, aus Marktoffingen in Bayern, der das Annaberger Gymnasium und 1578 die Universität Wittenberg besucht hatte, übernahm 1583 das Pfarramt in Graupen. Hier wurde sein Sohn Christian geboren, der 1607 in Leipzig studierte und Pfarrer bei Oschatz wurde. Er starb 1638 an der Pest. Sein Vater war von Graupen aus 1593 auch in die Gegend von Oschatz übergesiedelt, ins Pfarramt Cavertitz, und starb 1616.

⁴⁸ Ebenda 240.

Ein anderer Graupener Pfarrer, Jakob Sättler, Sohn eines Freiburger Pfarrers und im Gymnasium seiner Vaterstadt für die Universität Leipzig geschult, kam 1611 als Kantor nach Graupen, wurde 1613 Pfarrer, war aber schon 1618, vor Ausbruch der Glaubensverfolgungen, in die Freiburger Gegend zurückgekehrt und übernahm seit 1633 geistliche Ämter an der Freiburger Nikolaikirche. Er starb 1657. Wie in diesem Falle, waren oft Kantor-, Rektor- oder Pfarrerstellen in den nahen böhmischen Bergstädten Sprungbretter für sächsische Geistliche, wie überhaupt Schulmeisterämter oftmals von Theologiestudenten gern angenommen wurden, bevor man ein Diakonat oder eine Pfarrei erhielt. 1605 in Graupen geboren ist Johann Jakob Stecher. Er konnte nach seinem Studium in Leipzig nicht mehr Geistlicher im katholisch gewordenen Böhmen werden, wandte sich deshalb als Geistlicher in die Nähe von Dresden, nach Stolpen, Langebrück und Lohmen und starb 1648.

Orte am Fuße des Gebirgsabfalles

Als Lehrer und seit 1567 als Diakonus in Tetschen tritt uns Georg Goldammer entgegen, der aus dem sächsischen Grenzort Ölsen bei Gottleuba stammte, in Wittenberg studierte, von Tetschen nach Sachsen zurückkehrte und 1569 in Dohna bei Pirna, am alten Paßwege von Tetschen übers Erzgebirge, Geistlicher war. Andreas Seyffert (Severinus) stammt ebenfalls aus dieser Gegend. 1529 in Dippoldiswalde geboren, hatte er in Wittenberg studiert, begann 1551 als Pfarrer in der Bergstadt Geising, zog dann übers Gebirge hinunter nach Tetschen, kehrte aber schon 1560 als Pfarrer nach Sachsen, und zwar nach Brand bei Freiberg, zurück. Er starb 1602. Fabian Starcke aus Meißen, 1530 geboren, hatte 1554 die Universität Leipzig bezogen, war Diakonus in Dippoldiswalde und Lauenstein im Osterzgebirge. Er kam 1557 als Pfarrer nach Tetschen. Dann zog es ihn aber 1567 nach Meißen zurück, und zuletzt war er Pfarrer in Kaditz bei Dresden, wo er 1604 starb. Andreas Rarisch (Rarisius) (bei Pescheck II, 42 fälschlich Ravisius) stammte aus Dresden, studierte in Leipzig und Wittenberg und wurde 1574 Diakonus in Tetschen. Im Jahre darauf ging er über den Gebirgskamm zurück als Pfarrer in Liebenau im Osterzgebirge. Er starb 1610. Gabriel Stanges Herkunft ist strittig, ob aus Breslau oder aus Geringswalde in Sachsen. Nach seinem Studium in Wittenberg wurde er Pfarrer in Höckendorf bei Tharandt, Annaberg und Arnsfeld, bis er 1578—1596 in Tetschen das Pfarramt verwaltete. Konrad Blat (Pescheck II, 169 „Blatt“) ist 1563 als Sohn eines Barbiers in Dresden geboren. Nach Besuch der Fürstenschule Meißen und der Universität Leipzig machte er in Wittenberg seinen Magister und trat 1589 in Tetschen als Diakonus an. Drei Jahre danach wurde er Diakonus an der Dresdner Kreuzkirche und 1595 Hofprediger in Dresden. Er starb 1609.

Nahe bei Tetschen liegt Eulau. In dessen Pfarramt war 1565 Matthäus König aus Stolpen tätig, vorher und später in Orten bei Pirna. Ihm folgte

Johann Koch (Coccejus) aus Nordhausen, erst Rektor in Altenberg, 1566 Pfarrer in Eulau. 1568 übernahm er drüben überm Gebirge, in Geising im Osterzgebirge, das Pfarramt. Er starb 1601.

In Güntersdorf bei Tetschen war 1597 Kaspar Horn Substitut des Pfarrers. Er stammte aus Frauenstein im Erzgebirge, geboren 1575, war nach 1600 wieder im Osterzgebirge tätig, u. a. als Pfarrer in Großhartmannsdorf bei Freiberg.

Als gebürtiger Aussiger ist Lorenz Kempf zu vermerken, der ab 1539 in Großdelzig bei Leipzig und Großstorkwitz bei Borna als Pfarrer feststellbar ist und nach 1558 starb. In Aussigs Nähe waren folgende tätig: Jakob Gerber, geboren 1538 in Frankenstein bei Flöha, wo sein Vater Pfarrer war. Er besuchte die Universität Leipzig und wurde 1562 Pfarrer in Seesitz (Seitz) bei Aussig, kehrte aber über Pfarrei Naundorf bei Freiberg 1569 in die Pfarrei seiner Heimat Frankenstein zurück. In Schwaden bei Aussig wirkte ab 1562 als Erzieher Johann Fritzsche aus Pirna. In Leipzig war er Bakkalaureus geworden, übernahm 1539 die Pfarrei Leuben bei Dresden, wirkte danach als Geistlicher in den osterzgebirgischen Orten Dittersdorf, Lauenstein und Fürstenwalde, bevor er aus diesem Kammdorf hinunterstieg an die Elbe. Valentin Fried (Paceus), ein Leisniger Pfarrersohn, hatte Schulpforta und die Universität Leipzig besucht, erhielt eine Pfarrstelle bei Borna, das Diakonat in Adorf und wurde 1577 Pfarrer in Stein bei Schönbach. In Leukersdorf bei Aussig wurde 1581 Johann Faber, ein gebürtiger Dresdner, mit 23 Jahren Pfarrer. Er ging dann als Schulmeister nach Weesenstein bei Dresden, wurde dort Pfarrer und starb 1613 als Pfarrer in Altenberg. In Arnsdorf bei Aussig war Melchior Schneider 1553—1559 Pfarrer. Er stammte aus Langenhennersdorf bei Pirna und starb 1587 als Pfarrer zu Reinhardtsdorf bei Pirna.

Bartholomäus Thiele, 1552 in Öderan geboren, besuchte das Freiburger Gymnasium und die Universitäten Leipzig und Wittenberg. 1584 trat er in Teplitz als Pfarrer an, zog aber 1587 als Pfarrer nach Forchheim bei Marienberg. Er starb 1630. Hering⁴⁹ nennt ihn Thilo und berichtet, daß der Bote, der seinen schriftlichen Nachlaß nach Freiberg zur Superintendentur bringen sollte, von feindlichen Soldaten geplündert worden sei, so daß alles verloren ging.

In Olbersdorf bei Teplitz war der Vater von Gottfried Rüdinger um 1600 Pfarrer. Er sandte seinen Sohn nach Freiberg aufs Gymnasium und auf die Universität Leipzig, wo er 1617 zum poeta laureatus gekrönt wurde. Gottfried finden wir 1637 als Pfarrer in Hosterwitz bei Dresden wieder.

Balthasar Loy (Eligius), ein Salzburger von Geburt, bezog 1528 die Universität Wittenberg und wurde später in Leipzig Lizentiat. Dazwischen hatte er 1529 als Diakonus in Schlettau gewirkt. In Schwaz tauchte er 1528 auf, kehrte aber später nach Schlettau zurück und war zuletzt Pfarrer in Thonberg bei Leipzig, wo er 1546 starb. Anfangs war er noch katholischer Priester.

⁴⁹ Ebenda 198.

Von Brück stammte Johann Bischoff. Er wurde 1552 Diakonus in Lichtenstein bei Zwickau, nahm dann in Ehrenfriedersdorf geistliche Ämter an und wurde 1564 Bergprediger in Annaberg. Er starb 1572. Ebenso stammte Johann Keller aus Brück, der 1552 Hospitalprediger in Annaberg war, 1557 nach Glashütte kam und 1560 starb. Melchior Heger aus Brück studierte in Leipzig und Wittenberg; er starb 1564 als Pfarrer in Wiederau in Sachsen.

Johann Zöckel aus Görkau besuchte das Gymnasium in Rumburg, wurde 1570 Diakonus in seiner Vaterstadt, folgte aber 1579 dem Rufe als Pfarrer nach Eibau bei Zittau. Er starb 1632. Auch die Pfarrerrfamilie Dresser (oder Drescher) stammt aus Görkau. Lorenz Dresser ist 1526 hier geboren, wurde Lehrer und 1553 Prediger in Kamnitz, kam aber 1576 als Substitut nach Bautzen, wurde dort Frühprediger an St. Petri und starb 1595. Sein Sohn Severin, geboren um 1541 in Kamnitz, studierte in Leipzig und Wittenberg, erhielt um 1566 die Pfarrei in Görkau, nahm dann 1581 das Pfarramt in Cunewalde in der Lausitz an und starb 1594. Severins Sohn Lorenz ist um 1566 in Görkau geboren, erwarb in Leipzig die Magisterwürde und folgte seinem Vater 1594 als Pfarrer in Cunewalde. Ein weiterer Dresser gehört unter die Exulanten nach 1620.

Aus katholischer Zeit wuchs Kaspar Zeuner, 1492 in Roßwein als Sohn eines Ratsherren geboren, ins Luthertum hinein. Nachdem er 1516 Prediger in Ebersbach (Lausitz) gewesen war, kam er 1517 nach Komotau. Dann finden wir ihn als lutherischen Superintendenten 1539 in Freiberg wieder. Er starb 1565. Komotauer Kind war Wolfgang Wagner. Er übernahm 1568 die Pfarrei in Dörnthal bei Freiberg und wurde 1589 Pfarrer in Sayda im Erzgebirge. Infolge der religiösen Streitigkeiten unter Kurfürst Christian I. wurde er abgesetzt, aber von seinem Kollator Heinrich von Schönberg auf Purschenstein gastfreundlich aufgenommen, bis er nach Christians Tod in sein Amt zurückkehren konnte⁵⁰. Er starb 1593. Michael Herold aus Komotau, geboren um 1535, studierte in Leipzig und wurde nach 1555 Pfarrer in Mohorn bei Tharandt, Nachfolger des Kaadeners Schmidt. Peter Lohse aus Öderan war 1562 Rektor in Komotau und ging zwei Jahre später nach Sachsen zurück. Zuerst war er in Harthau bei Chemnitz, dann in Langenau bei Freiberg Pfarrer gewesen. Er starb 1598.

Jakob Schmidt, um 1520 in Kaaden geboren, wurde 1542 Pfarrer in Mohorn bei Tharandt (siehe Herold, Komotau). Wolfgang Körbitzer, 1532 in Kaaden geboren, besuchte das Gymnasium St. Joachimsthal und die Universität Wittenberg und war 1562—1571 Pfarrer in Neudek. Kaspar Engelmann stammte aus Sayda. Dieser Erzgebirgler wanderte nach Paris, um die Sorbonne zu beziehen. Als er zurückgekehrt war, trat er in Kaaden um 1560 ein Pfarramt an, übersiedelte 1564 als Pfarrer nach Wohlbach im Vogtlande, 1567 nach Obercrinitz bei Zwickau und wurde 1567 emeritiert. Der nach 1600 in Kaaden geborene Georg Uhlich war ab 1632 Pfarrer in den erzgebirgischen Orten Kühnhaide, später Mildenau.

⁵⁰ Ebenda 254.

Die Stadt Asch hatte engste Beziehungen zu Adorf und dem Vogtland gehabt. Sie nahm 1589 den Sohn des Ölsnitzer Diakonus, Kaspar Oltzscha (Olza) als Diakonus an, der in Schulpforta und auf der Universität Leipzig ausgebildet worden war. Schon 1591 kehrte er als Helfer seines Vaters nach Ölsnitz zurück und wirkte zuletzt als Pfarrer in Schöneck im Vogtlande bis 1634. In Asch war der Adorfer Töpferssohn Johann Hertel 1596 Schulmeister. Er wurde zwei Jahre später Pfarrer in Marieney im Vogtland und starb 1635. Der Oberpfälzer Nikolaus Polant war erst Pfarrer in Asch, 1590 in Eger und wurde 1593 Superintendent in Plauen, 1603 desgleichen in Meißen; er starb 1611. Sein Sohn Viktorin Polant (bei Peschek II, 54 fälschlich Roland) ist in Asch oder Eger geboren, besuchte die Fürstenschule Meißen 1604—1608, als sein Vater dort tätig war, wurde 1614 Pfarrer in Großwaltersdorf bei Freiberg, 1624 in Roßwein und starb 1635.

Aus Eger stammt der berühmte Johann Habermann (Avenarius). Geboren 1516, war er anfangs Deutschordenspriester der Kommende Eger, schloß sich dann Luther an und wirkte 1542 als Geistlicher in Elsterberg, in Plauen 1544, in Lichtenstein 1552. Er war sodann bis 1558 in Falkenau in Böhmen tätig. Wegen der damaligen Verfolgung der Lutherischen ging er 1558 nach Wittenberg, wo er den theologischen Doktorgrad erwarb. Hier und in Jena hielt er in den Jahren 1573—1575 theologische Vorlesungen. Er verfaßte ein Andachtsbuch und ein Hebräisches Lexikon. Zuletzt war er Superintendent in Zeitz und starb 1590⁵¹. Wolfgang Ruprecht, 1522 in Eger geboren, besuchte 1542 die Universität Leipzig, war u. a. Hofprediger in Kulmbach, 1554 Pfarrer in Ehrenfriedersdorf und 1556 Superintendent in Schweinfurt. Georg Rhaesus (Resus) aus Eger studierte in Leipzig, war 1580 Pfarrer in Karlsbad, ging aber 1604 ins Schönburgische Ländchen nach Löbnitz bei Aue als Pfarrer und starb 1623. Thomas Lochmann aus Eger war 1555 Pfarrer in Krummenhennersdorf bei Freiberg. Auch Johann Junghans, 1565 geboren, stammte aus Eger. Nach seinem Studium in Leipzig und Wittenberg blieb er in Sachsen, zuerst als Substitut und 1602 als Pfarrer in Geilsdorf bei Plauen, dann in Niebra bei Werdau; er starb 1641. Nikolaus Kranichfeld, geboren in Dresden 1566 als Pfarrerssohn, kam nach dem Besuch von Schulpforta und der Universität Wittenberg 1587 als Substitut nach Dresden-Neustadt, wurde 1591 Pfarrer in Eger und ging 1603 als Pfarrer nach Erbisdorf bei Freiberg. Er starb 1626.

Von Plan stammt Magister Christoph Matthesius, der Student in Leipzig und 1572 Pfarrer in Lausick war. Dort wurde 1574 sein Sohn Johannes geboren, der später in Vaters Heimat Plan Pfarrer war, dort vertrieben wurde, sich als Schulmeister in Dresden und Lausick weiterhalf und 1609 als Diakonus in Waldheim zum geistlichen Amt zurückkehrte. Planer Kind war auch Christoph Wurtzel, geboren 1513. Sein Vater war dort

⁵¹ Pescheck II, 54, 146. — Schön, Theodor: Die Familie Avenarius. Schönburgische Geschichtsblätter (1898/99) 241.

Schulmeister. Über das Gymnasium Zwickau und die Universität Wittenberg kam er als Lehrer nach Eger, wirkte als Schulmeister in thüringischen Städten und wurde 1570 Superintendent in Glauchau, 1580 Pfarrer in Zeitz und starb 1593.

Tobias Kalbersberger aus Eisleben war zuerst Schulmeister in Karlsbad, sodann Lehrer in Wiesenthal und Crottendorf auf sächsischer Seite. 1562 wurde er Pfarrer in Tannenberg bei Annaberg, ging aber wieder nach Böhmen als Pfarrer in Totzau im Duppauer Gebirge. Seine letzte Pfarrstelle lag wieder in Sachsen, in Königswalde. Er starb 1608. 1583 war Melchior Tuchscherer Diakonus in Karlsbad. 1553 in Scheibenberg geboren und in Leipzig ausgebildet, war er zuerst Diakonus in Ehrenfriedersdorf, dann Diakonus in Lanz bei Falkenau in Böhmen, weiter in gleicher Eigenschaft 1585 in Neudek, zuletzt Pfarrer in Cranzahl bei Annaberg und starb 1610.

Sebastian Starcke, geboren in Meißen 1528, hörte 1545 in Leipzig Luther predigen. Als im Schmalkaldischen Kriege die Universität Leipzig gelitten hatte, wurde er im Heere des Kurfürsten Johann Friedrich Soldat, übernahm dann ein Schulmeisteramt in Naumburg, bezog nochmals die Universität Leipzig und wurde Magister, bald darauf Pfarrer in Buchholz. 1550 ging er nach Falkenau, wurde aber bereits 1555, wie viele andere lutherische Geistliche, infolge von Ferdinands Religionsedikt vertrieben. Neue Amtsstellen fand er in Thüringen, zuletzt als Superintendent in Mühlhausen⁵². Er starb 1586. (Vgl. bei Tetschen seinen Bruder.)

Nordböhmen

Der eigenartige Grenzverlauf zwischen Elbsandsteingebirge und der Lausitz ergab enge Beziehungen zwischen Nordböhmen und dem böhmischen Nebenlande Lausitz. Daher wanderten auch hier die Geistlichen und Lehrer herüber und hinüber.

In Schluckenau muß im 16. Jahrhundert ein Pfarrer Bauden gewirkt haben. Dessen Sohn Johann wurde in Schluckenau geboren und war 1591 Pfarrer in Bertsdorf bei Zittau. Er starb 1592. 1593 wurde Michael Bauden geboren, wohl ein Verwandter des vorigen. Er bezog die Universität Leipzig und wurde 1619 Pfarrer in Dürrhennersdorf, 1636 in Ruppertsdorf, Dörfern der 1635 sächsisch gewordenen Lausitz, und starb 1641.

Drei Pfarrer namens Kaiser stammen ebenfalls aus Schluckenau. Adam Kaiser, geboren 1590 als Sohn eines Handelsmannes, wurde 1617 Pfarrer in Taubenheim bei Löbau und später in Rennersdorf bei Löbau⁵³. Georg Kaiser, 1595 geboren, ist wohl ein Bruder des vorigen; er besuchte die Gymnasien Bautzen, Zittau und Freiberg, wurde 1616 Konrektor in Rumburg, dann Pfarrer (oder Kantor) in Schönbach bei Löbau und siedelte 1634 nach Rengersdorf am Queiß über. Er starb 1667. Adam Kaiser, der sich auch Caesar nannte, soll 1619 als Pfarrerssohn geboren sein. Er studierte in Leip-

⁵² Meltzer: Buchholz 151.

⁵³ Pescheck II, 84.

zig, wurde 1643 Pfarrer bei Zittau und später im Mansfeldischen. Johann Kolberg aus Schluckenau war 1556 Pfarrer in Taubenheim bei Löbau, zog 1563 nach Pankraz in Böhmen und 1569 nach Grottau an der sächsischen Grenze und starb 1585. Sein 1565 in Pankraz geborener Sohn Martin Kolberg besuchte das Gymnasium des nahen Zittau, wurde Hofprediger in Skal und Swigan in Böhmen, danach Pfarrer in sächsischen Orten und starb 1628. Auch Ambrosius Heidrich ist in Schluckenau geboren, begann als Diakonus 1541 in Roßwein, wurde 1543 Pfarrer in Altenberg und blieb zunächst auch im Osterzgebirge, in Maxen, wurde aber 1561 Pfarrer in Bensen. Auch Johann Mildner (auch Müldner, Wildner) ist aus Schluckenau gebürtig, studierte in Leipzig, wurde 1634 Pfarrer in Schönbach bei Löbau, später ebenso in Taubenheim und Ruppertsdorf bei Löbau. Wenn er 1642 „in hohem Alter“ starb, so muß er noch aus dem 16. Jahrhundert stammen und erst als Exulant 1620 nach Leipzig gelangt sein. Johann Christoph Förstel, ein Bauernsohn aus Schluckenau, ist vermutlich auch erst nach den Verfolgungen der Lutherischen nach Sachsen gekommen, hat 1631 in Leipzig studiert und wurde dann in Orten bei Dresden Pfarrer. Zwei Söhne von ihm wurden ebenfalls Pfarrer.

Als Pfarrer kamen nach Schluckenau: Jeremias Glatt (Glatoz) aus Dresden, in Wittenberg ausgebildet, der 1572 Pfarrer in Schluckenau wurde, aber bald darauf die Pfarrei Reinhardtsdorf bei Pirna übernahm und 1612 starb, sowie Jakob Merbitz (Merwitz) aus Dresden, erst Schuhmacher, 1543 Pfarrer in Salzfurt, 1546 Pfarrer in Leubnitz bei Dresden, 1555—1561 in Schluckenau tätig, bis er das Pfarramt Spremberg bei Löbau übernahm.

Michael Sonntag aus Hainsbach bei Schluckenau war 1560 Diakonus in Oppach bei Löbau. Aus Warnsdorf stammte Wolfgang Weinhaß (Weynast), der erst Küster in seinem Heimatort war und 1533 Pfarrer in Spitzkunnersdorf in der Lausitz wurde. Martin Opitz, dessen Vater Superintendent in Döbeln war, besuchte die Gymnasien Dresden und Freiberg und die Universität Wittenberg, wurde 1566 Pfarrer in Zeidler, aber schon nach einem Jahr Pfarrer in Fischbach bei Pirna und starb 1581. Cyriakus Fritzsche, geboren 1548 in Pirna, übernahm mit 20 Jahren das Pfarramt Zeidler, kehrte aber 1571 nach Sachsen, nach Sadisdorf im Osterzgebirge, zurück und starb 1610.

Johann Schneider aus Rumburg wurde 1546 Pfarrer in Friedersdorf bei Zittau. Johann Gabler, in Rumburg geboren, war 1583 Diakonus in Rumburg und 1597 Pfarrer daselbst. Merten, erst Spitzkunnersdorfer Pfarrer, war 1547 in Niederleutersdorf Geistlicher, wurde in Rumburg gefangen, taucht dann Mitte des 16. Jahrhunderts als Pfarrer in Stenn bei Zwickau auf. Magister Christian Wagner, Pfarrerssohn aus Bärnsdorf, bezog die Fürstenschule Meißen und die Universität Wittenberg. 1591 als Substitut in Altdresden wegen Verdachts des Calvinismus entlassen, fand er sofort in Rumburg als Pfarrer Anstellung und blieb dort bis 1598. Von da an war er bei Löbau und zuletzt als Archidiakonus in Zittau tätig. Er starb 1615. Der in Georgswalde geborene Lukas Menzel besuchte die Gymnasien Schluck-

kenau und Zittau, wurde Kantor in Löbau und Rumburg und 1565 Pfarrer in Bertsdorf bei Zittau.

Von Böhmischem-Kamnitz stammt Hieronymus Stolz, der 1542 Pfarrer in Johnsbach im Osterzgebirge wurde, aber 1546 nach Böhmen zurückkehrte. Gregor Reinhardt aus Frauenstein im Erzgebirge hatte die Gymnasien zu Dresden und Pirna besucht, aber keine Universitätsbildung genossen. Erst war er Lehrer in Kamnitz, dann in Bärenstein, nahe seiner Heimat, und wurde schließlich in Sadisdorf im Osterzgebirge Pfarrer. Er starb 1571. Auch Melchior Kittel stammte aus dem Osterzgebirge. Er wurde 1571 in Liebstadt geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Nach Besuch des Freiburger Gymnasiums und der Universität Wittenberg kam er 1596 als Pfarrer nach Böhmischem-Kamnitz, kehrte aber 1604 ins Osterzgebirge, nach Glashütte, als Pfarrer zurück und starb 1639. In Böhmischem-Kamnitz wurde sein gleichnamiger Sohn geboren, den er auf die Fürstenschule Meißen und die Universität Leipzig schickte. Dieser blieb in Sachsen als Pfarrer bei Pirna. Balthasar Kademann, geboren 1533 in Ortrand als Sohn eines Tuchmachers, wurde auf der Fürstenschule Meißen und der Universität Wittenberg ausgebildet, war zuerst in der Lausitz als Rektor tätig, u. a. in Bautzen. 1563 wurde er Diakonus in seinem Heimatort, 1567 Pfarrer in Langenhennersdorf und kam 1575 als Pfarrer nach Böhmischem-Kamnitz, blieb hier aber nur ein Jahr. Später, im Jahre 1579, finden wir ihn als Hofprediger in Dresden und 1587 als Superintendenten in Pirna. Samuel Killer aus Bautzen war zuerst Pfarrer in Walthersdorf bei Zittau; nach kurzem Aufenthalt in Schlesien kam er als Pfarrer nach Böhmischem-Kamnitz und starb als Pfarrer zu Hirschfelde im Jahre 1611 an der Pest.

In Sandau in Nordböhmen war Johann Zeißig aus Zwickau 1553—1555 Pfarrer, nachdem er u. a. bei Pirna und in Schandau (Sachsen) Pfarrstellen innegehabt hatte. In Kreipitz war der Vater von Christian Tieftrunk, geboren 1610, Pfarrer. Er sandte seinen Sohn auf die Kreuzschule Dresden, nach Schulpforta und zur Universität Leipzig. Christian wurde 1640 Pfarrer in Großwaltersdorf bei Freiberg.

Starke Anziehungskraft scheint Bensen ausgeübt zu haben. Georg Richter aus Wehlen bei Pirna war um 1545 Schulmeister in Bensen, später Diakonus in Lauenstein im Osterzgebirge und starb um 1555. Löblich (Aene-tius) aus Rochlitz war in Wittenberg Magister geworden und wirkte seit 1553 als Pfarrer in Bensen, wurde 1555 verjagt und fand bei Rochlitz eine Dorfpfarre. Er starb 1579. Johann Triller, Sohn eines Rektors in Torgau, war erst in Pommern tätig, 1555 in Bensen, danach im Osterzgebirge (Lauenstein) und in Dresden, wo er 1565 Hofprediger wurde und 1584 starb. Johann Busch aus Pirna kam über die Universitäten Leipzig und Wittenberg 1553 als Diakonus nach Bensen, ging aber 1558 als Pfarrer nach Wehlen an der Elbe und starb 1568. Martin Braun, ein gebürtiger Dresdner, besuchte die Fürstenschule Meißen und die Universität Wittenberg. Er wurde 1559 Rektor in Dresden-Neustadt, 1562 Pfarrer in Bensen, kehrte aber schon 1563 nach Dresden als Prediger zurück und übernahm 1569 die Pfarrei Tha-

randt. Sein Nachfolger in Bensen wurde Andreas Fürgang aus Ölsnitz im Vogtland. Er hatte 1552 die Universität Wittenberg besucht und war 1559 Pfarrer in Unterwürschnitz bei Zwickau gewesen. (Vgl. unter den Exulanten, Teil II, drei weitere Fürgangs). Valentin Conrad Wittel, Sohn eines Pfarrers in Lauenstein im Osterzgebirge, erwarb 1591 die Magisterwürde in Leipzig, wurde 1594 Pfarrer in Höflitz bei Bensen, bald danach in Bensen, wo ihm um 1600 sein Sohn August Wittel (Vitelius) geboren wurde. Der Vater zog 1602 als Pfarrer nach Kreischa in die Nähe seines Geburtsortes und starb 1630. Der Sohn, aufs Gymnasium Freiberg geschickt und in Meissen und an der Universität Leipzig weitergebildet, blieb 1635 in Döbra als Pfarrer, also auch im Osterzgebirge, und starb 1644 in Dresden.

Von Leipä stammt Matthäus Köhler, der auf der Universität Leipzig Magister und 1546 in Eutritzsch bei Leipzig, 1550 in Schkeuditz bei Halle Pfarrer wurde. Er starb 1552 an der Pest.

Leonhard Schilling ist um 1539 in Hohenelbe geboren. Sein Vater soll Pfarrer gewesen sein. Die Fürstenschule Pforta sowie die Universitäten Leipzig und Wittenberg bildeten ihn. In Ölsnitz im Vogtlande wurde er Rektor und 1565 Diakonus.

Aus Reichenberg stammte Johann Hartmann, der 1572 Pfarrer in Türchau bei Zittau wurde und 1584 gestorben ist. Magister Georg Michaelis, um 1565 in Friedland geboren, wurde 1595 Pfarrer in Bertsdorf im Eigen (Lausitz) und starb 1599. Augustin Großer, 1587 in Friedland geboren, bezog 1604 die Universität Leipzig, war 1611 in Beiersdorf (Lausitz) und 1614 in Kemnitz bei Löbau Pfarrer. Er starb 1660. Abraham Kloß (Closius) aus Görlitz, Gymnasiast in Breslau, Student in Frankfurt a. d. Oder, übernahm 1588 das Diakonat in Friedland, wechselte danach aber als Pfarrer ins nahe Weigsdorf hinüber. Nahe Friedland, in Bullendorf, war 1567 Kaspar Teucher (Teicher) Pfarrer, der aus Görlitz stammte und dort sowie in Breslau auf den Gymnasien gewesen war. Auch er ging später nach Weigsdorf. Johann Gabler (siehe Rumburg) wurde 1599 in Friedland Diakonus und ging dann in die Gegend von Lauban. Er starb 1613.

Christoph Germiné (bei Pescheck II, 91 Gervinus genannt) stammt aus Grottau, von wo er als Kind mit flüchten mußte. Er wurde 1656 Pfarrer in Dittersbach im Eigen (Lausitz). (Vgl. auch Johann Kolberg aus Schluckenau.)

Der in Schlaggenwald 1560 geborene David Schuster (Sartorius) hatte die Universität Leipzig besucht, war dann Lehrer in Buchau, Pfarrer in Friedersdorf in der Lausitz und 1598 Pestprediger in Zittau gewesen, bevor er das Pfarramt in Gabel antrat. 1613 kehrte er nach Zittau zurück, wiederum als Pestprediger, wurde 1624 Diakonus und starb 1640.

Verschiedene böhmische Orte

Drei Jahre in Eidlitz (Bez. Komotau) tätig, 1611—1614, war der Freiburger Georg Grosch. Er hatte die Fürstenschule Pforta und die Universität Leipzig besucht, übernahm, aus Böhmen zurückkehrend, 1614 erst in Gränitz bei

Freiberg, 10 Jahre später in Nassau im Erzgebirge Pfarrstellen. Er starb 1633 an der Pest. (Vgl. den Exulanten Michael Eberhard, der Lehrer in Eidlitz war.) Georg Wagner, Sohn eines sächsischen Pfarrers, über die Fürstenschule Meißen zum Magister gelangt, war nach 1610 Pfarrer in Grottau in Böhmen, später Geistlicher in Hormersdorf bei Stollberg und starb 1639. Als Schulmeister in Greusingthal (?) betätigte sich Johann Hempel, Sohn eines Blasmusikers aus Rochlitz. Er hatte die Gymnasien Magdeburg, Torgau und Freiberg besucht, aber keine Universität. 1553 erscheint er als Pfarrer in Rochlitz und zuletzt 1578 in Taura bei Chemnitz. Ähnlich war Gregor Böttger, Pfarrerssohn aus Mittweida, erst in sächsischen Städten Kantor, dann Lehrer in Körbitz bei Aussig (oder Karbitz bei Teplitz?), bevor er bei Leisnig und 1563 in Bieberstein bei Freiberg Pfarrer wurde. Er starb 1587. Anton Faber (genannt Anthoff) aus Herzberg kam 1540 als bisheriger Pfarrer von Oppach (Lausitz) nach Neustadt an der Tafelfichte und wurde 1542 Frühprediger in Bautzen. Gregor Gilbert aus Ehrenfriedersdorf, 1568 geboren, studierte in Wittenberg und war ab 1591 in Redenitz bei Duppau tätig, 1599 als Geistlicher in Markersbach im Osterzgebirge. (Vgl. seinen Bruder, den aus Sebastiansberg vertriebenen Lazarus Gilbert.) Johann Dröschel, in Hainichen als Pfarrerssohn geboren, kam über Schulmeistertätigkeit in Lengefeld 1566 als Pfarrer nach Ockenau bei Kaaden, erhielt aber schon im nächsten Jahre die Pfarrei in Niederzwönitz im Erzgebirge, 1579 die zu Waldkirchen bei Zschopau und starb 1607. Der Kandidat der Theologie, Benjamin Winkler, ab 1579 Lehrer in Bockau bei Aue, erhielt 1583 die Pfarrei Saar bei Kaaden⁵⁴.

Adam Keumal aus Mühltröff im Vogtland, im Gymnasium Altenburg gebildet, war erst Lehrer in Thann (?) in Böhmen, bis er 1566 die Pfarrei Langenbach bei Plauen erhielt. Magister Georg Matthäus aus Freiberg, dort und in Wittenberg ausgebildet, wurde 1601 Pfarrer in Maltheuern (Bez. Brûx), 1614 desgleichen in Pretzschendorf im Osterzgebirge. In Mohr bei Saaz war Magister Mathäus Müller (Moller) etwa 1580—1585 Pfarrer, der aus Rochlitz stammte, Schulpforta besucht und in Wittenberg studiert hatte. Er wurde danach Diakonus und später Archidiakonus in Annaberg und starb 1600. Egidius Rothe, Bürgersohn aus Kamenz und Theologiestudent in Leipzig, war Anfang des 17. Jahrhunderts Pfarrer in Zahoržan (Bez. Leitmeritz), bevor er 1613 Archidiakonus und 1632 Pastor Primarius seiner Heimatstadt wurde. Auch Samuel Schmiedel wechselte zwischen Sachsen und Böhmen hin und her. In Zethau bei Freiberg als Pfarrerssohn geboren, in Dresden, Freiberg, Leipzig ausgebildet, begann er 1597 als Substitut seines Vaters in Zethau, ging 1603 nach Rottendorf (?) in Böhmen und trat 1609 das Pfarramt in Flöha an. Christoph Stübner aus Reichenbach in der Lausitz hatte das Gymnasium Zittau sowie die Universitäten Leipzig und Wittenberg besucht. 1596 wurde er Pfarrer in Morchenstern in Nordböhmen, 1599 in Walthersdorf bei Zittau.

⁵⁴ Neue Sächsische Kirchengalerie, Ephorie Schneeberg. 1902, Spalte 263.

Bei einigen sächsischen Geistlichen findet sich nur die allgemeine Angabe „aus Böhmen“ oder „Pfarrer in Böhmen“.

Johann Ender, geboren „in Böhmen“, auch Enther, Enthner genannt, war 1559 Pfarrer in Beierfeld bei Aue. Anton Fabricius aus Sayda, 1544 Pfarrer in Pfaffroda, wo er 1551 entlassen wurde, danach Pfarrer „in Böhmen“, kehrte nach Sachsen zurück und war 1555—1575 Pfarrer in Reinhardsgrimma. Bonifacius Glöckner, „in Böhmen“ geboren, erscheint 1548—1555 als Pfarrer in Sadisdorf bei Dippoldiswalde. Basilius Kammerhöfer aus der Steiermark war nach Besuch der Universität Wittenberg Diakonus „in Böhmen“, 1559 Archidiakonus in Freiberg am Dom und ging dann nach Österreich. Paul Schmidt aus Zwickau, wo sein Vater Ratsherr war, erwarb in Wittenberg die Magisterwürde, wurde „Pfarrer in Böhmen“, 1583—1590 Pfarrer in Auerbach im Vogtlande. Abraham Weiße aus Öderan war nach dem Besuch der Universität Leipzig Pfarrer „in Böhmen“, 1584 Pfarrer in Peritz bei Großenhain. Nikolaus Wolf, gleichfalls aus Zwickau, studierte in Leipzig, übernahm 1539 die Pfarrei Lugau bei Zwickau, wurde 1543 Pfarrer „in Böhmen“ und 1553 Pfarrer in Neukirchen bei Stollberg.

Zusammenfassung

Hier sei ein Einschnitt gemacht, da die Exulantenzeit um 1620 in einer weiteren Arbeit behandelt werden soll. Soviel sei hier gesagt: Stärker als in Akten und Schriften erkennbar, wirkt sich das geistige Zusammenleben Sachsens mit Böhmen zwischen der Reformation und Gegenreformation aus in den menschlichen Verbindungen, die durch das Herüber und Hinüber von Hunderten von Geistlichen erfaßbar sind. Wie viele junge Schüler und Studenten kamen im 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts aus Böhmen in sächsische Schulen und Universitäten! Wie viele Pfarrer aus Sachsen haben wichtige Jahre ihres Lebens und Schaffens als Lehrer und Geistliche in böhmischen Orten verbracht, die Stellungen dort oftmals gewissermaßen als Sprungbrett benutzt, um in Sachsen gut unterzukommen! Wie viele junge Verteidiger der Reformation sind in böhmischen Orten geboren, darunter nicht wenige als Söhne von aus Sachsen stammenden Pfarrern! Die von Luther begründete Pfarrfamilie war ja überhaupt ein starker Träger geistiger Werte, darunter auch der Musik. So finden wir oft Kantoren unter den hin und her Wandernden.

Bezeichnend ist, daß an diesem lebhaften Kulturaustausch meist böhmische Gegenden mit deutsch sprechender Bevölkerung beteiligt waren, was sich vor allem daraus erklärt, daß die aus Sachsen stammenden oder in Sachsen geschulten Männer deutsch predigten. So muß für die Verbreitung der neuhochdeutschen, auf Luthers Bibelübersetzung mit beruhenden Schriftsprache dieser Pfarreraustausch von größter Bedeutung gewesen sein. Die Namen dieser Männer zeigen, daß fast nur deutsche Lehrer und Geistliche an diesem Kulturaustausch teilgenommen haben. Tschechische Namen fehlen gänzlich. Einige aus slawischen Wortwurzeln erklärbare Familiennamen wie Kretzsch-

mar sind ja auch in sächsischen Gegenden häufig. Übrigens finden sich allerhand Beispiele dafür, daß im 16. Jahrhundert Gelehrte gern ihre Namen in lateinische Formen kleideten.

Jedenfalls bestand vor 1620 ein ungestörtes Miteinander zwischen sächsischen und in Böhmen wohnenden Menschen. Das Kulturleben beider Länder war geradezu miteinander verzahnt wie später niemals wieder. Dadurch ergaben sich viele gute, auf persönlicher Erfahrung und Verwandtschaft beruhende Beziehungen zwischen Orten, Menschen, Zuständen beiderseits der leicht überschreitbaren, politisch kaum wahrnehmbaren Grenze. Außer für kulturgeschichtliche Erfassung jener Zeit können auch Ortsgeschichte und Familiengeschichte beider Länder aus dem dargebotenen Material Nutzen ziehen.

BERGSTADT PLATTEN

Wirtschaftlich-kulturelle Beziehungen und Binnenwanderung im böhmisch-sächsischen Erzgebirge 1532—1938

Von Horst Pobl

Platten ist eine kleine sudetendeutsche Stadt an der Bahnlinie Karlsbad-Zwickau/Sachsen. Sie hatte bis 1945 ein Bezirksgericht und eine Bürgerschule und zählte 1930 etwa 2300 fast ausschließlich deutschsprachige Einwohner. Ursprünglich als sächsische Bergmannssiedlung angelegt, besaß Platten zuletzt durch Löffel- und Handschuhherzeugung sowie als Wintersportplatz eine bescheidene Bedeutung.

Die Untersuchung der auswärtigen Beziehungen der Stadt ist deshalb reizvoll, weil Platten in mehrfacher Hinsicht Grenzort ist. Es liegt auf dem Erzgebirgskamm, der natürlichen Barriere zwischen Sachsen und Böhmen, und damit auf der Wasserscheide zwischen Mulde und Eger. Die anderen Grenzen sind die der Mundart, der Konfession und des Staates. Sie blieben im Laufe der Jahrhunderte nicht unverändert. So rückte die Grenze der egerländischen Mundart vom Süden gegen den Kamm des Gebirges vor und bedrohte zeitweilig die in Platten gesprochene erzgebirgische Mundart. Die Konfessionsgrenze entstand überhaupt erst in der Gegenreformation, als Böhmen zum Katholizismus zurückgeführt wurde, Sachsen aber protestantisch blieb. Die Staatsgrenze, die ursprünglich südlich an Platten vorbeilief, wurde nach dem Schmalkaldischen Krieg nach Norden verlegt und Platten damit dem böhmischen Königreich einverleibt.

Der erste Teil dieser Arbeit ist eine Darstellung der administrativen, wirtschaftlichen, verkehrsgeographischen, kulturellen und gesellschaftlichen Beziehungen Plattens in räumlicher Hinsicht — ein Versuch, der weitgehend der Ergänzung und Korrektur bedarf. Behandelt wird die Zeit von der Gründung der Stadt im Jahre 1532 bis zum Anschluß an das Deutsche Reich 1938. Benutzt wurde das heimatgeschichtliche Schrifttum, gelegentlich durch archivalische Notizen ergänzt sowie persönliche Umfragen bei Geistlichen, Lehrern, Verwaltungsbeamten, Industriellen, Gewerbetreibenden, Arbeitern und alten einheimischen Leuten.

Um bis zu einem gewissen Grade auch die Binnenwanderung mit zu erfassen, werden im zweiten Teil die Plattener Heiratskreise untersucht. Erst hier setzt also die eigentliche eigene Forschung ein. Es handelt sich um die auswärtigen, nach Platten heiratenden Personen nach Anzahl und Herkunftsorten. In sechs Perioden zu je 25 Jahren wurden sämtliche Trauungen erfaßt, soweit sie in Platten vollzogen und nicht nur dort verkündet worden sind.

Das Material umfaßt 5109 Personen, davon 1488 fremdbürtige Traupartner, d. h. solche, die nicht im Kirchspiel geboren wurden.

Als Quellen dienten die 1542 beginnenden Kirchenbücher des katholischen Pfarramts Platten. Die erste Periode wurde nicht nach dem Original, sondern nach einem handschriftlichen Auszug bearbeitet¹. Für die letzten Untersuchungsperioden wurden zur Ergänzung die Matriken der evangelischen Pfarrämter Karlsbad und Neudek herangezogen. Einige jüdische Traueinträge der älteren Zeit fanden sich in den Lichtenstadter und Karlsbader Judenmatriken, die im Karlsbader Landratsamt lagen. Die nicht-kirchlich Getrauten der letzten Periode fanden sich in den Matriken des Neudeker Landratsamtes, die nach dem Anschluß für sieben Monate den Charakter von standesamtlichen Aufzeichnungen annahmen. Im Mai 1939 wurden die Standesämter im Sudetengau denen des Altreichs angeglichen. Von da ab ersetzten die standesamtlichen Eintragungen alle anderen bis dahin benutzten Unterlagen. In der Periode 1665—89 war Platten noch nicht rein katholisch. Es wurden auch die Matriken der benachbarten sächsischen Pfarreien Eibenstock, Johanngeorgenstadt, Schneeberg und Schwarzenberg eingesehen, da sich dort die in Platten wohnenden Protestanten hätten trauen lassen können; es fanden sich aber keine einschlägigen Einträge. Unberücksichtigt bleiben die katholischen Sachsen, die sich in Platten lediglich trauen ließen, ohne hier zu wohnen.

In den ersten drei Perioden sind die in den Matriken angegebenen Herkunftsorte nicht immer Geburtsorte, verweisen aber meist auf das Geburtsland, wie familiengeschichtliche Studien ergeben haben. Sechs nicht identifizierbare Orte konnten immerhin dem deutschen bzw. tschechischen Sprachgebiet zugeteilt werden.

Die Untersuchung bezieht sich nicht nur auf die Stadt Platten, sondern generell auf die Gesamtparochie, da die älteren Matriken hierin nicht unterscheiden. Die Parochie (1930: 4033 Einwohner) umfaßt die Stadtgemeinde Platten (1930: 2341 Einwohner) und die Dorfgemeinde Breitenbach mit den kleinen Ansiedlungen Pechöfen, Ziegenschacht, Brettmühl, Schwimmiger, Streitseifen, Jungenhengst, Zwittermühl, Todtenbach und Irrgang (1930: 1692 Einw.).

Im Anschluß an die Untersuchung der Heiratskreise werden Fragen der Mundart und des Volkstums behandelt.

1. Teil. Plattens auswärtige Beziehungen

Gründungszeit. Platten eine sächsische Stadt. Die Gegend um Platten² liegt im Bereich des umfangreichen Granitstockes des Eibenstocker Turmalingranites. Doch verläuft westlich des Plattener Baches eine Verwerfung von NW nach SO, auf deren NO-Flanke die Kontaktschiefer, vorwiegend Quarz-

¹ Von Robert Jahn, um 1930. Kath. Pfarramt Platten.

² Geologische Angaben nach Mitteilung von Oberstudiendir. Willibald Krause, Meerane/Sachsen.

phyllit, den Granit bedecken. Weiter östlich kommt, zum Teil auch durch Verwerfungen bedingt, wieder mittelkörniger Turmalingranit zum Ausstrich, so am Plattenberge und an der SW-Flanke des Steinberges. Auf diesem und auf der Steinhöhe breiten sich über einer Unterlage von tertiären Kiesen kleine Basaltdecken aus, die sich in Fetzen noch ein weiteres Stück nach Osten fortsetzen (Gottesgaber Spitzberg, Tiefer Grund um Oberwiesenthal). Ebenso überzieht den Gipfel des Pleßberges eine Basaltdecke. Südlich der Linie Bärningen-Abertham-Pleßberg tritt die Grenze der Phyllitzzone gegen den Granitstock weit nach Osten zurück, bis sie auf dem Höhenrücken westlich des Joachimsthaler Talzuges von dem Muscovitschieferzug des mittleren Erzgebirges abgeschnitten wird.

Das Erzgebirge steigt von Sachsen aus allmählich an und fällt steil gegen Böhmen ab. Der natürliche Zugang nach Platten von Norden her führt von der Zwickauer Mulde in sanftem Anstieg das Schwarzwasser aufwärts, wo mit zunehmender Höhe die Nadelwälder immer dichter werden. Das Tal des Breitenbachs weitet sich bei Platten zu einer kleinen Hochfläche, der „Platt“, die als flacher Sattel den Kamm überwindet und südwärts in ein Bachtal übergeht. Hier eilt die Wistritz zur Eger.

Platten liegt fast 900 m hoch und zwar unmittelbar nördlich vom Kamm, so daß es von Natur eher nach Norden als nach Süden schaut. Die Berge der Umgebung steigen bis über 1000 m an. Der Wald ist rings um Platten etwa einen Kilometer im Halbmesser gerodet. Das rauhe Klima und der kärgliche Boden erlauben nur Graswirtschaft. Die durchschnittliche Jahrestemperatur beträgt 4° Celsius, die Niederschlagsmenge 1000 mm.

Die tiefer gelegenen Gebiete des Westerzgebirges wurden im Zeitalter der deutschen Ostkolonisation besiedelt. Vom Norden her drangen mainfränkische und mitteldeutsche Siedler in den Gebirgswald vor, vom Süden, nämlich vom Egerland her, kamen mainfränkische und nordbairische Siedler.

Die zweite große Siedelbewegung des Westerzgebirges setzte 1470 mit der Entdeckung der Silberschätze ein. Nun wurden auch die oberen Teile des Gebirges erreicht, mehr von Sachsen als vom Egerlande aus. Die Mundart des sog. „Erzgebirgischen“ erschloß hier auf den Höhen des Westerzgebirges eine neue Provinz. Der dünne Zuzug aus anderen deutschen Gegenden konnte sich dagegen sprachlich nicht durchsetzen.

Im Zuge der soeben erwähnten zweiten Siedelbewegung schossen neue Bergstädte wie Pilze aus der Erde: Schneeberg (1470), Annaberg (1492), Joachimsthal (1517), Marienberg (1521), Plattens Nachbarstädte Abertham (1525) und Bärningen (1532) sowie Platten³ selbst (1532). Alle diese Städte wurden in der Hauptsache von Sachsen aus besiedelt. Während jedoch Abertham und Bärningen jenseits der Grenze lagen, gehörte Platten noch zu Sachsen, näm-

³ Für die folgenden Abschnitte wurden wiederholt benutzt: Korb, Walter: 400 Jahre Bergstadt Platten. Festschr. z. 400-Jahrfeier d. Bergstadt Platten. Platten 1932. — Jahn, Robert: Auf der Platt. Beitr. z. 400 jähr. Jubiläum unserer Mutterstadt v. 1532—1654. Johanneorgenstadt 1932.

lich zur Herrschaft Schwarzenberg, die 1533 als böhmisches Lehen von den Tettaus an die ernestinische Linie der Wettiner übergang.

Platten war eine sächsische Stadt. Die ersten Funde, in der Hauptsache Zinn, machten die Brüder Schaller aus Buchholz⁴. Sie waren es auch, die den ersten Abbau organisierten und zu Wortführern der jungen Ansiedlung wurden. Die Bergbehörden saßen in Schneeberg⁵. Sie gaben die ersten Kredite, schoben sich aber oft hemmend zwischen den Kurfürsten und die neue Ansiedlung. Die Plattener Bergleute forderten eine Bergordnung nach dem Muster derjenigen von Altenberg, Ehrenfriedersdorf oder Geyer. Nach der Besichtigung durch Beamte aus Schwarzenberg, Geyer, Gottesgab, Eibenstock, Buchholz, Ehrenfriedersdorf und später auch aus Graupen, als einzigem nichtsächsischen Ort, bekam Platten eine Bergordnung nach dem Muster derjenigen von Schneeberg. Ein Beamter aus Schwarzenberg übernahm das Bergmeisteramt. An der Gründung der Stadt waren der Bergmeister von Schwarzenberg, der Bergvogt von Buchholz und andere Beamte aus Städten des sächsischen Westertagebirges beteiligt.

Schon 1520 war ein Zwickauer mit den Seifen am oberen Schwarzwasser belehnt worden⁶. Nach der Gründung erscheint eine ganze Reihe Schwarzenberger als Gewerken⁷, später u. a. auch die Grafen v. Mansfeld, die Herzöge von Braunschweig, die Grafen von Nassau. Nichtsächsische Geldgeber lehnte Schneeberg in der ersten Zeit ab⁸.

Die meisten Ansiedler kamen aus anderen Teilen der Herrschaft Schwarzenberg, aus den umliegenden Bergstädten und Dörfern⁹, aus Eibenstock, Neustädtel und Breitenbrunn, besonders aber aus Schneeberg, so daß Platten als eine Kolonie dieser Stadt bezeichnet wurde¹⁰. Angesehene Bürger stammten unter anderem aus Graupen, Schwarzenberg, Geysing und Thierbach bei Neudek. Im allgemeinen war der Zuzug von Süden, etwa von Neudek und Lichtenstadt, wesentlich geringer als der von Norden. Die Mundart von Platten ist erzgebirgisch, gleich der aller anderen hier genannten neu gegründeten Bergstädte. Die Mundartgrenze läuft südwestlich an Platten vorbei. Schon in Neudek überwiegen egerländische Sprachelemente, denn es wurde von Süden her gegründet¹¹. Das Dorf Neuhammer, zwischen beiden Städten gelegen, erhielt Siedler von Norden und Süden¹², was sich in seiner Mundart bemerkbar macht. Die Einwohnerzahl Plattens ist für die erste Zeit nicht

⁴ Matthes, Erich: Die Anfänge der Bergstadt Platten. *Bohemia-Jahrbuch* 1 (1960) 122—152, dem ich hier vielfach folge.

⁵ Fröbe, Walter: Herrschaft und Stadt Schwarzenberg bis zum 16. Jahrhundert. Schwarzenberg 1930, S. 294.

⁶ Fröbe 295.

⁷ Fröbe 467.

⁸ Matthes: Anfänge 130 und 152.

⁹ Fröbe 297 f.

¹⁰ Meltzer, Christian: *Historia Schneebergensis renovata*. Schneeberg 1716, S. 1241.

¹¹ Pilz, Josef: *Geschichte der Stadt Neudek*. Neudek 1923.

¹² Pohl, Horst: Zur Geschichte des Dorfes Neuhammer. *Erzgebirgs-Zeitung* 62/3 (1942) 72 f.

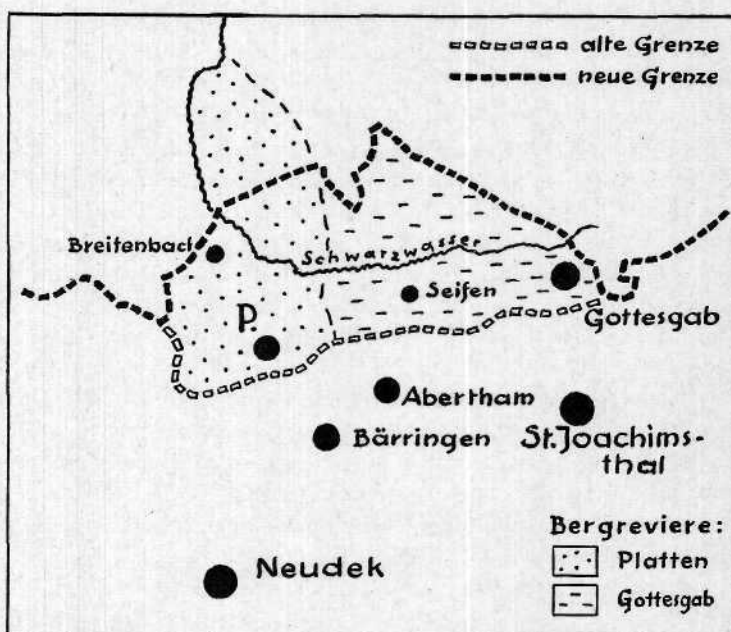


Abb. 1 Grenzverlauf vor und nach 1556.

überliefert. Von 1542 bis 1566 fanden jährlich im Mittel 90 Taufen, 14 Trauungen und 60 Begräbnisse statt.

Die neue Bergstadt lag in klimatisch ungünstigem Kammgebiet und abseits von den großen Verkehrswegen. Nur ein bedeutender Bergbau verbunden mit den vom sächsischen Kurfürsten verliehenen Privilegien konnte unter so ungünstigen Verhältnissen zur Gründung einer Stadt führen. Wie wenig ein Gebiet wie Platten zur Ansiedlung geeignet ist, zeigte sich auch nach 1945 wieder sehr deutlich¹³. Das Plattener Bergrevier (Abb. 1) wurde aus Teilen der Reviere Eibenstock, Schwarzenberg und Gottesgab zusammengefügt. Bergherr war der Kurfürst. Die Grenze des Plattener Reviers verlief im Norden bei Breitenbrunn, im Westen bei Jugel, trat im Süden — zugleich als Landesgrenze — dicht an die Stadt heran und berührte im Osten Zwittermühl¹⁴.

Wirtschaftlich war die Stadt zunächst nach Sachsen orientiert und eng mit der Herrschaft Schwarzenberg verflochten¹⁵. Gewichte und Maße wurden in Zwickau geeicht, die Verkaufsordnung der von Zwickau oder Schneeberg an-

¹³ Hammerschmidt, Annelies: Wandlungen der Bevölkerungsverteilung in Nordwestböhmen seit dem 2. Weltkrieg. Remagen 1954, S. 237. (Berichte z. dt. Landeskunde 12/2.)

¹⁴ Fröbe, Karte nach S. 32.

¹⁵ Fröbe 68.

gepaßt¹⁶. Freiheit von Geleit und Zoll sollten die so schwierige Heranführung der Lebensbedürfnisse erleichtern. Das walddreiche Gebiet um Platten und Gottesgab belieferte die Bergstädte des sächsischen Westerzgebirges mit Holz. Platten hatte ein eigenes Waldrevier und eigenes Waldrecht¹⁷. Andererseits bezog die Stadt vom Kugelhammer bei Eibenstock Eisen, Stroh kam aus Lichtenstadt, Brot aus Kloster Grünhain und Braueinrichtungen aus Buchholz¹⁸. Auch weitere Beziehungen bahnten sich an. So genoß Zinn aus dem Plattener Revier bereits im 16. Jahrhundert in Nürnberg guten Ruf¹⁹. 1545 wird ein Plattener Bürger in eine Schuldsache mit Nürnberger Handelsherren und den Gesellschaftern des sächsischen Blechhandels verwickelt²⁰.

Mit Hilfe von Leuten aus Sosa, Hundshübel und Eibenstock wurde eine Fahrstraße angelegt, die vom mittleren Schwarzwasser herauf nach Platten führte und als Paßstraße über Bärzingen den Anschluß hinunter nach Lichtenstadt und dem Egergraben fand.

Da Platten auf der Wasserscheide liegt, fehlte es an Wasser für Bergwerke, Pochwerke, Mühlen und für den Feuerschutz. Man zapfte deshalb das obere Schwarzwasser an und ließ durch einen Nürnberger Ingenieur einen 20 km langen Kunstgraben bauen, der Seifen, Irrgang, Todtenbach berührte, nördlich, um den Großen Plattenberg herum, die Stadt erreichte und in den Breitenbach mündete. Der Graben wurde von den Plattenern bis ins 20. Jahrhundert hinein gegen Übergriffe der Gottesgaber, Seifener und Joachimsthaler verteidigt²¹.

Platten war ein Teil der sächsisch-mitteldeutschen Kulturprovinz. Der durch Hüttenbetrieb und Zinnbergbau verursachte Wohlstand und die kulturelle Höhe der Stadt stehen im Gegensatz zum späteren Niedergang.

1543 ergingen in einem Plattener Prozeß Urteile vom Schöppenstuhl in Leipzig und vom Ehgericht in Wittenberg. Die kirchliche Inspektion übte Zwickau aus. Die Grenze der Kirchenprovinzen deckte sich mit der Staatsgrenze: Platten und Gottesgab gehörten zum Bistum Naumburg; alles, was südlich davon lag, zum Erzbistum Prag.

Die Reformation hatte bei den erzgebirgischen Bergleuten als einer auch im Geistigen beweglichen Bevölkerung rasche Aufnahme gefunden. Hier übte besonders die blühende Bergstadt St. Joachimsthal ihren Einfluß aus. Jahrzehntelang stand Platten im Schatten dieser bedeutenden Nachbarstadt. 1545 warb in Platten ein Joachimsthaler Lehrer für die Wiedertäufer, die in Böhmen großen Anhang hatten, und brachte mehrere Plattener in Verdacht der „Schwärmerei“ und somit auf Befehl des Kurfürsten nach Zwickau zum Verhör²².

¹⁶ Matthes: Anfänge 134f.

¹⁷ Fröbe 231 und 306.

¹⁸ Matthes: Anfänge 127, 133, 135.

¹⁹ Dettling, Käthe: Der Metallhandel Nürnbergs im 16. Jahrhundert. Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Nürnberg 27 (1928) 220.

²⁰ Stadtarchiv Nürnberg, Lib. cons., Bd. 59, f. 126.

²¹ Schott, Johann: Geschichte des Erbwassergrabens der Bergstadt Platten. Unsere Heimat. Beil. d. Gemeindeamtl. Nachrichten f. d. obere Erzgebirge 4 (1924).

²² Wappler, Paul: Inquisition und Ketzerprozesse in Zwickau zur Reformationszeit. Leipzig 1908, S. 121 ff.

Es gab in Platten auch Leute mit realistischer Einstellung, besonders auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet. Hier ist Wolf Schaller, der Gründer von Platten zu nennen, der sein Selbstbewußtsein gegenüber dem Landesherrn durch Exil in Joachimsthal büßte, während seine Gesinnungsgenossen nach Bärzingen und Elterlein zogen²³.

Platten im zentralistischen österreichischen Staat. Platten war zunächst nach Norden ausgerichtet, reagierte aber sehr bald auf das wirtschaftliche Potential der tiefer gelegenen Landstriche im Süden, an der Eger. Obwohl die neu ausgebaute Straße Schwarzenberg-Platten-Lichtenstadt nach Norden geringeres Gefälle als nach Süden hat, führte Platten seine Gebrauchsgüter mehr und mehr von Böhmen ein und knüpfte Handelsbeziehungen an, z. B. nach Lichtenstadt, wo eine Pechgewerkschaft ihren Sitz hatte²⁴. Schließlich mußte man den Geldverkehr mit böhmischer Münze freigeben²⁵.

Nach dieser ersten wirtschaftlichen Fühlungnahme folgte, wenn auch nicht kausal, die politische Angliederung an den böhmischen Raum²⁶. 1546 geriet nämlich die Herrschaft Schwarzenberg in die hohe Politik. Sie gehörte teilweise zu dem Preis, den Karl V. dem Herzog Moritz für seinen Beistand gegen den Schmalkaldischen Bund versprach. Dabei beanspruchte der Kaiser das erz- und holzreiche Gebiet von Platten und Gottesgab für sich selbst. Gegen diese für das sächsische Hinterland ungünstige Teilung protestierten Schneeberg und Zwickau: die Herrschaft Schwarzenberg sei „nicht allein vor ein Schatz des Hauses zu Sachsen, sondern auch für eine Festung und Mauer gegen die Kron Behemen gehalten worden“²⁷. Durch die Wegnahme des „waldischen“ Gebietes von Platten und Gottesgab kämen Hammerschmiede und Köhler um ihre Arbeit, der Bergbau um Eibenstock, Schwarzenberg und Schneeberg müsse am Holzmangel sterben. Umgekehrt könne Schwarzenberg weder Brot noch Bier ins „Waldische“ verkaufen.

Die Proteste verhallen ungehört. 1556 kommen Platten und Gottesgab endgültig an die Krone Böhmen. Damit springt die Grenze vom Süden Plattens in den Norden (Abb. 1).

Der sächsische Kurfürst behielt die Jagd und den halben Zehnt²⁸. Im übrigen wurde Platten ein unter dem Schutze des Joachimsthaler Magistrats stehendes königliches Territorium²⁹ und gehörte zum Elbogener Kreis, im Gegensatz etwa zu Neudek und Bärzingen, die als Enklaven zum Saazer Kreis gehörten. Beide Kreise wurden im 18. Jahrhundert zusammengelegt.

²³ Matthes: Anfänge 146 ff.

²⁴ Fröbe 248.

²⁵ Fröbe 302.

²⁶ Dieser Absatz nach Fröbe 62.

²⁷ Zitiert bei Fröbe 68.

²⁸ Francke, Frdr.: Zur Gründungsgeschichte von Johanngeorgenstadt. Schneeberg 1854, S. 9.

²⁹ Weizsäcker, Wilhelm: Geschichte des Bergbaus in den Sudetenländern. Prag 1928, S. 11. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Hrsg. v. Dt. Ver. z. Verbreitung gemeinn. Kenntnisse.)

Das Oberamt in St. Joachimsthal erteilte nun Platten laufend Anweisungen in Bergwerksangelegenheiten³⁰, jedoch behielt Platten den eigenen Bergmeister³¹. Kaiser Ferdinand III. bestätigte die Privilegien und erließ neue, Bergwerk und Wirtschaft fördernde Bestimmungen. Maße und Gewichte gingen der Stadt nun von kaiserlichen Beamten zu. Das Bergrevier wurde neu abgegrenzt und ein Wochen- sowie ein Jahrmarkt bewilligt³². Gottesgab wurde dabei mit Platten in mancher Hinsicht gleichgestellt, jedoch hatte nach der Relation von 1572 der Plattener Bergmeister auch das Gottesgaber Bergamt mit zu versehen³³.

Die Schulaufsicht — früher von Zwickau durchgeführt — übernahm Joachimsthal, desgleichen die kirchliche Inspektion. Zum Plattener Kirchspiel gehörte außer der Stadt selbst das Dorf Breitenbach, unmittelbar an der Landesgrenze, mit mehreren kleinen Ansiedlungen. Der Plattener Pfarrer hatte zeitweilig die Pfarrämter der benachbarten Städte Bärzingen und Abergtham zu versehen.

Handel und Wirtschaft folgten nun immer mehr der Straße über Lichtenstadt ins Egerland. Diese Straße ließ Platten 1599 instand setzen, „weil von dorthier die Lebensbedürfnisse geführt werden müssen“³⁴. Schlackenwerth lieferte Gebrauchsgegenstände³⁵, Mehl wurde aus Salmthal, Merckelsgrün, Lichtenstadt und Elbogen eingeführt, Getreide aus Schlackenwerth und Elbogen. In einen Rechtsstreit wegen einer Kornlieferung aus Tirschenreuth 1630—36 sind auch Bürger aus Lichtenstadt und Joachimsthal verwickelt³⁶. Brot kam aus Salmthal und Wiesenthal, Malz aus Neudek, Schlackenwerth, Elbogen und Joachimsthal. Leder bezog man aus Leipzig und Zwickau, später aus Neudek und Elbogen. — Solange Platten selbst keinen Arzt besaß, mußte man den in Neudek aufsuchen. Trotz der Nähe hatte man mit Neudek und Neuhammer verhältnismäßig wenig Verbindung. Von beiden Orten wird Platten durch den Plattnerberg getrennt. Die Verbindung bildete zunächst nur ein gewundener Weg durch den Wald.

Die Umstellung auf den böhmischen Wirtschaftsraum wurde durch die geographische Lage Plattens erschwert. Der Überlandverkehr mied die Plattener Straße und bevorzugte den Preßnitzer und den Frühbußer Paß. Mit Elbogen als Kreishauptstadt stand der Plattener Rat in lebhaftem Schriftwechsel, wenn auch an erster Stelle Joachimsthal lag³⁷.

Auch nach der Angliederung an Böhmen war der Bergbau³⁸ auf Zinn,

³⁰ Ratsprotokolle der Bergstadt Platten 1598—1601. Handschr. Heimatmuseum Platten.

³¹ Weizsäcker, Wilhelm: Sächsisches Bergrecht in Böhmen. Reichenberg 1929, S. 261.

³² Germanisches Nationalmuseum Nürnberg. Bände und Akten 1785.

³³ Weizsäcker: Bergrecht 262, Anm. 88.

³⁴ Zitiert bei Korb 19.

³⁵ Kühn1, Josef: Geschichte der Stadt Schlackenwerth. Schlackenwerth [1923], S. 100.

³⁶ Stadtarchiv Amberg, Akten Bestand 898.

³⁷ Ratsprotokolle.

³⁸ Vgl. Ältere Plattener Chronik 1565—1619; Ratsremissorium der Gerichts- und Stadtbücher der kais. freien Bergstadt Platten; Bergwerksbegebenheiten der kgl. Bergstadt Platten 1520—1755 — alle drei handschr. im Plattener Heimatmuseum.

Silber und Kobalt Haupterwerbsquelle; aber die Ausbeute ließ nach. Als Besitzer der Gruben und Hütten erscheinen der böhmische König, die Gemeinde und auswärtige Kapitalisten, wie Friedrich Pfalzgraf bei Rhein, Christian Schwerzer, Erbsasse auf Falkenburg, und reiche Leipziger und Nürnberger Unternehmer³⁹. Die Nürnberger Weißblechherstellung bezog Zinn teilweise aus Platten⁴⁰. Die Farbmühle am Pechbach errichtete ein Magdeburger Apotheker, die Farbmühlen am Breitenbach gehörten der erzgebirgischen Glasmacherfamilie Schürer. 1611 ging der Farbhandel bis nach Lübeck⁴¹. Ein Mann aus Schlaggenwald kaufte das Breitenbacher Hammerwerk⁴². Ein Nürnberger besaß die obere Schmelzhütte. Indessen hielt die Blütezeit von Bergwesen und Hüttenbetrieb nicht lange an. So klagt 1605 ein Nürnberger, daß er zur Wiederbelebung der Bergwerke um Platten viel tausend Taler angewendet habe⁴³.

Wie wir sahen, wurde Platten von seinen ursprünglichen verwaltungsmäßigen Grundlagen abgeschnitten und in einen anderen politischen Rahmen gespannt. Administrativ steht es nunmehr mit Elbogen und besonders mit Joachimsthal in Verbindung. Wirtschaftlich hatte es sich schon vorher von Sachsen distanziert, jetzt erschlaffen die Beziehungen dorthin noch mehr. Während Bergwesen und Hüttenbetrieb auch weiterhin Kontakte nach Nord und nach West aufrechterhalten, werden Nahrungsmittel und Gebrauchsgüter fast ausschließlich aus dem Egerland eingeführt.

An Einwohnerzahl dürfte damals Platten etwas größer als seine Nachbarstädte Bärnigen, Abertham, Gottesgab und Neudek gewesen sein. Joachimsthal, obwohl im Rückgang begriffen, hatte noch immer eine weit höhere Einwohnerzahl.

Zu Anfang des Dreißigjährigen Krieges versicherte sich das aufständische Prager Direktorium auch der Hilfe von Platten. Die Stadt koordinierte sich in Fragen der Kriegssteuer mit Bleistadt, Gottesgab und Joachimsthal⁴⁴. Der Krieg selbst mit seinen Kontributionen, Einquartierungen, Brandschatzungen, Plünderungen und Seuchen und mit der Unsicherheit aller Verhältnisse traf Platten empfindlich. Das Bergwesen verfiel immer mehr. Zufolge der Einfuhr aus Amerika sanken die Metallpreise.

Nach Rudolf Schreiber⁴⁵ hatte die Stadt um 1650 nur 69 bewohnte Häuser

— Ferner: Sternberg, Graf Kaspar: Umriss einer Geschichte der böhmischen Bergwerke. Bd. 1. Prag 1836, S. 464—466. — Reyer, E.: Zinn. Eine geologisch-montan-histor. Monographie. Berlin 1881, S. 54 f.

³⁹ Dettling 220 f.

⁴⁰ Matthes, Erich: Die Einführung der Weißblechherstellung im sächs. Erzgebirge 1536. Glückauf. Ztschr. d. Erzgeb. Vereins (1942) 7—8.

⁴¹ Walfried, Jos.: Gewerbliches Leben am Breitenbache. MVGD 21 (1883).

⁴² Bruchmüller, W.: Der Kobaltbergbau und die Blaufarbenwerke in Sachsen bis 1653. Cossen/O. 1897.

⁴³ German. Nationalmuseum, Bestand Reichsstadt Nürnberg XI, 1605 V 23.

⁴⁴ German. Nationalmuseum, Or. Pap. 1618 IX 15, 1618 X 26, 1646 VII 9.

⁴⁵ Schreiber, Rudolf: Der Elbogener Kreis und seine Enklaven nach dem Dreißigjährigen Kriege. Prag 1935, S. 3*.

gegen 57 unbewohnte, Bärtingen 67 bewohnte und 2 unbewohnte, Abertham 72 und 13, Gottesgab 57 und 9, Neudek 93 und 15. Den traurigsten Anblick bot Joachimsthal mit 234 bewohnten und 285 öden Hausstellen.

1580 war das Erzgebirge noch stark lutherisch gewesen. In Platten hatte es keine katholische Kirche und Schule mehr gegeben⁴⁶. Selbst nach dem Dreißigjährigen Krieg blieb Platten ein Widerstandsnest des Protestantismus und konnte sich lange Zeit dem Zugriff der Gegenreformation entziehen. Hier fanden böhmische Emigranten, die sich in ihren Heimatorten nicht mehr sicher fühlten, Geborgenheit und Zuflucht. In der Jugeler Glashütte wurden auf sächsischem Gebiet protestantische Gottesdienste abgehalten⁴⁷. Zu einer Hilfeleistung des von militärischer Exekution bedrohten Joachimsthal konnte sich der Plattener Rat aber nicht verstehen⁴⁸.

Nachdem der sächsische Kurfürst beim Kaiser wegen freier Religionsausübung in Platten und Gottesgab vergeblich interveniert hatte⁴⁹ und das Reformationspatent von 1651 nur die Wahl zwischen Annahme der katholischen Religion und Auswanderung ließ, wählten die meisten Plattener das Exil. Der Entschluß wurde durch die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse erleichtert, eine Erscheinung, die wir auch von den Exulanten anderer Gegenden kennen⁵⁰. Zudem lockten auf sächsischem Boden Vorteile: der Kurfürst ließ für Emigranten die Landanlagen und öffentlichen Steuern auf 23 Jahre nach⁵¹. 1654 wanderten sechzig Plattener Familien aus und gründeten, nur 7 km von Platten entfernt, auf sächsischem Boden Johanngeorgenstadt. Es bedeutete für sie eine Rückkehr in die alte Heimat⁵². Da sie mittellos waren, konnten sie sich nicht in eine andere Stadt einkaufen. Sie vertrauten auf die Bodenschätze und trieben in der Folge ertragreichen Bergbau⁵³.

Platten war verwaist. Es sollen nur neun Handwerkerfamilien und einige Bergleute zurückgeblieben sein als Begründer eines neuen Stadtgeschlechts. Die politische Grenze, die sich bereits auf die Wirtschaft hemmend ausgewirkt hatte, schied nunmehr auch die Konfessionen. Mit der Gründung von Johanngeorgenstadt hatte Platten einen Anker ausgeworfen, mit dem es sich an Sachsen festhielt. Bald war es aber der Tochterstadt an Größe und Bedeutung unterlegen. Das Gleichgewicht verschob sich. Während Joachimsthal zurückging, kam Johanngeorgenstadt empor und fing Plattens auswärtige Beziehungen teilweise auf. Da es jenseits der Staatsgrenze lag, konnte es

⁴⁶ Renner: *Annalecten zu Neudek*. MVGD 5 (1870) 265.

⁴⁷ Francke 8ff.

⁴⁸ Vogl, Jos. Florian: *Kirche und Schule in der kais. Bergstadt Platten*. Falkenau 1882, S. 27 f.

⁴⁹ Francke 13ff.

⁵⁰ Lehnert, Walter: *Die oberösterreichischen Exulanten im ehemaligen Brandenburg-Ansbachischen Oberamt Stauf-Landeck*. Versuch einer volkskundlich-histor. Eingliederungsforschung. Neustadt/Aisch 1962, S. 63f. (Freie Schriftenfolge der Gesellschaft f. Familienforschung i. Franken Bd. 14. Hrsg. v. Otto Puchner.)

⁵¹ Vogl 27.

⁵² Fröbe 73.

⁵³ Francke 41 und 51.

nicht mit Nachdruck wirken, behielt aber gegenüber Platten eine starke Stellung. Im Verlauf der Gegenreformation hatte Platten den weitreichenden Arm Habsburgs zu spüren bekommen. Von da an häuften sich die Versuche, auch die entlegenen Gebirgsgemeinden staatlichen Zwecken dienstbar zu machen.

Aus der blühenden Bergstadt war ein bedeutungsloses Gebirgsnest geworden. 1659 mußte das verarmte Platten zur Schuldentilgung bei einem Johanngeorgenstädter Bürger Kredit aufnehmen⁵⁴. Allmählich gelang es, den Bergbau wieder zu heben. Die Förderung von Eisenstein, Zinn und Kobalt führte um die Mitte des 18. Jahrhunderts eine Nachblüte der Stadt herbei und brachte zeitweise hohen Gewinn⁵⁵.

Die Kobaltförderung hatte schon vor dem Dreißigjährigen Krieg die Erzeugung von Blaufarbe ermöglicht. Diese Industrie nahm von Platten ihren Ausgang, drang im Laufe des 17. Jahrhunderts in Sachsen ein und gelangte dort zur Entfaltung, so daß ein scharfer Konkurrenzkampf einsetzte, dem die böhmische Blaufarbenindustrie nicht gewachsen war. In den Plattener Blaufarbenfabriken wurden auch Joachimsthaler Kobalte verwendet⁵⁶. Auf den Schmuggel der Erze über die Landesgrenze stand Todesstrafe.

Die Spitzenklöppelei, schon 1563 aus Sachsen eingeführt, wurde wie in vielen Orten des Westerzgebirges so auch in Platten zeitweilig Haupterwerbsquelle. Während anfangs die Spitzenherren in Sachsen saßen, hatte man später einheimische Unternehmer. Trotzdem wurde noch bis 1756 nach Sachsen, besonders nach Johanngeorgenstadt, der Tochterstadt Plattens, geliefert. Von da ab gingen die Spitzen nach Neudek, das seit der Mitte des 18. Jahrhunderts Stapelplatz für die Klöppelspitzen des böhmischen Westerzgebirges wurde⁵⁷. 1756 gab es in Joachimsthal, Weipert, Preßnitz und Neudek mehrere Spitzenverleger. Zu den feineren Spitzensorten verklöppelte man meist sächsischen Zwirn⁵⁸. Dennoch war der Vorsprung Sachsens in dieser Industrie nicht einzuholen.

Plattens Handel mit Zinn, Blaufarbe und Spitzen ging nach Lichtenstadt, Duppau, Eger, Prag, Leipzig, Goslar, Frankfurt und Travemünde. Im Kleinhandel wurden mehr und mehr die tiefer gelegenen Gebiete im Egergraben als Einfuhrräume bevorzugt. Als vielbefahren wird für das 18. Jahrhundert die Straße von Karlsbad über Lichtenstadt, Bärningen, Platten nach Johanngeorgenstadt genannt⁵⁹.

Der gesellschaftliche Austausch war stark an das kirchliche Leben ge-

⁵⁴ Vogl 25.

⁵⁵ Reyer 57.

⁵⁶ Gochlert, J. V.: Zur Geschichte der Bergwerke in Böhmen. MVGD 21 (1883).

⁵⁷ Clauß, Herbert: Geschichte und Sprache des sächsisch-böhmischen Westerzgebirges. Leipzig 1934, S. 43. (Teuthonista, Beiheft 10.)

⁵⁸ Stocklöw, Jos.: Die Spitzenfabrikation im böhmischen Erzgebirge. MVGD 10 (1871) 241—244 und 11 (1872) 61—75. — Sieber, Siegfried: Geschichtliches von der Spitzenklöppelei im böhm. Erzgebirge. Bohemia-Jahrbuch 3 (1962) 199—213.

⁵⁹ Kühnl 218.

bunden. Man begegnete einander bei den Gelöbnisprozessionen zwischen Platten und Bärzingen, auf Wallfahrten nach Zettlitz, Maria Sorg und Maria Kulm. Einige Plattener gehörten der Zettlitzer St. Anna-Bruderschaft an⁶⁰. Joseph II. ließ die Plattener Kreuzkapelle schließen und den Benefiziat von Platten nach Seifen versetzen, um die Selbständigkeit der Seifener Kirche zu schützen. Es ist dieselbe Kapelle, an der von 1802 bis 1825 Pater Hahn wirkte, der wegen seiner Volkskünste als „Faust des Erzgebirges“ bekannt geworden ist⁶¹.

Je länger je mehr machten sich auch für Platten die zentralistischen Tendenzen des Habsburgerstaates bemerkbar, besonders wohl nach der Errichtung des Landesguberniums in Prag durch Maria Theresia. Die Reformen dieser Herrscherin wurden untermauert durch ein gesamtstaatliches Beamtentum, durch das neue Zivil- und Strafrecht und durch die Gründung von einheitlichen Volksschulen. Besondere Bestimmungen erschwerten die Einwanderung binnendeutscher Kaufleute und Handwerker⁶². Das böhmische Klöppelwesen wurde gemäß merkantilistischer Wirtschaftsanschauung zu einem freien Gewerbe erklärt⁶³. Im Militär-, Steuer-, Finanz- und Münzwesen, bei den Sequestrationen, im Ökonomischen und bei Zollangelegenheiten — überall griff der Staat als Aufsichtsorgan ein⁶⁴.

Platten bekam auf dem Dienstweg über das Elbogener Kreisamt laufend königliche und kaiserliche Reskripte. 1749 wurde das Plattener Bergrevier der Wiener Münz- und Bergbaudirektion unterstellt. Die häufigen Kriege brachten für Platten Aushebungen, Einquartierungen und Kriegssteuern, z. B. den „Türkenpfennig“, mit sich, so daß auch unsere Stadt zu spüren bekam, wenn über die Habsburger ernste Tage hereinbrachen. Der Handelskrieg zwischen Österreich und Sachsen, der im 18. Jahrhundert nicht zur Ruhe kam, und das 1765 von Sachsen erlassene Einfuhrverbot für österreichische Waren⁶⁵ trugen nicht dazu bei, die Lage des Volkes zu bessern. In Notzeiten war das „Hunger- und Haberland“ im oberen Erzgebirge auf die Hilfe des Staates angewiesen und nahm auch die Spenden der Karlsbader Kurgäste dankbar entgegen.

Nach der zweiten Blüte im 18. Jahrhundert kam der Plattener Bergbau im 19. Jahrhundert endgültig zum Erliegen. 1848 hob man das Plattener Bergamt auf und brachte das Archiv nach Joachimsthal. Nunmehr mußte sich unsere

⁶⁰ Schöninger, Jos.: Zettlitz bei Karlsbad. Geschichte der St. Anna-Pfarr- und Wallfahrtskirche 900—1900. Zettlitz 1900, S. 60 f.

⁶¹ Beck, Rudolf: Katholische Kirche in Bergstadt Platten. Platten [1936], S. 14 f.

⁶² Mayer, Theodor: Zur Geschichte der nationalen Verhältnisse in Prag. In: Aus Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Festschr. f. G. v. Below. Stuttgart 1928, S. 273.

⁶³ Sieber 202.

⁶⁴ Sturm, Heribert: Eger. Geschichte einer Reichsstadt. Bd. 1. Augsburg 1951, S. 139.

⁶⁵ Kretzschmar, Hellmut: Geschichte der Neuzeit seit der Mitte des 16. Jahrhunderts. In: Köttschke-Kretzschmar: Sächsische Geschichte. Bd. 2. Dresden 1935, S. 110.

Stadt vollkommen auf andere Erwerbszweige umstellen. Diese nutzten das seit jeher ansässige häusliche Gewerbe und die Heimarbeit zu neuen Zwecken⁶⁶. Das Rohmaterial für die ursprünglich von einem Nürnberger aufgebrachte, 1771/72 von Sachsen nach Böhmen eingeführte Löffelerzeugung war Eisen, das im Plattener Revier gefunden und in Neudek verarbeitet wurde. Die Lieferanten der Löffelplatten saßen in Breitenbrunn und Jöhstadt⁶⁷. Durch Plattener Arbeiter, die in den Johannegeorgenstädter Schatullen- und Handschuhwerkstätten arbeiteten, kamen auch diese Industrien nach Platten^{67a}. Die Ausfuhr der Löffel und Handschuhe ging bis nach Übersee; die Schatullen fanden in den böhmischen Bädern, besonders in Karlsbad, Absatz. In Krisenzeiten mußten viele Plattener in den Fabriken Sachsens ihr Brot verdienen. Zur Getreide- und Hopfenernte zogen Scharen von Arbeitern aus der Gegend von Heinrichsgrün, Platten und Abertham ins Saazer Flachland, eine Pendelwanderung, die sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verstärkte.

Während der Bergbau die Gegebenheiten der Natur zur Voraussetzung gehabt hatte, waren sie für die meisten der anderen Industrien ein Hemmnis. Im Winter sind die Kammstraßen wegen Schneeverwehungen wochenlang unpassierbar. Platten liegt abseits von den großen Verkehrswegen, die unten im Egergraben entlanglaufen, ohne die hohen Gebirgsgegenden zu berühren. „Die großen Unternehmungen im Innern des Landes, welche an den Verkehrshauptstrecken liegen und auch sonst mit viel geringerer Regie arbeiten, haben diese Industrie im entlegenen Gebirgsstädtchen vollständig erdrückt⁶⁸.“ Dieses düstere Urteil ist relativ zu nehmen; denn wie allenthalben die Industrie eine Vermehrung der Bevölkerung zur Folge hatte, so auch in Platten, obwohl in Krisenzeiten der Klöppelsack das Existenzminimum sichern mußte. Um 1850 unterhielten die Hirschenstädter und Neudeker Spitzenindustrie Faktoreien in Platten. Vor dem Weltkrieg arbeiteten 182 Plattener Spitzenklöppler für Neudek. In Wien wurden „Zentralspitzenkurse“ und die Musterwerkstätten für Spitzen eingerichtet, die auch von den Erzgebirglern besucht wurden. Obwohl die Klöppelei seit dem 16. Jahrhundert durch den Staat gefördert wurde, konnte sie sich gegen die ausländische Konkurrenz, besonders gegen die englische Bobbinetfabrikation, nicht durchsetzen⁶⁹.

Im Ausbau der Plattener Fahrwege zu Straßen im neueren Sinne ging die Verbindung Platten-Bärringen-Lichtenstadt voran, da der Kleinhandel diese

⁶⁶ Vgl. Jahn-Langen, Helene: Das Böhmisches Niederland. Bevölkerungs- und Sozialstruktur einer Industrielandschaft. München 1960, S. 63. (Wissenschaftliche Materialien z. Landesk. d. böhm. Länder 4. Hrsg. v. Collegium Carolinum u. d. Hist. Kommission d. Sudetenländer.)

⁶⁷ Matthes, Erich: Erzgebirgische Löffelherstellung des 16. bis 18. Jahrhunderts. Glückauf. Ztschr. d. Erzgeb.Vereins. (1940) 10/11.

^{67a} Kein seltener Vorgang. So bekam die Nürnberger Bleistiftindustrie sehr bald Konkurrenz in naheliegenden Orten. Vgl. Hirschmann, Gerhard: Stein bei Nürnberg. Geschichte eines Industrieortes. Nürnberg 1962, S. 81 ff. (Schriftenreihe d. Altnürnberger Landschaft 9. Hrsg. von Fritz Schnelbögl.)

⁶⁸ Korb 54.

⁶⁹ Stocklöw.

Richtung bevorzugte. Darauf folgten 1835 die Straßen über Neuhammer nach Neudek, nach Breitenbach und nach Seifen. Die Paßstraße war für Platten Hauptverkehrsader. Sie wurde bis 1835 von der Personenpost Leipzig-Schwarzenberg-Karlsbad⁷⁰ benutzt. Dadurch trat Platten in Kontakt zur weiteren Umgebung. Als diese Postlinie 1835 auf die Straße Wildenthal-Neuhammer-Neudek verlegt wurde, kam Platten in den toten Winkel. Die Personenpost ging außerdem in je einer Fahrt nach Neudek und über Bärzingen und Abertham nach Joachimsthal. Zu Plattens Tochterstadt Johanngeorgenstadt riß trotz der Grenze die wirtschaftliche und gesellschaftliche Verbindung nie ab.

1849 ging der Elbogener Kreis im Egerer Kreis auf. Platten kam an die Bezirkshauptmannschaft Joachimsthal, was keine befriedigende Lösung sein konnte. Joachimsthal besaß nicht mehr die Bedeutung wie im 16. Jahrhundert. Es brauchte wie Platten die tiefer gelegenen Landstriche im Egergraben als wirtschaftliches Austauschgebiet und versuchte, seine Beziehungen dorthin zu vertiefen. Die Querverbindung Platten-Joachimsthal blieb eine Leitung ohne Strom. Bärzingen und Abertham, beide am Kamm gelegen und wie Platten in schwieriger wirtschaftlicher Lage, unterhielten als unmittelbare Nachbarorte vielfältige Beziehungen zu Platten. Der wirtschaftliche Austausch blieb aber begrenzt. Die 1850 erfolgte Konstituierung des Gerichtsbezirks Platten, dem auch Abertham und Bärzingen angehörten, zeigt, daß unsere Stadt in einem begrenzten Raum im oberen Gebirge eine gewisse Vorrangstellung einnahm (Abb. 2).

Juden erschienen nur sporadisch im oberen Gebirge, im Gegensatz etwa zu Neudek. Sitz des Kreisrabinats war Lichtenstadt⁷¹.

In kultureller Hinsicht gewann, neben dem wirtschaftlichen Aufschwung, Karlsbad mehr und mehr an Bedeutung. Es hatte sich mittlerweile zum Badeort von Weltruf entwickelt. In Mode, Umgangsformen und Lebensart war Karlsbad tonangebend für die Bevölkerung Westböhmens, soweit ihr das bauerliche Dasein nicht mehr genügte. Selbst die stillen Winkel des Erzgebirges fingen etwas von diesen Strahlen auf und sahen in der Wiener Art, die ihnen, leicht ins Egerländische abgewandelt, über Karlsbad vermittelt wurde, ein Vorbild⁷². Die starke sudetendeutsche Abwanderung nach Wien knüpfte Bande zur Hauptstadt⁷³ und trug, in die Heimat zurückwirkend, zur Verbreitung des k. k. Lebensideals bei. Man war stolz auf die Monarchie, diente dem Kaiser als Soldat und erstrebte Beamtenstellungen. Spuren wienischer Höflichkeit vererbten sich über Generationen und waren unter der Bevölkerung bis zuletzt anzutreffen.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts verstärkte sich die Abwanderung der Gebirgler nach Karlsbad, um hier besonders im Gaststättengewerbe unterzu-

⁷⁰ Hemleben, Jos.: Die Pässe des Erzgebirges. Berlin 1911, S. 103.

⁷¹ Pilz 230. — Ferner: Judenmatriken von Karlsbad und Lichtenstadt. Handschr. im Karlsbader Landratsamt.

⁷² Vgl. Truckenbrodt, Richard: Zur westerzgebirgischen Volkskunde. Halle/S. 1926, S. 66 Anm. 1.

⁷³ Mayer 272.

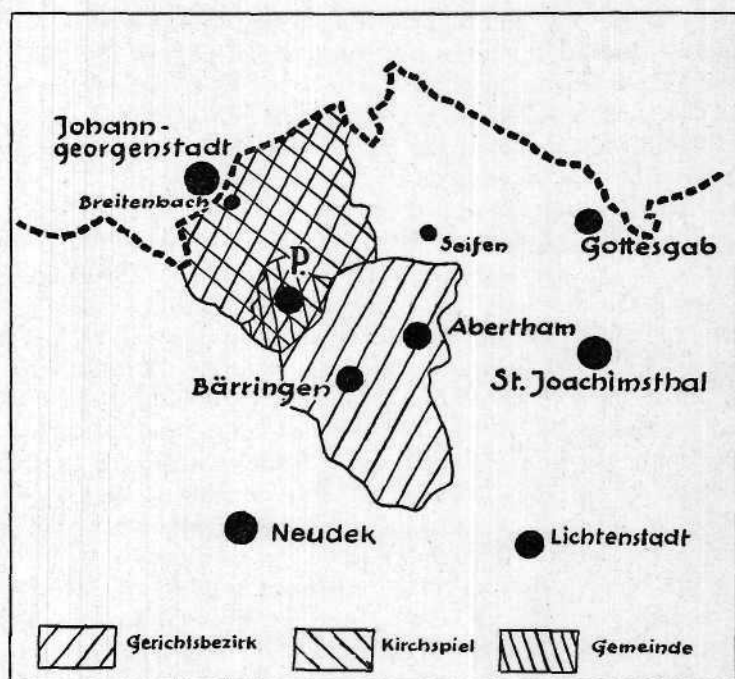


Abb. 2 Platten als Verwaltungszentrum.

kommen. Auch für die geistigen Bedürfnisse war Karlsbad zuständig, besonders nach der Eröffnung der Eisenbahnverbindung, die es den Plattenern ermöglichte, ihre Kinder in Karlsbader Fach- und Oberschulen zu schicken.

Damit haben sich Plattens auswärtige Beziehungen im 19. Jahrhundert gegenüber denen im 18. und in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wenig verändert: Der Kleinhandel geht ins Egerland. Der Großhandel erweitert seine Verbindung zwar bis nach Übersee, bleibt aber von geringer Frequenz. Die geographische Situation beschränkt die Produktionskapazität und verhindert die feste, organische Eingliederung in den böhmischen Wirtschaftsraum. Durch die Schaffung des Gerichtsbezirks wird Plattens Stellung innerhalb einer begrenzten Einflußzone etwas verstärkt. Der Faden nach dem sächsischen Johanngeorgenstadt reißt nicht ab. Das k. k. Lebensideal wirkt bis ins Gebirge.

Einfluß auf das System der Beziehungen haben die Einwohnerzahlen der einzelnen Orte. Wir haben gehört, wie sich Platten von dem zurückgehenden Joachimsthal teilweise auf Johanngeorgenstadt umorientierte und daß lediglich die Grenze eine weitere Annäherung an die Tochterstadt verhinderte.

Die Entwicklung ist nun folgende. Die etwa gleichgroßen Nachbarstädte Platten, Abertham und Bärzingen bilden ein inneres Dreieck, das in ein grö-

ßeres Dreieck mit stärkeren Eckpunkten eingespannt ist: Johanngeorgenstadt-Joachimsthal-Neudek. Johanngeorgenstadt erreichte 1934 eine Einwohnerzahl von 6344. Joachimsthal erholte sich bis auf 7316 Einwohner im Jahre 1930. Neudek kam im gleichen Jahr durch seine Industrie bis auf 9042 Einwohner und überflügelte damit alle hier genannten Städte. Plattens Reaktion auf das Neudeker Bevölkerungshoch blieb nicht aus. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts konzentrierte es einen großen Teil seiner Außeninteressen auf diese Stadt. Die Möglichkeit hierzu gab die 1899 eröffnete Eisenbahnlinie Johanngeorgenstadt-Karlsbad, die Platten mit Neudek verband.

Die Bahnstrecke von Johanngeorgenstadt nach Platten und Bärzingen verläuft zunächst wie die Straße. Dann aber verläßt sie die Straße, führt nicht direkt hinunter nach Lichtenstadt, sondern biegt in großem Bogen nach Westen ab, um Neudek zu erreichen. Ursprünglich sollte die Bahn der Straße nach Lichtenstadt folgen. Allein das industriell aufstrebende Neudek kämpfte um Abänderung des Projekts und trug über Lichtenstadt den Sieg davon⁷⁴. Ausschlaggebend war für Neudek nicht die Verbindung mit dem Gerichtsbezirk Platten, sondern der Anschluß an die sächsische Staatsbahn und die Verbindung mit Karlsbad und dem dortigen Industriegebiet.

Platten und Neudek rückten einander näher. Ein großer Teil des Verkehrs wurde von der Lichtenstadter Straße abgezogen und von der Bahn übernommen. Da Platten für Seifen die nächste Bahnstation ist, kam das Dorf stärker unter Plattens Einfluß. Die um ihr Dasein ringende Plattener Industrie erhielt neue Möglichkeiten zur Heranführung von Kohle, Rohmaterial und Arbeitskräften und zur Ausfuhr ihrer Erzeugnisse in weltweite Entfernungen.

Administrativ war die Eingliederung Plattens in den Joachimsthaler Verwaltungssprengel nicht länger zu halten. Man faßte einen Anschluß an Neudek ins Auge. Schon drei Jahre nach Eröffnung der Eisenbahnlinie heißt es in der Plattener Gemeindechronik: „Die Gemeindevertretung beschließt, der Errichtung einer Bezirkshauptmannschaft in Neudek wegen der besseren Verbindung zuzustimmen“⁷⁵.

1910 ist es soweit. Der Neudeker Gerichtsbezirk wird vom Bezirk Graslitz, der Gerichtsbezirk Platten vom Bezirk St. Joachimsthal getrennt und beide zur „Bezirkshauptmannschaft Neudek“ zusammengelegt. „So war die Bahnlinie gewissermaßen die Vorläuferin der Bezirkshauptmannschaft Neudek“⁷⁶. Die Bahn löste das administrative Problem und bewahrte Platten vor völliger wirtschaftlicher Isolierung. 1928 erfuhren die Beziehungen zu Neudek eine weitere Vertiefung, als die kommunale Verwaltung des Gerichtsbezirks größtenteils mit der politischen Bezirksverwaltung zusammengelegt wurde und nach Neudek kam.

⁷⁴ Pilz 143.

⁷⁵ Plattener Gemeindechronik (20. Jahrh.). Handschr., Plattener Gemeindeamt.

⁷⁶ Pilz 144.

Platten in der ersten Tschechoslowakischen Republik. Im Ersten Weltkrieg, den Plattener Männer in Rußland, Serbien, in den Karpaten, am Isonzo und in Südtirol mitmachten, stellten sich die Industrien auf Kriegsproduktion um. Während der Auflösung der alten österreichischen Monarchie bildete sich eine deutsch-böhmische Nationalregierung. Die Abgeordneten aller Parteien forderten auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes den Anschluß an das Deutsche Reich. Ungeachtet aller Proteste wurde das Sudetenland 1918 von tschechischem Militär besetzt und 1919 der Tschechoslowakischen Republik einverleibt. Das Sudetendeutschtum war nicht mehr tonangebendes Staatsvolk, sondern geduldete und benachteiligte Minderheit. Die sächsisch-böhmische Grenze aber bekam ihre bis dahin stärkste Ausbildung.

Allmählich nahmen Werkstätten und Fabriken ihre frühere Erzeugung auf. Die Metallwarenindustrie bezog ihr Rohmaterial aus Innerböhmen und aus Neudek. Arbeitskräfte fanden sich in Platten selbst und in der Umgebung. Absatzgebiete waren Innerböhmen und — bis 1930 — Kanada, Indien, Australien, Afrika. Das Deutsche Reich wurde nicht beliefert. Die handelspolitische Westorientierung der Tschechoslowakei sowie der Versuch, die Handelsbeziehungen zu Rumänien und Jugoslawien zu vertiefen, führten zu einer wirtschaftlichen Entfremdung gegenüber dem Deutschen Reich, was der sudetendeutschen Industrie den Entfall vieler Absatzmöglichkeiten brachte⁷⁷. Die Beschaffung von Einfuhrgenehmigungen für reichsdeutsche Maschinen stieß ebenfalls auf Schwierigkeiten. Man legte den Plattener Werken den Ankauf tschechischer Maschinen nahe. Energiequelle für die Plattener Industrie war das Großkraftwerk Unterreichenau bei Falkenau. Kohle kam aus den Falkenauer Gruben.

Die Stoffhandschuhherzeugung bezog ihr Rohmaterial aus England. Als Arbeitskräfte nahm man Einheimische. Die männlichen Zuschneider kamen aus der Ascher und Teplitzer Gegend. Im Veredlungsverkehr wurde die Ware zum großen Teil nach England und Amerika exportiert sowie nach den nordischen Ländern. Nach Deutschland wurde nicht geliefert. Die Lederhandschuhherzeugung bezog ihr Rohmaterial aus Mähren, Prag und Abertham, gab es zum Gerben nach Lichtenstadt und im Veredlungsverkehr nach Johanngeorgenstadt. Die Stickereien befanden sich — auch für die Stoffhandschuhe — in Silberbach und Schwaderbach bei Graslitz. Arbeitskräfte stellte Platten selbst. Der Absatz bezog sich auf die Tschechoslowakei und auf das nicht-deutsche Ausland.

Während Platten in den ersten Jahren nach dem Weltkrieg Notstandsgebiet war, vermochten die Industrien die Lage zu bessern, bis in den dreißiger Jahren eine neue Krise eintrat. Platten blieb danach eine arme Stadt.

Die auswärtigen Beziehungen des Kleinhandels waren im Laufe der Jahrhunderte konstant geblieben, indem die naheliegenden Landstriche des Egerals noch immer hervortraten, nur daß sich jetzt teilweise Karlsbad dazwi-

⁷⁷ Spitaler, Arnim: Überblick über die Geschichte der sudetendeutschen Industrie. In: Das Sudetendeutschtum. Hrsg. v. G. Pirchan - W. Weizsäcker - H. Zatschek. Brünn-Prag-Leipzig-Wien 1939, S. 492f.

schenschaltete. Diese Stadt war mächtig aufgeblüht und besaß durch Einwohnerzahl, Verkehrslage und Badebetrieb ein entscheidendes wirtschaftliches Gewicht. Sofern man nicht direkt einkaufte, bezog man über Karlsbad Mehl, Gemüse, Obst und Getreide. Weiterhin bekam man dort Kolonialwaren, während Milch in eigener Viehwirtschaft erzeugt wurde. Kartoffeln kamen aus der Gegend von Theusing und Tepl. Fleisch kam aus Lichtenstadt, Schlackenwerth und Kaaden oder aus deren Umgebung, teilweise auch aus Neudek vom Großhändler, der seinerseits aus dem Böhmerwald bezog. Brunnersdorf, Schlackenwerth, Fischern, Eger, Pilsen lieferten Bier, Bodenbach Schokolade und Süßwaren. Das Bekleidungsgewerbe bezog aus Karlsbad die Konfektion. Innerböhmische Firmen wurden selten beauftragt. Tuche und Stoffe kamen aus Reichenberg und Asch, Schuhe aus der Rumburger Gegend. — Wirtschaftsgegenstände kamen aus Karlsbad und Innerböhmen, Papierwaren aus Karlsbad und Arnau.

Die Fülle dieser Einzelangaben erweckt den Eindruck reger Handelsbeziehungen. So war es aber nicht. Nicht von Kapazität, sondern von Raum und Richtung ist die Rede.

Finanzierungsbasis der Plattener Wirtschaft war, neben den örtlichen Geldinstituten, Karlsbad mit seinen Banken und Sparkassen. Allmählich verdrängten die tschechischen Banken das an sich stärkere aber national farblose sudetendeutsche Kapital⁷⁸ und brachten die geschwächte Industrie in ihre Hand. Die Živnostenská Banka faßte auch in Platten Fuß und gewann in der Metallwarenindustrie an Boden. Daneben arbeiteten die Plattener Werke mit der „Kreditanstalt der Deutschen“, dem „Karlsbader Bankverein“ und der „Böhmischen Escompte- und Kreditanstalt“.

Organisatorisch waren Industrie und Gewerbe auf Eger ausgerichtet. Mit der dortigen Handels- und Gewerbekammer standen die Industrie und die den Kleinhandel vertretenden Genossenschaften in laufender Verbindung. Daneben blieb man in Berührung mit den Fachorganisationen, nämlich mit dem Verband der Metallindustriellen, Sitz in Teplitz-Schönau, und mit der Genossenschaft der Handschuhherzeuger im Gerichtsbezirk Platten, Sitz Ahertham. Die Arbeiter waren in sozialdemokratischen Gewerkschaften zusammengefaßt, die ihre Weisungen über den Metallarbeiterverband in Teplitz-Schönau und den Bekleidungsarbeiterverband in Reichenberg erhielten.

Im Grenzgebiet gedieh der Schmuggel. Die große Zeit der „Pascherei“ waren für Platten die Jahre nach dem Ersten Weltkrieg, als viele geheime Beziehungen zwischen Platten und Johanngeorgenstadt bestanden.

Zur Betrachtung des gesellschaftlichen Austauschs mag ein Hinweis auf den Fremdenverkehr überleiten. Platten wurde von Sommergästen besucht, war aber hauptsächlich Wintersportplatz. Hier stellten Reichsdeutsche das Hauptelement: Zwickauer, Leipziger, auch Chemnitzer und Geraer, sogar Berliner. Die Zwickauer und Leipziger besaßen Schihütten. In Gaststätten sah man eine „Leipziger Ecke“, eine „Zwickauer Ecke“, eine „Chemnitzer Ecke“.

⁷⁸ Hassinger, Hugo: Die Tschechoslowakei. Wien 1925, S. 159.

Valutaschwierigkeiten erschwerten die Einreise Reichsdeutscher aber mehr und mehr, dagegen verstärkte sich der binnenstaatliche Reiseverkehr. Wie ehemals der Bergbau, so stand auch der Fremdenverkehr auf einer gesunden Basis, da er die Gegebenheiten der Natur, die für die anderen Plattener Industrien ein Hindernis sind, zur Voraussetzung hat^{78a}.

Während in Plattens Gründungsperiode der Gesamtkomplex der auswärtigen Beziehungen auf Sachsen als den natürlichen Mutterboden ausgerichtet war, mußte sich Platten — wie wir gehört haben — sehr bald nach Böhmen umorientieren. Indessen blieben sich die Plattener durch die Jahrhunderte hindurch des ursprünglichen Zusammenhangs mit Sachsen bewußt. Man sah in den sächsischen Nachbarn, zumal in den Johanneorgenstädtern, Leute von gemeinsamer Herkunft und Mundart.

Wenn wir hier auf die gesellschaftlichen Beziehungen eingehen, so sei die Verbindung mit Johanneorgenstadt vorangestellt, nicht, als ob der Verkehr dorthin der wichtigste gewesen wäre, sondern weil er auf das Stammesgefühl der Plattener ein bezeichnendes Licht wirft und weil auffällt, daß eine so ausgeprägte politische Grenze wie die zwischen Sachsen und Böhmen während der Zeit der Tschechoslowakei dieses Zusammengehörigkeitsgefühl nicht unterdrücken konnte.

Im übrigen fluktuierte der gesellschaftliche Verkehr — meist verwandtschaftliche Beziehungen — nach sämtlichen Nachbarorten. Man besuchte sich gegenseitig auf Kirchweihfesten und Jahrmärkten und bevorzugte bei sonntäglichen Spaziergängen den Plattenberg bei Platten und den Pleßberg bei Abertham. Die Jugend ging nach Bähringen oder Neudek ins Kino oder zum Tanz. Anspruchsvollere Wünsche befriedigte Karlsbad, das man in 1½-stündiger Bahnfahrt erreichte.

Kirchgang und kirchliche Feste brachten die Leute der Parochie nach Platten; die Breitenbacher hatten eine eigene Kirche. Platten gehörte mit Bähringen und Abertham zum Vikariat Elbogen. Die Protestanten des Gerichtsbezirks errichteten 1913 in Platten ein Kirchlein, das vom evangelischen Pfarrer in Neudek versehen wurde. Innerhalb des Kirchspiels befanden sich in allen Orten Volksschulen. Die von Platten war vollklassig und wurde bevorzugt. Bürgerschulen waren in Platten, Bähringen, Abertham, Neudek und Joachimsthal. Das Einzugsgebiet der Plattener Bürgerschule umfaßte das Kirchspiel und das benachbarte Dorf Seifen. In Platten befanden sich eine Apotheke und mehrere Ärzte; das nächste Krankenhaus war in Neudek.

Bis 1938 waren besonders die Vereine Träger des Gesellschaftslebens. Ihre gemeinschaftsbildenden Kräfte blieben nicht auf einzelne Orte beschränkt, sondern wirkten auch über größere Räume hinweg. Platten wurde demzufolge in den Gerichtsbezirk oder in die größere Einheit des politischen Be-

^{78a} Als klassisches Beispiel bodenbedingter Industrie vgl. Schnellbögl, Fritz: Mühlen und Hämmer in Lauf a. d. Pegnitz. Mitt. d. Altmünzberger Landschaft 13 (1964), Sonderheft, S. 15.

zirks einbezogen, da sich die Organisation der Vereine den Verwaltungssprengeln anglich.

Zahlenmäßig an erster Stelle stand lange Zeit die Vereinigung der deutschen Bezirksjugendfürsorge⁷⁹. Hier arbeitete Platten mit dem Gerichtsbezirk zusammen. Dann folgte der Volksbund deutscher Katholiken, dessen Obmänner in Neudek und Karlsbad zusammenkamen. Der Bezirk des Deutschen Turnvereins entsprach dem Gerichtsbezirk. Zusammen mit Bärzingen und Abertham beschickte man Sportveranstaltungen in Neudek, Karlsbad, Graslitz, Kaaden, Falkenau, Eger usw. Ähnliche Beziehungen bestanden beim Deutschen Wintersportverein und bei den Gesangsvereinen. Durch ihren lebhaften gesellschaftlichen Austausch förderten Sport- und Gesangsvereine den nationalen Zusammenhalt.

Das Bewußtsein, in den Tschechen ein anderes Volk zu sehen, gegen das es sich zu behaupten galt, war in den Gebieten weitab von der Sprachgrenze ursprünglich wenig ausgeprägt. Erst die Benachteiligung der nationalen Minderheiten durch den Staat weckte Gegenkräfte, so auch in Platten. Die politischen Parteien hielten die Verbindung mit dem Gerichtsbezirk und dem politischen Bezirk aufrecht. Die Sozialdemokratie, die weite Teile der Bevölkerung erfaßte, wurde später weitgehend durch die DNSAP bzw. die SdP verdrängt, die durch die Parole „Heim ins Reich“ auch in Platten der historischen Tradition zufolge großen Zulauf fand⁸⁰. Der Gerichtsbezirk Platten hatte eine eigene SdP-Leitung. Die Bezirksleitung war in Neudek.

Bei den Zeitungen interessierten weniger die großen, teils auf Staatskosten verbreiteten Blätter, sondern solche, die auf kleinräumigem Verbreitungsgebiet entsprechende Gemeinschaften förderten. Mit dem „Neudeker Anzeiger“ orientierte man sich nach Neudek, mit dem „Volksblatt“ nach dem Gesamtbezirk. Daneben las man die „Gemeindeamtlichen Nachrichten für die Bezirke des oberen Erzgebirges“, Verlag in Joachimsthal, und das „Nachrichtenblatt von Johannegeorgenstadt“.

Die gesellschaftlichen Beziehungen sind kleinräumiger als die wirtschaftlichen. Sie bevorzugen die Orte der Nachbarschaft. Hier ist auch die Heimatliebe zu erwähnen — der Erzgebirgler vergißt auch in der Fremde die Heimat nicht. So finden sich in Sachsens Großstädten Spuren erzgebirgischen Brauchtums. Man baut Weihnachtskrippen, bevorzugt erzgebirgische Schnitzereien und singt erzgebirgische Lieder, darunter die von dem Plattener Heimsänger Hans Soph.

Andrerseits sehnt sich mancher junge Gebirgler aus der Dürftigkeit seiner äußeren Verhältnisse nach einer „höheren“ Daseinsform. Die Loslösung Böhmens aus dem österreichischen Staatsverband und die Einbeziehung der sudentendeutschen Randgebiete in die Tschechoslowakei hatte eine gewisse Veränderung dessen zur Folge, was man als Lebensideal, als Ideal bürgerlicher

⁷⁹ Gemeindechronik.

⁸⁰ Ebenda.

Existenz bezeichnen könnte. Hierin wurde Wien nur in bedingtem Maße durch Prag abgelöst, denn man sah in Prag zugleich die Hauptstadt eines fremden Volkes; vielmehr war es das Deutsche Reich, auf das sich neben politischen Hoffnungen auch diejenigen auf ein besseres Dasein richteten. Zumal nach 1933 schob sich Berlin immer mehr in den Vordergrund. Gewiß war es in erster Linie Sachsen, mit dem unser Gebiet in Berührung kam. Aber Sachsen stand schon lange unter dem Einfluß Berlins. Seit 1870 wird Sachsen in der staatlich-politischen Sphäre, bei den politischen Parteien und in der Presse „von Preußen stark beeinflusst. Es ist da besonders zu beobachten, daß Berlin als Reichshauptstadt Sachsen bis zu einem gewissen Grade in seinen Bannkreis zieht. In gleichem Maße geht der Einfluß Süddeutschlands auf Sachsen zurück“⁶¹.

Damit wird indirekt Berlin für das Sudetenland zum ersten Mal ein nicht zu übersehender Faktor im überstaatlichen Kräftespiel. Auch Platten gehörte zu den Orten, wo man mit offenen Armen den reichsdeutschen Urlauber und Touristen empfing, wo man hellhörig wurde für reichsdeutsche Sprache, Mode und Gewohnheit und aus der eigenen gedrückten wirtschaftlichen und politischen Situation heraus vieles, was von „drüben“ kam, als Vorbild ansah. Reichsdeutsche Zeitschriften waren begehrt, Radio hörte man nur von deutschen Sendern, und als 1938 die Grenze wegfiel, schloß man sich gläubig und kritiklos ans große Vaterland an. Der Massenansturm von Reichsdeutschen, die bei günstigem Wechselkurs die Waren des Sudetenlandes spottbillig aufkauften, rief eine Ernüchterung hervor, noch ehe das Drama des Krieges begann.

Die Eisenbahnlinie Schwarzenberg-Johanngeorgenstadt-Karlsbad ist eine der fünf Linien, die das Erzgebirge überqueren, und liegt zwischen den Linien Klingenthal-Graslitz-Falkenau und Annaberg-Weipert-Komotau. 1926 gingen in direkter Verbindung täglich 3—4 Personenzüge von Karlsbad nach Johanngeorgenstadt und zurück. Sie wurden nach 1938 auf 8 erhöht, von denen die Hälfte bis Schwarzenberg ging. Dazu kam wochentags noch ein Zug Johanngeorgenstadt-Bärringen und zurück.

Gegenüber der Reichsstraße 93 Leipzig-Zwickau-Neudek-Karlsbad, die bei Hirschenstand die Grenze passiert, trat die Plattener Paßstraße an Bedeutung zurück. Hinwiederum war diese belebter als die Querverbindung Neudek-Neuhammer-Platten-Seifen-Gottesgab. Die Straße Bärringen-Neudek wurde erst 1921 gebaut, ein Zeichen zunehmender Orientierung des Plattener Gerichtsbezirks nach Neudek als einer lebhaften Industriestadt.

Obwohl die Eisenbahn keineswegs dem Bedürfnis entsprungen war, den Gerichtsbezirk Platten mit Neudek zu verbinden, löste sie einen starken Verkehr zwischen beiden Teilen aus und war bald nicht mehr in der Lage, den Strom, den sie entfesselt hatte, zu meistern. Nach dem Anschluß von 1938 eröffnete man eine Omnibuslinie, die sich teilweise der Bahnführung anglich. Wochentags gingen von Johanngeorgenstadt hin und zurück fünf Wa-

⁶¹ Kretzschmar 216.

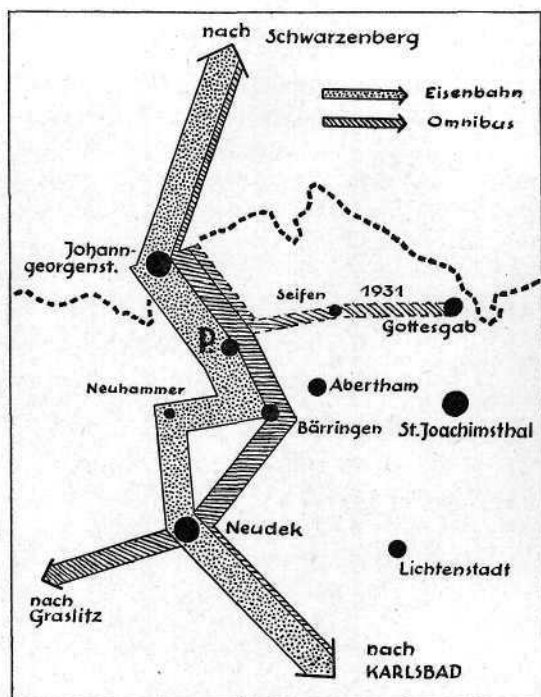


Abb. 3 Direkte Verbindungen. Verkehrsfrequenz nach dem Ersten Weltkrieg.

gen über Platten, Bärzingen nach Neudek und von dort hinüber nach Graslitz und Klingenthal, zugleich als Querverbindung zu Orten, die mit der Bahn nur umständlich zu erreichen waren. Ein anderer Bus, der der Reichspost, fuhr wochentags einmal von Schwarzenberg über Johanngeorgenstadt, Platten, Bärzingen und Neudek nach Karlsbad und zurück, glich sich also der Bahnlinie an. Eine 1931 eingerichtete Omnibuslinie Breitenbach-Platten-Seifen-Gottesgab blieb unrentabel und wurde wieder eingestellt.

So ist wie vor Jahrhunderten die Nord-Süd-Verbindung wichtiger als die zwischen Ost und West, obwohl die Staatsgrenze dazwischen liegt. Die geographischen Grundbedingungen sprechen hier das letzte Wort, indem die Richtung der das Gebirge durchschneidenden Täler den Verkehr in bestimmte Bahnen zwingt. Aber der Hauptverkehr geht nun nicht mehr direkt nach Lichtenstadt hinunter, sondern biegt ab, überwindet an einer Stelle den Höhenrücken zwischen Tal und Tal und kommt bei Neudek auf das andere „Gleis“. Abb. 3 läßt erkennen, wie wichtig die Nord-Süd-Verbindung über Neudek war, während die Querverbindung parallel zum Gebirgskamm und zur Grenze durch eine einzige Omnibuslinie versorgt wurde. Endpunkte für Plattens öffentliche Verkehrsmittel waren in erster Linie Johanngeorgenstadt und Karlsbad.

Der Autoverkehr war vergleichsweise gering, die Zahl von Motorfahrzeugen in Platten unerheblich. Nach den östlichen Nachbarorten fuhr man mit dem Fahrrad. Die Straße zwischen Seifen und Platten hat weniger Gefälle als die zwischen Seifen und Abertham oder die Straßen talauf und talab; auch ist sie als Waldstraße vor Wind und Schneeerwehung geschützt, so daß die Seifener lieber nach Platten als nach Abertham kamen.

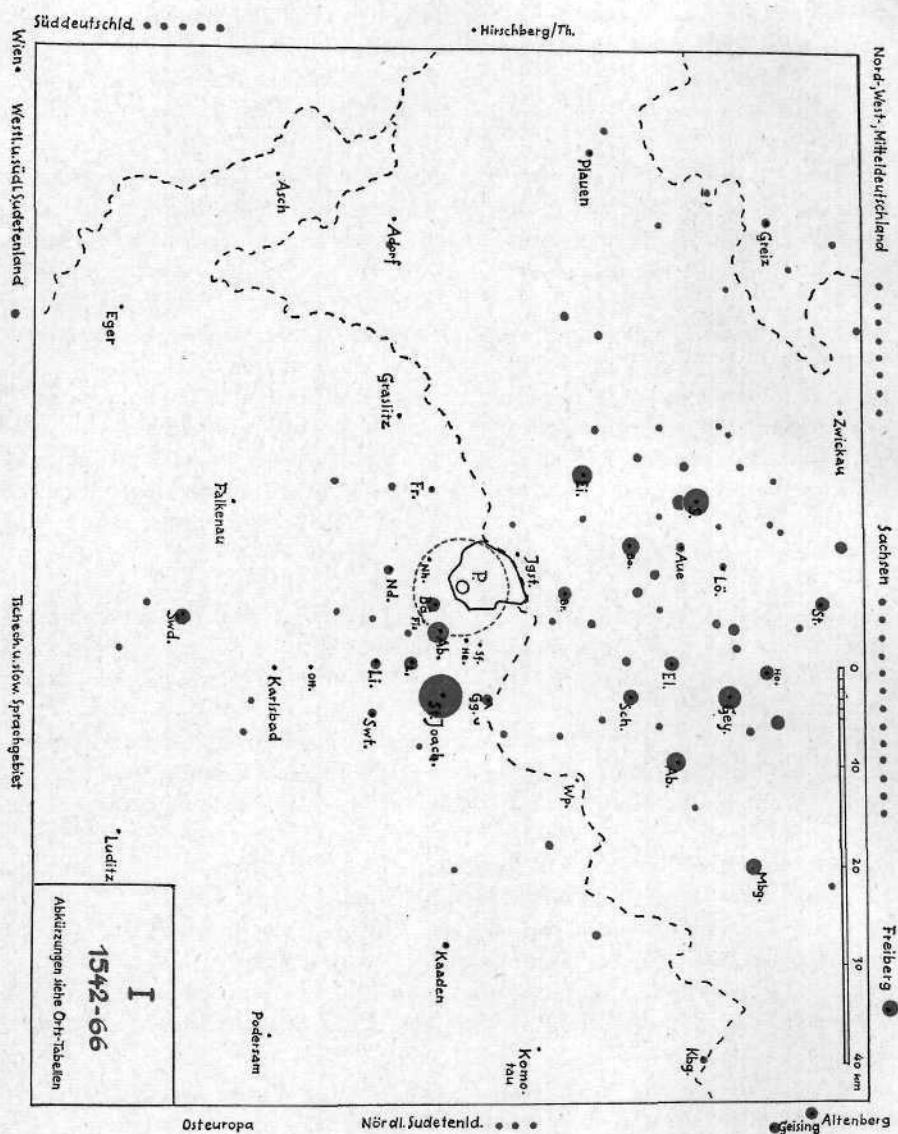
2. Teil. Heiratskreise

Für die folgenden Ausführungen benutzen wir die Tabellen, Diagramme und Kartenblätter. Die roten Zeichen verschiedener Größe auf den Karten I—VI bedeuten die Traupartner, die jeweils aus dem betreffenden Ort stammen und nach Platten geheiratet haben. Beim Flächeninhalt der roten Kreise ist Maßgerechtigkeit angestrebt. Der große, punktierte Kreis um Platten deutet die Zahl der einheimischen Traupartner an, also solcher, die im Kirchspiel selbst geboren sind. Traupartner aus entfernteren Gegenden wurden außerhalb der Randleiste der Karte verzeichnet. Dabei bedeuten z. B. zehn aneinandergereihte rote Punkte zehn einzelne Traupartner, die aus zehn verschiedenen Orten stammen. Sind die Punkte entsprechend größer, dann stammen aus dem betreffenden Ort zwei, drei oder mehr Traupartner. Genauere Zahlen, detailliert nach Orten, sind aus den Tabellen zu entnehmen, ebenso die Abkürzungen für die Ortsnamen auf den Karten I—VI.

1542—1566. Wir betrachten Karte I und erinnern uns, daß Platten 1532 von Sachsen aus gegründet wurde und anfangs auch zu Sachsen gehörte. Die Angliederung an Böhmen erfolgte 1556. Bergbau und Hüttenindustrie stehen in voller Blüte.

In der Regel nimmt die Zuwanderung nach einem Ort mit der Entfernung allmählich ab⁸². Bekannt sind die kartographischen Darstellungen mit betontem Zentrum und allmählicher Abnahme nach außen hin. Unsere Karte fügt sich diesem Schema nicht. Das Schwergewicht ist aus dem Zentrum hinausgeschoben. Das so stark hervortretende St. Joachimsthal liegt immerhin 10 km von Platten entfernt. Nördlich und westlich von Platten breitet sich eine „verdünnte“ Zone aus, die das Einzugsgebiet in zwei Teile trennt — ein Zeichen des im 16. Jahrhundert noch schwach besiedelten oberen Erzgebirges. Von betontem Zentrum und allmählicher Abnahme kann nicht die Rede sein. Vielmehr haben die Herkunftsfälle die Tendenz, sich in einzelnen,

⁸² Vgl. z. B. Dertsch, Richard - Homann, Hanna: Bevölkerungsgeschichte und Bevölkerungsbiologie von Tiefenbach bei Oberstdorf. Ztschr. d. hist. Ver. f. Schwaben u. Neuburg 52 (1936). — Carstensen, Paul: Die Heimat der Bewohner Deezbülls 1700—1864. Die Heimat, Monatsschr. d. Ver. z. Pflege d. Natur- u. Landesk. i. Nordelbingen 10, Jg. 45. — Blendinger, Friedrich: Bevölkerungsgeschichte einer deutschen Reichsstadt im Zeitalter der Glaubenskämpfe. 8. Beih. z. Archiv f. Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik (1940). — Penner, Theodor: Die Abwanderung aus Lingen. Osnabrücker Mitt. 69 (1960) 90f.



zum Teil weit vom Zentrum entfernt liegenden Punkten zu konzentrieren.

Platten war eine städtische Gemeinde. Zog es also Bürger aus anderen Städten an⁸³? Bürger waren territorial weniger gebunden als das Landvolk. Untersuchen wir deshalb diejenigen Orte, die drei oder mehr Traupartner stellen, und sehen wir, ob die Erklärung des städtischen Prinzips genügt.

St. Joachimsthal (74 Traupartner) wurde 1516 als Bergstadt gegründet. Der Silberbergbau nahm einen solchen Aufschwung, daß von allen Seiten deutsche Bergleute herbeiströmten⁸⁴. Auf den gewaltigen Aufstieg folgte ein rascher Verfall. 1562 heißt es, daß sich die Bergleute zu den Zinnwerken verlaufen, weil sie bei den schlecht gehenden Silberwerken nicht entlohnt würden⁸⁵. Die Funde in Platten, Bärzingen und anderen Orten trugen nicht zur Hebung der Lage bei⁸⁶. Genau so, wie sie vorher zusammengeströmt waren, wanderten die Bergleute in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zu Hunderten wieder ab⁸⁷.

Schneeberg (30 Traupartner). Eine der bedeutendsten Bergstädte Sachsens. 1479 Berg- und Stadtrecht. Jedoch seit 1500 befuhren die Schneeberger Bergleute die Oberschlemaer Kupfergruben, da der Bergsegen bereits nachließ⁸⁸.

Abertham (18). 1525 als Bergstadt gegründet. Größte Blüte 1531—1558⁸⁹. Geriet gegen Ende des Jahrhunderts in Verfall⁹⁰.

Geyer (18). 1407 erstmals erwähnt; Stadt. In den ersten Jahrhunderten war die wirtschaftliche Entwicklung vom Bergbau abhängig, der in Geyer nie versagte, auch wenn die Ausbeute Schwankungen unterworfen war⁹¹.

Eibenstock (14). Stadt. Der Bergbau steht um 1550 in Blüte⁹² und ist 1590 noch „in zimlichen schwang“⁹³.

Annaberg (12). Bergstadt. Der Aufschwung in den ersten Jahrzehnten nach der Gründung (1497) beruhte durchaus auf Bergbau und Hüttenbetrieb. Starker Rückgang der Erzgewinnung um 1600⁹⁴.

Bockau (10). Ein zum Eibenstocker Bergrevier gehöriger Bergflecken. Im 16. Jahrhundert von Zinnseifnern bewohnt⁹⁵.

Freiberg (9). Bedeutendste Bergstadt Sachsens, 1190 gegründet. Die wirt-

⁸³ Vgl. Hoffmann, Erich: Die Herkunft des Bürgertums in den Städten des Herzogtums Schleswig. Neumünster 1953, S. 217. (Quellen u. Forsch. z. Gesch. Schleswig-Holsteins 27.)

⁸⁴ Rödiger, Josef: Gebirgsheimat. Heimatkdl. Darstellung des Bez. Neudek. Abertham 1921, S. 85.

⁸⁵ Lorenz, Hans: Bilder aus Alt-Joachimsthal. St. Joachimsthal 1925, S. 28.

⁸⁶ Sturm, Heribert: Abriß der geschichtlichen Entwicklung von Stadt und Bezirk St. Joachimsthal. St. Joachimsthal 1932, S. 23.

⁸⁷ Lorenz 31.

⁸⁸ Deutsches Städtebuch. Hrsg. v. Erich Keyser. Stuttgart und Berlin 1941 ff.

⁸⁹ Sternberg 469 f.

⁹⁰ Rödiger 80.

⁹¹ Dt. Städtebuch.

⁹² Fröbe 284.

⁹³ Albinus, Petrus: Meißnische Berg-Chronika. Dresden 1590, S. 48.

⁹⁴ Dt. Städtebuch.

⁹⁵ Fröbe 352 und 467.

schaftliche Entwicklung beruhte auf Erzbergbau und Hüttenwesen. Bergbau geht seit 1350 zurück, lebt aber später nochmals auf. Mitte des 16. Jahrhunderts bestehen 716 Gruben. Darauf erneuter Verfall⁹⁶.

Schlaggenwald (9). Bedeutende böhmische Bergstadt. Der Bergbau „im Glücke wechselnd“⁹⁷. 1590 ein „berufenes Zinnbergwerk“⁹⁸.

Marienbergr (8). Die wirtschaftliche Entwicklung der 1521 gegründeten Bergstadt beruhte zunächst auf dem ausbeutereichen Silber- und Zinnbergbau⁹⁹.

Scheibenberg (8). Bergstadt. Abbau von Silber, Kobalt, Eisen bei schwankender Ausbeute¹⁰⁰. Rückgang des Bergbaus um 1550¹⁰¹.

Bärringen (6). 1532 als Bergstadt gegründet, Blüte etwa bis 1582¹⁰².

Breitenbrunn/Sa. (6). Dorf. Bergbau wohl ab 1529, die reichste Periode etwa 1531—58¹⁰³. Bedeutende Kupfererzgewinnung um 1600¹⁰⁴.

Elterlein (6). Bergstadt. Ende des 16. Jahrhunderts ließ der Silberbergbau nach, doch wurde noch Eisenstein gefunden¹⁰⁵.

Hormersdorf/Sa. (6). Ein zum Bergrevier Geyer gehöriges Dorf. Bergbau ab 1561 nachgewiesen¹⁰⁶.

Lindig (6). Ein zum Bergrevier Joachimsthal gehöriges Dorf. Abbau in unmittelbarer Umgebung.

Neustädtel b. Schneeberg (6). Seit ca. 1500 „Bergstädtlein“. Zu der ursprünglichen Landwirtschaft trat der Bergbau auf Zinn und Silber¹⁰⁷.

Stollberg (6). Trotz zeitweiliger Versuche im Bergbau war Stollberg nie eigentliche Bergstadt¹⁰⁸.

Thum (6). Stadt. Die wirtschaftliche Entwicklung hing von 1300—1600 hauptsächlich vom Bergbau ab¹⁰⁹.

Altenberg (5). Bergstadt. Die Wirtschaft gründete sich auf Zinnbergbau. 1564 wurden 133 Zechen zu einer Gewerkschaft zusammengefaßt¹¹⁰.

Geising (4). Stadt. Wirtschaft eng verknüpft mit dem Zinnbergbau Altenbergs, dem es einen großen Teil seiner Arbeitskräfte stellte¹¹¹.

Oelsnitz/Erzgeb. (4). Bauerndorf ohne Bergbau¹¹².

⁹⁶ Dt. Städtebuch.

⁹⁷ Sternberg 286f.

⁹⁸ Albinus 69.

⁹⁹ Dt. Städtebuch.

¹⁰⁰ Ebenda.

¹⁰¹ Müller, Alfred: Scheibenberg in fünf Jahrhunderten. Erzgeb.Kalender (1923) 36 ff.

¹⁰² Rödig 80.

¹⁰³ Sternberg 469f.

¹⁰⁴ Fröbe 290.

¹⁰⁵ Dt. Städtebuch.

¹⁰⁶ Voigt, Johannes: Hormersdorf (Erzgebirge). Heimatgeschichte. Stollberg i. Erzgeb. 1937, S. 53.

¹⁰⁷ Dt. Städtebuch.

¹⁰⁸ Ebenda.

¹⁰⁹ Ebenda.

¹¹⁰ Ebenda.

¹¹¹ Ebenda.

¹¹² Ebenda.

Zwönitz (4). Wirtschaftliche Entwicklung der Stadt zuerst vom Bergbau im Westerzgebirge, ab 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts vom Handelsverkehr abhängig. Bergbau nur so viel, um Privilegien einer Bergstadt zu erhalten¹¹³.

Gottesgab (3). 1533 als Bergstadt gegründet. Eigenes Bergrevier. Lebhafter Bergbau im 16. Jahrhundert¹¹⁴.

Henneberg/Sa. (3). Gehörte zum Schwarzenberger Bergrevier und besaß im 16. Jahrhundert mehrere Zechen¹¹⁵.

Lauter (3). Dorf. Gehörte zum Eibenstocker Bergrevier. Bergwerke und Hütten in der nächsten Umgebung¹¹⁶. In L. selbst hat der Bergbau keine größere Rolle gespielt¹¹⁷.

Lichtenstadt bei Karlsbad (3). Zählt Albinus unter die „berufenen böhmischen Zinnbergwerke“¹¹⁸, während Sternberg keine Unterlagen vom Bergbau hat¹¹⁹.

Lindenau (3). Dorf. Gehörte zum Schneeberger Bergrevier. Gruben in unmittelbarer Umgebung.

Diese Übersicht ist eindeutig. *Es sind nicht nur Städte, sondern vor allem Berg- und Hüttenorte, aus denen die Traupartner stammen.* Viele dieser Orte sind bereits im Rückgang begriffen, daher um so anfälliger für ein neues „Berggeschrei“. Sie waren nicht krisenfest und besaßen keine Nebenindustrien, so daß die Bergleute — als Vorläufer des modernen Industrieproletariats!¹²⁰ — in ein anderes Revier zogen, das ihnen Arbeit und Erfolg versprach. Der Zugang aus den ebenso nahen Städten des Vogtlandes oder des Egerlandes ist ganz unerheblich. Dort gab es keinen nennenswerten Bergbau.

Beim Aufblühen des Bergbaus in Döhlen kommt es, um eine Parallele zu ziehen, zu ähnlichen Erscheinungen¹²¹. Dabei wollen wir nicht unbedingt von „wirtschaftlichem Gefälle“ sprechen; was besagen hundert Zuwanderer, solange man die tausend nicht kennt, die vielleicht wieder abgewandert sind! Und dafür haben wir keine Unterlagen. Begnügen wir uns mit der Feststellung eines lebhaften Zustroms über größere Gebiete hinweg und warten wir, wie der Vergleich zu späteren Perioden ausfällt. Was aber für unsere Karte nochmals zu betonen ist: dem Zentrum fehlt die Verdichtung, ebenso fehlt die allmähliche Verdünnung nach außen hin; dagegen kommt es zu exzentrischer Schwerpunktbildung über ein weites Feld. *Diese ungewöhn-*

¹¹³ Ebenda.

¹¹⁴ Sternberg 468f.

¹¹⁵ Fröbe 467.

¹¹⁶ Fröbe, Karte nach S. 32.

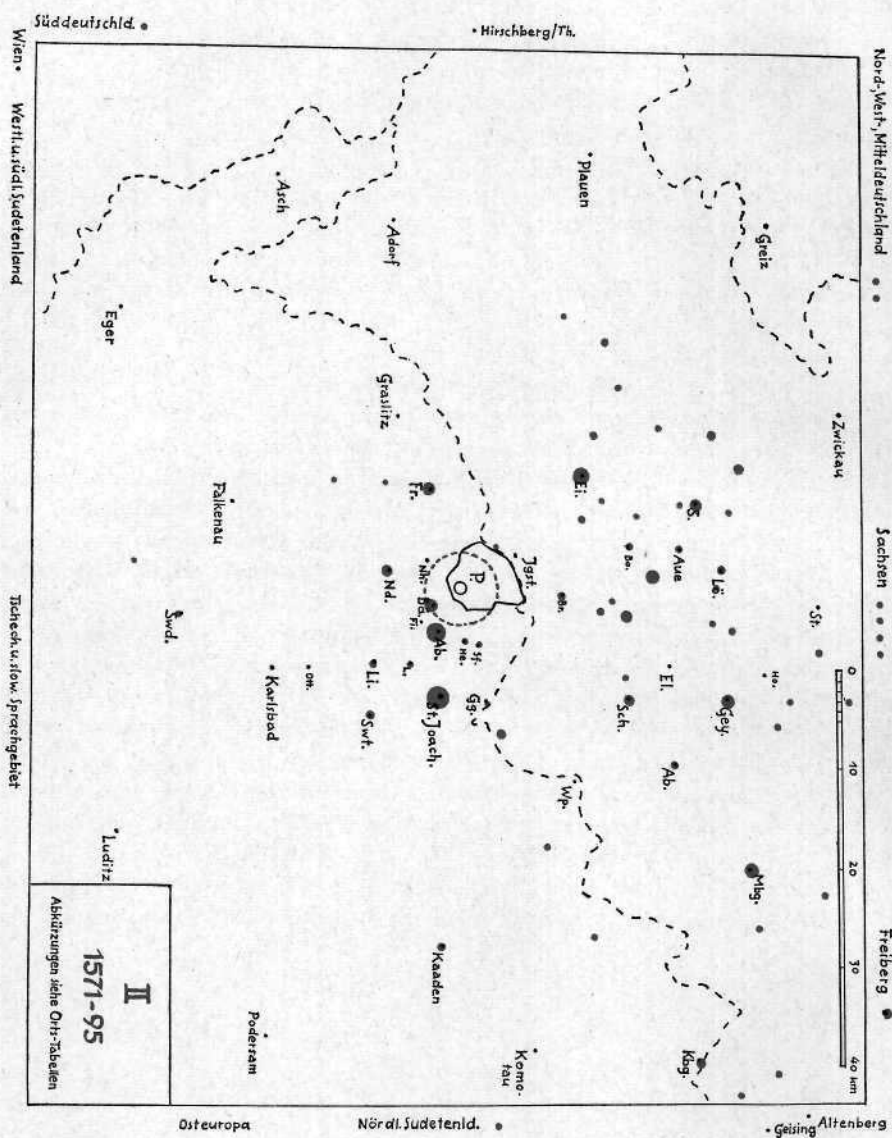
¹¹⁷ Schaller, Hans: Zur Chronik von Lauter. Heimatblätter, Beil. z. Erzgeb.Volksfreund (1940) Nr. 7.

¹¹⁸ Albinus 69.

¹¹⁹ Sternberg 448f.

¹²⁰ Strieder, Jacob: Montan- und Metallindustrie im Zeitalter der Fugger. Deutsches Museum, Abhandlungen u. Berichte, 3/6 (1931) 223.

¹²¹ Schroeder, Felix von: Der Zufluß ortsfremden Blutes in die Bevölkerung des Kirchspiels Döhlen 1648—1799. Leipzig 1935, S. 53.



liche Struktur ist kein Zufall sondern der Niederschlag besonderer wirtschaftlicher Verhältnisse.

Beachtlich sind die langen Anmarschwege: Freiberg (9 Traupartner), Altenberg (5), Leipzig, Weimar, Regensburg, Flensburg (je 1). Mögen sich auch längere Zwischenaufenthalte eingeschoben haben — der größte Teil dieser Menschen hat seine Reisen zu Fuß zurückgelegt!

Auf unserer Karte tritt besonders Joachimsthal hervor. Diese Stadt, von Platten nur vier Wegstunden entfernt, kam in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts infolge des Bergbaus nicht nur zu ungewöhnlichem Reichtum, sie schwang sich zugleich zu einer Pflegstätte humanistischer und reformatorischer Gedanken auf, die in den Bergstädten des Erzgebirges lebhafte Aufnahme fanden. Mit den Leuten zogen die Ideen von Joachimsthal hinaus in die Umgebung und schlugen auch in Platten Wurzel. So enthält der größte Teil der Plattener Grubennamen, soweit sie religiös sind, protestantisches Gedankengut¹²². Platten hatte protestantische Geistliche und die Bevölkerung war der neuen Lehre entschieden zugetan.

Eine gewisse Parallele hierzu liefern die schwäbischen Städte. Dort hat die starke Gesellenwanderung zur Verpflanzung von Erfindungen, Ideen und Moden entscheidend beigetragen¹²³.

Die großartige Blüte von Joachimsthal war nicht von Dauer, und wenn wir die Stadt auf unserer Karte als Herkunftsort so auffällig hervortreten sehen, spüren wir etwas von der Tragik ihres Niederganges.

Die unmittelbaren Nachbarorte Abertham, Bärzingen und Neudek schicken verhältnismäßig wenig Traupartner, denn diese Orte hatten eigenen ertragreichen Bergbau. Vielleicht vergrößerte sich auch das „Berggeschrei“ mit zunehmender Entfernung und grenzte ans Phantastische, während die Augenzeugen der Nachbarschaft die Sache nüchterner beurteilten. Jedenfalls hatte Bärzingen 1546—50 noch 72 Pochwerke in Betrieb¹²⁴ und Neudek erlebte 1580 den Höhepunkt seines Bergwerks. Renner schreibt: Einen ungemein großen Einfluß auf den Aufschwung des neuen Schlickschen Bergwerks [in Neudek] muß ohne Zweifel die Aufdeckung der Zinnwerke von Platten geübt haben. Dort wurde ein „höfliches“ Zinnwerk entdeckt, dessen Ruf baldigst derart in die Runde drang, daß von allen Seiten Bergarbeiter herbeieilten und eine Stadt [Platten] gründeten. Dadurch kam das bis dahin isoliert liegende Neudeker Werk in Berührung mit Sachsen, die nicht anstanden, auch hier ihre Kräfte zu versuchen¹²⁵.

Der Bevölkerungsaustausch über größere Gebiete hinweg blieb auf geistigem Gebiet nicht ohne Folgen. Während Platten in späteren Jahrhunderten zu kultureller Bedeutungslosigkeit herabsank, besaß es damals eine Lateinschule, die ihre Schüler zu „öffentlichen Produktionen“ befähigte¹²⁶.

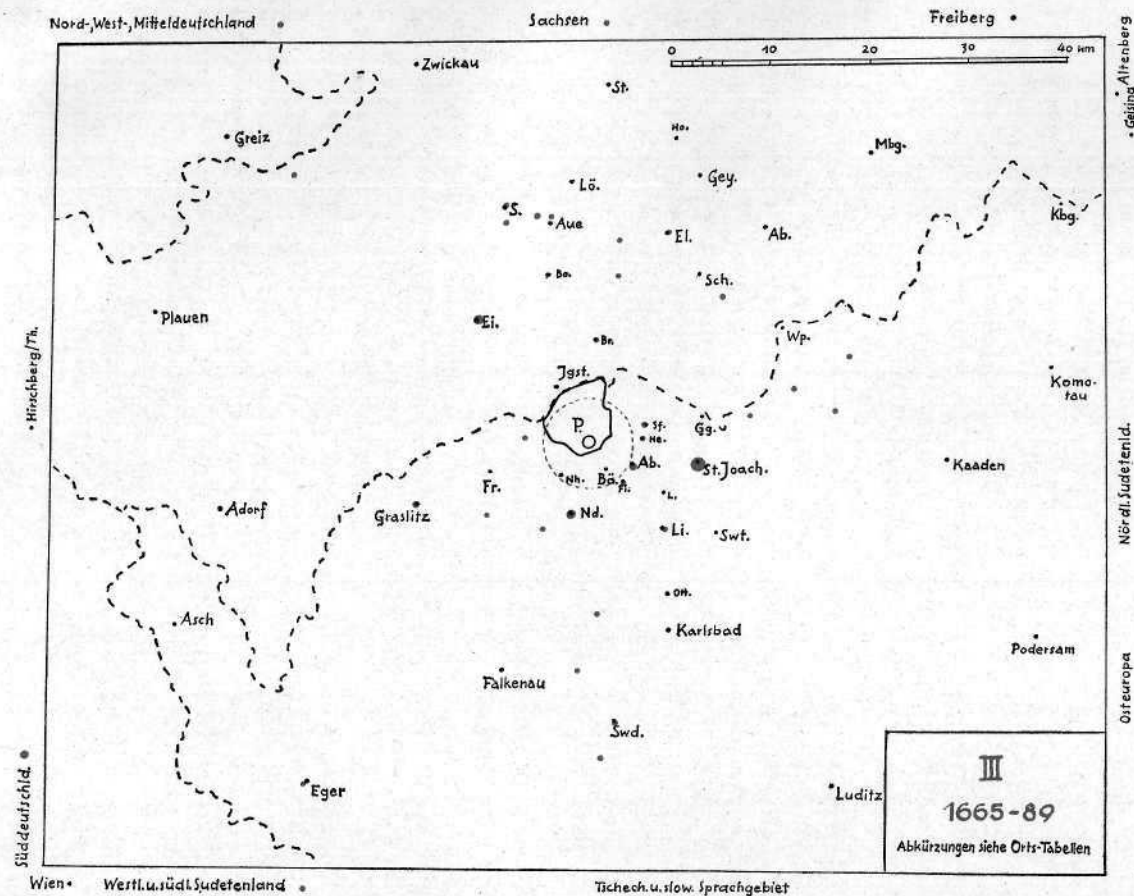
¹²² Matthes: Anfänge 152.

¹²³ Ammann, Hektor: Vom Lebensraum der mittelalterlichen Stadt. Eine Untersuchung an schwäbischen Beispielen. Berichte z. dt. Landeskunde 31 (1963) 314.

¹²⁴ Renner 265.

¹²⁵ Renner 263.

¹²⁶ Vogl 16.



Die Gesamtzahl der fremdbürtigen Traupartner beträgt 392 gegen 310 einheimische. Von den auswärtigen kommen 59,4% aus Sachsen, 36% aus Böhmen. Dabei ist der sächsische Anteil *vor* der Angliederung Plattens an Böhmen (1556) etwas größer, danach etwas kleiner. Der böhmische Anteil verhält sich umgekehrt. Er kommt hauptsächlich auf das Konto Joachimsthal, das mit 74 Traupartnern oder 52,5% der böhmischen Einheirat gewaltig hervortritt. Nun ist aber auch Joachimsthal hauptsächlich vom Norden, von Sachsen her besiedelt worden, so daß sich das Bild noch weiter zugunsten von Sachsen verschiebt. Der Blick auf die Herkunftskarte zeigt uns, daß der Norden als Plattens Einzugsgebiet eine ganz besondere Stellung einnimmt. Hier, zwischen Göltzsch und Flöha, erstreckt sich ein weites Kraftfeld für Plattens Bevölkerungsnachschub.

1571—1595. Gehen wir nun zu Karte II über (1571—95). Platten ist von Sachsen abgetrennt und eine böhmische Stadt geworden. Trotz beginnenden Rückgangs ist der Bergbau noch Haupternährungsquelle. Die wirtschaftlichen Verbindungen haben sich von Sachsen mehr in das weitere Egerland verlagert.

Wieder wird Plattens Einzugsgebiet in zwei Provinzen geteilt: in eine nördliche, Sachsen, und in eine südliche, Böhmen. Das hohe Gebirge ist noch siedlungsarm. Die Grenze selbst bildete für die Wanderung offenbar kein Hindernis; sie ist für die Grenzbewohner „nichts anderes als eine dünne Linie auf dem Papier“¹²⁷. Außerdem haben wir es hauptsächlich mit Städtern und Bergleuten zu tun, die ohnehin größere Freizügigkeit als das Landvolk besaßen.

Sachsen stellt 103 Traupartner, das sind 58,9% aller Zuzügler, Böhmen 69, das sind 39,4%. Hier haben wir einen Hinweis, wie stark Platten damals noch nach Sachsen orientiert war, obwohl die politische Trennung vom Mutterlande schon mehrere Jahrzehnte zurücklag. *Während Platten politisch an Böhmen angegliedert ist und wirtschaftlich den Anschluß an Böhmen sucht, steht seine Bevölkerung noch in enger Verbindung zu der alten Heimat.* Platten wirkt in der neuen Landschaft fast wie ein Fremdkörper.

Hier sei eine Analogie angeführt. Die Bergstadt Joachimsthal ist ebenfalls von Sachsen aus besiedelt worden. Lorenz¹²⁸ hebt die enge Verbindung hervor, die noch lange mit der sächsischen Heimat bestand. „Wer diese zahlreichen, kaum überall erfaßbaren Fäden überblickt, die sichtbar und unsichtbar zwischen dem Thal [Joachimsthal] und dem deutschen Mutterlande hin- und herliefen, der wird es verstehen, daß die Herzen und die Augen und der ganze Sinn der Alt-Joachimsthaler nach dem deutschen Norden und Westen, nicht nach dem Innern Böhmens gerichtet waren.“ Ein kgl. Kommissär macht 1546 den Joachimsthalern Vorwürfe: „Ich vermerke wol, euer Gunst steht mehr hinaus gen Meißen denn gen Bemen.“ Worauf ihm geantwortet

¹²⁷ Lorenz 131.

¹²⁸ Lorenz 125 ff.

wurde: „Wir seint daherein, haben das Unser doher bracht und nicht aus Bemen¹²⁹!“

Wohl gab es Beziehungen zu den deutschen Städten des benachbarten Böhmerlandes. „Indessen waren diese Beziehungen mehr geschäftlicher Natur; Zuzug von dieser Seite her ist . . . kaum festzustellen¹³⁰.“

Auch Plattens Beziehungen zu den deutsch-böhmischen Städten sind „mehr geschäftlicher Natur“. Das beweisen die vom Plattener Rat 1598—1601 nach auswärts ausgefertigten Schreiben¹³¹. Joachimsthal, unter dessen Oberamt Platten gestellt war, bekam die meisten Briefe. Elbogen zeigt seinen Charakter als Kreishauptstadt. Nach den tieferliegenden Landstrichen von Lichtenstadt und Schlackenwerth fluktuierte der wirtschaftliche Verkehr. Im übrigen korrespondierte Platten mit allen wichtigen Bergorten der Umgebung, außer Neudek. Schneeberg tritt besonders hervor. Im ganzen gingen ungefähr fünf Sechstel der Briefe nach deutsch-böhmischen Städten und nur ein Sechstel nach Sachsen.

Nach tschechischen Orten fehlte Platten jede geschäftliche oder gesellschaftliche Verbindung. Dies stand zu erwarten; selbst diejenigen deutschen Städte, die tief im tschechischen Sprachgebiet gelegen sind, wie etwa Iglau¹³², bekamen ihre Zuwanderer fast ausschließlich aus deutschen Orten.

Der auf Karte I festgestellte Typus läßt sich jetzt besser erkennen, da das nahe Joachimsthal an Gewicht verloren hat. Dadurch erscheint das Zentrum noch mehr entlastet und das gesamte Feld in erhöhtem Maße aufgelockert. Die Fernwirkung ist auf den ersten Blick zu erfassen und findet Entsprechungen bei Kolonial- und Handelsstädten, bei denen ebenfalls die Kontakte zu fernen Städten wesentlich sind.

Orte mit drei oder mehr Traupartnern sind auch jetzt vorwiegend Bergbauorte: Joachimsthal (18 Traupartner) — 1574 klagt der Stadtschreiber von J., daß das Volk von Tag zu Tag weniger werde¹³³; Abertham (13); Eibenstein (10); Geyer (6); Marienberg (6); Bärzingen (5); Frühlau (5) — alte Bergstadt, „der Bergbau hat, wie es scheint, mit abwechselndem Glücke bis in den Dreißigjährigen Krieg bestanden“¹³⁴; Schneeberg (5); Lauter (5); Neudek (4); Oberwiesenthal (4) wurde 1527 als Bergstadt gegründet¹³⁵; Schwarzenberg (4) trieb im 16. Jahrhundert Bergbau und war Sitz eines Bergamtes¹³⁶; Scheibenberg (4); Lößnitz (3) besaß in seiner unmittelbaren Umgebung viele Erzgruben¹³⁷; Katharinaberg (3) ist 1528 Bergstadt und treibt

¹²⁹ Zitiert bei Lorenz 129.

¹³⁰ Lorenz 129.

¹³¹ Ratskorrespondenz (Kopialbuch), 1598—1601. Handschr. i. Plattener Heimatmuseum.

¹³² Altrichter, Anton und Helmut: Die Iglauer Neubürger 1360—1649 nach Beruf, Herkunft und Volkszugehörigkeit. Ztschr. f. sudetendt. Gesch. 2, Karte.

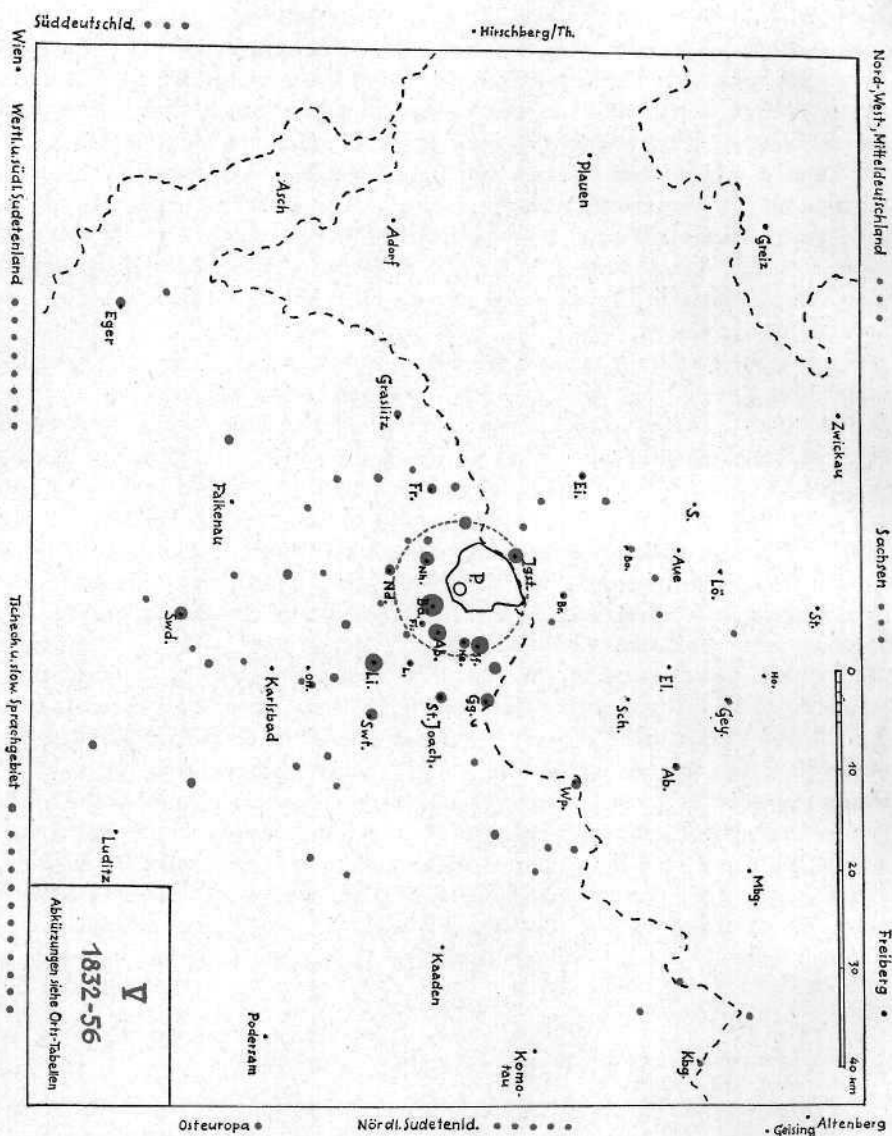
¹³³ Sturm: Joachimsthal 23.

¹³⁴ Sternberg 439.

¹³⁵ Dt. Städtebuch.

¹³⁶ Fröbe 283, 291, 467.

¹³⁷ Vgl. Oesfeld, Gotthelf Friedrich: Historische Beschreibung . . . der . . . Schönburgischen freien Bergstadt Lößnitz im Erzgebirge. Halle 1776, S. 98.



1590 lebhaften Silberbergbau¹³⁸. Keinen nennenswerten Bergbau hatten die Orte Schlackenwerth (3)¹³⁹, Saupersdorf (3) und Weißbach (3)¹⁴⁰.

Offenbar besaß Platten noch eine in die Ferne wirkende Anziehungskraft. Das „Berggeschrei“ war noch nicht verstummt — aber es entsprach nicht mehr ganz den tatsächlichen Verhältnissen. Die Ausbeute muß mit fortschreitendem Jahrhundert nachgelassen haben. „Im allgemeinen waren jedoch zu jener Zeit schon die meisten Bergwerke im Erzgebirge so herabgekommen, daß Kaiser Rudolph im allgemeinen Landtage 1585 selbst darauf antrug, die Bergstädte Joachimsthal, Schlaggenwald, Schönfeld, Lauterbach, Preßnitz, Sonnenberg, Sebastiansberg, Platten, Hengst und Abertham von der ausgeschriebenen Steuer (berna) zu befreien¹⁴¹.“

1665—1689. Betrachten wir Karte III (1665—89). Den Verfall des Bergbaus hatte der Dreißigjährige Krieg beschleunigt. 1654 war die Auswanderung der Exulanten und die Gründung von Johanngeorgenstadt erfolgt. Danach „trat eine Periode der Erschöpfung ein, welche in jeder Weise fühlbar war¹⁴².“

Was kann diese Erschöpfung besser veranschaulichen als unsere Karte? Nach der schönen Fülle der Herkunftsbilder aus dem 16. Jahrhundert zeigt sich hier eine Dürftigkeit, die nur aus einem Umschwung aller Verhältnisse erklärt werden kann. Es besteht kein Grund, etwa eine oberflächliche kirchliche Matrikenführung für jene Zeit anzunehmen. Das Volk ist durch einen Prozeß allgemeiner Zerstörung gegangen und wurde durch Krieg und Krankheiten dezimiert¹⁴³. Was übrigblieb, sah sich hoffnungslosen wirtschaftlichen Verhältnissen gegenüber und räumte schließlich vor der Gegenreformation das Feld.

Die Zahl der Eheschließungen ist von 351 der ersten und 213 der zweiten Periode auf 185 gesunken. Nur 48 Personen kommen von auswärts, gegenüber 175 in der zweiten und 392 in der ersten Periode! Der Strom des natürlichen Bevölkerungsaustausches scheint zu verebben.

Noch immer tritt Joachimsthal (6) am stärksten hervor. Daneben tauchen auch in größerer Entfernung andere Bergstädte auf, so daß immer noch etwas von der ehemaligen Weiträumigkeit des Einzugsgebiets zu spüren ist. Auffallend ist aber die *Verlagerung der Herkunftsfälle vom Norden nach dem Süden*. Sachsen stellt nur 31,3% der auswärtigen Einheiraten; 1571—95 war es mit 58,9% und in der ersten Periode sogar mit 59,4% vertreten. Der Anteil Böhmens stieg von 36 über 39,4 auf 62,5%.

¹³⁸ Albinus 68.

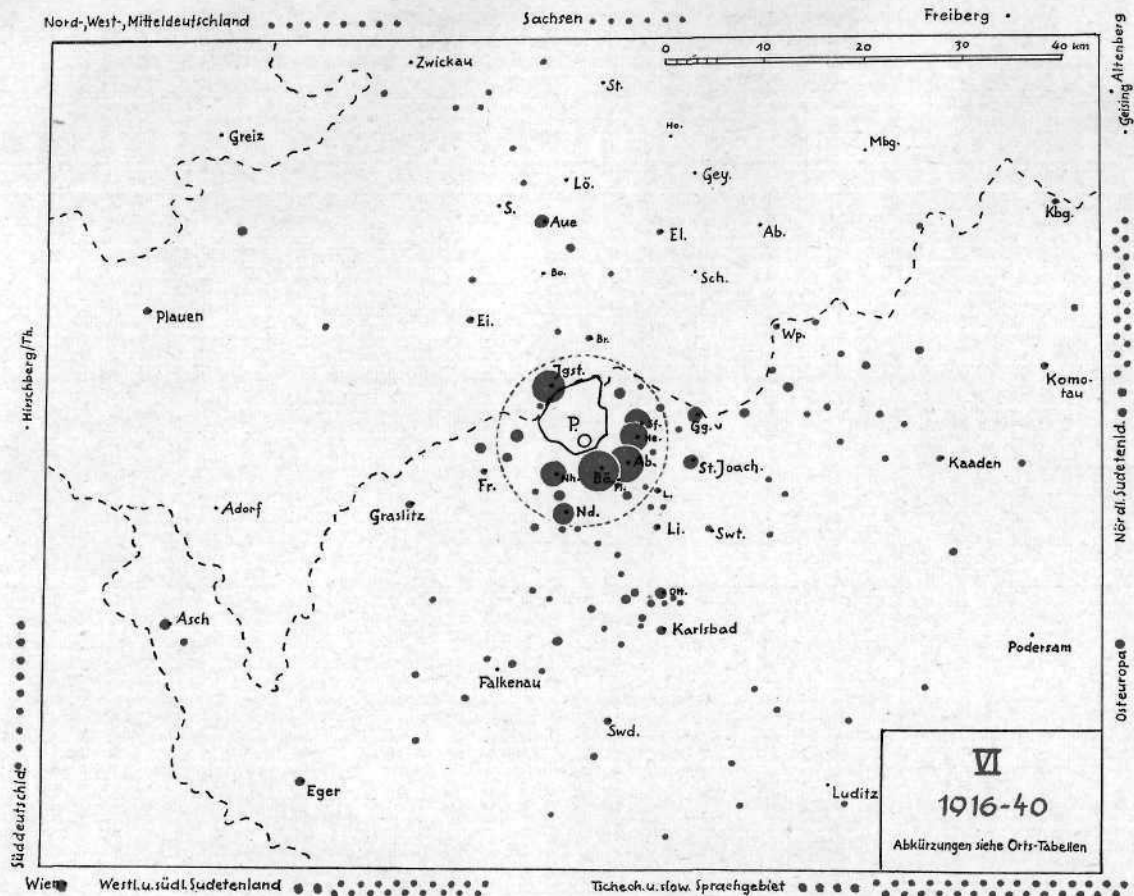
¹³⁹ Kühn 221.

¹⁴⁰ Sinner, Friedrich Benedict: Annales von Weißbach und Hermersdorf. Histor. Curiositäten-Cabinet (1754) 195—208.

¹⁴¹ Sternberg 467.

¹⁴² Vogl 25.

¹⁴³ Vgl. Weismann, Erich: Die Bevölkerungsbewegung in einer württemberg. Amtstadt nach den Weinsberger Kirchenbüchern 1571—1840. Jahrbücher f. Statistik u. Landesk. v. Baden-Württemberg 2 (1956) 352.



Die Ursache dieser Verschiebung liegt auf der Hand. Böhmen ist wieder katholisch geworden. Die Landesgrenze, einst eine „dünne Linie auf dem Papier“, scheidet nunmehr auch die Konfessionen. Die Verlagerung des Herkunftsgebietes im Zeitalter der Gegenreformation ist eine bekannte Erscheinung. Beispiele bieten Iglau¹⁴⁴, Weißenburg¹⁴⁵ und Schnaittach: „Die Schranken, welche im Laufe des 16. Jahrhunderts die Wirtschafts- und Steuerpolitik der Herren zwischen den einzelnen Ländern aufrichteten . . . waren jedoch nicht entfernt von solcher bevölkerungspolitischen Tragweite wie die *konfessionelle* Trennung¹⁴⁶.“ Auch Reinhardtsgrμμα¹⁴⁷, Zettlitz¹⁴⁸, Stuttgart¹⁴⁹ und Prag¹⁵⁰ machen keine Ausnahme. In Prag deckt sich seit dem Dreißigjährigen Krieg das Zuwanderungsgebiet der deutschen Bürger im großen und ganzen mit dem katholischen deutschen Volksboden¹⁵¹.

Aus Vogls Angaben¹⁵² können wir schließen, daß Platten in unserer Untersuchungsperiode noch nicht rein katholisch war. 1677 dringt die böhmische Kammer auf Anzeige von Protestanten. 1689 werden alle protestantischen Bücher verboten. Also hat in unserer Untersuchungsperiode (1665—89) die Landesgrenze noch nicht ihren endgültigen Charakter als Religionsgrenze erhalten. Johanngeorgenstadt selbst, die von den Plattener Exulanten gegründete Tochterstadt jenseits der Grenze, stellt nicht einen einzigen Traupartner. Zunächst kehrte niemand in die alte Heimat zurück.

1749—1773. Mit Karte IV (1749—73) werden wir in eine Zeit geruhsamer Entwicklung versetzt. Die durch Dreißigjährigen Krieg und Gegenreformation verursachte Bevölkerungsabnahme scheint sich auszugleichen. Der Bergbau hat einen neuen Aufschwung genommen und eine Nachblüte der Stadt herbeigeführt.

Das Herkunftsbild läßt die Festigung der Verhältnisse erkennen. Die Zahl der Eheschließungen ist von 185 in der letzten Periode auf 471 angestiegen. 1654 hat Platten 385 Einwohner¹⁵³, 1762 hat es 720 Einwohner¹⁵⁴.

Die Verlagerung der Heiratskreise vom Norden nach dem Süden ist weiter

¹⁴⁴ Altrichter 104.

¹⁴⁵ Blendinger 94.

¹⁴⁶ Schnellbögl, Fritz: Lauf-Schnaittach. Eine Heimatgeschichte. Lauf 1941, S. 187; dazu auch S. 192 und die instruktive graph. Darstellung der Bürgerrechtsverleihungen im Anhang.

¹⁴⁷ Krauß, Johannes: Reinhardtsgrmma. Die Geschichte des Bevölkerungsaufbaues eines sächsischen Dorfes. Dippoldiswalde 1937, S. 35.

¹⁴⁸ Pohl, Horst: Herkunft der Zettlitzer Traupartner im 16. und 17. Jahrhundert. Ztschr. f. Gesch. d. Sudetenländer 6 (1943) 225.

¹⁴⁹ Bürgerbuch der Stadt Stuttgart 1660—1706. Bd. 3. Bearb. v. Paul Nägele. Stuttgart 1956, S. 182. (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart 13.)

¹⁵⁰ Hanisch, Wilhelm: Die Prager Neubürger im Dreißigjährigen Krieg. Volkszugehörigkeit, Herkunft, Beruf. Ztschr. f. Gesch. d. Sudetenländer 6 (1943) 163.

¹⁵¹ Klier, Richard: Das Deutschtum Prags in der Vergangenheit. Prag 1936, S. 49.

¹⁵² Vogl 27f.

¹⁵³ Schreiber 223.

¹⁵⁴ Reyer 58.

fortgeschritten. In der letzten Periode kamen immerhin noch 31,3 % aus Sachsen, jetzt nur noch 16,2 %. Dafür erscheint das Gebiet der späteren Tschechoslowakei mit 79 %. *So sind dem wirtschaftlichen und politischen Anschluß Plattens an Böhmen die Heiratskreise gefolgt.* Die Gründe sind diese:

- 1) Die Verschiedenheit der Konfessionen.
- 2) Die aus Plattens Gründungszeit herrührenden verwandtschaftlichen Bindungen zu Sachsen sind nicht mehr wirksam.
- 3) Die wirtschaftlichen Beziehungen sind auf die persönlichen Beziehungen nicht ohne Einfluß.
- 4) Die erzgebirgische Bevölkerung ist weniger wanderlustig als zur Zeit des ersten großen Bergbaus; damit fällt das große sächsische Bergbauggebiet als Herkunftsgebiet weitgehend aus.

Interessant ist hier der Vergleich etwa mit Danzig. Bis zum 14. Jahrhundert empfängt die Stadt einen großen Teil ihrer Zuwanderer aus dem Raum westlich der Elbe-Saale¹⁵⁵. Im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts verschiebt sich das Einzugsgebiet immer mehr nach Osten, also näher an Danzig heran. So ist anfangs der koloniale Charakter der Stadt noch zu erkennen, während sie sich später — ähnlich wie Platten — von ihrem Mutterlande löst¹⁵⁶.

Eine Parallele zur Verlagerung der Plattener Heiratskreise ergibt die Herkunft der Plattener Pfarrer und Schulmeister¹⁵⁷. Soweit feststellbar, kommen *vor* der Angliederung an Böhmen *alle* Pfarrer und Lehrer aus Sachsen. Von da an kommen bis zur Gegenreformation 6 aus Joachimsthal, 8 aus Sachsen. Nach der Gegenreformation sind bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts weder Geistliche noch Lehrer aus Sachsen zugewandert. Die meisten, 11 Mann, kamen aus Böhmen, einer stammte aus der Mark, einer aus der Oberpfalz.

Wir wollen nun Karte IV mit Karte I oder II hinsichtlich des bildmäßigen Eindrucks vergleichen. Sofort erfassen wir die Verschiedenheit im Typus: im 16. Jahrhundert aufgelockerte Streulage ohne Betonung der Mitte (Joachimsthal liegt *nicht* im Zentrum!), sondern mit Schwerpunkten, die sich über das ganze Feld verteilen; im 18. Jahrhundert Betonung der Mitte, das Feld wirkt verhältnismäßig geschlossen und vom Zentrum beherrscht, was der hohen Zahl der einheimischen Traupartner entspricht (auf der Karte punktierter Kreis).

Reyer trifft nun vom Plattener Zinnbergbau folgende quellenmäßig belegte Feststellung: „Um die Mitte des 18. Jahrhunderts erreicht die Zinnerzeugung wieder eine Höhe, welche gleichkommt jener der glänzendsten Zeiten¹⁵⁸.“ Dies scheint zu Plattens Geschichtsbild nicht recht zu passen, weil

¹⁵⁵ Keyser, Erich: Die Bevölkerung Danzigs und ihre Herkunft im 13. und 14. Jahrhundert. Pfingstbll. d. Hanseat. Gesch. Ver. 15. 2. Aufl. (1928) 54/55.

¹⁵⁶ Penners-Ellwart, Hedwig: Die Danziger Bürgerschaft nach Herkunft und Beruf 1536—1709. Als Manuskript gedr. Marburg/Lahn 1954, S. 161. (Wissensch. Beitr. z. Gesch. u. Landesg. Ost-Mitteleuropas. Hrsg. v. Joh. Gottfr. Herder-Institut.)

¹⁵⁷ Angaben darüber bei Vogl.

¹⁵⁸ Reyser 57.

davon weder Ortschroniken und Kirchenbücher noch mündliche Überlieferung berichten.

Unsere Herkunftsbilder lassen das tatsächliche Ausmaß des Bergbaus nicht erkennen. Sie werfen aber ein Licht auf den Ruf, den er genoß. *Während Platten im 16. Jahrhundert Menschen aus großer Entfernung herbeilockte, scheint es im 18. Jahrhundert eine unbekannte Stadt gewesen zu sein.* Die Abnahme der Fremdbürtigen überhaupt, das Anwachsen der Einheimischen mit gleichzeitigem Zustrom aus der nächsten Umgebung zeigen, daß sich Reyers zweite Blütezeit soziologisch anders auswirkte als der erste große Bergbau. Diesmal wollen vor allem die Nachbarorte und Platten selbst profitieren, wobei zu beachten ist, daß sich der Erzgebirgskamm erst in den letzten Jahrhunderten mit Ansiedlern bevölkerte. Vielleicht war diese zweite Blüte zu allmählich gekommen, als daß sie die Gemüter sonderlich erregt hätte. Sie ermangelte des Reizes der Neuheit, der Sensation, wie sie unter dem Eindruck plötzlicher, verheißungsvoller Erzanbrüche zu entstehen pflegt, und entbehrte damit des starken Impulses, der die Stadt aus der Enge ihrer Gebirgeinsamkeit zu kultureller Aktivität emporgerissen hätte. Der Wohlstand des 18. Jahrhunderts wurde nicht rasch gewonnen, sondern mühselig erarbeitet und prägte sich nicht dauernd in das Bewußtsein des Volkes ein.

Vergleichen wir Periode I und IV an Hand der Zahlen: die Gesamtzahl der Eheschließungen stieg von 351 auf 471, das war wohl vor allem auf eine höhere Einwohnerzahl zurückzuführen. Die auswärtige Einheirat sank von 55,8% auf 11,2%. Und wenn wir die Entfernungen betrachten: die Zone 0—15 km stellte anfangs 31,4, jetzt 53,3%; die Zone 15—30 km anfangs 36,2, jetzt 21,9%; und schließlich die Zone über 30 km anfangs 32,4 und jetzt 24,8%.

Die auf der Karte hervortretenden Nachbarorte sind Bärzingen, Abertham, Neuhammer, Gottesgab und Seifen. Plattens Tochterstadt Johanngeorgenstadt debütiert mit zwei Seelen. Der Zustrom aus dem dichtbesiedelten Egerland ist angedeutet aber dürftig. Auf die Leute des Tieflandes übt das unwirtliche Gebirge wenig Anziehungskraft aus. Von entfernten Orten fallen auf: Hirschberg/Thüringen, das nie Bergbau getrieben hat¹⁵⁹, und die Bergstädte Schlaggenwald, Schönfeld und Löbnitz. Joachimsthal mußte seine Vorherrschaft in Bezug auf die Traupartner an Plattens Nachbarstadt Bärzingen abgeben. Das einst so bedeutende Wirtschafts- und Kulturzentrum hat seine Kraft verströmt und erhebt sich in seiner Bedeutung nicht wesentlich über andere erzgebirgische Städte — ein verlöschender Stern!

1832—1856. Mit Karte V (1832—56) kommen wir in die Zeit der beginnenden Industrialisierung. Platten hat seine räumliche Abgeschlossenheit zwar nicht überwunden, aber nach dem neuerlichen Rückgang des Bergbaus sicherte es sich durch die Einführung von Industrien eine bescheidene Existenz. Die Einwohnerzahl steigt an.

¹⁵⁹ Dt. Städtebuch.

Von den bisherigen Karten ähneln sich IV und V am meisten. Durch das Ansteigen der Fremdbürtigen ist das Bild fülliger geworden. Lage und Ausdehnung des Einzugsgebietes haben sich kaum geändert. Die Gesamtzahl der Eheschließungen ist ungefähr dieselbe geblieben. Sachsens Anteil hat zugunsten Böhmens weiter abgenommen.

Während 1749—73 nur 11,2% aller Traupartner Auswärtige waren, sind es jetzt 22,7%. Am kleinen Beispiel erkennt man den Schatten großer Ereignisse. Wir sind in ein neues Zeitalter eingetreten. Der Liberalismus und seine Nebenerscheinungen greifen tief in das Leben des Volkes ein. In Böhmen wurden die Hörigkeitsverhältnisse durch die josefinischen Reformen aufgelockert. Die Freizügigkeit beseitigt örtliche Bindungen und mobilisiert das Landvolk. Von 1807 bis 1837 hat sich die Binnenwanderung in Böhmen verzweifelt¹⁶⁰!

Auf unserer Karte hat die Massierung der Herkunftsfälle rings ums Untersuchungsgebiet zugenommen — ein Zeichen, daß Platten trotz seiner bescheidenen Industrie auf die Waldbauern und Häusler der Umgebung einen Sog ausübt; ein Zeichen aber auch, daß die Besiedlung selbst des Gebirgskamms immer dichter geworden ist.

Hervortretende Nachbarorte sind Abertham, Bärzingen, Seifen, Hengsterben, Neuhammer, Hirschenstand und das sächsische Johannegeorgenstadt. Wir erinnern daran, daß Platten mit Bärzingen und Abertham in einem Gerichtsbezirk vereinigt wurde und daß viele Plattener in den Johannegeorgenstädter Fabriken arbeiteten.

Die Abneigung gegen den andersgläubigen Traupartner scheint langsam zurückzugehen. Joachimsthal verliert als Herkunftsort immer mehr an Bedeutung. Über Lichtenstadt, das stark hervortritt, gingen die Verbindungen des Kleinhandels nach den Landstrichen am Egergraben und die Postlinie und fast der gesamte Verkehr Plattens nach Böhmen. Neudek bleibt nach wie vor im Hintergrund. Der Landkreis Karlsbad und überhaupt das westliche Sudetenland stellen erstmalig eine nennenswerte Anzahl von Traupartnern.

Eine Notiz in der Chronik¹⁶¹ kennzeichnet Plattens gesellschaftlichen Austausch. Zum Schützenfest von 1872 erschienen Schützenvereine aus Weipert, Preßnitz, Joachimsthal, Lichtenstadt, Graslitz, Neudek, Abertham und Bärzingen. „Unsere Grenznachbarn, die Johannegeorgenstädter Schützen, blieben ferne, weil ihnen nicht gestattet worden ist, mit Obergewehr über der Grenze zu marschieren.“

Schlaggenwald tritt auf allen unseren Karten hervor, auch Schönfeld fast stets. Der Zusammenhang geht auf die Bergbauzeit zurück. Erzgebirgische Bergleute haben sich in Schlaggenwald, Schönfeld und Lauterbach nieder-

¹⁶⁰ Bohmann, Alfred: Bevölkerungsbewegung in Böhmen 1847—1947 mit besonderer Berücksichtigung der Entwicklung der nationalen Verhältnisse. München 1958, S. 72. (Materialien z. Landesk. d. Böhm. Länder. Hrsg. v. Colleg. Carolinum u. d. Hist. Komm. d. Sudetenländer.)

¹⁶¹ Gemeindechronik.

gelassen. Auch mundartlich ist die Verwandtschaft zu erkennen¹⁶². Platten und Schlaggenwald trieben um 1850 noch einen bescheidenen Bergbau.

Auf unseren Karten zeichnen sich die Grenzen des Kreises Elbogen kaum ab. Die Verwaltungsgrenzen der Kreise bildeten in Böhmen für die Wanderung offenbar keinerlei Hindernis.

Alles in allem bleibt das obere Erzgebirge hauptsächliches Einzugsgebiet. Dies ändert sich auch in der Folgezeit nicht und würde die Annahme unterstützen, daß gewisse für die Plattener bezeichnende Wesenszüge erst *nach* der großen Bergbauzeit, in den Jahrhunderten der Ruhe, ihre Festigung erfahren haben. Vetter glaubt, daß die Not den erzgebirgischen Bergbau von den unsteten und landfremden Elementen reinigte und ihn in ruhige Bahnen lenkte, in denen er durch die Jahrhunderte weiter bestand: „So wird erst mit dem Aufhören der stürmischen und reichen Erzzeit der Erzgebirgler geboren, dessen Fleiß, Treue, Bescheidenheit, dessen Heimat- und Traditionsverbundenheit geradezu sprichwörtlich geworden sind¹⁶³.“

In unserem Falle müssen zu diesem Bild auch negative Züge hinzugefügt werden. Das obere Erzgebirge bot nach dem Rückgang des Bergsegens dem Tüchtigen wenig Entfaltungsmöglichkeit. Daher wanderte ein Teil der Intelligenz ständig ab und wurde von den größeren Städten aufgesogen. Plattens Bevölkerung war mit der nächsten Umgebung zu stark versippt, als daß ein Zustrom von dort eine Blutserneuerung bedeutet hätte. Die jahrhundertelange Inzucht blieb nicht ganz ohne Folgen.

1916—1940. Schließlich zeigt uns Karte VI den Zustand von 1916 bis 1940. Es handelt sich im wesentlichen um das Platten der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Obwohl sich Plattens Industrie nicht recht entfalten konnte, bewirkte sie ein Anwachsen der Bevölkerung. Die Eisenbahn erzwingt den Durchbruch nach Neudek und den Anschluß an das Weltverkehrsnetz. Wirtschaftlich steht der innerstaatliche Austausch an erster Stelle. Die Beziehungen zum Reich beschränken sich mehr auf geistig-kulturelle Gebiete.

Was auf der Karte ins Auge fällt, ist die gewaltige Zusammenballung im Zentrum. Ein magnetisches Kraftfeld hat sich gebildet, wie es sich ähnlich auf keiner der anderen Karten zeigt: die Masse, die aus den Nachbarorten in das Kirchspiel Platten hereinströmt, ist so stark, daß der übrige Zuzug daneben kaum eine Rolle spielt. Zwar ist die absolute Zahl der Fernwanderer größer als vorher, doch im Verhältnis zum Ganzen tritt sie stark zurück.

Die Einwohnerzahl des Kirchspiels ist von 2245 im Jahre 1800 auf 4033 im Jahre 1930 gestiegen, die Zahl der Eheschließungen in den letzten beiden Untersuchungsperioden von 476 auf 836. Von außerhalb kommen jetzt 547 Traupartner, gegen 216 in der letzten Periode. Damit ist die auswärtige Ein-

¹⁶² Schwarz, Ernst: Sudetendeutsche Sprachräume. In: Handbuch der sudetendeutschen Kulturgeschichte. München 1962, S. 89.

¹⁶³ Vetter, Joachim: Die soziale und hygienische Lage der bergbauenden Bevölkerung des Erzgebirges in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Berlin 1940, S. 54. (Schriften f. Heimatforsch. 4. Hrsg. v. Ad. Helbok.)

heirat prozentual weiter angeschwollen; sie beträgt 32,7% gegen 22,7% in der letzten und 11,2% in der vorletzten Periode. Ein Drittel aller Traupartner ist also zugewandert^{163a}!

Das neue Zeitalter, das sich in Umrissen bereits auf der letzten Karte abzeichnete, läßt seine revolutionären Auswirkungen erkennen. Die Industrie erhöht die Möglichkeit des Lebensunterhalts und damit indirekt die Zahl der Bevölkerung. Sie mobilisiert die durch Agrarreformen und durch den Wegfall alter, gesellschaftlicher Bindungen gelockerten Kräfte, faßt sie in einzelnen Punkten zusammen, zerstreut sie an anderen und bewirkt eine weitgehende Umschichtung der Bevölkerung.

In unserem Falle heißt das: auch die Bevölkerung des oberen Erzgebirges ist seit dem 19. Jahrhundert zahlenmäßig stark angewachsen. *Plattens Industrie zieht Arbeitskräfte an, jedoch nur aus Gebieten, wo sie sich gegen die Konkurrenz anderer Industrieorte durchsetzt. Das aber ist nur die unmittelbare Umgebung.* Zur Zeit des ersten großen Bergbaus lag das Schwerkgewicht der Einheirat weit draußen und verteilte sich auf viele Punkte. Jetzt hat es sich im Zentrum zusammengezogen. Der Bergmann von einst unternahm wochenlange Fußmärsche, um ans verheißungsvolle Ziel zu gelangen. Jetzt ist Platten keine Stunde Bahnfahrt mehr wert.

Das prozentuale Einschrumpfen der Wanderungsentfernungen zeigen die Tabellen der Entfernungszonen S. 228 und die graph. Darstellung 3. In diesem Zusammenhang sind auch die Handwerker zu erwähnen; sie wandern nicht mehr wie es ehemals in ihrem Beruf Voraussetzung war¹⁶⁴, sondern bleiben vielfach am Heimatort.

Untersuchungen über die Zuwanderer nach anderen Städten ergaben gewisse Entsprechungen. Auf den Karten zur Herkunft der Würzburger Bürger tritt im 19. Jahrhundert die Umgebung der Stadt stärker hervor als im 15. Jahrhundert. Die qualifizierte Zuwanderung aus der Ferne wurde durch den Zustrom ländlicher Massen aus der Umgebung ersetzt¹⁶⁵. Im Falle Danzig spiegelt sich in der zunehmenden Nah-Einwanderung vom 17. zum 18. Jahrhundert der Niedergang der Handelsstellung der Stadt¹⁶⁶. Die Reichsstadt Hall zeigt beide Erscheinungen gleichzeitig: beruflich spezialisierte Einwanderer aus anderen Reichsstädten, indifferenter Zustrom aus der Umgebung¹⁶⁷ — ein sprechendes Beispiel für die Herkunft der städtischen „Unterschicht“! Der wahllose Zustrom aus der Nachbarschaft wird in neuester Zeit immer mehr zur Regel¹⁶⁸.

^{163a} In der ersten Periode, 1542—1566, kamen 55,8% von auswärts.

¹⁶⁴ Vgl. Bürgerbuch der Stadt Stuttgart 181.

¹⁶⁵ Heumüller, Hilde: Die Stadt Würzburg und ihr Lebensraum. Würzburg 1937, S. 68.

¹⁶⁶ Penners-Ellwart 174.

¹⁶⁷ Wunder, Gerhard - Lenckner, Georg: Die Bürgerschaft der Reichsstadt Hall von 1395—1600. Stuttgart und Köln 1956, S. 78 f. (Württemberg. Geschichtsquellen.)

¹⁶⁸ Vgl. Kronshage, Walter: Die Bevölkerung Göttingens. Ein demographischer Beitrag zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte vom 14. bis 17. Jahrhundert. Göttingen 1960, S. 244 ff. (Studien z. Gesch. d. Stadt Göttingen 1.)

So klein dieses Platten war — es war eine Stadt. Auch hier winkten für den Landbewohner höhere Löhne, günstigere Arbeitsbedingungen und höhere soziale Geltung¹⁶⁹. *Immer wieder sind es soziale und ökonomische Motive, die die Menschen zur Wanderung bewegen*¹⁷⁰. Dies ergab auch eine persönliche Umfrage des Verfassers bei ca. 350 Personen in Platten selbst und im Umkreis bis zu 15 km Entfernung. Im Zuge der Zeit wurzelloser geworden und nicht mehr wie früher mit ihrem bescheidenen Los zufrieden heirateten die Waldbauern in die nahe Stadt. Männer und Mädchen kamen in die Plattener Fabriken und Werkstätten oder holten hier Aufträge für die Heimarbeit, so daß sich zahlreiche bleibende Verbindungen ergaben. Von den Nachbarorten standen in dieser Beziehung Seifen (29 Traupartner), Hengstererben (33) und die kleine Ansiedlung Halbmeil (4) stark unter Plattens Schattenwirkung, auch das in Plattens Kirchspiel selbst liegende Breitenbach, wenngleich hier die unmittelbare Nähe von Johannegeorgenstadt mitsprach. Johannegeorgenstadt selbst (43) tritt stark hervor. Es hat eigene Industrie, aber auf Grund seiner höheren Einwohnerzahl entsprechend mehr wanderungsbereite Leute, so daß auch Platten davon seinen Teil abbekommt. Zwar liegt die Staatsgrenze dazwischen, aber die Verkehrsverbindung ist gut und die Entfernung beträgt nur 8 km. Abertham (51) und Bärtingen (60) haben ebenfalls bescheidene Industrien und Überschuß an Arbeitskräften, die wegen der unmittelbaren Nähe sofort von Platten angesogen werden. Dieser Prozeß ist gegenseitig, und man muß sich vorstellen, daß auch Platten Teile seiner mobilen Bevölkerung in erster Linie an die Industrieorte der nächsten Umgebung abgab.

In Neuhammer (23) macht sich die Schattenwirkung von Neudek bemerkbar, zumal die Verkehrsverbindung zwischen beiden Orten günstig ist. Das Dorf zählte etwa 2000 meist arme Gebirgsbauern. Die auswärts Beschäftigten arbeiteten in der Mehrzahl in Neudek. Für Neudek selbst (19) gilt ähnliches wie für Johannegeorgenstadt: eigene Industrie, höhere Einwohnerzahl, Überschuß an mobilen Kräften, Nähe zu Platten. Wir erinnern an den Aufschwung der Stadt, an ihre administrative Bedeutung als Sitz der Bezirksverwaltung, an die Zugverbindung. Joachimsthal (6) hat seine führende Rolle in Plattens auswärtigen Beziehungen längst ausgespielt. Daß es noch hervortritt, verdankt es seiner vergleichsweise hohen Einwohnerzahl. Bezeichnend ist der Rückgang von Lichtenstadt (1). Auf der letzten Karte war es mit 12 Traupartnern vertreten, in einer Zeit also, da Fuhrwerk und Postkutsche noch die alte Paßstraße benutzten. Der Ausfall von alten Handelsstraßen, die an Bedeutung verloren, zeigt sich auch in anderen Untersuchungen und wird besonders deutlich bei der Herkunft der Danziger Bürger¹⁷¹.

Karlsbad (3) tritt kaum hervor. Der Abwanderung der Gebirgler nach der Badestadt mit ihren vielseitigen beruflichen Möglichkeiten entspricht keine

¹⁶⁹ Vgl. Ihl, Leonore: Wirtschafts- und Bevölkerungsentwicklung im Landkreis Bayreuth unter besonderer Berücksichtigung der Landflucht. Diss. Coburg 1951, S. 2.

¹⁷⁰ Penners-Ellwart 95.

¹⁷¹ Penners-Ellwart 28.

Gegenbewegung. Natürlich hatte auch Karlsbad Arbeitslose. Aber die wenigsten von ihnen fanden herauf in die raue Kammlandschaft des Gebirges.

Das ökonomische Motiv stand auch bei der Einwanderung aus größeren Entfernungen im Vordergrund. Arbeiter, Angestellte und Freiberufliche mußten sich schon etwas in der Umgebung umsehen, um eine Stellung zu finden, zumal in den Zeiten der Wirtschaftskrise. Die Eisenbahnlinie hinunter nach Karlsbad aber auch nordwärts nach Aue ist auf der Karte deutlich zu verfolgen. Auch hier zeigt das Bild, was die Tabelle zunächst garnicht sichtbar machen kann. Der Zuzug aus dem großen sächsischen Industriegebiet bleibt dürftig — was hatte dort der Name Platten einst bedeutet! Dagegen hebt sich auf böhmischer Seite ein Gebiet um Preßnitz heraus, auf das Platten einen Rest von Einfluß besitzt. Es ist ein Landstrich mit ähnlicher Industrie, meist Posamentenindustrie auf der Grundlage der Heimarbeit. Dennoch muß der Schluß auf den Untersuchungsort mehr von der *Gesamtheit* der Herkunftsorte abgeleitet werden. Die quantitativen Verhältnisse und die Entfernungen sind zu berücksichtigen. Es zeigt sich, daß unter den hauptsächlichsten Herkunftsorten wohl einige wenige sind, die die gleichen Industrien wie Platten besaßen, etwa Abertham und Bärzingen mit ihrer Handschuherzeugung, doch ebenso auch solche mit ganz anderer Wirtschaftsstruktur. Dies zeigt, daß Platten Facharbeiter für verschiedene Industrien brauchte und daneben viele ungelernte Leute einstellte.

Die Bergstädte des 16. Jahrhunderts treten kaum noch in Erscheinung. Entfernte Orte mit drei oder mehr Traupartnern sind Schmiedeberg, Altrohlau, Karlsbad, Ottowitz, Asch, Neusattl, Aue, Limbach und Wien. Im Verhältnis zur Gesamtzahl fallen sie nicht mehr ins Gewicht. Die Wirtschaftsstruktur dieser Orte zeigt wenig Entsprechungen zur Plattener Industrie. Einzelne Traupartner, die aus größerer Entfernung, sogar aus Osteuropa kommen, sind lediglich ein Hinweis auf die großräumigen Wirtschafts- und Verkehrsverbindungen der modernen Zeit.

Grundsätzlich ist der Vergleich mit Karten der Bevölkerungsdichte zu empfehlen. Sogleich leuchtet ein, warum etwa die Gegenden um Preßnitz oder unten am Egergraben bei Neusattl auf unserer Karte hervortreten: es sind Gegenden mit hoher Bevölkerungsdichte.

Erstmalig ist ein — wenn auch schwacher Zuzug — aus größeren Gebieten des Sudetenlandes festzustellen. Interessant ist weiterhin der Zuzug aus dem tschechischen und slowakischen Sprachgebiet, wobei freilich zu beachten ist, daß die Aufreihung entfernter Herkunftsfälle auf der Randleiste unserer Karte das Bild entstellt; diese Fälle sind in Wirklichkeit über ein großes Feld verstreut. Es handelt sich dabei um 37 Personen oder 6,8% der fremdbürtigen Einheirat, und zwar 31 Männer und 6 Frauen. Hier zeigt sich eine vom Staat begünstigte Unterwanderung in ursprünglich rein deutsche Gebiete. Nachdem man 1920 den Gesundheitsdienst und 1922 die Polizei verstaatlicht hatte, schickte man auch nach Platten tschechische Beamte, die ihrerseits tschechische Handwerker und Gewerbetreibende nach sich zogen.

Es gelang dadurch nicht, das Interesse der Einheimischen für den Staat

zu vertiefen. Nachdem die binnenstaatliche Einheirat in allen bisherigen Untersuchungsperioden im Ansteigen war, sinkt sie jetzt um 3,3% wieder ab. Dagegen steigt die Einheirat aus Sachsen, die bisher dauernd gesunken war, plötzlich um 2,7% wieder an (vgl. graphische Darst. 1). Rechnen wir nur die Zeit bis zum Anschluß an das Deutsche Reich Oktober 1938, so kommen wir immer noch auf 0,8%. Die Grenze behinderte den wirtschaftlichen Austausch, schied die Konfessionen und trennte nicht nur die administrative Organisation beider Länder voneinander, sondern bildete darüber hinaus eine Scheidewand zwischen zwei verschiedenartigen Staatssystemen, ja zwischen Mächtigkeitsgruppen von weltpolitischer Bedeutung. *Die Einheit des Volkskörpers vermochte diese Grenze nicht zu sprengen*. Hüben wie drüben lebten Menschen gleicher Sprache und gleicher oder doch sehr ähnlicher Wesensart, suchten einander auf und stärkten die alte Zusammengehörigkeit durch neue verwandtschaftliche Bande.

*Heiratskreise und Mundart*¹⁷². Wir haben gehört, daß Leute aus Mainfranken den Grundstock der ersten Siedler des Erzgebirges bildeten. In der heutigen Mundart ist das noch insofern zu erkennen, als im ganzen Erzgebirge mainfränkische Formen anzutreffen sind, die von West nach Ost allmählich abnehmen. Platten liegt demnach in einer mundartlichen Staffellandschaft. Mit *Appel* bleibt es noch außerhalb der mainfränkischen *Apfel*-Zone, mit *net* (nicht) gehört es bereits dazu, ebenso auch mit *Gäns*, während *Gänse* erst im Osterzgebirge auftaucht.

Mainfränkische und mitteldeutsche Siedler drangen von Norden her ins Gebirge vor, mainfränkische und nordbairische Siedler vom Süden her. Die nördliche Siedlungsbewegung, aus der später Platten hervorstach, hatte auch Elemente aus Norddeutschland aufgenommen. Diese brachten *gesagt* und *gelaufen* mit, was alle Bergstädte des oberen Gebirges, auch Platten, übernommen haben, während es bereits in Neudek *g'sagt* und *g'laufen* heißt. Dem südlichen *enk* in Neudek steht das nördliche *euch* in Platten gegenüber.

Nach der Epoche der kolonialen Besiedlung ist in der Sprache der Einfluß des *Staates* nachzuweisen. Von den wettinischen Landen (Mark Meißen) als einem relativ hoch entwickelten Gebiet strahlten Formen wie *Pfaffer* und *schlacht* aus, konnten Platten und andere Teile Nordwestböhmens erobern, sich aber gegen egerländisches *Pfeffer* und *schlecht* nicht durchsetzen.

Diese Vorgänge begannen freilich lange vor Plattens Entstehung, erfuhren aber mit seiner Gründung und der der benachbarten Bergstädte eine späte Fortsetzung: eine bereits sich festigende Sprachlandschaft schob ihre Grenze bis über den Kamm des Gebirges vor und gewann nach Süden zu eine neue Provinz. *Lubn* (Platten) für *Lohn* ist hierfür ein gutes Beispiel¹⁷³.

Schwarz¹⁷⁴ betrachtet den Landstreifen südlich der sächsisch-böhmischen

¹⁷² In diesem Kapitel folge ich vielfach Becker, Horst: Sächsische Mundartkunde. Dresden [1937].

¹⁷³ Clauß, Karte 6.

¹⁷⁴ Schwarz 216.

Staatsgrenze von Platten über St. Joachimsthal bis nach Komotau und Brüx als mundartliches Rückzugsgebiet. Die Grenze hat in den letzten Jahrhunderten einige von Norden ausgehende Formen aufhalten können, so z. B. *gebrond* (Platten: *gebrend*). Die meisten Sprachformen sind aber diesseits und jenseits der Staatsgrenze dieselben. Die Mundartgrenze deckt sich also hier nicht mit der Staatsgrenze, sondern verläuft in unserem Untersuchungsbereich etwas mehr südlich. Zwischen Neudek und Platten bündeln sich sehr viele dialektgeographische Linien, so daß sich das Erzgebirgische scharf gegen die südlich angrenzende Mundart des Egerländischen (Nordgauischen, auch Nordbairischen) abhebt. Damit ist es berechtigt, von *Mundartgrenze* zu sprechen, wo es sonst im allgemeinen nur *Grenzzonen* und mundartliche Übergangsgebiete gibt. Hier schlägt der alte Besiedlungsgang durch, das Vordringen nordbairisch-egerländischer Zinnseifner vom Süden oder Südwesten her bis nach Neudek und die Gründungswelle von Bergstädten des späten 15. und des 16. Jahrhunderts vom Norden her (z. B. Platten, Bärzingen, Abergtham, Joachimsthal) bis über den Kamm.

Halten wir an der Tatsache fest, daß Platten zum erzgebirgischen Sprachraum gehört. Die Ausdrücke „Erzgebirgisch“ und „Egerländisch“ (als Teil des „Nordgauischen“ oder „Nordbairischen“) mögen streng genommen als Bezeichnungen der Mundart problematisch sein; uns dienen sie lediglich zur Unterscheidung nördlicher und südlicher Formen.

Gradl¹⁷⁵ stellte nun 1885 ein Vordringen des Egerländischen (Nordgauischen) vom Egertal gegen den Gebirgskamm fest, das schließlich, wie er meinte, die Mundart des böhmischen Obererzgebirges unterdrücken würde.

Demgegenüber zeigt Clauß¹⁷⁶ 1934, daß die Lage seit Gradls Zeiten eine Veränderung erfahren hat. Jetzt drohte die Gefahr nicht mehr vom Egerländischen sondern vom Obersächsischen her. Die starken, von Leipzig und Dresden ausgehenden Strömungen beeinflussten das Erzgebirgische nicht nur innerhalb Sachsens, sondern fluteten teilweise über die Staatsgrenze hinweg. Die für das Westerzgebirgische kennzeichnenden Dehnungen einsilbiger Wörter (disch für Tisch, so noch in Platten) wurden fast überall bis über die Grenze verdrängt.

Es liegt nahe, die ehemalige Bedrohung durch das Egerländische und die neuerliche Gefahr durch das Obersächsische an Hand der Heiratsbewegung zu verfolgen (vgl. graph. Darst. 2). Dabei machen wir eine frappierende Feststellung:

Anfangs steht der Hundertsatz der Traupartner aus dem erzgebirgischen Sprachraum auf 80 und mehr, wobei die Besiedlung von Sachsen her und aus den vielen erzgebirgischen Bergstädten nachwirkt. Die Einheirat aus dem Egerland ist geringfügig.

Später sinkt die erzgebirgische Kurve ab, während die der egerländischen

¹⁷⁵ Gradl, H.: Die Mundarten Westböhmens. In: Bayerns Mundarten 2. Hrsg. v. Osk. Brenner u. Aug. Hartmann. München 1895, S. 379.

¹⁷⁶ Clauß 87.

Einheirat emporsteigt. Beide Kurven kommen sich im 19. Jahrhundert (V. Periode) bedenklich nahe. Gradls Theorie der Bedrohung durchs Egerländische scheint hier nachträglich gestützt zu werden. Mußte die zunehmende Einwanderung aus dem Egerland nicht Plattens Mundart allmählich verändern?

Da erfolgt ein Umschwung. Die erzgebirgische Kurve schnellst in neuester Zeit empor, während die egerländische in gleichem Maße absinkt. Und doch liegt zwischen der V. und VI. Periode die Eröffnung der Eisenbahn, der Durchbruch Plattens nach Neudek und damit sein Anschluß ans Egerland!

Den Schlüssel zu dieser Erscheinung liefert die graph. Darstellung 3. Sie gibt nicht nur die Einheirat aus den drei Entfernungszonen, sondern auch die aus den unmittelbar angrenzenden Nachbarorten wieder. Diese Nachbarorte sprechen — außer Neuhammer — erzgebirgisch. Sie stellen in neuester Zeit derart viele Traupartner, daß eine Entwicklung von Jahrhunderten plötzlich auf andere Geleise abgelenkt wird.

Das Egerländische war also in neuester Zeit keine Gefahr mehr für das obere Gebirge. Die Traupartner aus dem erzgebirgischen Sprachraum, ja aus Sachsen (graph. Darst. 1) nehmen zahlenmäßig wieder zu. In Platten sprach man weiterhin erzgebirgisch, wenn man sich auch mehr und mehr obersächsischer Formen bediente. Somit würden unsere Kurven auch Clauß und seine Feststellungen stützen.

Nun haben aber diese Gedankengänge zur Voraussetzung, daß mit den Menschen auch die Mundart wandert, daß die Bewegung der Bevölkerung Art und Brauchtum beeinflusst. So erhielt das alemannische Dorf Tiefenbach seit jeher aus dem alemannischen Stammesgebiet die meisten Zuwanderer¹⁷⁷. In Durlach überwog die fränkische Einwanderung die alemannische; „die Zugehörigkeit Durlachs zum fränkischen Stamm war daher nie gefährdet“¹⁷⁸.

Indessen wird die Wirkung der Binnenwanderung vielfach überschätzt. *Die Zuwanderer kommen einzeln und können sich sprachlich gegen das geschlossene Ganze nicht durchsetzen.* Ihre Zahl steht in keinem Verhältnis zu den bereits Ansässigen. Diese Ansässigen brauchen deshalb keine alteingesessenen Geschlechter zu sein — wie schnell die Familien einer Stadt wechseln können, zeigt das Beispiel Hersbruck¹⁷⁹ —, und doch bilden sie jeweils einen geschlossenen Block, sie geben Mundart und Brauchtum von Generation zu Generation weiter.

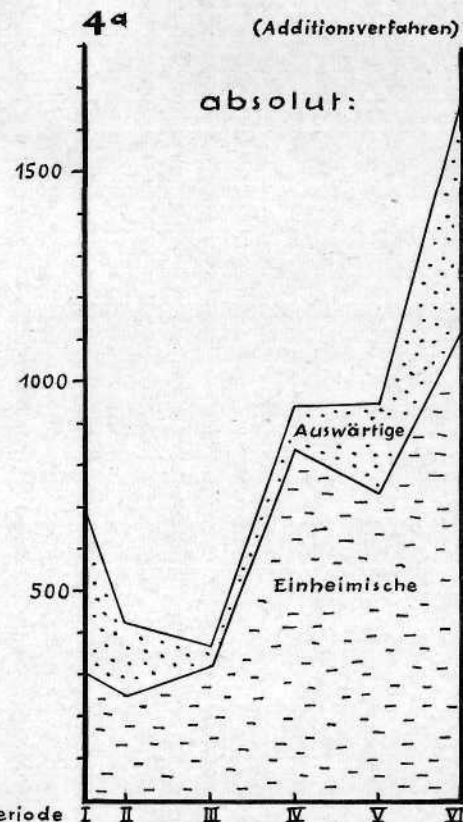
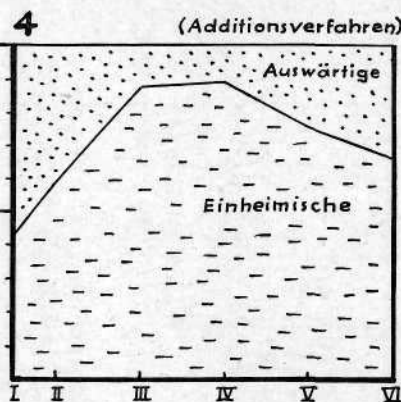
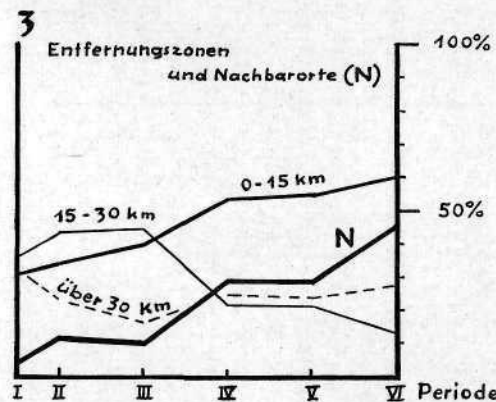
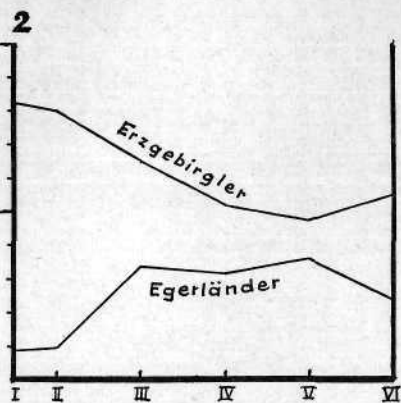
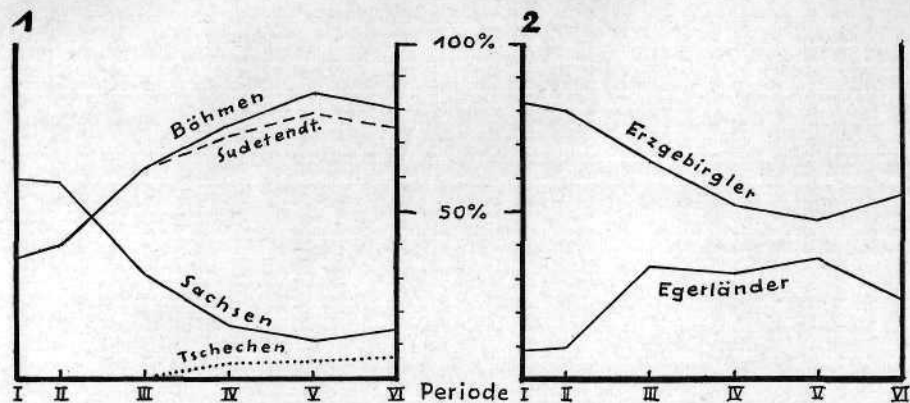
Nur dann, wenn es sich um Massenzuzug handelt, etwa bei modernen Industriesiedlungen oder bei wesentlicher Erweiterung kleiner Orte durch die ostdeutschen Umsiedler von 1945/46 kann sich, wie etwa im Falle Eichenau¹⁸⁰, die Sprache der Neuankömmlinge durchsetzen.

¹⁷⁷ Dertsch-Homann 182.

¹⁷⁸ Roller, Otto Konrad: Die Einwohnerschaft der Stadt Durlach im 18. Jahrhundert. Karlsruhe 1907, S. 35.

¹⁷⁹ Wiedemann, Ernst: Hersbrucker Häuserbuch. Neustadt/Aisch 1963, S. 45. (Freie Schriftenfolge d. Ges. f. Familienforsch. i. Franken 15. Hrsg. v. Otto Puchner.)

¹⁸⁰ Mackensen, Lutz: Die deutsche Sprache in und nach der Vertreibung. In: Die Vertriebenen in Westdeutschland. Hrsg. v. Eugen Lemberg u. Friedrich Edding. Bd. 3. Kiel 1959, S. 252.



Für Platten darf trotz der frappierenden Kurve nicht angenommen werden, daß die fremdbürtigen Traupartner die einheimische Mundart hätten entscheidend beeinflussen können. Machen wir uns das an der graph. Darstellung 4 deutlich. Wie schwach erscheinen die auswärtigen Traupartner bereits gegen die einheimischen Traupartner! Nun haben sie es aber nicht nur mit den einheimischen Traupartnern sondern mit der Masse der Ansässigen schlechthin zu tun. Wie könnten sich die Neuankömmlinge gegen die zahlenmäßig so starke und soziologisch so geschlossene Front irgendwie durchsetzen!

Wenn auch den Heiratskreisen ein bescheidener Einfluß auf die Bildung der Mundart nicht abzusprechen ist, so wirken kulturelle, politische und wirtschaftliche Vorgänge offenbar weit nachhaltiger. Handelsbeziehungen, Bürgerschule und der zivile oder militärische Dienst in der Fremde nagen am Bestand der einheimischen Mundart. In neuester Zeit treten als wirksame Faktoren Film, Rundfunk und Fremdenverkehr hinzu, und besonders hierin erkennen wir die Ursachen des Einbruchs obersächsischer Sprachformen, gemäß der auf Seite 218 gezeichneten Situation.

Platten und der „sudetendeutsche Stamm“. Vielleicht ist es nicht abwegig, hier auch vom Problem der sudetendeutschen Volkstumseinheit zu sprechen. Es ist vielfach angenommen worden, daß sich das Sudetendeutschtum — ungestörte Entwicklung vorausgesetzt — allmählich zu einer Volksgruppe gleicher Tradition, gleicher Mentalität und gleicher Mundart zusammengeschlossen hätte. So zeigen im Atlas Republiky Československé¹⁸¹ die Einwanderungsbeispiele für Aussig und Reichenberg sehr eindrucksvoll den Bevölkerungsaustausch über das gesamte sudetendeutsche Gebiet hinweg. Helbok sagt: „Im Sudetenlande bildet sich vor unseren Augen aus bayrisch-fränkisch-sächsisch-schlesischen Bestandteilen ein geschlossenes sudetendeutsches Volkstum, trotz der sehr ungünstigen geographischen Bedingungen“¹⁸².

Detaillieren wir noch weiter und sagen wir, daß das *Erzgebirgische* einer dieser Bestandteile ist. Indem es für unsere begrenzten Zwecke gestattet sei, Mundart gleich Volkstum zu setzen, wenden wir uns wieder Platten zu. Eins haben wir bereits erkannt: der hohe Anteil an sudetendeutschen Traupartnern kommt nicht auf Konto des Sudetenlandes schlechthin sondern hauptsächlich auf das von Plattens erzgebirgischen Nachbarorten.

Die im Additionsverfahren gezeichneten graphischen Darstellungen 4 und 4a geben die Heiratsbewegung als Ganzes wieder, also einschließlich der einheimischen Ehen. Hier wird das Ergebnis noch krasser. Da Platten erzgebirgisch ist, sind auch seine einheimischen Traupartner Erzgebirgler. Diese stellen zusammen mit den auswärtigen Erzgebirglern die überwiegende Mehrheit der gesamten Heiratsbewegung, nämlich in allen sechs Perioden insgesamt 4533 Personen oder 89,5%. Wie sehr fallen dagegen die egerländischen

¹⁸¹ Atlas Republiky Československé. Hrsg. v. d. Tschechischen Akademie. Prag 1935.

¹⁸² Helbok, Adolf: Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs. Berlin-Leipzig 1938, S. 274.

(nordgauischen) Traupartner ab, die als nächst starke Gruppe mit 313 oder 6,2% vertreten sind!

Die Verlagerung der Heiratskreise auf das Sudetenland bedeutet nur bedingt ein Hineinwachsen in eine sudetendeutsche Gemeinschaft; es wurde verzögert durch Plattens biologischen Rückzug auf einen eng begrenzten Raum.

Wenn wir auch hier — über die gesamte Heiratsbewegung hinaus — die Masse der Ansässigen berücksichtigen, so schien der erzgebirgische Charakter von Platten unantastbar gewesen zu sein.

Erinnern wir uns aber der auf Seite 217 f. erwähnten Einflüsse, an Film, Rundfunk, Fremdenverkehr, Bürgerschule und die weitläufigen Handelsbeziehungen, Faktoren also, die neben der biologischen Komponente starke gemeinschaftsbildende Kräfte besitzen, so wird man zugeben, daß auch Platten allmählich seinen angestammten Charakter verloren hätte. Ob es dann etwa in einem „sudetendeutschen Stamm“ aufgegangen wäre, bleibt aber zu bezweifeln. Die Entwicklung geht in der Gegenwart immer mehr ins Großräumige und mündet in die Nivellierung landschaftlicher Unterschiede¹⁸³. Sie wird jedenfalls anders verlaufen, als wir es von vergangenen Jahrhunderten gewöhnt sind. „Im technologischen Zeitalter haben sich unsere Daseinsverfassung, unser Menschen- und Weltbild von Grund verändert. Durch die Ausschaltung der räumlichen und zeitlichen Distanzen sind die historisch gewordenen und biologisch bedingten Maßstäbe und Perspektiven verlorengegangen“^{183a}.

Die ländlichen Siedlungen des Kirchspiels Platten

Dieses Kapitel enthält einen Hinweis, der eingestreut im bisherigen Text vielleicht nicht die gebührende Beachtung gefunden hätte. Wir wollen hier nichts anderes als die besondere Stellung des Dorfes *Breitenbach* hervorheben und nochmals darauf hinweisen, daß nicht nur die auswärtigen Beziehungen von Platten sondern auch diejenigen von Breitenbach beschrieben wurden, daß sich die Untersuchung über eine Stadt *und* über ein Dorf mit mehreren, auf Seite 197—199 genannten Ansiedlungen erstreckt, also nicht nur über einen einzelnen Ort sondern über ein Kirchspiel.

In den ersten drei Untersuchungsperioden ist Breitenbach noch im Entstehen begriffen. Die getroffenen Feststellungen, etwa die entscheidende über Plattens Fernwirkung im 16. Jahrhundert, gelten also fast uneingeschränkt für die Stadt selbst. In den letzten drei Untersuchungsperioden wuchs Breitenbachs Einwohnerzahl allmählich bis auf etwa $\frac{3}{4}$ von derjenigen Plattens an, die Dorfgemeinde war also stets kleiner als die Stadt.

Da der Bergbau seit jeher auf dem Gebiet des gesamten Kirchspiels be-

¹⁸³ Vgl. Moser, Hugo: Vollschwäbisch, Stadtschwäbisch und Niederalemannisch im seither württembergischen Oberschwaben. Alemannisches Jahrbuch (1954) 434.

^{183a} Bosl, Karl: Geschichte und Soziologie. In: Frühformen der Gesellschaft im mittelalterl. Europa. München-Wien 1964, S. 473.

trieben wurde, ist an der zweiten Blütezeit des Bergbaus um 1750 ohne Zweifel auch Breitenbach beteiligt. Beim Ausbau der modernen Industrie hat Breitenbach mit Platten nicht Schritt gehalten, das heißt alles, was über die Auswirkung der Industrie gesagt wurde, muß eine Differenzierung erfahren, z. B. daß die Mobilität der Bevölkerung Plattens größer war als die von Breitenbach, daß der Massenzuzug aus der Nachbarschaft sich besonders in die Stadt und weniger in die Dorfgemeinde bewegt hat, was auch vom Zuzug aus dem weiteren Sudetenland und aus Innerböhmen gilt. Im Kleinhandel war Breitenbach enger als Platten mit Johannegeorgenstadt verbunden; die Bemerkungen über den Großhandel gelten dafür fast ausschließlich für Platten. Breitenbachs Lage unmittelbar an der sächsischen Grenze hatte wohl in allen Perioden einen höheren Hundertsatz sächsischer Traupartner zur Folge. Die Verlagerung der Herkunftsfälle vom Norden nach dem Süden ist weniger kraß, das Festhalten am erzgebirgischen Volkstum sicherlich entschiedener. Daß sich Breitenbach mehr als Platten der Verschmelzung ins Sudetendeutschtum entzog und den „Gang nach Neudek“ nur zögernd mitmachte, ist auf Grund seiner Lage und Abgeschlossenheit anzunehmen.

Zusammenfassung

Wir haben uns im 2. Teil dieser Arbeit neben der graphischen Darstellung besonders der *Karte* bedient. Sie zeigte uns als *Bild* auf den ersten Blick wesentliche Erscheinungen. „Die Karte erhebt sich über das Darstellungsmittel zum Forschungsmittel und hilft zu neuen Einsichten in die Bedingungen und in den Ablauf des historischen Geschehens¹⁸⁴.“

Die Herkunftsfälle wurden nicht auf einer einzigen Karte vereinigt, sondern zeitlich aufgeteilt und die Perioden miteinander verglichen. Wichtig war der *Schluß vom Herkunftsgebiet auf den Untersuchungsort*. Die Verhältnisse in den Heimatorten der Zuwanderer erlaubten Rückschlüsse auf die Situation in Platten selbst. Dabei ergab sich, daß die Heiratskreise nicht nur auf kleinere lokale Veränderungen reagieren, sondern auch auf weltgeschichtliche Vorgänge wie Dreißigjährigen Krieg, Gegenreformation und Industrialisierung. Ökonomische und soziale Motive nehmen bei der Wanderung die erste Stelle ein; im 17. und 18. Jahrhundert werden sie von konfessionellen Motiven überlagert, während politische Einwirkungen am ehesten im 20. Jahrhundert zu bemerken sind. Unsere Deutungen wurden vielfach mit den Feststellungen anderer Autoren verglichen. Wir behandelten nicht den Einzelfall, sondern, unter Anwendung der Statistik, die Masse. In jedem einzelnen Zuwanderer ist ein persönliches, nur ihn selbst berührendes Schicksal wirksam. Er ist zugleich Teil eines Ganzen und damit Kräften ausgesetzt, die aus dem Verhalten dieses Ganzen sichtbar werden¹⁸⁵.

Versuchen wir nunmehr an Hand der Fakten des 1. und des 2. Teils dieser

¹⁸⁴ Helbok 10.

¹⁸⁵ Vgl. Andreac, Wilhelm: *Unitas multiplex*. Der Aufbau der Sozialwissenschaften nach Othmar Spann. *Jahrbücher f. Nationalökon. u. Statistik* 162 (1950) 403.

Arbeit — so lückenhaft sie vielleicht sind — für Plattens auswärtige Beziehungen gewisse Phasen zu bestimmen.

Die erste Phase kann als „sächsische Zeit“ bezeichnet werden. Mit Plattens Entstehung findet die mainfränkische Siedlungsbewegung, die, vermischt mit mitteldeutschen und norddeutschen Elementen, vom Norden her ins Gebirge vorstieß, eine späte Fortsetzung. Platten war eine sächsische Stadt, wurde von Sachsen aus gegründet, organisiert und besiedelt. Die Nord-Südrichtung dieses Gründungsvorgangs ist noch lange danach an den Heiratskreisen abzulesen. Platten war als Bergstadt berühmt und übte auch auf entfernte Gebiete starke Anziehungskraft aus.

Die zweite Phase wird durch das Vordringen böhmischer Münze eingeleitet, nimmt mit der Angliederung an Böhmen ihren offiziellen Anfang und wird von einer allmählichen Verlagerung des gesamten Interessengebietes vom Norden nach dem Süden gekennzeichnet. Die Heiratskreise machen diese Bewegung zunächst nur zögernd mit. Der Schwerpunkt der auswärtigen Beziehungen rückt von Schneeberg nach St. Joachimsthal, das für das Westergebirge dominierend war. Noch täuscht blühender Bergbau über die Schwierigkeit von Plattens geographischer Lage hinweg, noch unterhält die Stadt weitreichende Handelsbeziehungen. Sie dehnt ihr Bergrevier zeitweise über Gottesgab aus und behauptet ihre Stellung als eins der Zentren des Westergebirges.

Der Rückgang des Bergbaus und die Auswanderung der Exulanten um die Mitte des 17. Jahrhunderts zeigen, wie wenig Platten in seiner Umgebung verankert ist. Eine neue Phase bricht an und wird dadurch gekennzeichnet, daß die Landesgrenze zur Konfessionsgrenze wird und daß sich vor Plattens Toren eine neue Stadt erhebt — Johanneorgenstadt. Hier finden die Heiratskreise ihren letzten Halt auf sächsischem Boden, während sie sich im übrigen nach Böhmen verlagern, wo sie aber nicht die Ausbreitung erreichen, die sie ehemals in Sachsen besessen hatten. Vielmehr verkrampfen sie sich je länger je mehr in die nächsten Nachbargebiete.

Die Unruhe und Unfertigkeit aller Verhältnisse — in der Geschichte des Erzgebirges immer wieder zu spüren — tritt uns auch hier entgegen!

Während Joachimsthals Einfluß zurückgeht, kommt Johanneorgenstadt auf, kann aber Plattens auswärtige Interessen infolge der Grenze nur teilweise auffangen. Neudek hält sich im Hintergrund; seine Zeit ist noch nicht gekommen.

Der abermalige Aufschwung des Bergbaus um 1750 kann den Ruf Plattens als Bergstadt nicht wieder im alten Maße erneuern, was an den Herkunftskarten deutlich abzulesen ist. Andere in Platten eingeführte Industrien kämpfen mit der Ungunst der geographischen Lage, sichern aber der Stadt eine bescheidene Existenz, ja, beschäftigen auch viele Leute aus den Nachbarorten. Gewisse Produktionsverfahren werden aus dem relativ hochentwickelten Sachsen eingeführt. Die Blaufarbenerzeugung dagegen entstand in Platten selbst; aber nachdem sie von Sachsen übernommen war, blieb das Mutterland bald nicht mehr konkurrenzfähig. Die zentralistischen Tendenzen der

k.k. Monarchie und die österreichische Lebensart wirken bis ins Gebirge, wenn auch die landschaftlich gebundenen Kräfte überwiegen. Platten entwickelt sich zur kleinen Landstadt. Seine Einflußzone ist gegenüber der im 16. Jahrhundert stark geschrumpft und geht nach der Schaffung des Gerichtsbezirks 1850 nur wenig über die Nachbarstädte Bärzingen und Abertham hinaus.

Der Anbruch des technischen Zeitalters wirkt auf Plattens Beziehungen mit Nachdruck. Wir haben das Anschwellen der Einheirat aus der unmittelbaren Nachbarschaft dahingehend ausgelegt, daß es das Hineinwachsen in einen etwaigen „sudetendeutschen Stamm“ hätte verzögern müssen; womit im übrigen abermals eine Phase gegeben ist, in der sich Plattens Beziehungen zur Umgebung verändert haben.

Es geschah in dieser neuesten Zeit zweierlei. Einmal durchbrach die Eisenbahn eine alte Interessen- und Volkstumsgrenze. Der Schwerpunkt der auswärtigen Beziehungen, der in Joachimsthal schon lange keinen rechten Halt mehr gefunden hatte, springt nach dem aufstrebenden Neudek über. Der Verkehr und das wirtschaftliche Leben werden von der Paßstraße Schwarzenberg-Lichtenstadt abgezogen und beginnen in Richtung der Eisenbahnverbindung zu pulsieren, woraus die Verwaltung die Konsequenzen zieht und Platten mit Neudek in einem politischen Bezirk vereinigt.

Zum andern hat das Anschwellen der nachbarlichen Einheirat den Vorstoß Plattens nach Neudek um den Erfolg gebracht. Diese nachbarlichen Traupartner heben nicht nur den Gewinn an egerländischen Traupartnern auf, sondern sind zahlenmäßig so stark, daß sie alle anderen Erscheinungen der fremdbürtigen Einheirat zu sekundärer Bedeutung herabdrücken. Platten kommt damit aus der Dürftigkeit seiner Gebirgslage nicht heraus, wo doch die Annäherung an Neudek eine Durchbrechung all zu enger Grenzen hätte bedeuten können. Sie hätte allerdings auch die Tore geöffnet für einen „Fortschritt“, der seine problematischen Seiten hat. Die anspruchslose und beschauliche Lebensweise, die Naturverbundenheit, die Gastfreundlichkeit und so manche der der Gebirgsbevölkerung eigenen Wesenszüge hätten auf alle Fälle Einbuße erlitten.

Erwähnenswert sind in der letzten Phase die ideellen Einflüsse aus dem Deutschen Reich, erwähnenswert das Festhalten an der alten sächsischen Heimat, trotz der stark ausgebildeten Grenze nach 1918 und trotz staatlicher Gegenmaßnahmen und des Vordringens tschechischen Kapitals.

TABELLEN

Anzahl der Traupartner in den Untersuchungsperioden I—VI. Orte, die in mindestens einer der Perioden drei oder mehr Traupartner stellen, sind einzeln angeführt. Die Abkürzungen beziehen sich auf die Herkunftskarten I—VI.

a) Fremdbürtige (auswärtige) Traupartner

	I	II	III	IV	V	VI
Altenberg	5	—	—	—	—	—
Annaberg (Ab.)	12	2	—	—	1	—
Aue	2	2	—	—	—	5
Bockau, Kr. Schwarzen- berg (Bo.)	10	2	—	—	1	—
Breitenbrunn, Kr. Schwarzen- berg (Br.)	6	2	1	1	1	1
Eibenstock (Ei.)	14	10	4	—	1	1
Elterlein (El.)	6	—	1	—	—	1
Freiberg	9	2	—	1	—	—
Geising	4	—	—	—	—	—
Geyer (Gey.)	19	6	—	—	1	—
Henneberg, Kr. Schwarzenberg	3	—	—	—	—	—
Hormersdorf b. Geyer (Ho.)	6	—	—	—	—	—
Johanngeorgenstadt (Jgst.)	—	—	—	2	8	43
Lauter, Kr. Schwarzenberg	3	5	—	—	1	2
Limbach, Kr. Auerbach	—	—	—	—	—	3
Lindenau, Kr. Schwarzenberg	3	—	—	—	—	—
Lößnitz (Lö.)	1	3	—	5	—	—
Marienberg (Mbg.)	8	6	—	—	—	—
Neustädtel	6	1	1	—	—	—
Oberwiesenthal	1	4	—	—	—	—
Oelsnitz/Erzg.	4	—	—	—	—	1
Saupersdorf, Kr. Zwickau	—	3	—	—	—	—
Scheibenberg (Sch.)	8	4	—	—	—	—
Schneeberg (S.)	31	5	1	3	—	—
Schwarzenberg	—	4	1	—	—	1
Stollberg (St.)	6	2	—	—	—	—
Thum, Kr. Annaberg	6	2	—	—	—	—
Weißbach, Kr. Zwickau	1	3	—	—	—	—
Zwönitz	4	2	—	—	1	—
andere Orte	55	33	6	5	10	20
Sachsen	233	103	15	17	25	78

Abertham (Ab.)	13	13	2	7	10	51
Altrohrlau	—	—	—	1	—	3
Asch	—	—	—	—	—	3
Bärringen (Bä.)	6	5	—	8	18	60
Böhm. Wiesenthal	—	—	1	1	—	3
Chodau	—	—	—	1	3	—
Fischbach, Lkr. Neudek (Fi.)	—	—	1	—	1	6
Försterhäuser, Lkr. St. Joachims- thal	—	—	—	—	5	2
Frühbuß (Fr.)	1	5	—	—	3	1
Gottesgab (Gg.)	3	1	—	4	8	7
Halbmeil, Lkr. St. Joachimsthal	—	—	—	1	—	4
Halmgrün, Lkr. Karlsbad	—	—	—	—	3	—
Hengst(ererben), Lkr. Neu- dek (He.)	—	1	1	—	4	33
Hirschenstand, Lkr. Neudek	—	—	1	1	5	5
Karlsbad	—	—	—	—	—	3
Katharinaberg (Kbg.)	1	3	—	—	1	1
Lichtenstadt (Li.)	3	2	1	1	12	1
Lindig, Lkr. St. Joachimsthal (L.)	6	2	—	—	1	1
Neudek (Nd.)	2	4	3	3	3	19
Neuhammer, Lkr. Neu- dek (Nh.)	—	—	—	5	8	23
Neuhaus, Lkr. Neudek	—	—	—	—	—	3
Ottowitz, Lkr. Karlsbad (Ott.)	—	—	—	—	—	5
Salmthal, Lkr. Neudek	1	—	—	1	1	3
St. Joachimsthal (St. Joach.)	74	18	6	3	4	6
Sauersack, Lkr. Neudek	—	—	—	2	2	4
Schlackenwerth (Swt.)	2	3	—	3	4	1
Schlaggenwald (Swd.)	9	2	1	4	5	2
Schmiedeberg	—	—	1	—	—	3
Schönfeld	1	—	1	3	1	2
Seifen, Lkr. St. Joachims- thal (Sf.)	—	1	1	6	11	29
Tüppelsgrün, Lkr. Karlsbad	—	—	—	1	3	1
Weipert (Wp.)	—	—	—	—	3	1
andere Orte	19	9	11	24	65	155
Tschechoslowakei	141	69	30	80	184	448
Hirschberg/Th.	—	—	—	3	—	—
Wien	—	—	—	—	—	3
andere Orte	18	3	3	5	6	16
Dt. Sprachgebiet u. Sachsen außer Sudetenld.	18	3	3	8	6	19
Ost-Europa	—	—	—	—	1	2
Auswärtige insgesamt	392	175	48	105	216	257

	I	II	III	IV	V	VI
Sachsen	233 = 59,4 %	103 = 58,9 %	15 = 31,3 %	17 = 16,2 %	25 = 11,6 %	78 = 14,3 %
Tschechoslowakei	141 = 36,0 %	69 = 39,4 %	30 = 62,5 %	80 = 76,2 %	184 = 85,2 %	448 = 81,9 %
andere	18 = 4,6 %	3 = 1,7 %	3 = 6,2 %	8 = 7,6 %	7 = 3,2 %	21 = 3,8 %
Auswärtige insgesamt	392 = 100,0 %	175 = 100,0 %	48 = 100,0 %	105 = 100,0 %	216 = 100,0 %	547 = 100,0 %
Sudetenland	141 = 36,0 %	69 = 39,4 %	30 = 62,5 %	75 = 73,0 %	171 = 79,2 %	411 = 75,1 %
Tschech./slowakisches Sprachgebiet	—	—	—	5 = 4,8 %	13 = 6,0 %	37 = 6,8 %
Mundart:						
„erzgebirgisch“	326 = 82,2 %	140 = 80,0 %	29 = 60,4 %	54 = 51,4 %	103 = 47,7 %	300 = 54,8 %
egerländisch/nordbair.	35 = 8,9 %	17 = 9,7 %	16 = 33,3 %	33 = 31,4 %	78 = 36,1 %	134 = 24,5 %
andere	31 = 7,9 %	18 = 10,3 %	3 = 6,3 %	18 = 17,2 %	35 = 16,2 %	113 = 20,7 %
Auswärtige insges.	392 = 100,0 %	175 = 100,0 %	48 = 100,0 %	105 = 100,0 %	216 = 100,0 %	547 = 100,0 %
Entfernungen:						
Zone I (0—15 km)	123 = 31,4 %	60 = 34,3 %	19 = 39,6 %	56 = 53,3 %	118 = 54,6 %	323 = 59,0 %
Zone II (15—30 km)	142 = 36,2 %	75 = 42,9 %	21 = 43,7 %	23 = 21,9 %	47 = 21,8 %	73 = 13,4 %
Zone III (über 30 km)	127 = 32,4 %	40 = 22,8 %	8 = 16,7 %	26 = 24,8 %	51 = 23,6 %	151 = 27,6 %
Auswärtige insges.	392 = 100,0 %	175 = 100,0 %	48 = 100,0 %	105 = 100,0 %	216 = 100,0 %	547 = 100,0 %
Nachbarorte	19 = 4,5 %	21 = 12,0 %	5 = 10,4 %	31 = 29,5 %	64 = 29,6 %	249 = 45,5 %

b) Auswärtige plus einheimische Traupartner

	I	II	III	IV	V	VI
Auswärtige	392 = 55,8 %	175 = 41,1 %	48 = 13,0 %	105 = 11,2 %	216 = 22,7 %	547 = 32,7 %
Einheimische	310 = 44,2 %	251 = 58,9 %	322 = 87,0 %	837 = 88,8 %	736 = 77,3 %	1125 = 67,3 %
Traupartner insgesamt	702 = 100,0 %	426 = 100,0 %	370 = 100,0 %	942 = 100,0 %	952 = 100,0 %	1672 = 100,0 %
Einheimische plus Nachbarorte	329 = 46,9 %	272 = 63,8 %	326 = 88,1 %	867 = 92,0 %	795 = 83,5 %	1369 = 81,9 %
andere	373 = 53,1 %	154 = 36,2 %	44 = 11,9 %	75 = 8,0 %	157 = 16,5 %	303 = 18,1 %
Traupartner insgesamt — wie oben						
Einheimische plus Erzgebirgler	636 = 90,6 %	391 = 92,8 %	351 = 94,8 %	891 = 94,6 %	839 = 88,1 %	1425 = 85,2 %
Sudetendt. ohne Erzgebirg.	19 = 2,7 %	20 = 4,7 %	14 = 3,8 %	37 = 3,9 %	89 = 9,3 %	177 = 10,6 %
andere	47 = 6,7 %	15 = 2,5 %	5 = 1,4 %	14 = 1,5 %	24 = 2,6 %	70 = 4,2 %
Traupartner insgesamt — wie oben						
Jahresdurchschnitt der Eheschließungen	14	8,5	7,4	18,8	19	33,4

ANFÄNGE UND VERBREITUNG DER BÖHMISCHEN
MANUFAKTUREN BIS ZUM BEGINN
DES 19. JAHRHUNDERTS (1820)

Von Gustav Otruba

Vorliegender Aufsatz stellt die textliche Ergänzung zu der bereits erschienenen Quellenedition „Die älteste Manufaktur- und Gewerbestatistik Böhmens“¹ dar. Allerdings wertet er nicht nur die im ersten Aufsatz dargebotenen Statistiken aus, sondern ergänzt sie aus der facheinschlägigen Literatur, wobei auch der Zeitraum der Betrachtung erweitert wird. Das Schwergewicht der Darstellung bleibt zwar naturgemäß im 18. Jahrhundert, vorzüglich in dessen zweiter Hälfte, es wird aber hier einerseits versucht, für jede wichtigere Industriesparte — soweit es die vorliegende Literatur erlaubt — einen Rückblick auf die gewerbliche Vorstufe zu skizzieren, und auf der anderen Seite der Übergang von der Manufakturepoche zur industriellen Fabrikindustrie angedeutet. Das Jahr 1820 schien sich aus mehrfachen Gründen als Schlußpunkt unserer Betrachtung darzubieten. Die schwere Wirtschaftsdepression nach Aufhebung der Kontinentalsperre brachte nach einer Konjunkturwelle bis 1815 eine etwa fünfjährige Pause im raschen Wirtschaftswachstum, die erst nach 1820 endgültig überwunden wurde. Somit bietet sich uns hier eine echte Zäsur dar. Zweitens läßt sich dieser Abschnitt auch quellenmäßig klar abgrenzen, zumal die ausgezeichnete „Darstellung des Fabriks- und Gewerbewesens im österreichischen Kaiserstaate“ von St. Kees² in den Jahren 1819/20 erschienen ist. Drittens wäre ein Weiterverfolgen der Industrieentwicklung etwa bis zum Jahre 1836, da die von K. J. Kreutzberg³ erschienene „Skizzierte Übersicht des gegenwärtigen Standes und der Leistungen von Böhmens Gewerbs- und Fabriksindustrie“ neuerdings einen beachtenswerten Schlußpunkt geboten hätte, durchaus möglich gewesen, hätte sich aber wegen Überfülle des Materials nicht mehr kartographisch verwerten lassen. Eine Beschränkung auf die Zeit bis 1820 erscheint auch deshalb gerechtfertigt, weil die spätere Epoche der böhmischen Industriegeschichte nicht nur bei J. Slokar⁴

¹ Otruba, Gustav: Die älteste Manufaktur- und Gewerbestatistik Böhmens. Bohemia-Jahrbuch 5 (1964) 161—241.

² Kees, Stephan Edler von: Darstellung des Fabriks- und Gewerbewesens im österreichischen Kaiserstaate. 4 Bde. Wien 1819—21. — Kees-Blumenbach, W. C. W.: Systematische Darstellung der neuesten Fortschritte in den Gewerben und Manufakturen und des gegenwärtigen Zustandes. 2 Bde. Wien 1829—30.

³ Kreutzberg, K. J.: Skizzierte Übersicht des gegenwärtigen Standes und der Leistungen von Böhmens Gewerbs- und Fabriksindustrie. Prag 1836.

⁴ Slokar, Johann: Geschichte der österreichischen Industrie und ihrer Förderung durch Kaiser Franz I. Wien 1914.

sondern auch in einer Reihe von Aufsätzen⁵ eingehend gewürdigt worden ist.

Das Bestreben unserer Darstellung war bei weitgehender Vollständigkeit — zumindest für den Zeitraum von 1750 bis 1820 — auf eine gewisse Übersichtlichkeit gerichtet. Gerade diese ist aber leider bei einer mit Fakten und Daten überladenen Materie nur bei einer gewissen Beschränkung und graphischen Auswertung erreichbar. Dadurch erschien es von vornherein unmöglich, die Fülle des Materials, wie es das leider nur in tschechischer Sprache vorliegende Werk von A. Klíma⁶ bietet, voll auszuwerten, es konnte aber gerade an Hand umfangreichen Namenmaterials die führende Leistung des deutschen Bevölkerungsteiles bei der Industrialisierung Böhmens klar herausgestellt werden, was in diesem Werk durch Tschechisierung sämtlicher Namen völlig verwischt wird. Auch lag uns eine breite — von einer bestimmten politischen Tendenz bestimmte — sozialgeschichtliche Auswertung des Materials, die das Werk von Klíma kennzeichnet, völlig fern. Klíma beschränkt sich bei seiner Darstellung im wesentlichen auf die Textilindustrie, während wir im folgenden alle Industriezweige mit einbeziehen und im gleichen Umfang würdigen. Während Klíma für sein Hauptwerk nur tschechisches Archivmaterial heranzog, stützt sich vorliegender Aufsatz auf die Bestände des Wiener Hofkammerarchivs, die zum Teil über jenes hinausgehen. Klíma gibt zum Beispiel im Anhang eine Statistik der Manufakturen und Fabrikanten, die von 1775 bis 1782 reicht, während im Wiener Hofkammerarchiv⁷ noch ältere Manufakturtabellen für 1761 und 1766, aber auch jüngere für 1783, 1786 bis 1780, 1790, 1794 und 1797 vorliegen. Alle diese Gründe rechtfertigen m. E. eine neuerliche Untersuchung dieser Materie, zumal die Darstellung einen völlig neuen Weg kartographischer Auswertung geht.

Den ersten Versuch einer kartographischen Darstellung der Verbreitung der böhmischen Manufakturen hat Heinrich Wilhelm von *Blum, Freiherr von Kempen*⁸ in seinem 1796 erschienenen „Natur- und Kunst-Produkten-atlas der österreichischen deutschen Staaten“ unternommen. Leider sind die Signaturen der einzelnen Industrieunternehmen nur mit einer Lupe und auch dann nur schwer in ihrer Bedeutung erkennbar. Auch der zweite Versuch einer „Statistisch-topographischen Industriekarte des Königreichs Böhmen“, entworfen von E. v. *Schwarzer*⁹, nebst einer erklärenden Übersicht mit ge-

⁵ Vgl. die Fußnoten 24, 25, 26.

⁶ Klíma, Arnošt: Manufakturní období v Čechách [Die Manufakturperiode in Böhmen]. Prag 1955. (zitiert: Klíma: Manufakturperiode) — Klíma, Arnošt: Über die größten Manufakturen des 18. Jahrhunderts in Böhmen. Mitteilungen des österreichischen Staatsarchivs 12 (1959) 143 ff. (zitiert: Klíma: Über Manufakturen)

⁷ Österr. Staatsarchiv, Hofkammerarchiv (zitiert: HKA), Kommerz rot 794 und rot 795.

⁸ Blum, Freiherr von Kempen, Heinrich Wilhelm: Natur und Kunstprodukten-atlas der oesterreichischen deutschen Staaten. Wien 1796.

⁹ Schwarzer, E. v.: Statistisch-topographische Industriekarte des Königreichs Böhmen, nebst einer erklärenden Übersicht mit genauer Angabe aller in Betrieb stehenden Fabriken, Manufacturen etc. Prag 1842. — Vgl. die Rezension in Encyclopädische Zeitschrift des Gewerbewesens. Bd. 3. Prag 1843, S. 437 f.

nauer Angabe aller in Betrieb stehenden Fabriken, Manufakturen etc., Prag 1842, befriedigt nicht ganz. Ergänzend veröffentlichte J. F. Schmidt¹⁰ drei Jahre später eine „Montanistische Geschäftskarte für Böhmen, Mähren und Schlesien“, Prag 1846, die 1850 eine Neubearbeitung erfuhr. Die erste wirklich brauchbare „Industriekarte von Böhmen“¹¹ wurde im Jahre 1873 von der Generaldirektion der k. k. priv. österreichischen Staats-Eisenbahn-Gesellschaft anlässlich der Weltausstellung in Wien herausgegeben. Letztere ist allerdings allein aus zeitlichen Gründen für unsere Zwecke nicht mehr auswertbar.

Außer der bereits erwähnten Literatur — wobei die im vorangegangenen Aufsatz „Die älteste Manufaktur- und Gewerbestatistik Böhmens“ zitierte mit einzubeziehen wäre — muß zu allererst jene zeitgenössische Erwähnung finden, die Quellenwert besitzt. Diese ist in ausführlicher Weise bei W. Hieke¹² bis zum Jahre 1850 zusammengestellt. Die wichtigsten, reiches Quellenmaterial verarbeitenden Darstellungen stammen von Josef Schreyer¹³, der infolge einer zwanzigjährigen Tätigkeit als Manufakturenkommissar und Kommerzinspektor in den gewerbereichsten Kreisen Böhmens einen ausgezeichneten Einblick in die damaligen Verhältnisse besaß und in seinen Veröffentlichungen für eine rigorose Schutzzollpolitik eintrat. Der böhmische Gubernialrat Joseph von Riegger¹⁴ behandelte in seinen topographisch-sta-

¹⁰ Schmidt, J. F.: Montanistische Geschäftskarte für Böhmen, Mähren und Schlesien. Prag 1846. (2. Aufl. Neubearbeitung 1850.)

¹¹ Industriekarte von Böhmen, herausgegeben von der General-Direction der kk. priv. österr. Staats-Eisenbahn-Gesellschaft. Entworfen, gezeichnet und fotolithografiert im Topografischen Bureau der Gesellschaft. (Die protocollirten Firmen sämtlicher Etablissements sind in einem der Karte zugehörenden Verzeichnisse enthalten.) Wien 1873.

¹² Hieke, W.: Literatur zur Geschichte der Industrie in Böhmen bis zum Jahre 1850. (Beiträge zur Geschichte der deutschen Industrie in Böhmen Bd. 1.) Prag 1893. Vgl. besonders die No. 224—228, 235, 237—239.

¹³ Schreyer, Josef: Kommerz, Fabriken und Manufakturen des Königreichs Böhmen. 2 Bde. Prag 1790 (zitiert Schreyer: Kommerz); Bd. 2, S. 152 ff. bringt zum Beweis für die Wirksamkeit des Prohibitivsystems von 1784 einen Vergleich der Manufakturtabellenstatistik von 1785 und 1789; Bd. 2, S. 120 ff. bringt auch die alphabetischen Tabellen für 1788 und 1789, allerdings beide Male ohne Angabe der Fabriken. — Schreyer, Josef: Über Kommerz, Fabriken und Manufakturen im Königreiche Böhmen in Briefen. 2 Hefte in 1 Bd. Prag 1793—94 (zitiert: Schreyer: Über Kommerz); Heft 2, S. 2 ff. bringt eine vergleichende Manufaktur-tabelle der Jahre 1791 und 1792, die auch die Fabriken enthält. — Schreyer, Josef: Warenkabinett oder Niederlage der in Böhmen erzeugten Warenartikel und Naturprodukte, dann der damit betreibende Handel. Prag 1799.

¹⁴ Riegger, Joseph von: Archiv der Geschichte und Statistik, insbesondere von Böhmen. 3 Bde. Dresden 1792—95 (In Bd. 2 mehrere Kreisbeschreibungen in bezug auf Manufakturen und Kommerz); Bd. 3, S. 1 ff. bringt eine Manufakturs-vergleichstabelle der Jahre 1785 und 1792 einschließlich Fabriken, nach Gewerbe-gruppen geordnet, auch Angaben über Produktion und Ausfuhr. — Riegger, Joseph von: Materialien zur alten und neuen Statistik von Böhmen. 12 Hefte in 4 Bden. Prag 1787—94; Heft 8 (Bd. 2), S. 53 ff. veröffentlicht die alphabetische Tabelle für 1780 einschließlich Fabriken.

tistischen Veröffentlichungen in knappen Texten auch Manufakturen und Kommerz im Rahmen der Kreisbeschreibungen. Weiters sind die damals aufkommenden Topographien und statistisch geographischen Handbücher heranzuziehen, insbesondere J. Schaller¹⁵, Ignaz de Luca¹⁶, J. A. Demian¹⁷ und C. C. André¹⁸ sowie Fabriks- und Handlungsadreßbücher¹⁹, z. B. Anton Redl²⁰, deren Vollständigkeit aber meist sehr in Frage gestellt ist.

Von der später erschienenen Literatur erweist sich das zweimal aufgelegte Jubiläumswerk „Die Großindustrie Österreichs“²¹ auch für die ältere Epoche mehrfach als Fundgrube. Besonders wertvoll bleibt der Einleitungsaufsatz von H. Hallwich über die „Anfänge der Großindustrie in Österreich“. Derselbe hat auch für das Kronprinzenwerk „Die österr.-ungarische Monarchie in Wort und Bild“²² einen Artikel „Industrie und Handel Böhmens“ beige-steuert. Die einzige zusammenfassende „Geschichte der böhmischen Industrie der Neuzeit“ veröffentlichte 1913 A. Salz²³. Jedoch ist das Werk in manchen Abschnitten recht oberflächlich gearbeitet und wird an Materialfülle weit von der ein Jahr später erschienenen Industriegeschichte von J. Slokar übertroffen. Unter den jüngeren Arbeiten sind nur im Verhältnis recht kurze Aufsätze von H. Freudenberger²⁴, H. Hassinger²⁵ und A. Spitaler²⁶ zu nennen. Während ersterer sich hauptsächlich auf die Textilindustrie im 18. Jahrhundert beschränkt, geben die beiden letzteren wohl einen Überblick, aber unter Betonung der eigentlichen Industrialisierungsepoche nach 1820. Gleiches gilt von J. Purš²⁷, der die industrielle Revolution in Böhmen erst 1820 mit der Aufstellung von Dampfmaschinen beginnen läßt. Neuerdings hat H. Hassinger²⁸ in einem Aufsatz „Der Stand der Manufakturen in den deutschen Erb-

¹⁵ Schaller, J.: Topographie des Königreichs Böhmen. 15 Bde. Prag-Wien 1785—90.

¹⁶ De Luca, Ignaz: Geographisches Handbuch von dem österreichischen Staate. 6 Bde. Wien 1790.

¹⁷ Demian, J. A.: Darstellung der österreichischen Monarchie nach den neuesten statistischen Beziehungen. 6 Bde; Bd. 1 Böhmen. Wien 1804.

¹⁸ André, C. C.: Neueste geographisch-statistische Beschreibung des Kaiserthums Österreich. Weimar 1813. (Neueste Länder- und Völkerkunde Bd. 15.)

¹⁹ Allgemeine merkantilistische Erdbeschreibung, auch Handlungs- und Fabriken-adreßbuch von Böhmen und Mähren. Ronneburg und Leipzig 1802. (Das Gewerbe-fleißige Deutschland Bd. 4.)

²⁰ Redl, Anton: Handlungs-, Gremien- und Fabriken-Adreßbuch des österreichischen Kaiserthums. Wien 1818—49.

²¹ Die Großindustrie Österreichs. 6 Bde. Wien 1898; 2. Aufl. 3. Bde. Wien 1908.

²² Die österr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild. Bd. 2, Böhmen. Wien 1896.

²³ Salz, Arthur: Geschichte der böhmischen Industrie in der Neuzeit. München-Leipzig 1913.

²⁴ Freudenberger, Hermann: Industrialization in Bohemia and Moravia in the Eigtheenth Century. Journal of Central European Affairs 19 (1960) 347—356.

²⁵ Hassinger, Herbert: Die Anfänge der Industrialisierung in den böhmischen Ländern. Bohemia-Jahrbuch 2 (1961) 164—181.

²⁶ Spitaler, Armin: Überblick über die Geschichte der sudetendeutschen Industrie. In: Das Sudetendeutschtum. Hrsg. von Pirchan, G. u. a. Brünn 1939², S. 473—500.

²⁷ Purš, Jaroslav: Průmyslová revoluce v českých zemích [Die gewerbliche Revolution in den böhmischen Ländern]. Prag 1960.

²⁸ Hassinger, Herbert: Der Stand der Manufakturen in den deutschen Erbländern

ländern der Habsburgermonarchie am Ende des 18. Jahrhunderts“ auf Grund der Manufakturtabellen — insbesondere jener von 1794 — sich bemüht, den tatsächlichen Umfang der echten, d. h. in ihrem Betriebsumfang größeren Manufakturen für diesen Zeitpunkt zu bestimmen. Wir werden auf die Ergebnisse seiner Untersuchung noch zurückkommen. Die Erforschung des maßgeblichen englischen Einflusses in den Anfängen der böhmischen Textilindustrie hat A. Klíma²⁹ eingeleitet, so wie vor ihm G. Aubin und A. Kunze³⁰ bereits vorher die Verflechtungen mit dem Nürnberger Großhandel aufgezeigt haben. Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Westdeutschland und Böhmen-Mähren im Zeitalter der Industrialisierung — vorzüglich also im 19. Jahrhundert — hat H. Kellenbenz³¹ untersucht.

Zahlreich ist die Literatur über bestimmte Industriezweige und Firmengeschichten, unter anderem in den „Beiträgen zur Geschichte der deutsch-böhmischen Industrie“ erschienen. Sie wird bei den betreffenden Abschnitten im folgenden behandelt. Weniger zahlreich, vielleicht aber auch bibliographisch schwerer faßbar, ist die heimatkundliche Literatur, die im Rahmen der Orts- und Bezirksgeschichte auch Industriegeschichtsforschung betreibt³². Zweifellos läge aber gerade hier eine wichtige Fundgrube.

Aus den Manufakturtabellen läßt sich folgendes Gesamtbild der wirtschaftlichen Entwicklung Böhmens gewinnen. 1775 gab es laut Statistik³³ in Böhmen 25 Manufakturen. Die Zahl der Arbeiter, zünftigen Meister, Gesellen, Lehrlinge, Hilfsarbeiter und Spinner wird mit 188.501 angegeben. Hiervon waren 106.877 Leinenspinner, 21.146 Wollspinner und 4.660 Baumwollspinner. Handwerksmeister gab es 27.867, Gesellen 10.554, Hilfsarbeiter 12.722 und

der Habsburgermonarchie am Ende des 18. Jahrhunderts. In: Die wirtschaftliche Situation in Deutschland und Österreich um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Hrsg. von Lütge, Friedrich. Stuttgart 1964, S. 61—99.

²⁹ Klíma, Arnošt: English merchant capital in Bohemia in the 18th century. *Econ. History Review* (1959) 34ff. — Kunze, A.: Die Oberlausitzer Leinenausfuhr nach England, Holland und Spanien im 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts. *Zittauer Geschichtsblätter* 7 (1930). — Leth, Maria: Westeuropäische Manufakturisten und Fabrikanten in Wien in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. *Phil. Diss.* Wien 1933. — Henderson, W. O.: Britain and Industrial Europe 1750—1870. *Studies in British Influence on the Industrial Revolution in Western Europe.* Liverpool 1954.

³⁰ Aubin, G. - Kunze, A.: Leinenerzeugung und Leinenabsatz im östlichen Mitteleuropa zur Zeit der Zunftkäufe. Stuttgart 1940.

³¹ Kellenbenz, Hermann: Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Westdeutschland und Böhmen-Mähren im Zeitalter der Industrialisierung. *Bohemia-Jahrbuch* 3 (1962) 239—259.

³² Z. B. Ermer, Josef: Industrie des Braunauer Bezirkes. *Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen* (zitiert: MVGDB) 2 (1863) 117—123. — Hallwich, Hermann: Reichenberg und Umgebung. Reichenberg 1874. — Helbig, J.: Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Bezirkes Friedland i. B. . . . Friedland 1895. — Hennrich, E.: Die Entwicklung der Industrie in Görkau. *Erzgebirgs-Zeitung* (zitiert: EZ) 45 (1924). — Kunze, A.: Zur Handelsgeschichte Zittaus. *Zittauer Geschichtsblätter* 6 (1929). — Seeliger, E. A.: Beiträge zur Handelsgeschichte Zittaus. *Zittauer Geschichtsblätter* 7 (1930).

³³ Klíma: Manufakturperiode 502.

Lehrlinge 4.675. Auf die Textilerzeugung entfielen 177.451 Beschäftigte, also fast 95%. Die Begriffe „Manufaktur“, „Fabrikant“ und „Fabrik“ treten in den Quellen mit schwankender Bedeutung auf³⁴. Manufaktur kann wohl das Gewerbe schlechthin bezeichnen, meist aber doch das im Verlag betriebene Gewerbe, wie es auch der Kameralist Josef von Sonnenfels³⁵ verstand. Der Begriff des Fabrikanten reichte vom Unternehmer im heutigen Sinn, gelegentlich auch als Entrepreneur bezeichnet, zum die Fabrikation leitenden Betriebsführer, ja sogar bis zur Summe aller in den Kommerzialgewerben Tätigen. Die böhmische Gewerbestatistik bezeichnet bis 1780 nur die unzünftigen Meister als Fabrikanten, dann versteht sie darunter alle in den Kommerzialgewerben Arbeitenden. Die Fabrik hingegen ist bis zum Beginn des Industriezeitalters im amtlichen Sprachgebrauch ein privilegierter, nicht-zünftiger Betrieb. Das Privileg der Fabrik wandelt sich unter Maria Theresia vom ausschließlichen, dem sogenannten Privilegium privativum, zur „Fabriksbefugnis“, die in zwei Stufen — als „Landesfabriksbefugnis“ und „einfache Befugnis“, erstere von der Landesbehörde, letztere von den Obrigkeiten — verliehen wurde. Die Landesfabriksbefugnis gab das Recht, Fabriksniederlagen in Wien und den Landeshauptstädten zu errichten und die Erzeugnisse der Fabrik selbst zu verkaufen. Gemeinsam war allen Fabriksprivilegien die Befreiung von Rekrutierung und Einquartierung.

Die „Fabrikenzahl“ in den Manufakturtabellen gibt ein deutliches Bild stetiger Ausweitung, die erst in den Achtzigerjahren einen gewaltigen, überstürzten Aufschwung nahm:

1775	:	25	1786	:	63
1777	:	32	1788	:	86
1780	:	24	1792	:	95
1781	:	34	1794	:	89
1782	:	40			

A. Klíma³⁶ sieht in der Leibeigenschaft das große Hindernis für den weiteren Fortschritt der Industrialisierung. Die Manufakturen verspürten den Mangel an Arbeitskräften, da diese an die Scholle gefesselt waren. Erst nach Aufhebung der Leibeigenschaft konnte die industrielle Entwicklung rascher vor sich gehen. Die Zahl der „Fabriken stieg von 1780 auf 1782 von 24 auf 40, die Anzahl der Arbeitskräfte um 48.530, das ist um mehr als 20%“. Gegen diese These hat bereits H. Hassinger³⁷ sein Bedenken angemeldet, der in diesen Zahlen ein „eindrückliches Bild der Unternehmerinitiative in den Achtzigerjahren“ sieht. Im Gegenteil dürfte die Herstellung der Freizügigkeit der Untertanen nach 1781 das Interesse jener Adelskreise an Fabriks-

³⁴ Justi, J. H. G. v.: Vollständige Abhandlung von den Manufakturen und Fabriken. 2 Bde. 2. Aufl. Berlin 1786. — Vgl. auch Hassinger: Manufakturen 115.

³⁵ Sonnenfels, J. v.: Grundsätze der Polizei, Handlung und Finanzwissenschaft. 3. Aufl. Bd. 2. Wien 1787, S. 149 f. — Vgl. auch Rizzi, Hans: Das österreichische Gewerbe im Zeitalter des Merkantilismus. Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung 12 (1903).

³⁶ Klíma: Manufakturperiode 503.

³⁷ Hassinger: Manufakturen 151.

gründungen vermindert haben, die bisher die Robotverpflichtungen ihrer Untertanen bei der Fabrikation ausnützten. Dafür boten die Klosteraufhebungen einen mächtigen Anreiz, für geringfügige Ablösesummen gewaltige Gebäudekomplexe in „Fabriken“ umzuwandeln.

Von den 280 echten Manufakturen, die H. Hassinger³⁸ um 1790 in den deutschen Erbländern feststellte, entfielen fast 30 % auf Böhmen. Böhmen steht damit an zweiter Stelle hinter Niederösterreich, das rund die Hälfte aller Manufakturen beherbergte. Wenn auch die Manufakturen in den böhmischen Ländern am Ausgang des 18. Jahrhunderts noch schwächer als an der Donau entwickelt waren, so deutet sich in der Verteilung der Manufakturen die Wirtschaftsachse Reichenberg-Prag-Wien des Industriezeitalters bereits an. Hassinger nahm die Manufakturtabelle von 1794 zur Grundlage seiner Untersuchung, wieweit die dort genannten „Fabriken“ als echte Manufakturen zu werten sind. Für die 52 „Fabriken“ der Textilerzeugung trifft dies zu, sofern nicht die eine oder andere der jungen Gründungen noch zu klein war. Die Zahl der zu Manufakturen aufgestiegenen Handwerksbetriebe ist andererseits in den meisten Fällen nicht faßbar. Die Manufakturen aller anderen Gewerbebezüge erreichten zusammen auch in Böhmen nicht die Zahl der Textilmanufakturen. Außerhalb der Textilproduktion sind in Böhmen unter den 37 „Fabriken“ der Statistik nur 26 Manufakturen gesichert. Von der Gesamtzahl der 89 Fabriken der Manufakturtabelle dieses Jahres aber sind insgesamt bei den hier gebrauchten strengen Maßstäben 78 Manufakturen. Eine Reihe von Manufakturen, die keine Fabriksprivilegien besaßen, konnten nachgewiesen, andere wahrscheinlich gemacht werden. Die Annahme einer Gesamtzahl von 100 Manufakturen im Jahre 1794 dürfte also nicht zu hoch sein. Schon um die Jahrhundertwende aber war die Entwicklung beträchtlich weiter fortgeschritten. Sie ist, wie sich aus der Analyse der einzelnen Gewerbebezüge ergab, das Ergebnis einer Vielzahl von Faktoren. Gemessen an der Gesamtzahl der in den Kommerzialgewerben Beschäftigten, die 1788 bis 1797 von 122.000 auf 150.000 stieg, ist die Zahl der in und durch die Manufakturen Beschäftigten, von den Spinnern abgesehen, in Böhmen wie in Mähren und Schlesien viel geringer als in Niederösterreich. Sie kann, da die Statistik für die alphabetisch gereihten Kommerzialgewerbe in jedem Kreis nur die Gesamtzahl der Beschäftigten jedes Gewerbes und der Fabriken gemeinsam nennt, für die Textilmanufakturen nicht annähernd berechnet werden. Für die übrigen 26 Manufakturen lag sie insgesamt zwischen 700 und 800. Der Anteil aller für die Manufakturen Arbeitenden an der Gesamtzahl der in den Kommerzialgewerben Beschäftigten erreichte jedenfalls nicht 5 %. Quantitativ vermochten die Manufakturen also noch keine entscheidende Rolle im Gesamtgefüge des Gewerbes zu spielen.

Wenig untersucht sind bisher Herkunft und Gliederung der Unternehmerschaft und die Fragen der Finanzierung dieser Frühindustrien³⁹.

³⁸ Ebenda 174, 157, 160.

³⁹ Schipper, Salomea: Das Aufkommen des Fabrikantenstandes in Österreich. Ein Beitrag zur Geschichte des Merkantilismus. Phil. Diss. Wien 1932.

Der Staat nahm im Sinne der merkantilistischen Wirtschaftspolitik maßgeblichen Einfluß auf viele Fabriksgründungen, die er nicht nur privilegierte sondern auch finanziell unterstützte⁴⁰. Als Alleinunternehmer trat er immer erst dann auf, wenn leistungsfähige wichtige Manufakturen notleidend wurden. Die zunächst führende Unternehmerschicht Böhmens war zum Unterschied von den Alpenländern der adelige Großgrundbesitz, der dem Vorbild Franz Stephans von Lothringen willig nachfolgte und unter Ausnützung der größeren Dienstverpflichtungen seiner Untertanen teilweise sogar in Schlössern die ersten Manufakturen gründete. In den Randgebirgen der böhmischen Länder bestand bei der wachsenden Bevölkerung geradezu ein besonderer Zwang zur Schaffung gewerblicher Betätigungsmöglichkeiten. Der deutsche Adel gründete Manufakturen beiderseits der Sprachgrenzen. Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts drängten bürgerliche Unternehmer, vorzüglich Kaufleute, den Adel zurück. Die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Freizügigkeit der Untertanen begünstigten die Abwanderung vom Land in die Städte, wo die neuen Manufakturen entstanden. Das Toleranzpatent ermöglichte vor allem den Juden eine Beteiligung an den Manufakturgründungen⁴¹. Adelige und Bürgerliche arbeiteten häufig zusammen. Der bürgerliche deutsche Unternehmer gründete auch im tschechischen Innerböhmen Fabriken, während das tschechische Bürgertum sich kaum beteiligte. Zu den heimischen Unternehmern gesellten sich viele Fremde, oft Protestanten aus dem Reich und der Schweiz, Franzosen, Belgier, ja sogar Engländer. Handwerker hatten in jenen Gewerben, in denen sich ihre Werkstätten zu Manufakturen ausweiteten, zahlenmäßig großen Anteil in Unternehmerkreisen, wenn auch nicht an der führenden Schicht. Die adeligen Unternehmer waren häufig zugleich leitende Inhaber in Landes- und Zentralbehörden, so daß einseitigen Begünstigungen ihrer Manufakturen das Tor geöffnet war. Es fanden sich aber auch unter den bürgerlichen, meist geadelten höheren Beamten Kommerzienräte, die selbst Manufakturen gründeten und subventionierten.

Eng mit der Entfaltung der Gewerbe und Manufakturen hängt auch die Entwicklung des Handels zusammen⁴². Meist im Zusammenhang mit den „Manufakturtabellen“, oft sogar als Anhang zu ihnen, entstanden die „Han-

⁴⁰ Přibram, Karl: Geschichte der österreichischen Gewerbepolitik von 1740—1860. (Nur Bd. 1 erschienen: 1740—1798) Leipzig 1907.

⁴¹ Rachmuth, M.: Zur Wirtschaftsgeschichte der Prager Juden. Prag 1933.

⁴² Přibram, A. Francis: Zur Geschichte des böhmischen Handels und der böhmischen Industrie im Jahrhundert nach dem westfälischen Frieden. MVGD 25 u. 26 (1897 u. 1898). — Hassinger, Herbert: Der Außenhandel der Habsburgermonarchie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Die wirtschaftliche Situation in Deutschland und Österreich um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Hrsg. von Lütge, Friedrich. Stuttgart 1964, S. 66—69. — Otruba, Gustav: Die wirtschaftliche Bedeutung Böhmens und Mährens im Spiegel der ältesten österreichischen Handelsstatistik. Bohemia-Jahrbuch 2 (1961) 153—163. — Neumann, K. A.: Böhmens Produktion, Konsumption und Handel im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts. Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums 1 (1827).

delsstatistiken“. Böhmen besaß dank des 1715 gegründeten Merkantil-, später Kommerzkollegs schon für die Jahre 1732 bis 1735 eine Handelsstatistik⁴³. Im Außenhandel, einschließlich jenes mit den anderen Erbländern, hielt sich die Einfuhr zwischen 3 bis 3,2 Millionen fl, die Ausfuhr stieg von 4,3 auf 6 Millionen fl. Den größten Anteil an der Ausfuhr hatten Leinenwaren und Garne, der sich von 30 auf 40 % erhöhte. Die Woll- und Wollwarenausfuhr betrug etwa je 7 bis 8 %. Land- und forstwirtschaftliche Produkte, Getreide, Holz, Hopfen, Schweine und Federn⁴⁴ machten rund ein Drittel der Gesamtausfuhr, Metalle waren mit nur 6 %, Glas aber erst mit wenig über 2 % an der Ausfuhr beteiligt. Bei der Einfuhr ist der Anteil von Salz und Wein, aber auch von Seiden- und Leinenwaren, mit zusammen 10 % relativ hoch.

Eine aus dem Jahre 1768 erhaltene Wertstatistik der wichtigsten Ein- und Ausfuhrsgüter Böhmens ist nur bedingt auswertbar⁴⁵. Die Einfuhr mit 2,35 Millionen fl, davon 60 % aus den Erbländern, ist wohl zu gering beziffert, die Ausfuhr mit rund 7 Millionen fl, davon 73 % ins Ausland, dürfte der Wirklichkeit näher kommen. Gleich hoch ist der Anteil der gewerblichen Erzeugnisse an der Gesamtausfuhr. Starke Veränderungen in der Zusammensetzung der Ausfuhr zeigt seit den dreißiger Jahren die Leinenwarenausfuhr, die mit einem Wert von 3,44 Millionen fl fast die Hälfte der Gesamtausfuhr ausmacht. Von den Leinenwaren gehen 85 % ins Ausland, davon 40 % rohe Leinwand. Die weitgehende Abhängigkeit vom schlesischen Leinwandhandel zeigt sich auch darin, daß 98 % der Rohleinwand ins Ausland gehen, aber nur 81 % der gebleichten Leinwand. Die Exportquote der Leinwand ist dagegen nicht bestimmbar, da die böhmische Manufakturtafel für 1766⁴⁶ zwar die Produktionszahlen enthält, die Angaben der Leinweber aber viel zu niedrig bezeichnet. Wollwaren, welche vorwiegend in die anderen Erbländer abgesetzt wurden, verharren auf 8 % Exportquote. Die Einfuhr von Baumwolle — 4.000 Zentner im Wert von 100.000 fl — ging über Wien an das damals damit noch relativ stark engagierte Handwerk. Baumwollwaren im Werte von 50.000 fl wurden hauptsächlich in die anderen böhmischen Länder ausgeführt. Halb so hoch lagen die Werte für Seideneinfuhr und Seidenwarenausfuhr. Der Rest der Ausfuhr an Halb- und Fertigwaren wurde fast ausschließlich durch das Glas bestimmt, das jetzt mit einem Wert von 360.000 fl rund 5 % der Gesamtausfuhr stellte. Das böhmische Glas hatte sich in den letzten Jahrzehnten den Weltmarkt erobert⁴⁷. Die Ausfuhr von Eisen

⁴³ Přibram, A. Francis: Das böhmische Kommerzkollegium und seine Tätigkeit. Prag 1898, S. 246 ff.

⁴⁴ Blau, J.: Der böhmische Bettfedernhandel. MVGDB 69 (1931) 56—114. — Klíma: Manufakturperiode 427 f.

⁴⁵ Goehlert, V.: Notizen über Böhmen, gesammelt von dem Staatsminister Grafen C. Zinzendorf auf seiner Reise im Jahre 1774. MVGDB 11 (1873) 289—294. — Klíma: Manufakturperiode 428 ff. lag eine geringfügig abweichende Fassung vor.

⁴⁶ HKA, Kommerz rot 794, fol. 679 ff.

⁴⁷ Schebek, E.: Böhmens Glasindustrie und Glashandel. Quellen zu ihrer Geschichte. Prag 1878. — Quelle, O.: Die Faktoreien der sudetendeutschen Glasmacher in Spanien und Portugal. Ibero-amerikanisches Archiv 11 (1937) 387 ff.

war noch geringfügiger geworden. Vor allem haben die landwirtschaftlichen Erzeugnisse relativ ein Drittel des Ausfuhrwertes eingebüßt, wofür eine unterdurchschnittliche Ernte, mehr aber noch die starke Bevölkerungsvermehrung Schuld trugen. Böhmens Getreideüberschüsse stiegen erst im 19. Jahrhundert wieder an.

Die Gesamtwerte der Ein- und Ausfuhr nach der josephinischen Länderstatistik⁴⁸ betragen 1784 und 1790 für die Einfuhr Böhmens 2,8 und 3,8 Millionen fl, für die Ausfuhr je 5,7 Millionen fl. Damit behauptet Böhmen den ersten Platz in der Ausfuhr unter den deutschen Erbländern, wenn es auch relativ wegen seiner fast dreifachen Bevölkerungszahl (gegen 3 Millionen) hinter Niederösterreich zurücksteht. Bis 1796 stieg der Wert der Ausfuhr auf 8,15 Millionen fl, während die Einfuhr auf 3,8 Millionen fl stehen blieb. Dann sank jedoch die Ausfuhr bis zum Jahre 1800 auf 4,3 Millionen fl, während der Einfuhrwert auf 5,8 Millionen fl anstieg. Ein leichtes Passivum charakterisierte auch weiterhin die Kriegsjahre der napoleonischen Ära. Erst ab 1811 schloß Böhmens Außenhandel wieder aktiv. 1811 stand einer Einfuhr von 3,8 Millionen fl eine Ausfuhr von 6,5 Millionen fl gegenüber. Bis 1820 stieg die Einfuhr auf nahezu 7 Millionen fl und die Ausfuhr auf 7,2 Millionen fl, wobei allerdings seit 1811 eine Anpassung der längst viel zu niedrigen Zollwerte an das durch Krieg und Inflation veränderte Preisgefüge zu berücksichtigen ist. Im großen und ganzen blieb der Außenhandel nunmehr in steigendem Umfang wieder aktiv.

Für die Jahre 1792 und 1797 (1792: Einfuhr 4,5, Ausfuhr 5 Millionen fl; 1797: Einfuhr 4,3, Ausfuhr 7,95 Millionen fl) konnte Hassinger wenigstens eine teilweise Analyse dieser Werte geben, da den Manufakturtabellen neben den meist aus Durchschnittsleistungen errechneten Produktionszahlen auch Daten über die Ausfuhr der Kommerzialgewerbe ins Ausland nach Menge und Wert, 1797 auch über die Einfuhr von Roh- und Hilfsstoffen für diese Gewerbe angefügt sind⁴⁹. Die Statistik unterscheidet nunmehr inländischen, d.h. gesamtstaatlichen Bedarf, und Ausfuhr ins Ausland, was eine Überwindung des föderalistischen Denkens auch in der Statistik bedeutet. Die Bewertung erfolgt nicht mehr nach Zollwerten wie in den Manufakturtabellen und teilweise auch nicht nach Gewicht, sondern nach Erzeugerpreisen und nach Stück, was die Vergleichsmöglichkeit mit älteren Daten verringert. Für die Leinwandausfuhr im Jahre 1792 — 420.000 Stück von einer errechneten Produktion von 930.000 Stück — kann ein Ausfuhrwert von 6,3 Millionen fl angenommen werden⁵⁰, während die Gesamtausfuhr Böhmens 1792 nach den Zollwerten nur 5 Millionen fl erreichte. Für 1797 wird eine

⁴⁸ Otruba: Wirtschaftliche Bedeutung Böhmens 162. — Vgl. Hassinger: Außenhandel 67.

⁴⁹ Riegger: Archiv 3 (1795) 1—45. Verzeichnis derer in Böhmen erzeugten und zum Verschleiß gebrachten verschiedenen Manufakturartikel im Jahre 1792. — Statistik für 1797: HKA, Kommerz rot 795, fol. 1137 a, 66—72.

⁵⁰ Niedrigere Stückpreise bei Schreyer: Kommerz 1, 49f. und Emmerling, E.: Die Leinenindustrie des Riesengebirges. MVGDB 79 (1941/42) 74.

Leinwandausfuhr von 28.558 Zentner im Wert von 4,28 Millionen fl angegeben, die nach dem Durchschnittswert der Statistik der deutschen Erbländer mit höchstens 3 Millionen fl zu bewerten wäre. Gegenüber 1768 ist die Ausfuhrsteigerung jedenfalls nicht sehr beträchtlich, der Höhepunkt der Leinwandausfuhr war bereits um 1785 überschritten worden⁵¹. 1786 soll die böhmische Leinwandausfuhr 36.612 Zentner betragen haben⁵². Im Durchschnitt der Jahre 1782 bis 1791 gingen 55% der Leinwand nach Preußisch-Schlesien und 10% nach Sachsen, 24% nach Spanien und Portugal, fast 11% nach Italien, nur 0,1% nach Polen. Die Abhängigkeit von Preußisch-Schlesien war also trotz aller gegenteiligen Anstrengungen nicht viel geringer geworden. Von der Leinwandausfuhr dieses Landes, die um 1785 6 Millionen Taler jährlich erreichte, stammte also mindestens ein Viertel aus Böhmen⁵³. Der Einfuhrbedarf an Flachs hielt weiter an. Dagegen nahm die Garnausfuhr ab und als weiterer Erfolg der Förderung des Leinengewerbes zeigte sich eine merkliche Ausfuhrsteigerung bei bedruckten Stoffen. — Tucherzeugung und -ausfuhr waren seit den sechziger Jahren merklich angestiegen, so daß Rohwolle seit längerer Zeit eingeführt werden mußte. Die Erzeugung war nach den Manufakturtabellen seit 1766 fast auf das Doppelte gestiegen. Im Jahre 1792 gingen 4.060 Zentner, 1797 bereits 9,623 Zentner Tuch ins Ausland, die mit 1,9 Millionen fl bewertet wurden, was 35% des gesamten Produktionswertes entsprach, nach den Zollwerten allerdings kaum halb so hoch anzusetzen ist. Die in fast gleicher Menge erzeugten Wollzeuge wurden dagegen fast nur von den anderen Erbländern gekauft. Insgesamt konnten Wollwaren von 1768 bis 1797 ihren Ausfuhranteil von 8% am Gesamtexport auf 13% erhöhen, wobei letzterer Wert allein die Ausfuhr ins Ausland nach den Zollwerten berücksichtigt. Baumwollwaren, vorwiegend in Manufakturen hergestellt, nahmen 1792 schon zu 30% des Produktionswertes am Export Anteil. Wenn die Manufakturtablette 1797 aber von einer kaum nennenswerten Ausfuhr von Baumwollwaren spricht, so ist das nur erklärlich, wenn man bedenkt, daß dieser Export schon 1792 zu einem Viertel über Wien und Triest ging, infolgedessen 1797 in der Statistik Böhmens nicht mehr ausgeworfen wurde. Glaswaren wiesen seit 1768 die stärkste Ausfuhrsteigerung auf. Bei einem Erzeugungswert von 1,7 Millionen fl soll im Jahre 1792 die Ausfuhr 1,2 Millionen fl betragen haben. 1797 wird die Ausfuhr sogar mit 1,4 Millionen fl angegeben⁵⁴. Die gesamte Glasausfuhr der

⁵¹ Zorn, Wolfgang: Schwerpunkte der deutschen Ausfuhrindustrie im 18. Jahrhundert. Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik 173 (1961) 428 f.

⁵² Schreyer: Über Kommerz, Heft 2, S. 8 ff.

⁵³ Ein Vergleich dieser Ausfuhrgliederung mit der Tabelle bei Zimmermann, A.: Blüte und Verfall des Leinengewerbes in Schlesien. Breslau 1885, S. 460 ff. ist wegen der verschiedenen Anlage nicht möglich. — Vgl. auch die Tabelle des schlesischen Handels mit Österreich 1792—1806 bei Fechner, H.: Die handelspolitischen Beziehungen Preußens zu Österreich während der provinziellen Selbständigkeit Schlesiens 1741—1806. Berlin 1886, S. 566.

⁵⁴ Schreyer: Warenkabinett 292 nennt einen Produktionswert von 2,5 und einen Ausfuhrwert von über 1,5 Millionen fl.

deutschen Erbländer, die nahezu der böhmischen gleichzusetzen ist, wird aber 1797 nach den Zollwerten nur mit 1 Million fl angegeben. Nach den Zollwerten hatte somit das Glas einen Anteil von 15% am böhmischen Auslandsexport. Der Ausfuhrwert der Papierindustrie betrug 1797 erst 41.000 fl. Eisen spielte seit den sechziger Jahren in der Ausfuhr wieder eine größere Rolle, es gingen fast 18.000 Zentner Halbzeug ins Ausland. Gesamtausfuhrwert gewerblicher Produkte ins Ausland im Jahre 1797 reduziert sich von den 8,7 Millionen fl der Manufakturtabellen auf ca. 6 Millionen fl nach den Zollwerten, das wären rund drei Viertel der Ausfuhr ins Ausland. Relativ stieg also seit 1768 der Anteil der Halb- und Fertigwaren an der Ausfuhr nur mehr gering. Im Bereich der Einfuhr läßt sich für die Zeit von 1768 bis 1797 nur die Entwicklung bei Farben genau erfassen. 55% aller Importe an Roh- und Hilfsstoffen der Kommerzialgewerbe — in den Manufakturtabellen mit 2,15 Millionen fl bewertet — entfielen 1797 auf aus Hamburg eingeführte Farben. Nach den Zollwerten wären es mindestens 700.000 fl, was teilweise einer Verdreifachung der Einfuhr seit 1768 entspricht. Dies ist aus der starken Verbreitung der Druckfabriken leicht erklärbar.

Die Analyse der böhmischen Handelsstatistik deutet bereits die großen Entwicklungslinien der wichtigsten Erzeugungssparten an. Sie leitet aber auch über zu den handelspolitischen Maßnahmen, welche den Angelpunkt der merkantilistischen Wirtschaftspolitik darstellen, während die Gewerbepolitik nur einen untergeordneten Teilaspekt bildet. In den bevölkerungspolitischen Zielsetzungen finden sich sogar bereits Ansätze sozialer Gedankengänge⁵⁵. Solche Zusammenhänge mußten freilich bei unserer folgenden Darstellung, die ihr Schwergewicht auf die Fakten von Namen, Orten und Jahreszahlen, die Anfänge und allmähliche Verbreitung der Industrie Gründungen legt, weitgehend unberücksichtigt bleiben. Gleiches gilt von der Darstellung des technischen Fortschrittes, der Erfindungen sowie der Entwicklung des allgemeinen technisch-gewerblichen Bildungswesens⁵⁶.

⁵⁵ Otruba, Gustav: Die Wirtschaftspolitik Maria Theresias. Wien 1963, S. 179 ff.

⁵⁶ Krauß, Anton Edler von: Geist der österreichischen Gesetzgebung zur Aufmunterung der Erfindungen. Wien 1838. — Exner, Wilhelm F.: Beiträge zur Geschichte der Gewerbe und Erfindungen in Österreich von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Wien 1873. — Kurzels-Runtscheiner, Erich: Erfindungen aus Österreich. Wien 1950. — Bidermann, Hermann: Die technische Bildung im Kaiserthume Österreich. Wien 1854. — Klimburg, Rudolf Freiherr von: Die Entwicklung des gewerblichen Unterrichtswesens in Österreich. Wien 1900. (Wiener staatswissenschaftliche Studien 2, Heft 1. Hrsg. von Bernatzik und Philippovich.) — Jelinek, K.: Das ständisch-polytechnische Institut zu Prag. Programm zur 50jährigen Erinnerungsfeier. Prag 1856. — Treue, Wilhelm: Das Verhältnis der Universitäten und Technischen Hochschulen zueinander und ihre Bedeutung für die Wirtschaft. In: Die wirtschaftliche Situation in Deutschland und Österreich um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Hrsg. von Friedrich Lütge. Stuttgart 1964, S. 223—238.

Bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts hat von allen Textilstoffen mengenmäßig und nach der Vielseitigkeit der Verwendung — vor allem für den kleinen Mann — die Leinwand die erste Stelle eingenommen. Diese war dem Umfang nach wohl der wichtigste Erzeugungszweig Böhmens und besaß ihre Grundlage im heimischen Flachsanbau. Dieser erfolgte ursprünglich vorzüglich in den Gebirgsgegenden, weniger im Flachland, wo zahllose Robotverpflichtungen hierzu kaum Zeit ließen. Erst seit der staatlichen Beschränkung der Robot, angeeifert durch kostenlose Verteilung hochwertiger Samen, begann sich der Flachsanbau am Ausgang des 18. Jahrhunderts auch im Flachland zu verbreiten. Hier sollte jeder Bauer zumindest zum Eigenbedarf Flachs anbauen und in den Wintermonaten selbst verarbeiten, während den Gebirgsgegenden weiterhin ganzjährig die Erzeugung hochwertiger Qualitäten für den Export vorbehalten blieb.

Die nordböhmische Leinwanderzeugung stand bereits am Ausgang des 16. Jahrhunderts in hoher Blüte^{57a}. Gustav Aubin⁵⁸ hat gegenüber der früher allgemein vertretenen These von Hermann Hallwich überzeugend nachgewiesen, daß Wallenstein als geistiger und materieller Urheber der nordböhmischen Industrie im modernen Sinne des Wortes nicht in Frage kommt. Zentren dieser Industrie waren das Böhmisches Niederland: Schluckenau (1), Rumburg (2), Georgenthal (3) und Kreibitz (4). Rumburg besaß 1566 schon 98 Stühle bei 124 Hausbesitzern und 80 Hausleuten, Georgenthal 42 Stühle, Schluckenau 1606 an 61 Leinenwebermeister. Ursprünglich wur-

⁵⁷ Aubin, Gustav: Aus der Entstehungsgeschichte der nordböhmischen Textilindustrie. Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung 1 (1937) 353—377. — Aubin, G. - Kunze, A.: Leinenerzeugung und Leinenabsatz im östlichen Mitteldeutschland zur Zeit der Zunftkäufe. Stuttgart 1940. — Kunze, A.: Die nordböhmisch-sächsische Leinwand und der Nürnberger Großhandel. Reichenberg 1926. — Kunze, A.: Christoph von Redern in Nürnberg und Venedig als Gast des Handelsherrn Viatis und Peller. Mitteilungen des Vereines für Heimatkunde des Jeschken-Isergaues 21 (1927). — Kunze, A.: Der Zittauer Leinengroßhandel im 18. Jahrhundert. Zittauer Geschichtsblätter 7 (1930). — Seeliger, E. A.: Die Zittauer Faktore der Nürnberger. Zittauer Geschichtsblätter 6 (1929). — Aubin, Gustav: Zur Geschichte der Leinweberei im Riesengebirge. Jahrbuch des deutschen Riesengebirgs-Vereines (1924). — Lahmer, Robert: Zur Geschichte der nordböhmischen Leinenindustrie. Mitteilungen des Nordböhmischen Exkursions-Clubs (zitiert: MNExKl) 12 (1889) 97—105. — Zimmermann, A.: Blüte und Verfall des Leinengewerbes in Schlesien. Breslau 1885. — Langer, Eduard: Firma Benedikt Schrolls Sohn. Prag 1895. (Beiträge zur Geschichte der deutsch-böhmischen Industrie 4.)

^{57a} Die Schreibung der nachstehend genannten Ortsnamen richtet sich nach dem Orts-Repertorium des Königreichs Böhmen mit Benützung der Ergebnisse der Volkszählung von 1869. Prag 1872. — Die in den Abschnitten „Die Leinenindustrie“ und „Die Hanfindustrie“ hinter Ortsnamen in Klammern gestellten Zahlen sind chronologisch gereiht und entsprechen den in Karte 1 genannten Zahlen.

⁵⁸ Aubin: Entstehungsgeschichte 360 f.

den sie von Zittau her durch das Nürnberger Haus der *Gewandschneider* verlegt. Dieses war gegen Ende des 16. Jahrhunderts das größte Leinwandhandelshaus im ostmitteldeutschen Raum und besaß ein Arbeitskapital von über 600.000 fl. Es beherrschte von Zittau aus ein umfangreiches Gebiet, das sich von der südlichen Oberlausitz und Nordböhmen bis ins Riesengebirge erstreckte. Um 1590 verlegte es bereits die Leinwanderzeugnisse aus den im Besitz des Freiherrn von *Redern* stehenden böhmischen Herrschaften Friedland (5) und Reichenberg (6). Friedlands Leinenweberzunft zählte 1591 37 Meister, Reichenbergs Leinenweberzunft 1591 21 Meister mit 27 Stühlen⁵⁹. Im 1584 als Bergstadt gegründeten Neustadt (7) werden 1610 53 Stühle erwähnt, in Seidenberg 17 Stühle. Letzteres sowie Gabel (8), Zwickau (9), Niemes (10), Wartenberg (11), Oschitz (12), B. Aicha (13) und B. Leipä (14) dürften vermutlich ebenfalls bereits von Gewandschneider verlegt worden sein. Sicher ist dies bei Kreibitz (4) der Fall, das seit 1593 einen eigenen Zunftbrief und seit 1603 einen Verlagsvertrag mit ihnen besaß. Wartenbergs (11) Zunftbrief von 1596 entspricht dem Muster der Zittauer Satzungen⁶⁰. Das Handelshaus der Gewandschneider hatte um 1600 aber bereits seinen Höhepunkt überschritten. Es wurde von dem Nürnberger Handelshaus *Viatis und Peller* zurückgedrängt, das bereits 1602 den Verlag der Weber auf den Redernschen Herrschaften übernahm. 1608 mußte Gewandschneider in Konkurs gehen, sein Erbe trat in vollem Umfang Viatis und Peller an.

Bartholome Viatis, der 1624 zu Nürnberg verstarb, hinterließ ein Vermögen von 1¼ Millionen fl. Seine Handelsverbindungen reichten von Wilna bis nach Sevilla und Lissabon, von Hamburg bis Venedig. Aus Italien führte er vornehmlich Kolonialwaren und feine Gewebe ein, während er Leder und vor allem Leinwand ausführte. Sein erstes Verlagsgebiet war der Raum des Riesengebirges⁶¹: Hohenelbe (15), Arnau (16), Pilnikau (17), Wildschitz (18) und Trautenau (19). Die Hohenelber Zunft wird 1587 erstmals erwähnt und stand 1593 zu zwei Kaufleuten aus Glasgow und 1594 zur Augsburger Handelsgesellschaft der Österreicher in Geschäftsverbindung; erst 1597 übernahmen Viatis und Peller den Leinwandverlag. Trautenau besaß aus dem Jahre 1592 eine Zunftordnung nach dem Muster von Glatz und wird in der Konkursrechnung der Gewandschneider vom Frühjahr 1609 als Lagerplatz erwähnt⁶². Seit 1602 verlegten Viatis und Peller auch die Redernschen Herrschaften, die Weber von Reichenberg (6) und Friedland (5) suchten daneben auch Beziehungen zu anderen Handelshäusern. Nach der Schlacht am Weißen Berge übernahm Wallenstein die Herrschaft der Redern. Viatis und Peller standen persönlich zu ihm in guten Beziehungen. Der große Aufschwung der Leinengewerbe in diesen Gebieten war allerdings bereits vor Wallenstein vorhan-

⁵⁹ Ebenda 365.

⁶⁰ Ebenda 366f.

⁶¹ Ebenda 367.

⁶² Ebenda 369f.

den⁶³. In den Friedländer Amtsdörfern ist die Zahl der Stühle im Zeitraum von 1591 bis 1614 von 96 auf 231 gestiegen, in den Dörfern der Reichenberger Herrschaft wurden 1591 76 Stühle, 1617 bereits 184 gezählt. Schon Katharina von Redern hat dort in dem nach ihr benannten Katharinaberg (20) ein eigenes Leinweberdorf geschaffen. Die Schetterproduktion der Friedländer Zunft ist von 818 Stück im Jahre 1599/1600 auf 1400 im Jahre 1611 angewachsen. Vom Standpunkt des großen Leinwandhandels war die Herrschaft Wallensteins eine kurze Episode, wahrscheinlich etwas unbequem wegen der Unberechenbarkeit des Herzogs und der Gewaltsamkeit seiner Maßnahmen, aber doch auch wieder von Vorteil wegen der Ruhe und Sicherheit, die er in einer für den Handel sehr unsicheren Zeit seinem Lande zu sichern verstand⁶⁴. Nach dessen Ermordung übernahm Graf Matthias *Gallas* die Herrschaften Friedland und Reichenberg mit dem an der Elbe unweit Königgrätz gelegenen Smirschitz (21). Seine ständigen Geldsorgen banden ihn noch enger an Viatis und Peller.

Die zweite Hälfte des Dreißigjährigen Krieges brachte der nordböhmischen Wirtschaft schwere Schäden. Aber noch weit verhängnisvoller sollten sich die großen Menschenverluste durch eine 1651 einsetzende Emigration als Folge einer konsequenten Durchführung der Gegenreformation auswirken. So traten auch im Wirtschaftsgefüge große Umschichtungen auf. Gustav Aubin⁶⁵ demonstriert dies auf Grund folgender „Schätzung der Leinwandherzeugung um 1680“: a) Böhmisches Niederland: Schluckenau (1) 3000 St., Rumburg (2) 2000 St., Georgenthal (3) 400 St.; b) Gebiet zwischen Lausitzer Gebirge und Elbe: Gabel (2) 1000 St., Zwickau (9) 1500 St., Niemes (10) 300 St., Wartenberg (11) 300 St., Oschitz (12) 200 St., B. Aicha (13) 200 St., B. Leipa (14) 300 St.; c) Friedland-Reichenberg: Friedland (5) 600 St., Neustadt (7) a. T. 800 St., Reichenberg (6) 1000 St.; d) Riesengebirge: Hohenelbe (15) 1000 St., Wildschitz (18) 6000 St., Trautenua (19) 6000 St. Selbst unter Berücksichtigung der Umstände, daß es sich dabei nur um eine Schätzung handelt, die teilweise Städte allein, dann wieder ganze Kreise miteinbezieht, kann man daraus folgende Schwergewichtsverschiebungen annehmen: Das böhmische Niederland bleibt weiterhin bedeutend, die Polzenstädte sind aber stark zurückgefallen. Reichenberg überrundet Friedland. Das Riesengebirge wird neben dem Niederland das eigentliche Leinenerzeugungsgebiet. Aber auch im großen Leinwandexportgeschäft war es zu einer Umorientierung von Ostmitteleuropa nach der neuen nordwestlichen Richtung gekommen⁶⁶. Die oberdeutschen Handelshäuser traten allmählich als Vermittler zum Weltmarkt zurück, Hamburger, Niederländer, ja zuletzt sogar Engländer finden sich unmittelbar als Käufer der Fertigwaren. Die Leinen-

⁶³ Ebenda 371.

⁶⁴ Ebenda 372. — Vgl. Ernstberger, S.: Wallenstein als Volkswirt im Herzogtum Friedland. Reichenberg 1929. (Prager Studien aus dem Gebiete der Geisteswissenschaften 19.)

⁶⁵ Aubin: Entstehungsgeschichte 374.

⁶⁶ Ebenda 356f.

weberei, die um 1600 ihren Sitz fast ausschließlich in den Städten hatte, ist im 18. Jahrhundert immer mehr zur Dorfweberei geworden. Das alte System der „Zunftkäufe“ durch bestellte Faktoren wich immer mehr dem System einer von Aufkäufern abhängigen Hausindustrie, wobei diese Zwischenhändler den Weber arg bedrückten. Auch Viatis und Peller hatten sich nach 1683 aus dem nordböhmischem Leinwandgebiet zurückgezogen, verlegten aber noch von 1702 bis etwa 1740 die Hohenelbner (15) Zunft, die mit jener zu Schwarzenthal (22) etwa 300 Weber umfaßte. Demnach bestand dieses Verlagsverhältnis nahezu 150 Jahre.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts drang nach Böhmen in ständig steigendem Maße englisches Handelskapital⁶⁷, manchmal unmittelbar, wie im Falle *John Stübings*, der im Jahre 1664 in Verbindung mit Schluckenauer Webern stand, zumeist aber indirekt über Lausitzer Handelshäuser. Auf diese Weise wurde böhmische Leinwand über Faktoren und Oberfaktoren nach Hamburg und von dort nach London vertrieben, um dann nach Indien oder Amerika ausgeführt zu werden. Leinenweber aus Rumburg (2), Schluckenau (1), Hainspach (99), St. Georgenthal (3) und Zwickau (9) verlegte das Haus *Benade* in Bautzen, welches Leinwand für das Hamburger Handelshaus *Luis* einkaufte, von wo die Ware nach England weitergesandt wurde. Aber auch an anderen Orten wurde Leinwand für den Export nach England eingekauft, besonders im Umkreis von Hohenelbe (15). Vom Beginn des 18. Jahrhunderts an setzten sich englische Händler bereits unmittelbar auf böhmischem Boden fest und organisierten hier selbst die Leinenerzeugung. In erster Linie ist hier *Robert Allason* zu nennen, der 1713 in Rumburg (2) sein Unternehmen gründete. Zur Zeit seiner Ankunft waren in der Stadt 30 Webstühle, die sich während seiner elfjährigen Tätigkeit auf 580 vermehrten. In Rumburg allein arbeiteten für ihn 316 Meister mit ihren Gesellen und Lehrlingen, es arbeiteten für ihn aber auch Leinenweber in Kreibitz (4), Deutsch-Gabel (8), Schluckenau (1), St. Georgenthal (3) und an anderen Orten. Für Allason arbeiteten größtenteils „leibeigene“ Untertanen verschiedener Grundherrschaften, die er entlohnte. In Rumburg selbst errichtete er zwei Industriebleichen, eine eigene Färberei, eine Appreturanstalt und eine Mangel, wo er insgesamt 18 Personen beschäftigte. Die von ihm aufgekaufte ungebleichte Rohleinwand wurde hier fertiggestellt. In elf Jahren exportierte das Unternehmen 157.124 Stück Leinwand von je 84 bis 110 Ellen, was einem Gesamtwert von 4.713.720 fl entspricht, das sind 428.520 fl jährlich im Durchschnitt. Diese riesigen Umsätze ermöglichten es Allason, den Herrschaften dieses Gebietes, deren Untertanen er verlegte, große Beträge, oft von 30.000 bis 50.000 fl, zu leihen. Sein Beispiel hatte zur Folge, daß auch Angehörige des Adels sich um die Errichtung ähnlicher Unternehmen bemühten, so zum Beispiel Graf F. J. *Kinsky* auf seiner Herrschaft Kreibitz (4).

Der Verlust Schlesiens bedeutete für die nordböhmische Leinenindustrie eine Katastrophe, zumal sie mit dem Nachbarland engstens zusammen-

⁶⁷ Klíma: Manufakturperiode 494 f. — Vgl. auch Fußnote 29.

hing. Sie verlor die kapitalkräftigen Verleger, die über Fernhandelsbeziehungen verfügten und die Waren für diese Auslandsmärkte in ihren Bleichen, Appreturanstalten und Färbereien besonders zubereiteten. Die Zittauer, Hirschberger, Landshuter und Schmiedeberger Kaufleute ließen durch eigens bestellte Sammler gegen ein geringes Provisionsentgelt ursprünglich Garn und Rohware aufkaufen, so daß der heimische Leinwandhandel nie über einen Zwischenhandel hinauswachsen konnte. Um den Kapitalmangel und die Stagnation der Leinenindustrie in ihren Ursachen zu ergründen, bereiste Franz Stephan von *Lothringen* diese Gebiete und empfahl staatliche Unterstützungen bei der Gründung von Außenhandelsgesellschaften sowie der Errichtung von Kommerzialbleichen und Appreturanstalten⁶⁸. In Zusammenhang damit standen eine Reihe von Generalien des Kommerzialpräsidenten Graf *Hatzfeld* aus den Jahren 1750 bis 1753⁶⁹: Diese Garn- und Leinwandpatente umfassen strenge Qualitätsbestimmungen sowie die Einführung eigener Garnsammellizenzen. Gleichheit im Weifenmaß und Güte nach Griffigkeit wurden festgelegt, worüber staatlich bestellte Garnrevisoren zu wachen hatten. Bei der Beschau einwandfrei befundene Webstücke waren mit einem Löwenstempel zu kennzeichnen. Der Handel mit Garnen bedurfte einer staatlichen Lizenz, wobei der Garnverkauf ausschließlich auf privilegierten Garnmärkten erfolgen mußte. Hausierhandel mit Garnen sowie deren Export außer Landes waren verboten. Besonders hohe Qualitätsanforderungen stellte eine 1755 erlassene Schleierordnung. Während obige Maßnahmen die Qualität der böhmischen Erzeugnisse heben sollten, erlaubte ein Hofdekret vom 21. März 1755 künftig den Leinwebern sich auszuzünften, wovon man sich eine raschere Verbreitung der Leinengewerbe erhoffte. Wer aber in seiner Zunft verblieb, von dem durfte jedoch keine Quartalseinlage mehr abgefordert werden; auch die Aufding-, Freisprech- und Meisterschaftstaxen wurden weitgehend herabgesetzt. Die weitere Verbreitung der Leinenweberei blieb jedoch hinter den Erwartungen zurück. In den Gebirgsgegenden behauptete sich die Flachsspinnerei als Haupternährungszeug der ärmsten Bevölkerungsschichten, die sich damit täglich höchstens drei bis vier Kreuzer verdienten⁷⁰. Diese erweiterte sich sogar im Umfang des Bevölkerungswachstums geringfügig, während ihr im Flachland, wo man Flachsanbau und Flachsspinnerei nur als Nebenerwerb, aber in gesteigertem Umfang betrieb, eine gefährliche Konkurrenz erwuchs. Die Lage in den Gebirgsgegenden war zudem keine einheitliche. Zwickau (9), Röhrsdorf (23), Krombach (24), Georgenthal (3), Grunde (25), Warnsdorf (26), Rumburg (2), Königswald (27) und Schluckenau (1) fabrizierten bestes und feinstes Webergarn, das jederzeit absetzbar blieb⁷¹. Starkenbach (28), Semil (29), Hohenelbe (15) und Branna (30) erzeugten aber nur schlechteres Lothgarn, das von den schlesischen Händlern aufgekauft

⁶⁸ Mikoletzky, Hanns Leo: Franz Stephan von Lothringen als Wirtschaftspolitiker. Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 13 (1961) 231—257.

⁶⁹ Schreyer: Kommerz 1, 31 f.

⁷⁰ Ebenda 13 ff.

⁷¹ Ebenda 16.

worden war und seit der Grenzsperre gegen Preußen unabsetzbar blieb. Wohl versuchte das Prager Handelshaus *Delcurto* und *Zebentner* dessen Absatz nach Harlem (Holland) einzuleiten, woran sich auch die Starkenbacher Handelsleute *Joseph Koß*, *Hruby* und *Meißners Erben* beteiligten. Das große Hungersnotjahr 1772 brachte für diese Gebiete eine Katastrophe. In der Gegend Starkenbach (28), Semil (29), Kleinskal (31), Reichenberg (6), Nowarow (32), Jesseney (33), Lomnitz (34), Rehosetz (35), Großskal (36) starben binnen vier Monaten über 32 000 Menschen⁷². Die Regierung sah den einzigen Ausweg in einer Aufhebung aller den Garnhandel einschränkenden Bestimmungen, was durch Hofdekret vom 1. Juli 1772 geschah. Damit hoffte man den notleidenden Spinnern zu helfen, übersah aber die dadurch eintretende schwere Schädigung der Leinenweber. Schlesische Händler kauften daraufhin in Böhmen massenhaft unverarbeitetes Garn auf, während die heimischen Weberschaften notdürftig mit teurem mährischen und schlesischen Garn versorgt werden mußten. Kaiser Joseph II. beschränkte die strengen Qualitätsvorschriften der Beschau auf die Kommerzialleinwand und gab ebenso wie bereits den Handel mit Garnen auch den mit Rohleinwand frei. Widersetzlichkeit des Rumburger Zunftvorstehers nahm er 1784 zum willkommenen Anlaß, alle Weberzünfte aufzuheben, wobei deren Zunft Häuser und Realitäten zum besten der Meisterschaften veräußert werden mußten. Damit begann der zweite große Aufschwung der böhmischen Leinenindustrie als Hausindustrie, die sich höchster staatlicher Förderung erfreute und deren Blütezeit bis Ende der 20er Jahre des 19. Jahrhunderts reichte, als die ersten großen Leinenwarenfabriken aufkamen.

An Versuchen zur Gründung großer selbständiger Leinenmanufakturen hat es während des 18. Jahrhunderts in Böhmen sowohl seitens der Grundherrschaften als auch von Handelskreisen nicht gefehlt. An deren Spitze steht Graf Johann Ludwig Harbuval von *Chamaré*⁷³. Der schlesische Emigrant war von Maria Theresia mit offenen Armen aufgenommen worden. Als Ersatz für sein in Schlesien verlorenes Gut Altwasser, wo er bereits eine Leinwandmanufaktur betrieben hatte, stellte ihm die Kaiserin die Herrschaft Pottenstein zur Verfügung und ernannte ihn 1754 zum Kommerzienrat. Zunächst war er mit der Beaufsichtigung der Leinenerzeugung im Kreis Chrudim betraut, zwei Jahre später wurde er zum Direktor der Leinenerzeugung in den Gebirgsgegenden an der mährisch-schlesischen Grenze bestellt. Gleichzeitig errichtete er im Auftrag und auf Kosten des Hofes auf seiner Herrschaft Pottenstein (37) eine Leinenmanufaktur, zu deren Direktor er bestellt wurde. Franz Stephan von Lothringen besaß vermutlich persönlich großen Anteil an der Gründung und dem Ausbau dieser Leinenmanufaktur. Eine allerhöchste Instruktion ermunterte Chamaré zur Einrichtung von Spinn- und Webschulen, zur Anlage eines Magazins für mindestens 30 000 Schock Lein-

⁷² Ebenda 20.

⁷³ Klíma: Manufakturperiode 320 ff. — Schreyer: Kommerz 1, 78. — Slokar 371.

wand, zum Bau von Kommerzbleichen sowie zur Errichtung von Appreturanstalten. Die benötigte Rohleinwand wurde auf den Wochenmärkten der nordostböhmisches Städte aufgekauft, nach Pottenstein gebracht und hier gebleicht, gewalkt, gemangelt, gefärbt, gepreßt und ausgefertigt, zuletzt, zum Versand verpackt, im Magazin gelagert. An den zwei von ihm errichteten Bleichen waren 135 Arbeiter beschäftigt, die jährlich 9000 Schock Leinwand verarbeiteten. Der Export Pottensteiner Leinwand ging über Triest nach Spanien, sogar bis Nordamerika. Der Absatz in Böhmen selbst war zunächst gering, steigerte sich aber seit der Jahrhundertwende. Für die aus Sachsen nach Pottenstein berufenen Facharbeiter wurden eigene Wohnhäuser errichtet. Im Jahre 1761 wurde das Unternehmen, in welches der Staat bisher 300 000 fl investiert hatte, über Vorschlag von Graf Chotek um bloß 30 000 fl an den Direktor Chamaré veräußert. Zur Bezahlung seiner Schuld und als Kapital zur Weiterführung des Betriebes wurde gleichzeitig dem Käufer eine staatliche Anleihe von 60 000 fl gewährt, wobei die Hälfte als Kaufsumme abgezogen wurde und der Gesamtbetrag bei 4 Prozent Verzinsung innerhalb von sechs Jahren rückzuzahlen war. Nach Chamarés Tod 1764 ging das Unternehmen auf dessen Gattin und Sohn über, verfiel unter deren Leitung aber sehr bald.

Chamarés Vorbild folgten bald weitere Grundherren. Graf Josef *Kinsky*⁷⁴ errichtete im Jahre 1757 auf seiner Bürgsteiner (38) Herrschaft bei Leipä ebenfalls eine Leinenmanufaktur. Er ließ seine Untertanen von den besten Kunstwebern aus Sachsen auf von ihm erworbenen Webstühlen ausbilden. Nach erfolgreicher Unterweisung verteilte er die Stühle unter seine Untertanen und nahm diese in seinen Verlag auf. Im Jahre 1765 hatte die Herrschaft bereits 120 Webstühle in Betrieb, dazu kamen 60 Weber auf der Herrschaft Rychenburk, die seinem Bruder Philipp gehörte. Eine seiner Hauptsorgen war die Frage des Absatzes der Leinwandvorräte, weshalb er im Jahre 1767 die Spanische Leinwandhandelskompagnie zu Neuschloß (39) bei Arnau (16) gründete, die sich schließlich als Fehlspekulation erwies. Graf Kinsky errichtete auch eine Leinwandweberei und Bleiche in Lindenau (40) und eine Leinwandweberei in Kamnitz (41). Graf *Harrach*⁷⁵ besaß eine Flachsspinnerei in Starkenbach (28) und eine Leinenmanufaktur in Hřabačov (42), die Battiste und Schleier erzeugten. Auf der Herrschaft Kosteletz (43) richtete 1767 der aus Schlesien angeworbene Bleicher Gottlieb *Burkhard* eine große Leinwandbleiche ein. Alle diese von Hochadeligen, meist Inhabern hoher Ämter, unternommenen Versuche, die Weberei zu konzentrieren oder wenigstens Bleiche und Appretur manufakturmäßig zu betreiben, hatten — ausgenommen die Gründungen Josef Graf Kinskys — neben dem Verlag keinen bleibenden Erfolg⁷⁶.

⁷⁴ Klíma: Manufakturperiode 344, 412, 495. — Schreyer: Kommerz 1, 78. — Paudler, A.: Graf Josef Kinsky, Herr auf Bürgstein und Schwoyka. Leipzig 1885.

⁷⁵ Schreyer: Kommerz 1, 86. — Slokar 371. — Krasl, F.: Arnošt hrabě Harrach. Praha 1886.

⁷⁶ Klíma: Über Manufakturen 153.

Die Förderung der Leinenmanufaktur erfolgte aber auch seitens der heimischen Händler, die sich zu größeren Handelsgesellschaften zum Aufbau des Fernhandels zusammenschlossen. So entstand im Jahre 1754 die Trautenauer (19) Handlungskonfraternität⁷⁷, die ein Privileg Maria Theresias begründete. Jeder auswärts Handeltreibende mußte der Sozietät inkorporiert sein. Den Inkorporationsschein erwarb man gegen Erlag von 100 bis 200 fl in die gemeinsame Sozietätskasse, von welchem Geld eine Garnniederlage für arme Weber erhalten wurde. Eigene Handlungsvorsteher überwachten die Einhaltung der Patentvorschriften. Uneinigkeit der Mitglieder, Übergriffe der Kommerzieninspektoren führten zuletzt zur Auflösung der Gesellschaft, welche Leinenexporte nach Rußland, Griechenland und in die Türkei organisierte. Im Jahre 1771 gründete Ignaz *Falke* eine neue Leinenhandelsgesellschaft in Trautenau (19).

Der Absatz böhmischer Leinwand im Ausland war eine der Hauptsorgen mariatheresianischer Wirtschaftspolitik. Die Versendung erfolgte in der Regel durch Prager, Wiener und Hamburger Spediteure, die ohne genaue Kenntnis der ausländischen Marktverhältnisse waren. Infolge der Seekriege traten wiederholt Absatzstockungen ein, so mußte Maria Theresia einmal dem Leinwandhandel von Arnau mit 280 000 fl aushelfen⁷⁸. Der Wiener Bankier *Frieß* wollte über das Thunsche Handlungshaus in Prag den böhmischen Leinwandhandel finanzieren, doch zeigte Thun daran kein Interesse. Auch ein Versuch der vornehmsten Handlungshäuser von Cadix und Barcelona, die sich im Jahre 1770 an den kaiserlichen Gesandten Fürst von Lobkowitz in Madrid mit der Bitte um Einleitung eines direkten Leinwandhandels wandten, erwies sich als Fehlschlag. Kommerzienpräsident Graf Josef *Kinsky* gründete im Jahre 1767 die Spanische Leinwandhandelskompagnie zu Neuschloß (39) bei Arnau (16)⁷⁹, wofür er eine halbe Million fl Aktien zusammenbringen wollte. Er erreichte jedoch nur 100 000 fl, die größtenteils von ihm selbst und seinem Associé Graf Joseph von *Bolza* stammten. Maria Theresia versprach einen persönlichen Zuschuß von 200 000 fl, was aber durch Intrigen hintertrieben wurde. Baron von *Carignani* wirkte als Bevollmächtigter der Gesellschaft in Spanien. Unterschlagungen, Fehlspekulationen und Kapitalmangel führten sehr bald zum Zusammenbruch des Unternehmens, das fallierte und sich nach Kinskys Tod völlig auflöste. Verdienstvoll blieb, daß der Direktor von Neuschloß, Kommerzienrat *Eberle*, Appreteure aus Schlesien und Sachsen berufen hatte, um Kenntnis von den in den wichtigsten Exportländern gangbaren Leinwandsorten zu gewinnen. Um konkurrenzfähig zu bleiben kam es auch anderwärts zum freiwilligen Zusammenschluß von Leinwandhändlern, zum Beispiel bei den Georgswalder Negotianten und den Rumburger Handelsleuten, die eigene Appreturmaschinen zur Herstellung exportfähiger Leinwand anschafften. Der Rumburger Handelsmann Anton *Salomon* und der Kunstweber Joseph *Stolle* in Warnsdorf (26) nahmen andere Hausweber in

⁷⁷ Klíma: Manufakturperiode 312ff. — Schreyer: Kommerz 1, 97ff.

⁷⁸ Schreyer: Kommerz 1, 83.

⁷⁹ Ebenda 86f.

ihren Verlag, unterwiesen sie und stellten ihnen Webstühle kostenlos zur Verfügung. Joseph Stolle belieferte nicht nur den Wiener Markt, sondern sogar den Kaiserhof⁸⁰. Daneben bestand eine Vielzahl kleinerer, aber auch einzelner größerer Leinwandhändler, in deren Händen sowohl der Verlag der Hausweber als auch der Absatz deren Fertigerzeugnisse lag⁸¹. Schreyer führt allein deren 48 namentlich⁸² an, die sich auf Rumburg (2), Georgswalde (44), Warnsdorf (26), Schluckenau (1), Schönlinde (45), Friedland (5), Reichenberg (6), Saskal (46), Trautenau (19), Hermannssaife (47), Hartmannsdorf (48), Freiheit (49), Arnau (16), Trnowey (50), Neupecka (51), Lomnitz (34), Starkenbach (28), Hohenelbe (15), Nachod (52), Braunau (53), Reichenau (54) und Opotschna (55) verteilen. Neben einer außergewöhnlich starken Dezentralisation des Leinwandhandels fällt auf, daß seine Träger überwiegend, aber nicht ausschließlich Deutsche waren. Unter anderen finden sich zwei Engländer, *Coulston* und *Buchan*, aber auch Tschechen wie *Rischawi*, *Strzischek*, *Podzimek* oder *Hruby*. Zu den bedeutendsten zählten *Salomon*, *Stolle* und *Falke*. Einzelne von ihnen brachten es zu einem ansehnlichen Vermögen⁸³. So hatte *Ther* als kleiner Färbergeselle in Politz (56) bei Braunau (53) begonnen und konnte später für 350 000 fl die Herrschaft Wildschitz erwerben. *Falke* aus Trautenau (19) kaufte die Herrschaft Petzka, *Berger* von Arnau (16) besaß das Gut Kodetz und Waldau. *Sperling* aus Nachod (52) verhandelte sein Leinen nach Portugal und bezog als Rückfracht Zuckerpuder. Zu dessen Weiterverarbeitung begründete er die Zuckerraffinerie in Königssaal.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstand in Böhmen auch eine Reihe von englischen Handelsgesellschaften, die hier Garn und Leinwand einkauften, um sie dann direkt nach England auszuführen⁸⁴. 1753 gründeten *Francklin* und *Nurse* ein solches Unternehmen in Rumburg (2).

⁸⁰ Ebenda 78 f.

⁸¹ Landau, Helene: Die Entwicklung des Warenhandels in Österreich. Wien 1906.

⁸² Schreyer: Kommerz 1, 90–94: In Rumburg den Engländer Buchan, assoziiert mit Coulston, sie handelten lediglich nach England und Spanien, Anton Salomon und Söhne, eines der ältesten und ordentlichsten Handlungshäuser in Böhmen, Preiß und Klostermayer, Schön und Comp., Marschner, Liebisch; in Georgswalde Christian Salm, Wendler, Christian Holfeld, Joseph Bitterlich; in Georgenthal Joseph Sailer und Söhne; in Warnsdorf Gebrüder Stolle, ein ordentliches und sehr geschicktes Handlungshaus mit eigener Fabrik, Hans Georg Michel, Joseph Palme; in Schluckenau Hartmann und Co., der große Geschäfte mit leinenen Tücheln machte; in Schönlinde Joseph Meintzberg; in Friedland die Schmiedischen Erben; in Reichenberg Anton Ludwig, Anton Tugemann, Joseph Wondrak, Friedrich Scholze und Hincke Beck, die Leinwandhandlung des Prager Bankiers Ballabene gemeinsam mit dem Prager Kaufmann Kern; in Saskal Hans Georg Glaser, der ein großes Warenlager an Schocken besaß; in Trautenau Ignatz Falke; in Hermannssaife Erben; in Hartmannsdorf Fiedler; in Freiheit Finger; in Arnau Berger, Ther, Finger; in Trnowey Strzischek; in Neupecka Niederle, Schadek, Grohe; in Lomnitz Rischawi, Podzimek; in Starkenbach Koß, Hruby; in Hohenelbe Wischniak; in Nachod Sperling und Co.; in Braunau Schlums, Scholtz, Grüßmüller; in Reichenau Hartmann und in Opotschna Hofmann und Co.

⁸³ Ebenda 1, 95 ff.

⁸⁴ Klíma: Manufakturperiode 338 ff., 500.

Zehn Jahre später, 1763, gründete ebenfalls hier der Engländer John *Coulston* eine Gesellschaft. Später errichtete er ein weiteres Unternehmen in Georgswalde (44), dessen Leitung sein Gesellschafter John *Buchan* innehatte. Vom 1. Jänner 1773 bis 30. April 1774 kaufte das Haus Coulston und Buchan in Böhmen Leinen um 155.596 fl. Außerdem handelte es mit sogenannter Längen-Leinwand, von der in sieben Monaten um 47.591 fl eingekauft wurde. Der Wert des jährlichen Exportes betrug mehr als 200.000 fl.

Wie bereits erwähnt, verstanden es die böhmischen Leinwandhändler, die für den Export bestimmte Ware den Wünschen der Abnehmer entsprechend zu bleichen und zu appretieren. Solche Gattungen der in fremde Länder exportierten Leinwand waren⁸⁵: *Platilles rojales* ging nach Spanien und Portugal und wurde in Arnau (16), Pelkowic (57), Hohenelbe (15), Trautenau (19), Nachod (52) und Politz (56) erzeugt; *Sangalleten* oder *Toilesteintes*, die nach Spanien, Portugal und Italien exportiert wurden, stammten aus Lomnitz (34), Starkenbach (28) oder Neupecka (51); *Toiles Cavallinas*, die ebenfalls nach Spanien, Portugal und Italien gingen, wurden in Friedland (5), Kratzau (58), Wildschitz (18), Braunau (53), Politz (56), Opotschna (55) und Pottenstein (37) hergestellt; *Greze* oder *Butzel-Leinwand* fabrizierte man in Rumburg (2), Zwickau (9), Grottau (59), Neustadt (7) an der Mettau, Arnau (16), Nachod (52) und Reichenau (54); *Creas* oder *Lederleinwand* wurde nach England, Spanien, Portugal und Italien ausgeführt und in Rumburg (2), Zwickau (9), Warnsdorf (26) und Georgswalde (44) hergestellt. Zur Verbreitung der Schleierfabrikation waren laut Hofdekret vom 26. Jänner 1786 Prämien aus der Commerzialkassa versprochen worden. Im Bydžower Kreis in der Herrschaft Starkenbach (28) zu Rochlitz (60) bestand eine Schleierfabrik mit 211 Stühlen, eine zweite, der Susanne *Donnerin* gehörig, zu Grulich (61), die 70 Stühle verlegte. Ordinäre böhmische Schockleinwand, die größtenteils zum Druck bestimmt war, erzeugte man in Reichenberg (6), Kratzau (58), Friedland (5), Böhmisches Aicha (13), Kleinskal (31), Neupecka (51), Arnau (16), Politz (56), Reichenau (54) und Opotschna (55). Die Jahreserzeugung betrug 70 000 Stück. Weben gingen größtenteils in die Erbländer, aber auch nach Italien und in die Länder des römischen Reiches. Die beste und schönste Qualität, sogenannte Schweizer Ware, stammte aus Rumburg (2), Georgswalde (44), Warnsdorf (26), Georgenthal (3), Krumbach (24) und Zwickau (9). In dem an Schlesien angrenzenden Gebirge erzeugte man eine geringere, sogenannte holländische Qualität. Die *Batist-Erzeugung*⁸⁶ ist im Bydžower Kreis zu Starkenbach (28) und im Königgrätzer Kreis zu Grulich (61) auf 181 Stühlen neu eingeführt worden, wofür am 26. Jänner 1786 eigene Prämien ausgesetzt worden waren. Schocke verfertigte man vorzüglich in Reichenberg (6), in den sogenannten Siebendörfern Langenbruck (62), Herzmanitz (63), Saskal (46),

⁸⁵ Schreyer: Kommerz 1, 62ff.

⁸⁶ Vgl. Kühn, S.: Der Hirschberger Leinwand- und Schleierhandel von 1648—1806. Breslau 1938. (Breslauer historische Forschungen 7.)

Dörstel (64) usw. der Böhmisches Aichaer Herrschaft (13) im Bunzlauer Kreis, in der Gegend von Rumburg (2), Arnsdorf (65) und Schluckenau (1) im Leitmeritzer Kreis und bei Grottau (59), Friedland (5) und Kratzau (58) im Bunzlauer Kreis. Schachwitz oder Zwillich erzeugte man auf den Herrschaften Böhmisches Aicha (13), Reichenberg (6), Grafenstein (66) und Friedland (5) im Bunzlauer Kreis, zu Wildschitz (18), Schurz (67), Hohenelbe (15), Langenau (68) und Arnau (16) im Bydžower Kreis und zu Trautenau (19), Freiheit (49), Politz (56), Opotschna (55) und Pottenstein (37) im Königgrätzer Kreis. Besonders schöne Tischzeuge wurden bei Rumburg zu Warnsdorf (26) und Georgenthal (3) hergestellt. Gezogene leinene Damaste zu Tisch- und Bettzeugen ließ als erster Graf Chamaré in seiner Herrschaft Pottenstein (37) im Königgrätzer Kreis weben.

Die Verbesserung der böhmischen Leinwand hing in erster Linie von der Errichtung von Leinwandbleichen und Appreturanstalten ab. „Vor 36 Jahren gab es nur einige Hausbleichen“, berichtet Schreyer⁸⁷, „jetzt bestehen in Böhmen bereits 32 Kommerzial- und Kottonbleichen.“ Dennoch ließen die Leinwandhändler von Rumburg und Schluckenau ihre Leinwand gegen eine mautähnliche Vorsicht in Sachsen bleichen. Nach Schreyer bestanden folgende Kommerzialbleichen: im Bunzlauer Kreis auf den Graf Clamischen Herrschaften je eine zu Grottau (59) und Habendorf (69) und drei in Friedland, wovon jährlich jede etwa 4500 Stück abbleichte. Derzeit sei ein Teil dieser Bleichen aber verfallen, so daß viel Leinwand in Zwittau gebleicht würde. Im Leitmeritzer Kreis betrieb die Herrschaft Bürgstein zu Lindenau (40) eine Bleiche und zu Rumburg (2) zwei, zu Warnsdorf (26) eine. Die Herrschaft Schluckenau besaß trotz verbreiteter Weberei überhaupt keine. Eine von Graf *Harrach* zu Ehrenberg (70) errichtete Bleiche sowie eine von den Georgswalder Leinwandhändlern zu Königswald (27) gegründete gingen wieder ein. Im Bydžower Kreis bestanden Leinwandbleichen auf der Herrschaft Starkenbach zu Rochlitz (60) und Rabakow (71), auf der Herrschaft Hohenelbe (15) zu Harta (72), letztere vom Grundherrn Rudolph *Morzin* betrieben, zwei auf der Herrschaft Arnau (16) zu Neuschloß (39), je eine auf der Herrschaft Wildschitz (18), zu Neupecka (51) und auf der Herrschaft Forst zu Hermannssaife (47). Der Königgrätzer Kreis zählte zehn Kommerzialbleichen: zu Freiheit (49), Braunau (53), Chwalkowic (73), Kosteletz (43), Rokitnitz (74), Opotschna (55), Reichenau (54), Grulich (61), Pottenstein (37), Parschnitz (75) bei Trautenau (19). Im Saazer Kreis bestand zu Rothenhaus (76) eine Leinwand- und Kottonbleiche. Im Časlauer Kreis befand sich zu Tupaldl (77) eine Kottonbleiche der fürstlich Auerspergischen Fabrik. Im Elbogner Kreis wurde im Aschischen (78) eine Kotton- und Musselinbleiche betrieben. Bei der Stadt Prag (79) bestanden vier Bleichen, und zwar auf der großen Insel, auf der Färberinsel, auf der Koptischen Insel und im Bretonischen Garten. Auf den Prager Bleichen wurden im Jahre 1788 9500 Stück Kottontücher, welche zum Druck bestimmt waren, sowie 250 Stück

⁸⁷ Schreyer: Kommerz 1, 50—57.

Hausleinwand abgebleicht, während früher kaum ein paar hundert Stück verarbeitet wurden. Eine 1793 zu Althabendorf (69) bei Reichenberg (6) von dem Prager Handelsmann Johann Georg *Berger* errichtete Leinwandbleiche entwickelte sich zu einer der größten des Landes⁸⁸.

Leinene Garn- und Zwirnbleichen zählt Schreyer⁸⁹ 213. In der Böhmisches Aichaer Herrschaft (13) im Bunzlauer Kreis bestanden zwei zu Saskal (46) und Langebruck (62), in der Herrschaft Reichstadt zu Zwickau (9) und Krombach (24) vierzehn, im Bydžower Kreis zu Starkenbach (28) eine, im Leitmeritzer Kreis in der Herrschaft Böhmisches Kamnitz zu Schönlinde (45), Neudörfel (80) und Kreibitz (4) 193. Auf den 193 Kamnitzer (41) Bleichen ließen allein die Herrnhutter und Sachsen alljährlich über 300 000 Stück Garn bleichen, wofür dieser Gegend über 300 000 fl an Bleicherlohn jährlich zufließte. Im Markte Schönlinde (45) befanden sich zu Ende des 18. Jahrhunderts über 270 Garnbleichen⁹⁰.

Zur Hebung der Leinwandappretur, die ursprünglich nur im Bunzlauer Kreis zu Reichenberg (6), Kratzau (58) und Friedland (5) angewendet wurde, erfolgte am 16. September 1760 eine eigene Verordnung, welche die Anstellung eigener Mandelmeister und Appreteure forderte⁹¹. In Rumburg (2) betrieb die daselbst etablierte englische Handlungskompagnie die Appretur der weißgarnigen Leinwand für den Export nach Westeuropa. Die Georgswalder (44) Handelsleute Christian *Salm*, Christian *Hollfeld* und Joseph *Bitterlich* sowie die Rumburger (2) Handelsleute *Preis* und *Klostermayer* und Anton *Salomon* ließen Appreturmaschinen aufstellen, um die Leinwand für den Export nach Italien herzurichten. Der von der Neuschloßer Handlungskompagnie ins Land gerufene Appreteur Gottfried *Knobloch* diente nach Auflösung der Gesellschaft dem Trautenaue (19) Händler Ignaz *Falke*, den Arnauer (16) Händlern *Ther*, *Finger* und *Berger* und dem Braunaue Händler *Strzischek* als wertvoller Berater zur Zusammenstellung der Sortimenten für den Auslandsexport.

Die Leinwanddruckerei war von Anfang an mit dem Kottondruck eng verbunden und wird in einem eigenen Kapitel behandelt. Sie wurde vor allem von den neun Prager (79) Druckfabriken sowie in Bürgstein (38), Wernstadt (81), Kosmanos (82) und Opotschna (55) betrieben⁹².

Spitzen-Erzeugung nach Niederländer Art wollte Maria Theresia auch in Prag einführen⁹³. Dazu berief sie im Jahre 1768 eine Meisterin aus Brüssel und errichtete für diese in Prag (79) eine Spitzenklöppelschule für 50 Mädchen. Trotz eines kaiserlichen Geldvorschusses in Höhe von 12 000 fl

⁸⁸ Slokar 372.

⁸⁹ Schreyer: Kommerz 1, 57 f.

⁹⁰ Slokar 371.

⁹¹ Schreyer: Kommerz 1, 59.

⁹² Slokar 372.

⁹³ Cronbach, Else: Die österreichische Spitzenindustrie. Wien 1908. (Wiener staatswissenschaftliche Studien 7. Hrsg. von Bernatzik und Philippovich.) — Sieber, S.: Geschichtliches von der Spitzenklöppelei im böhmischen Erzgebirge. Bohemia-Jahrbuch 3 (1962) 199—213.

ging das nicht kaufmännisch geführte Unternehmen bald wieder ein. Die Spitzenfabrikation war nach Schreyer⁹⁴ vor allem im Saazer und Elbogner Kreis, in den am sächsischen Erzgebirge liegenden Orten Preßnitz (83), Sebastiansberg (84), Sonneberg (85), Rothenhaus (76), Wiesenthal (86), Bäringen (87), Platten (88), Bleistadt (89), Gottesgab (90), Neudek (91), Graslitz (92), Heinrichsgrün (93), Weipert (94) und Hauenstein (95) verbreitet. Die Qualität der Erzeugnisse entsprach nicht der holländischen, dennoch fand ein großer Absatz in Österreich, Steiermark, Siebenbürgen, Ungarn, Polen und im Reich statt. Außer Zwirnspitzen erzeugte man in Böhmen auch Seidenspitzen, sogenannte Blondinen, und Corten- oder Wirtschaftsspitzen. Der Spitzenverlag und Exporthandel mit Spitzen lag in Händen zahlreicher Kleinhändler. Schreyer zählt 44 namentlich⁹⁵ auf, und zwar in Joachimsthal (96), Graslitz (92), Neudek (91), Platten (88), Weipert (94), Wiesenthal (86), Gottesgab (90) und Sebastiansberg (84). Es finden sich nur deutsche Namen darunter. Unter ihnen war die 1780 gegründete Firma *Gottschald* u. Co. in Hirschenstand (97) — später in Neudek (91) — die bedeutendste⁹⁶.

Die Leinenzwirn-Erzeugung war um 1790 vor allem im Leitmeritzer Kreis in der Herrschaft B. Kamnitz in dem Städtchen Schönlinde (45) und Umgebung verbreitet⁹⁷. Hier erzeugten 360 Arbeiter jährlich etwa 117 674 Stück Zwirn im Wert von etwa 105 775 fl, der großteils ins Ausland exportiert wurde. Die Qualität dieses Zwirnes entsprach jedoch nicht der holländischen, auch war er zum Klöppeln kaum geeignet. Bereits 1748 gründete Elias *Hille* eine Zwirnfabrik zu Schönlinde. Adalb. *Kloß* errichtete 1786 in Starkenbach (28) die erste Leinenzwirnfabrik nach holländischer Art, wofür er einen Ärarialvorschuß von 4000 fl empfing. Das Werk wurde jedoch im Jahre 1787 durch eine Feuersbrunst zerstört. Die Erzeugung leinerer Zwirnbündel war hauptsächlich um Domaschitz (98) konzentriert, wo man 1090 Bündelmacher auf 1092 Stühlen zählte. Strümpfe aus Leinenzwirnen erzeugten die Anspacher (65) und Schluckenauer (1) Meisterschaften. Die englischen Strümpfe waren aber weitaus besser. Zwirnstrümpfe kamen aber auch von Schönlinde (45), Hainspach (99) und Warnsdorf (26).

Die Wachseleinwandmanufaktur führte als erster Graf Joseph

⁹⁴ Schreyer: Kommerz 1, 102 ff.

⁹⁵ Ebenda 104 f. nennt in Joachimsthal Anton Heidmann, Anton Egert, Anton Keilwert, Paul Fischer; in Graslitz Joseph Kohlert, Joseph Hüttel, Joseph Riedl, Anton Herget, Adalbert Müller, Anna Seidlin; in Neudek Balthasar Killian, Thaddäus Pohner, Franz Ullmann, Maternus Ullmann, Wenzl Waldofel, Benedikt Fleischer, Abraham Fink, Johann Ullmann, Anton Ullmann, Adalbert Waldösl, Johann Gottschald, Christian Kunzmann, Franz Schneider; in Platten Ernest Schmiedl, Johann Schmidl, Franz Dick, Michael Schön, Anton Langer, Franz Hub; in Weipert Heinrich Harnisch, Joseph Mülker, Joseph Seidl, Ferdinand Schmidl, Bernard Hölzl, Adalbert Schmidl; in Wiesenthal Joseph Schmiedt, Joseph Hipmann, Joseph Tatzauer, Johann Günter; in Kupferberg Philipp Fischer; in Gottesgab Andreas Gebert, Franz Beer und in Sebastiansberg Johann und Wenzel Neubert.

⁹⁶ Slokar 377.

⁹⁷ Schreyer: Kommerz 1, 98 ff.

Kinsky um 1765 auf seiner Herrschaft Bürgstein (38) ein⁹⁸, die 1794 40 Beschäftigte zählte. Der Wachsleinwandexport nach Spanien lief neben dem Glas- und Spiegelexport einher. Um 1780 beschäftigte dieser Erwerbszweig in Böhmen 22 „Fabrikanten“.

Die ersten zwei Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts brachten für die Leinenindustrie eine schwere Depression⁹⁹. Die Kontinentalsperre, welche der Baumwollindustrie einen von der übermächtigen englischen Konkurrenz abgeschirmten Anfang ermöglichte, wirkte sich für die nach Westeuropa exportorientierte Leinenindustrie verhängnisvoll aus. Dazu kam die Hauptkonkurrenz der Baumwolle, deren Verarbeitung von Anfang an in Großunternehmen modernst organisiert und maschinell eingerichtet war, was sich bei der Leinenindustrie nur langsam durchsetzte. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts finden sich in der Leinenindustrie nur wenige Großbetriebe. Der schlesische Zwischenhandel hatte sich in der Zeit der Kontinentalsperre noch verfestigt. Man bemühte sich, neue Märkte in der Türkei und Italien zu gewinnen, was auch in größerem Umfang in Italien nach 1817 mit der Ausdehnung des Prohibitionsystems auf die oberitalienischen Provinzen gelang.

Die Handspinnerei in Böhmen, die am Beginn des 19. Jahrhunderts noch über 320.000 Personen beschäftigte und 8.045.565 Strähne Garn lieferte, ging infolge der seit 1810 sich verbreitenden Maschinenspinnerei sehr rasch zurück¹⁰⁰. Im Jahre 1819 zählte man nur noch 40 000 eigentliche Spinner (ohne diejenigen, welche das Spinnen als Nebenbeschäftigung betrieben). Für 1823 wird die Zahl aller, also auch jener Personen, welche die Flachsspinnerei nur zeitweise ausübten, mit 451.031 angegeben¹⁰¹. Als Hauptbeschäftigung wurde die Spinnerei nur mehr in den Gebirgsgegenden, vorzüglich im Riesengebirge, ausgeübt. Der Spinnlohn betrug 3 Kreuzer täglich. Diesen geringen Spinnlohn gab Kreutzberg¹⁰² noch 1836 als Ursache dafür an, daß man vielfach die Kosten einer Umstellung auf Maschinenspinnerei scheute. Hermann *Leitenberger* in Wernstadt (81) erfand 1816/17 eine eigene Spinnmaschine. Ursprünglich mußten die ersten Spinnmaschinen aus England eingeführt werden, wurden jedoch bald auch im eigenen Land nachgebaut, so zum Beispiel von dem Mechaniker *Johann Reiff* zu Reichenberg (6), der die bekannten „Alt-Habendorfer Spinnmaschinen“ herstellte¹⁰³.

Nach *Slokar*¹⁰⁴ traten erst Ende der 20er Jahre des 19. Jahrhunderts größere Leinenwarenfabriken für den Handel hervor, besonders in Trautenau (19), Rumburg (2), Starkenbach (28), Arnau (16), Hohenelbe (15), Landskron (100), Reichenberg (6) und Friedland (5). Im großen und ganzen befanden sich aber auch Leinwandweber und Zurichter gegenüber der Kon-

⁹⁸ Ebenda 2, 112.

⁹⁹ *Slokar* 372.

¹⁰⁰ *Keeß* 2, 51. — *Orth, Louis von*: Über die mechanische Flachsspinnerei. Wien 1841.

¹⁰¹ *Slokar* 373.

¹⁰² *Kreutzberg* 68.

¹⁰³ *Keeß* 2, 119.

¹⁰⁴ *Slokar* 373.

kurrenz der Baumwolle im Rückgang, 1801 zählte man noch deren 80.000, 1825 aber nur mehr 30.000.

Für das zweite Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts entwirft Kees¹⁰⁵ folgendes Bild der böhmischen Leinenindustrie: Im Jahre 1810 beschäftigte die böhmische Leinen-Manufaktur mit Einschluß der Spinner die große Zahl von 627327 Menschen. Damit hatte sie aber bereits ihren Höchststand überschritten, denn um 1820 trat ein Rückgang und Stillstand, eine allgemeine Krise der Leinenweberei ein. Böhmen erzeugte nicht nur die feinste Leinwand, sondern auch die schönsten Schleier und Batiste. Am stärksten war die Weberei um Rumburg (2), dessen treffliche Leinwanden und Creas sehr beliebt waren, um Schluckenau (1), Arnau (16), Trautenau (19), Hohenelbe (15), Starkenbach (28), Neupecka (51), Chlumetz (101) und im ganzen Königgrätzer Kreis betrieben. Der Hauptsitz der feinsten Leinwand- und Batistweberei ist das Dorf Branna (30) im Riesengebirge; die größte Schleierweberei wurde in den Herrschaften Starkenbach (28) und Hohenelbe (15) betrieben; die Kunstweberei hatte ihren Sitz zu Warnsdorf (26) in der Herrschaft Rumburg (2). Hier erzeugte die Fabrik Gebrüder *Stolle* die prächtigsten Damaste. Im Jahre 1817 hat der böhmisch-ständische Mechanicus Leopold *Sauer* in Prag einen Kunstwebestuhl erfunden, welcher bloß von einem Mädchen, das die abgerissenen Fäden anzubinden hat, bedient wird. Dadurch kann in einem Tag noch einmal so viel als sonst von zwei Personen fabriziert werden. Alle damaszierten Zeuge von der Breite gewöhnlicher Bänder bis zu den größten Tischtüchern mit zwei Ellen breiten Figuren, sowohl aus Leinengarn als auch Baumwolle, Wolle und Seide, können auf diesem neuen Kunstwebestuhl hergestellt werden. Die gräflich Harrachsche Herrschaft Starkenbach (28) erzeugte feine Leinwanden, die den holländischen an Güte kaum nachstanden. Diese zählten 180, auch über 200 Gänge, so daß an einer Webe oft acht bis neun Monate in feuchten Kellern gearbeitet werden mußte. Graf Harrach beschäftigte mehrere hundert Weber und galt als ein besonderer Förderer und Beschützer der Industrie. Halbleinenstoffe erzeugte man hauptsächlich in den Herrschaften Rumburg (2) und Starkenbach (28), in ersterer namentlich zu Schluckenau (1), Wiesenthal (86) und Alt-Ehrenberg¹⁰⁶ (70). In Königinhof (102) stellte man aus Schafwoll- und Leinengarn gemischte einfarbige und melierte Zeuge her. Die Mischgewebe dienten aber vielfach zur Täuschung des Käufers, der solche Qualitätsunterschiede kaum merkte. Böhmen besaß im Jahre 1812 nicht weniger als 355 Leinwandbleichen, darunter eine der größten von Europa mit 12 Bleichhütten zu Landskron im Königgrätzer Kreis, die einem Herrn *Erxleben* gehörte. Die großen Leinwandhändler hatten weiterhin zu Arnau (16), Trautenau (19) und Rumburg (2) usw. ihren Sitz. In Wien unterhielten Niederlagen Ignaz *Dusl*, *Felbermayers* Witwe, die *Harrachsche* Fabrik, Gebrüder *Lorenz* aus Arnau (16), Gebrüder *Stolle* aus Warnsdorf (26) und andere. Böhmens Leinwandexport

¹⁰⁵ Kees 2, 155—157.

¹⁰⁶ Ebenda 330.

ging zu dieser Zeit nicht mehr nach Spanien, Portugal und Amerika, sondern über Triest nach Italien und in die Levante¹⁰⁷.

Großbetriebe, welche die rohe Leinwand meist auf eigene Rechnung weben oder zusammenkaufen ließen, um sodann die Bleiche und Appretur in der eigenen Fabrikanstalt zu besorgen, nennt Slokar¹⁰⁸ im dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts folgende: die gräfl. *Harrachsche* landesbefugte Leinwandfabrik zu Starkenbach (28), die mit dem dazugehörigen Werk Janowitz in Mähren an 130 bis 150 Stühlen 1000 Beschäftigte zählte, Franz *Stolles Erben* zu Warnsdorf (26), der 1809 die Landesfabriksbefugnis erhielt und auf 38 Stühlen 380 Arbeiter beschäftigte, die 1808 gegründete privilegierte Leinwandfabrik Peter August *Schlechtla* und Sohn zu Lomnitz (34) bei Hohenelbe (15), die seit 1819 einen großen Aufschwung nahm, die 1802 errichtete privilegierte Zitz-, Kattun-, Leinwand- und Tischzeugmanufaktur Gebr. *Erxleben* u. Co., die 1818 auf 41 Tischen und Stühlen 127 Arbeiter beschäftigte, Gebr. *Steffan* in Arnau (16), F. G. *Fröblichs* Söhne und Johann *Richters* Söhne in Warnsdorf (26), K. *Rösler* zu Georgswalde (44), *Pohls Erben* zu Wiesenthal (86) im Leitmeritzer Kreis, J. *Tobisch* und Karl *Ther* zu Hohenelbe (15), *Klazars Söhne* in Kruh (103) bei Hohenelbe, Alois *Veith* Sohn in Grulich (61) bei Hohenelbe, Franz *Lorenz* Sohn in Arnau (16), Johann *Finger* in Hohenelbe (15), die 1797 gegründete Firma J. A. *Kluge* zu Oberaltstadt (104) bei Trautenu (19) und den Leinwandhändler Benedikt *Schroll* in Braunau (53)¹⁰⁹. Der eigentliche Begründer der böhmischen mechanischen Flachsspinnerei (System Girard aus England) ist Johann *Faltis*¹¹⁰. Dieser leitete seit 1823 die Leinenmanufaktur und Kottonweberei in Trautenu (19), übernahm 1832 die Direktion der Manufakturen Starkenbach (28) und Janowitz mit deren Niederlagen in Wien und erwarb 1835 noch Jungbuch (105) bei Trautenu hinzu. Die Zwirnerzeugung hatte weiterhin ihren Hauptsitz in und um Schönlinde (45), Hainspach (98) und B. Kamnitz (41), wobei Elias Hilles Söhne und Josef Mai zu Schönlinde, K. E. Schwab zu B. Kamnitz größere Fabriken betrieben. Bleichanstalten konzentrierten sich besonders auf den Leitmeritzer Kreis, weiters auf den Königgrätzer, Bydžower und Bunzlauer Kreis.

Nach dem endgültigen Verlust der Niederlande versuchte man neuerlich die Spitzenfabrikation nach Brüsseler Art in Böhmen heimisch zu machen¹¹¹. Im Jahre 1813 wurde eine Hauptlehranstalt der Brüsseler Spitzen-

¹⁰⁷ Ebenda 165.

¹⁰⁸ Slokar 373—374.

¹⁰⁹ Langer, Eduard: Firma Benedict Schrolls Sohn. Prag 1895. Johann Benedict Schroll, geb. 1759, begann seine Laufbahn als Häusler und Weber in Ruppersdorf. Nachdem er sich 1810 in Hauptmannsdorf angekauft hatte, betrieb er den Leinwandhandel am Braunauer Platz in größerem Umfang. Sein Sohn Benedict (1790—1876) wurde 1817 Inhaber der Firma und war der eigentliche Begründer der Weltfirma. Bereits Mitte der 30er Jahre kaufte er am Politzer Markt jährlich für mehr als 1 Million fl Leinwand auf.

¹¹⁰ Slokar 375.f. — Über Faltis vgl. meinen Lexikonartikel in Neue Deutsche Biographie. Bd. 5. Berlin 1961, S. 22.

¹¹¹ Keeß 2, 470.

fabrikation in Prag gegründet, die Zweiganstalten zu Graslitz (92), Joachimsthal (96) und Elbogen (106) besaß. Nach Keeß war die Spitzenklöppelei jedoch nur im Norden und Westen Böhmens, besonders im Elbogner, Saazer und Klattauer Kreis verbreitet, vielfach aus dem sächsischen Erzgebirge herüberverpflanzt. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts waren im böhmischen Erzgebirge nicht weniger als 16743 Klöpplerinnen gezählt worden; und noch im Jahre 1819 waren im Elbogner Kreis 12000, im Saazer Kreis 2000 bis 3000 und im Klattauer Kreis 1000 bis 2000 Menschen mit Spitzenklöppeln beschäftigt. Die Spitzen wurden ursprünglich aus inländischem Zwirn, später aber aus gezwirnten Baumwollgarnen hergestellt. Im Elbogner, Klattauer und Königgrätzer Kreis erzeugte man weiterhin Spitzen aus gebleichtem Zwirn. Ordinäre, zum Schwarzfärben bestimmte Spitzen wurden zu Michelsberg (107) im Pilsner Kreis aus ungebleichtem Zwirn geklöpelt. Einer der vorzüglichsten Fabrikanten in Niederländer Spitzen war Johann *Hinkelmann* zu Hohenelbe (15), welcher im Jahre 1818 eine Zwirnmaschine aus den Niederlanden anschaffte.

Leinenbänder verfertigte die Bandfabrik der *Praschillschen Erben* in Taus (108). Auch die gräflich *Kinskysche* Wachsleinwandfabrik zu Schwojka in der Herrschaft Bürgstein (38) wird von Keeß¹¹² nochmals erwähnt.

Die Hanfindustrie

Durch den Hanfanbau und die Hanfspinnerei besaß die Seilerei in Böhmen starke Verbreitung. Nach Keeß erzeugte Christoph de *Valle* in Eger (109) hänfene Wassereimer und Spritzenschläuche¹¹³. Die Bandfabrik *Praschillsche Erben* zu Taus (108) fabrizierte Rundschnüre und sogenannte Nestelschnüre auf Drehmaschinen¹¹⁴. Die Hanfspinnerei war besonders in der Herrschaft Hohenelbe (15) verbreitet.

*Die Baumwollindustrie*¹¹⁵

Baumwollweberei wurde von den Leinenweberzünften des Riesengebirges schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts betrieben¹¹⁶. In Hohenelbe (1) bestand bereits 1649 eine Zeche der „Zürchner, Barchner und Leinweber“, in Pilnikau (2) bei Trautenau eine solche seit 1655, in Landskron (3) und Lands-

¹¹² Ebenda 257.

¹¹³ Ebenda 499.

¹¹⁴ Ebenda 513.

¹¹⁵ Die im Abschnitt „Die Baumwollindustrie“ hinter Ortsnamen in Klammern gestellten Zahlen sind chronologisch gereiht und entsprechen den in Karte 2 genannten Zahlen. — Hallwich, Hermann: *Firma Franz Leitenberger* (1793—1893). Prag 1893. (Beiträge zur Geschichte der deutsch-böhmischen Industrie 2.) — Hofmann, Viktor: *Beiträge zur neueren österreichischen Wirtschaftsgeschichte*. II. Teil: Die Anfänge der österreichischen Baumwollindustrie in den österreichischen Alpenländern im 18. Jahrhundert. Wien 1926. (Archiv für Österr. Geschichte 110.)

¹¹⁶ Hallwich: *Leitenberger* 8.

berg (4) findet sich 1722 eine „Innung der Lein-, Mesolan-, Barchent- und Zeugweber“. Die Merkantilisten, z. B. Philipp Wilhelm von *Hörnigk*, waren dem neuen Industriezweig, dessen Rohstoff eingeführt werden mußte, nicht sehr gewogen. Der erste Versuch zur Gründung einer Baumwollwarenfabrik wurde 1723 im äußersten Norden Böhmens unternommen¹¹⁷. Mit Zustimmung der Grundherrschaft Grafenstein, der Gräfin Johanna Emerentia *Gallas*, errichtete deren Wirtschaftsdirektor Elias *Kefler*, genannt Sprengseisen, in der Nähe der Stadt Grottau (5), an einem „öden und wüsten Ort“, eine „Tuch-, Zeug-, Strumpf- und Canevasfabrik“. Kurz darauf war aber in der Nähe Wiens bei Schwechat ebenfalls eine Baumwollwarenfabrik gegründet worden, die ein ausschließliches Privileg erhielt. Philipp Josef Graf *Gallas*, der Sohn der Vorgenannten, mußte sich 1725 demnach zur Auflassung des Unternehmens entschließen.

Weitere Verbreitung erfuhr die Baumwollindustrie erst unter maßgeblicher staatlicher Förderung der mariatheresianischen Wirtschaftspolitik¹¹⁸. Bis zum Jahre 1763 war die Errichtung von Kottonfabriken durch die Privilegia privata der Fabriken von Schwechat und Sassin rechtlich unterbunden. Dennoch waren bereits schon früher die Leinenweberzünfte von Warnsdorf (6) und Georgswalde (7) zur Baumwollweberei übergegangen. Baumwollmanufakturen entstanden auch in Eger und Asch. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts betrieb Josef Karl *Starck* eine Mousselinweberei in Graslitz (8). Im Jahre 1752 errichtete Frau von Textor die erste Barchentfabrik in Prag (9)¹¹⁹. Nach Ablauf des ihr gewährten fünfjährigen Privilegium privativum übernahm 1758 der Böhmisches Commerzkonseß die Fabrik. Unter Leitung des Kommerzienrates von *Westenhold* nahm diese jedoch eine ungünstige Entwicklung, so daß man sie zuletzt an den Werkmeister *Förster* weiterveräußerte. Graf Joseph M. *Kinsky* begann in seiner Bürgsteiner Herrschaft (10) ebenfalls mit der Barchenterzeugung¹²⁰. Er berief im Jahre 1760 Fachleute aus Sachsen, ließ 35 Webstühle herstellen und an diesen seine Untertanen unterweisen. Sehr bald verfügte er über 250 Barchentweber, die auf den von ihm zur Verfügung gestellten Webstühlen seitens der Herrschaft verlegt wurden. Bis zum Jahr 1764 war deren Zahl auf 400 gestiegen. Sie erzeugten Schnürl-, Köper- und Futterbarchent. Graf Franz W. *Salm-Reifferscheid* ließ zu Prag (9) und in seiner Herrschaft Hainspach (11) Halbseiden- und Halbbaumwollwaren fabrizieren¹²¹.

Die in Böhmen verarbeitete Baumwolle stammte aus Smyrna, den Antillischen Inseln und Ägypten¹²². Sie kam auf dem Schiffsweg nach Italien und auf dem Landweg über Wien nach Böhmen. Griechische Kaufleute in Wien hielten große Lager levantinischer Baumwolle. Die Rohbaumwolle wurde im Verlagssystem der großen Manufakturen durch die Faktoren an die Haus-

¹¹⁷ Ebenda 15. — Klíma: Manufakturperiode 241 u. 388.

¹¹⁸ Otruba: Wirtschaftspolitik 70 ff.

¹¹⁹ Klíma: Manufakturperiode 388 f. — Schreyer: Kommerz 1, 217 f.

¹²⁰ Klíma: Manufakturperiode 418 ff.

¹²¹ Hallwich: Leitenberger 15.

¹²² Schreyer: Kommerz 1, 203.

spinner verteilt. 1764 wurde die Errichtung von Spinnhäusern angeordnet¹²³. Diese waren Zwangsarbeitsanstalten, in welche Landstreicher und Bettler eingewiesen werden sollten, welche ihren Unterhalt mit Baumwollspinnerei verdienen mußten. Sogar die Soldaten in den Kasernen sollten in ihrer Freizeit zur Baumwollspinnerei angehalten werden. Im Prager Arbeitshaus wurde ebenfalls die Erzeugung von Kottontüchern aufgenommen, jedoch bald wieder eingestellt. Durch das Spinnschulenpatent Maria Theresias vom 24. November 1765 wurde den Normalschullehrern aufgetragen, die Kenntnisse auf dem Gebiet der Baumwollspinnerei unter der Landbevölkerung zu verbreiten. Solche Spinnschulen entstanden besonders im Gebiet von Leitmeritz, wo sich der dortige Bischof dafür einsetzte¹²⁴, aber auch in Reichenau (12), Eger (13), Königsberg a. E. (14), Krajková (15) und anderwärts. In diesen Schulen, die Kinder von sieben bis 15 Jahren unter Anleitung von Lehrern und Meistern ausbildeten, wurde teilweise sogar im Verlag für Manufakturen gearbeitet, zum Beispiel für die Tuchmanufaktur in Neugedein bei Taus. Manche Schulen wurden tatsächlich zu Spinnhäusern, wo Waisenkinder, Kinder von Landstreichern und armen Handwerkern zur Arbeit angehalten wurden. Ein vorangegangenes Patent vom 12. Februar 1765 hatte den Spinnerlohn amtlich festgesetzt; gleichzeitig waren strenge Strafverfügungen gegen die Veruntreuung von Rohbaumwolle seitens der im Verlag stehenden Spinner erlassen worden. Die Ausweitung der Baumwollspinnerei griff sehr bald auch auf die bereits bestehenden Verlagsdistrikte der Leinen- und Schafwollmanufakturen über, zumal die Baumwollmanufakturen meist günstigere Bedingungen bieten konnten. Die Streitigkeiten führten zu staatlichen Schiedssprüchen, wonach die Spinn-distrikte der einzelnen Manufakturen abgegrenzt wurden. Ein Dekret vom 15. Mai 1775 bestimmte zuletzt, daß niemand einen Spinner zwingen durfte, für einen Unternehmer unter Bedingungen zu arbeiten, die er als unvorteilhaft betrachtete. Zwischen Faktor und verlegtem Spinner sollten künftig beiderseitige Verträge geschlossen werden, ohne daß der Grundherr befragt werden mußte¹²⁵. Dies war bereits ein wesentlicher Schritt zur Freizügigkeit der Untertanen.

Mit dem Erlöschen der Privilegia privativa der Kottonfabriken Schwechat und Sassin erfolgte 1763 die Freigabe der Kottonerzeugung¹²⁶, worauf sich auch der böhmische Adel beeilte, Baumwollfabriken zu gründen. Baron Konrad von *Neffzern* ließ zwei Boy- und Kotzenfabriken in Heraletz (16) und Humpoletz (17) errichten, die auch Kottondrucke herstellten. Fürst *Auersperg* gründete 1764 zu Tupadl (Zleb) bei Časlau eine Barchentfabrik, die Verkaufsniederlagen in Wien, Prag, Brünn und Graz unterhielt. Das größte Unternehmen gründete im Jahre 1763 Graf Joseph *Bolza* mit einem Kostenaufwand von 500.000 fl in Josefthal-Kosmanos (19) bei Jungbunzlau¹²⁷. Diese

¹²³ Klíma: Manufakturperiode 359.

¹²⁴ Ebenda 361. — Schreyer: Kommerz 1, 204.

¹²⁵ Klíma: Manufakturperiode 382.

¹²⁶ Hallwich: Anfänge der Großindustrie 30.

¹²⁷ Hallwich: Leitenberger 22. — Klíma: Manufakturperiode 390—396, 502.

modernste Kottonfabrik der Monarchie besaß eine eigene Weberei mit 30 Webstühlen, weiters 400 Hausweber im Verlag. Das Spinnen besorgten 4000 Spinner, größtenteils Heimarbeiter in der Herrschaft Münchengrätz (20) des Grafen *Waldstein*, die später in drei großen Baumwollspinnereien zusammengefaßt wurden. In den drei Schlössern Kloster, Hühnerwasser und Weißwasser befanden sich riesige Baumwollager. Weiters arbeitete die Baumwollweberei Neubistritz (21) für Bolza. In Josefthal-Kosmanos wurden auch, was damals noch eine Ausnahme war, Baumwollgewebe, insbesondere Kattune bedruckt¹²⁸. Die Kapazität dieses Unternehmens war so groß, daß Graf Bolza im Jahre 1765 um die Bewilligung ansuchte, 10 000 Stück nichtappretierter Baumwollgewebe einführen zu dürfen, die in seiner Manufaktur gefärbt, bedruckt und appretiert und dann wieder exportiert werden sollten. Bolza suchte auch um die Bewilligung an, für seine Erzeugnisse eigene Lagerhäuser in Ungarn, der Slowakei, Kroatien und Siebenbürgen errichten zu dürfen. Die Konkurrenz der niederösterreichischen Kottonfabriken und der Prager Kottondruckereien führte jedoch bald zu Absatzschwierigkeiten und zwang 1768 zu einer zeitweiligen Betriebsstillegung. Zu Beginn der siebziger Jahre wurde die Druckerei neuerlich in Betrieb genommen, wobei die Fabrikeinrichtungen von Josefthal nach Plänen des Augsburger Druckereifachmannes Johann Matthias *Schüle* modernisiert wurden. Auf 14 Drucktischen arbeiteten hauptsächlich Frauen und Kinder. Die Kinder halfen beim Färben als „Streichpudel“. 40 Kinder waren allein in der Malerwerkstatt beschäftigt. Die Druckerinnen verdienten wöchentlich nur 4—6 fl. Durch Zerstörung von Betriebseinrichtungen und Truppeneinquartierungen bereitete der Krieg 1778/9 der Bolzaschen Manufaktur ein Ende. 1793 übernahm die Gebäude der bürgerliche Unternehmer J. *Leitenberger*.

Graf Vincenz von *Waldstein* gründete 1766 in seiner Herrschaft Münchengrätz zu Weißwasser (22) das erste Manufakturhaus Böhmens, das als Pflanzschule für verschiedene Manufakturen, darunter auch die Baumwollerzeugung, gedacht war¹²⁹. Erwachsene Arbeitskräfte, hauptsächlich Landstreicher und Bettler, wurden ihm vom Kreisamt Jungbunzlau zugeführt. Später arbeitete er aber fast ausschließlich mit Kindern, welche größtenteils auf den Prager Straßen obdachlos aufgegriffen, in Findelhäuser überstellt und von dort in das Manufakturhaus eingeliefert wurden. Er beschäftigte hier durchschnittlich 80 Kinder im Alter von acht bis 20 Jahren. Von 109 Kindern läßt sich aus

¹²⁸ Notizen zur Geschichte der Cosmanos-Josefsthaler Kottondruck-Fabrik. MVGDB 3 (1865) 28 f.

¹²⁹ Demuth, Adolf: Das Manufakturhaus in Weißwasser. MVGDB 28 (1890) 293—334. — Beschreibung der ersten neuerrichteten Pflanz-Schule oder Manufacturs- dann Arbeitshauses im Königreich Böhme, welches Se kais. königl. apost. Majestät zum Besten dieses Königreichs auch der in dem Bunzlauerkreis situirten gräflich-Vincenz Waldstein-Wartenbergerischen Herrschaft Weißwasser, unter der einverleibten und accreditirten Firma Weißwasser und Compagnie Anno 1767 zu etabliren allergnädigst bewilligten. Prag, gedruckt bey Fitzky- und Hladkyschen Erben durch Johann Norbert Fitzky Faktorn. — Klíma: Manufakturperiode 396—407, 502.

den Fabriksbüchern der Heimatort feststellen: 26 stammten aus Prag, die übrigen aus den verschiedensten Gegenden Böhmens, ja sogar ein Kind aus Breslau und zwei aus Angsdorf bei Nürnberg. In der Manufaktur ging es den Kindern schlecht. Sie arbeiteten mehr als 11 Stunden am Tag und mußten hauptsächlich baumwollene Strümpfe und Mützen herstellen. Die Kost war minderwertig, die Bekleidung ärmlich und überdies wurden die Kinder strafweise auch geschlagen. Manche Kinder starben hier sogar und viele unternahmen Fluchtversuche. Das Manufakturhaus bestand mit wechselhaftem Erfolg bis 1789. Eine zweite „Baumwollene Strümpf- und Mützenfabrik“ wurde von Franz Graf *Pachta* betrieben.

Einem Bericht des Kommerzpräsidenten Graf Josef M. Kinsky aus dem Jahre 1765 ist zu entnehmen¹³⁰, daß folgende Barchentfabriken bestanden: Bürgstein (10) (Graf Kinsky), Kosmanos (19) (Graf Bolza), Pottenstein (23) (Graf Harbuval-Chamaré), Hainspach (11) (Graf Salm-Reifferscheid), Zleb (16) (Tupadl, Fürst Auersperg) und Prager-Neustadt (9) (Graf Sweerts).

Eine gefährliche Konkurrenz entstand Josefthal-Kosmanos in den Prager Kotton- und Leinwanddruckereien¹³¹: Franz Anton *Sänger*, gegründet 1766, 22 Drucktische, Franz *Engel*, gegründet 1766, 10 Drucktische, Ignaz *Hollub*, gegründet 1775, 26 Drucktische, Ignaz *Wondraczek*, gegründet 1777, 50 Drucktische, Franz *Eichmüller*, gegründet 1781, 11 Drucktische, Bernard *Wersink*, gegründet 1784, 21 Drucktische. Hallwich¹³² erwähnt überdies Franz *Hergott*, Johann Georg *Berger*¹³³ und Johann Michael *Hauptmann* sowie Johann *Jenner* und Michael *Bluth*, deren Wirksamkeit allerdings hauptsächlich in die 90er Jahre fällt. Ein größeres Unternehmen bestand auch in Zleb (16). Diese Druckereien betrieben großteils auch einen Baumwollverlag, so daß Josefthal-Kosmanos, wie bereits erwähnt, 1768 den Betrieb völlig einstellte. Um 1770 ging Johann Josef *Leitenberger* in Wernstadt (24), wo er eine Weberei nebst Bleiche und Kottondruckerei besaß, vom gewerblichen Betrieb zur Fabrikation über¹³⁴. Er errichtete im Theinhof zu Prag (9) die erste Baumwollspinnerei Böhmens, die einen Faktor, 32 Krempeler und 494 Spinner beschäftigte. 1785 zählte Wernstadt im Sommer an die 100 Arbeiter, dazu kamen 2000 verlegte Spinner und Weber. Seit 1772 erfuhr die Baumwollproduktion eine allgemeine Steigerung, so daß auch wieder Josefthal-Kosmanos den Betrieb aufnehmen konnte. Besondere Verbreitung gewann die Baumwollerzeugung um Warnsdorf (6) und im Eger(13)-Asch(25)-Gebiet. 1772 hatte Leitenberger Geschäftsverbindung mit dem berühmten Augsburger Druckereifachmann Johann Matthias *Schüle* aufgenommen, der ihm später die Josefthaler Druckerei modern ausgestaltete¹³⁵. 1774 wurde Wernstadt durch einen Brand zerstört, wurde aber größer und zweckmäßiger wieder aufgebaut. 1788 er-

¹³⁰ Hallwich: Leitenberger 30 f.

¹³¹ Slokar 288.

¹³² Hallwich: Leitenberger 36.

¹³³ Klíma: Manufakturperiode 411.

¹³⁴ Ebenda 408 ff. — Hallwich: Leitenberger 39.

¹³⁵ Ebenda 53.

richtete Leitenberger in Neu-Reichstadt (26) eine Kattunfabrik¹³⁶. 1793 erwarben „Josef Leitenberger und Sohn“, die ein Jahr vorher die Landesfabriksbefugnis erhalten hatten, Josefthal und Kosmanos, erstere vom Pächter Bernhard *Joß*, letztere von Christof *Weckberlin*. 1795 wurde die Josefthaler Fabrik durch Ankauf des aufgehobenen Piaristenklosters großartig erweitert. Johann Josef *Leitenberger* war damit zum ersten Baumwollfabrikanten der Monarchie emporgestiegen und galt als größter Industrieller seiner Zeit.

Große Mühe gab sich auch Kaiser Joseph II. um die Baumwollindustrie. Durch Hofdekret vom 9. 1. 1786 verfügte er, daß den aus der Fremde einwandernden geschickten Baumwollkunsthwebern ein Betrag von 100 fl verabreicht und diesen weitere Begünstigungen hinsichtlich der Personalsteuer, Befreiung von der Rekrutierung, Zusicherung ungehinderten Zurückzuges sowie Religionstoleranz zugestanden werden sollten¹³⁷. Auf Grund dieser Begünstigungen warben Rumburger (27) und Warnsdorfer (6) Fabrikanten Gesellen aus Sachsen an. Die von diesen verfertigten Sommer- und Wintermanchester wurden jedoch, als sie in Wien zum Verkauf gelangen sollten, als ausländische eingeschwärzte Ware konfisziert. Laut Hofdekret vom 27. März 1789 durfte die Baumwollmanufaktur künftig nur dort eingeführt werden, wo die Leinen- und Wollenmanufaktur nicht bereits verbreitet war. Trotz Bestehens dieser Anordnung stellte man sich im Bydžower Kreis, besonders im Gebirge zu Lomnitz (28), von den Schatterleinwänden zur Baumwolle um¹³⁸. Immer mehr setzte sich die Überlegenheit der Baumwolle durch. Die Manufakturtabelle 1788 nennt folgende Baumwollwarenfabriken: die Tupadler (16) und Naßberger (29) Fabrik des Fürsten *Auersperg*¹³⁹, die Graf *Rottenhansche* Piqué Fabrik in Rothenhaus (30), die Rakonitzer (31) Fabrik des Kaufmannes *Bršak* und die *Madersche* Fabrik in Leitmeritz (32).

Nach Schreyer¹⁴⁰ bestanden um 1790 folgende Baumwollwarenfabriken: zu Tupadl (16) die fürstl. *Auerspergsche*, die 200—400 Stühle betrieb, zu Gemnisch (33) die gräflich *Rottenhansche*, zu Bürgstein (10) die gräflich *Kinsky'sche*, die an 24 Drucktischen 172 Arbeiter beschäftigte, zu Prag (9) die gräflich *Sweerts-Sporksche*, zu Kutteneberg (34) die *Breuersche*, gegründet 1787, zu B. Leipa (35) die von *Michel* u. Co. Die größten Unternehmen besaßen *Leitenberger* und Fürst *Auersperg*. Dazu kamen folgende bedeutende Druckfabriken¹⁴¹: in Prag (9) *Franz Hergott*, der auf 40 Drucktischen 140 Personen beschäftigte, *Johann Georg Berger* u. Co., *Koppelman*, *Porges* u. Co., *Přibram*, *Josef Steyrer*, der 1789 die Landesfabriksbefugnis erhielt und 297 Arbeiter beschäftigte, davon allein 124 auf 30 Drucktischen, in Karolinenthal (36) *Emanuel Josse*, in Schönlinde (37) *Lorenz Münzberg*.

¹³⁶ Vogel, Josef: Zur Geschichte der ehemaligen Kattunfabrik in Neureichstadt. MNExKl 33 (1910) 44—47.

¹³⁷ Schreyer: Kommerz 1, 223.

¹³⁸ Ebenda 210.

¹³⁹ Ebenda 217. — Klíma: Manufakturperiode 407.

¹⁴⁰ Schreyer: Kommerz 1, 217 f.

¹⁴¹ Slokar 289 f.

Mousseline und baumwollene Schleier-Erzeugung wurde laut Schreyer¹⁴² in Böhmen erst neu eingeführt. Dafür arbeiteten in Graslitz (8) 609 Stühle, in Schönbach (38) 61 Stühle, in Heinrichsgrün (39) 51 Stühle, in Asch (25) 184 Stühle, in Falkenau (40) 41 Stühle und in Gossengrün (41) 23 Stühle. Die ansehnlichsten Verleger dieser Branche waren Ignaz Mayer und Co. sowie Riedel und Co. in Graslitz (8) und Johann Kirchow und Co. in Asch (25). Kittai oder Nanquin wurden zu Prag (9), in Kuttendorf (34), der fürstlich Auerspergschen Fabrik zu Tupadl (16), in der Graf Rottenhanschen Fabrik zu Rothenhaus (30) und Gemnisch (33) wie auch in Warnsdorf (6) gefertigt. Sommermanchester aus ordinärer Baumwolle und halbleinemem Garn erzeugte man in Prag (9), Warnsdorf (6), Rumburg (27), Georgswalde (7) und Althaida (42), wobei in Warnsdorf (6) die Gebrüder Stolle und Palme, in Rumburg (27) Franz Müller und in Althaida (42) Joseph Altmann besonders hervortraten. Die Herstellung von Wintermanchester wurde von Graf Philipp von Sweerts in Prag auf Neustadt (9) erstmals versucht, ohne die feinste Qualität zu erzielen. Piqué oder Marseille wurde zu Tupadl (16) in der fürstlich Auerspergschen Fabrik, dann in Gemnisch (33) und Rothenhaus (30) in der gräflich Rottenhanschen Fabrik, in Rakonitz (31) in der Brßakschen Fabrik und in Kuttendorf (34) in der Breuer- und Papauschischen Fabrik gefertigt. Auch die Meisterschaften von Warnsdorf (6), Rumburg (27), Schluckenau (43) und Georgswalde (7) erzeugten solches. Kattinat wurde in Prag (9), Warnsdorf (6), Rumburg (27), Anspach (44) und Schluckenau (43) fabriziert. Moulton wurde in Prag (9) und Tupadl (16) hergestellt.

Ein Vergleich der Manufakturtabellen von 1786 und 1794 macht den großen Aufschwung der Baumwollmanufakturen deutlich¹⁴³: 1786 wurden erst 14 genannt, 1794 bereits 24. Das Handwerk, das anfänglich in der böhmischen Baumwollverarbeitung eine gewisse Rolle gespielt hatte, ist seither in den Hintergrund gedrängt worden; am besten hielt es sich noch im Verlagssystem im Nordwesten des Landes mit seinen kleinen bürgerlichen Manufakturen. In Prag allein befanden sich zehn von den 24 Baumwollmanufakturen, durchwegs kleine Betriebe, teilweise von Einwanderern aus Sachsen, Thüringen und Schlesien gegründet¹⁴⁴. Später trat Prag gegenüber den deutschen Gebieten Nordböhmens zurück. Die 24 Manufakturen des Jahres 1794 stellen einen nicht genau bestimmaren, jedenfalls aber ganz überwiegenden Teil der Erzeugung von Baumwollstoffen her. Das Tempo der Entwicklung der Baumwollverarbeitung erhellt sich am besten aus dem Vergleich der Jahre 1785, 1792 und 1797. Die Zahl der Stühle vermehrte sich in dieser Zeit von 288 über 2819 auf 3976. Die Beschäftigtenzahlen stiegen in der Weberei stärker. Waren sie anfangs nur etwa 60 % höher als die Zahl der Stühle, so zuletzt um 75 %, betrugen also rund 7000. In der Spinnerei machte sich 1797 bereits der Anfang der Mechanisierung geltend, so daß sich hier nach einer Ver-

¹⁴² Schreyer: Kommerz 1, 216ff.

¹⁴³ Hassinger: Manufakturen 155—156.

¹⁴⁴ Riegger: Materialien Heft 5, Bd. 2, 39 ff.

mehrung von rund 10 000 auf 34 000 zwischen 1780 und 1792 für 1794 eine Abnahme auf 23 000 ergibt, immerhin noch die Hälfte der damals mit Wollspinnerei Beschäftigten. Die Menge der Baumwoll- und Halbbaumwollstoffe aber wuchs von 1792 bis 1797 von 69 000 auf 82 000 Stück, der Wert von 1,6 auf 1,75 Millionen fl. 1797 war der Wert schon wesentlich höher als der der Wollzeuge und fast ein Drittel der Tuche.

Nach 1790 führte *Leitenberger* die ersten englischen Spinnmaschinen (Water-Frames und Mule-Jennys) ein¹⁴⁵. 1797 erbaute er die Baumwollspinnerei in Wernstadt (24), die ein solch großer Erfolg wurde, daß seine Söhne Franz und Ignaz seinem Beispiel folgten und in Kosmanos (19) und Neureichstadt (26) ebenfalls Baumwollspinnfabriken errichteten. *Leitenberger* verbesserte auch die Webstühle und verbreitete das System der Schnellschützen. Vorher standen bereits sächsische Spinnmaschinen in den Fabriken des Grafen *Canal* in Prag (9) und in der Rothenhauser (30) des Grafen Rottenhan in Verwendung. Auch Fürst Auersperg und Graf Rottenhan entschlossen sich zur Aufstellung englischer Spinnmaschinen. Josef Keilwerth in Graslitz (8) wollte englische Spinnmaschinen für Baum- und Schafwolle von Mechanikern aus Plauen und Greiz nachbauen lassen. 1801 errichtete Josef *Richter* gemeinsam mit Franz Karl *Mattausch* bei Tetschen (45) eine Baumwollspinnerei mit 500 Feinspindeln. 1803 erhielten die Landesfabriksbefugnis folgende Baumwollspinnereien: *Leitenberger* in Wernstadt (24), Johann Christof *Breuer* in Kutenberg (34), Fürst Karl *Auersperg* für seine Fabriken zu Seltsch (46) im Chrudimer Kreis und Malletsch (47) im Časlauer Kreis. Die Maschinen-Garnspinnerei verdrängte allmählich die im Verlagssystem bisher stark verbreitete Baumwoll-Hausspinnerei.

Johann Josef *Leitenberger* starb 1802, er hinterließ seinem Sohn Franz die Josefthal-Kosmanoser (19) Fabrik, seinem Sohn Ignaz die Reichstädter (26) Fabrik, seinem Sohn Mansued die Fabriken Wernstadt (24) und Auscha (48) und seinem Sohn Thomas die Maschinenspinnerei in Wernstadt¹⁴⁶.

Als Folge der Kontinentalsperre kam es seit 1806 zu einem großen Aufschwung der Baumwollindustrie, zahlreiche Neugründungen und Erweiterungen erfolgten. Slokar¹⁴⁷ zählt folgende Firmen auf: die Leinwand- und Kottondruckfabrik *Koppelman Porges* bei Prag (9) wurde erweitert, sie hatte nunmehr 50 Drucktische in Betrieb, die Zitz- und Kottonfabrik Franz *Graf u. Co.* in Böhm.-Leipa (35), 1795 gegründet, erhielt 1801 die Landesfabriksbefugnis und zählte ohne Spinner 163 Beschäftigte, die Leinwand- und Kottondruckfabrik Franz *Wünsche* in Hirschberg (49)¹⁴⁸, die Leinwand-, Zitz- und Kottonfabrik Christian *Erxleben* in Landskron (3), die Baumwolldruckfabrik August *Starke* bei Niemes (50), die landesbefugte Leinwand- und Kottonfabrik Wolf *Heller u. Co.* in Turnau (51), die Leinwand- und Kottondruckerei Aaron *Přibram* in Karolinenthal (36) bei Prag, die seit 1802 mit *Jerusalem* vergesell-

¹⁴⁵ Slokar 289.

¹⁴⁶ Ebenda 292.

¹⁴⁷ Ebenda 290f.

¹⁴⁸ Vgl. Fußnote 86.

schaftet sehr bedeutend war, 1803 übernahmen die Gebrüder *Epstein* die privilegierte Leinwand- und Kottondruckerei von Bernhard *Wersink* in Prag (9), die 1805 bereits 150—200 Beschäftigte an 48 Drucktischen zählte und 1806 die Landesfabriksbefugnis erhielt, 1810 übernahm die Firma Epstein die seit 1801 landesbefugte Leinwand- und Kottondruckerei von Wenzel *Gottlas*, die Leinwand-, Zitz- und Kottondruckerei Johann Baptist *Durazin* u. Co. zu Smichow (52), die 1806 die Landesfabriksbefugnis erhielt, die Musselin- und Kottonfabrik Johann *Bachmayer* in Eger (13), in Münchengrätz (20) die Kottonfabriken Isaak *Iserstein*, Josef *Pucher* und Markus *Hirschmann*, die Kottonfabrik Christof *Weckberlin* in Königinhof (53), 1803 errichtete Graf Rudolf *Morzin* eine Leinwand-, Zitz- und Kattundruckerei in Harta (54), 1810 beschäftigte Josefthal-Kosmanos (19) an 50 Drucktischen und 10 englischen Spinnmaschinen 234 Arbeiter, weiters zahlreiche Hausweber im Bydžower, Leitmeritzer und Bunzlauer Kreis, 1810 wurde die Wollenzeugfabrik Franz *Elbel* und Raimund *Gürtler* in B.-Leipa (35) in eine Zitz- und Kattunfabrik umgewandelt, die Kattunfabrik Christian Friedrich *Landrock* in Graslitz (8), gegründet 1803, besaß ein großes Fabriksgebäude mit einer Spinnmaschine aus 12 Sätzen zu je 204 Spindeln und drei Baumwollkartatschen sowie eine eigene Messinggießerei zur Verfertigung von Maschinenrädern, 69 Beschäftigte, die Kattunfabrik *Wiener* u. Söhne in Prag (9), gegründet 1813, *Beer Porges* in Karolinenthal (36), gegründet 1816, der sich als einer der ersten dem neuen Walzendruck zuwendete.

Dem großen Aufschwung folgte seit 1816 eine furchtbare Depression, die sich aus den zerrütteten Geld- und Kreditverhältnissen, aber auch dem Umstand herleitete, daß England alle seine unverkäuflich gebliebenen Vorräte zu Spottpreisen auf den Weltmarkt warf¹⁴⁹. Die Rottenhansche Fabrik zu Gemnisch (33), die seit 1817 mit der Rothenhauser (30) an Graf Bouquoy übergegangen war, mußte 1818 wegen Absatzmangels den Betrieb einstellen. Auch die Rothenhauser Fabrik stand vor der Auflösung. Die Firma Leitenberger in Kosmanos (19) erbat einen Regierungsvorschuß von 300 000 fl zur Aufrechterhaltung des Betriebes, den sie aber nicht erhielt.

Für das Jahr 1818 existiert eine Statistik der Baumwollwarenfabriken, welche die allgemeine Krise widerspiegelt¹⁵⁰: in Tupadl (16) Karl Fürst *Auersperg*, mehrere hundert Stühle, in Asch (25) Christoph *Hollstein*, 40 Stühle, 56 Arbeiter; in Lichtenstadt (55) Jonas *Bondi*, 20 Stühle; in Jakobsthal (56) R. v. *Edelmuthsche Erben*, 28 Arbeiter; in Georgenthal (57) Franz *Ulbricht* und Söhne, 7 Drucktische, 2 Weber; Gebr. A. u. J. *Stolle*, 173 Beschäftigte, Landesfabriksbefugnis, A. *Münzberg* u. Söhne; in Rumburg (27) *Müller, Bellieni* u. *Siber*, Gebr. *Liebisch*, Anton *Salomon* u. Sohn; in Pottenstein (23), —; in Rothenhaus (30) Graf *Bouquoy*, 40 Webstühle, 120 Arbeiter; in Prag (9) *Steyrer* u. Sohn, 12 Tische, 40 Arbeiter; in B. Aicha (58) Franz *Stucka*, 6 Drucktische; in Johannesthal (59) Franz *Hermann*, 7 Drucktische, 20 Arbeiter; in Lichten-

¹⁴⁹ Slokar 282.

¹⁵⁰ Ebenda 293—295.

stadt (55) Franz *Benedikt*, 12 Tische; in B. Leipa (35) Franz *Graff* u. Co., 4 Drucktische, 12 Drucker und Formstecher, *Ziegler* und *Weber*, 1817 noch 23 Drucktische und 47 Beschäftigte, jetzt nur 9 Tische in Betrieb, *Wederich* und *Langer*, 6 Drucktische; in Kleinaicha (60) Josef *Schreiner*, 50 Drucktische, jetzt nur 20 mit 150—200 Beschäftigten; in Georgswalde (7) *Rowland* und *Osborne*; in Wernstadt (24) Josef *Leitenberger*, seit Oktober 1817 eingestellt; in B. Leipa (61) *Kirchberg* und *Hampel*, 1817 noch 40 Drucktische, jetzt nur 3; in Gabel (62) Franz *Ergert*, 4 Drucktische; in Eger (13) *Bachmayer* und Co., 20 Drucktische; in Goldenkron (63) Gebrüder *Joß* u. Co., 3 Drucktische, 10 Beschäftigte; in B. Leipa (35) Josef *Bartel*, 3 Drucktische, *Elbel* und *Gürtler*, 1817 noch 24 Drucktische mit 72 Beschäftigten, jetzt nur 4 Drucktische mit 12 Beschäftigten; in Schönlinde (37) Anton *Herbst*, 6 Drucktische und 20 Beschäftigte; in Grulich (64) Johann *Poßert*; in Politz (65) Ferdinand *Theer*, 11 Drucktische, 4 Kessel; in Königinhof (53) *Wekerle* und *Tinus*, Betrieb stockt; in Prag (9) Israel *Epstein*, 12 Drucktische, Salomon *Brandeis* u. Sohn, 30 Drucktische mit 50 Beschäftigten; in Landskorn (3) Gebrüder *Erxleben*, 41 Drucktische, 125 Beschäftigte; in Karolinenthal (36) *Beer Porges*, 1811 noch 80 Tische, 1817 nur mehr 9 Drucktische; in Prag (9) Michael Wenzel *Wiener*, 12 Tische, 22 Beschäftigte, in Komotau (66) Johann *Silberer*, 16 Drucktische, 31 Beschäftigte; in Postupitz (67) bei Gemnischt Georg Graf *Bouquoy*, 10 Mühlstühle, 183 Beschäftigte; in Graslitz (8) Friedrich *Stark*, außer Betrieb; in Schluckenau (43) Franz *Kindermann*; in Graslitz (8) Wenzel Köhler, außer Betrieb; in Schwaderbach (68) Josef *Langhammer*, 25 Stühle; in Kosmanos (19) Franz *Leitenberger*, 100 Drucktische, 1 Walzendruckerei, 150 Beschäftigte; in Kuttendorf (34) C. G. *Breuer* u. Söhne; in Reichstadt (26) Ignaz *Leitenberger*; in Niemes (50) August *Starke*; in B. Leipa (35) Gebrüder *Müller*, Franz Josef *Michel* u. Co.; in Bürgstein (10) Graf Philipp *Kinsky*; in Turnau (51) Jakob *Goldberg*; in Lindenau (69) Josef *Schlegel*, 12 Drucktische; in Hirschberg (49) Franz *Wünsche*; in Lindenau (69) Josef Ernst *Schimke*, Lorenz *Langer*, Gebrüder *Wieden*, 8 Drucktische; in Rumburg (27) Seraphin *Thitschel*; in Grünwald (70) Johann Georg *Lorenz*; in Reichenberg (71) C. J. *Spietschkas Erben* und Co., 150 Stühle; in Königssaal (72) Anton *Richter*; in Lodenitz (73) und Wlaschin (74) *Durazin* und *Dormitzer*, 62 Stühle; in Schluckenau (43) Josef *Hanke* Sohn, 60 Stühle, 50 beschäftigte Familien; in Karolinenthal (36) und Smichow (52) *Přibram* und *Jerusalem*, 484 Beschäftigte.

Dazu kommen für 1817/18 folgende Baumwollgarnspinnereien¹⁵¹: in Gabel (62) Josef *Hammann*; in Asch (25) Christian *Kirchhof*, 12 Beschäftigte, 3 Handmaschinen, Christian *Bär*, 20 Personen, 4 Handmaschinen; in Roßbach (75) Michael *Wettengel*, 12 Beschäftigte, 3 Maschinen; in Grünberg (76) *Landrock*, 100 Beschäftigte, 22 Maschinensätze zu 80—160 Spindeln; in Schönbach (38) *Siebenbüener* und *Hannabach*; in Wernstadt (24) Hermann *Leitenberger*, 9—24 Maschinen; in Lodenitz (73) *Durazin* und *Dormitzer*;

¹⁵¹ Ebenda 296.

in Markersdorf (77) Josef *Kittel*; in Zwickau (78) Friedrich *Ulbrich* und Co., Anton *Schicht* und *Wieden*; in Schönlinde (37) Gottfried *Preißger*; in Reichenberg *Ballabene* und Co.

Erst seit 1820 besserte sich die Lage der Baumwollindustrie wesentlich. Strenge Vorschriften unterbanden die Einfuhr ausländischer Erzeugnisse. In der Baumwollspinnerei konnten sich die böhmischen Fabriken der Größe nach mit den niederösterreichischen nicht messen, sie waren dafür zahlreicher. Die böhmischen Webereien und Druckfabriken arbeiteten jedoch mit den niederösterreichischen Spinnereien Hand in Hand.

Nach Kees¹⁵² hatte Böhmen nach Österreich unter der Enns die meisten Fabriken und Weber in Baumwollwaren, sowohl in weißen als buntgewebten und gefärbten, in glatten Stoffen, darunter auch sehr viel Nankin und Nankinet, dann in Piqué, Rips, Sommer- und Wintermanchester, Ververets usw. Die Hauptfabriksorte waren Hohenelbe (1) und Neu-Pecka (79) im Bydžower Kreis, Reichenberg (71), B. Aicha (58), Wartenberg (80), Niemes (50) und Gabel (62) im Bunzlauer Kreis, Haselau (81), Lichtenstadt (55), Wildstein (82) und Asch (25) im Elbogner Kreis, Alt-Georgswalde (7), Rumburg (27), Philippsdorf (83) und Wiesenthal (84) im Leitmeritzer Kreis, Rothenhaus (30) im Saazer Kreis und Tupadl (16) im Časlauer Kreis. Die größten Zitz- und Kattunfabriken waren die des Franz *Leitenberger* zu Kosmanos (19), die Ignaz Leitenbergersche zu Reichstadt (26) und die Carl *Köchlingsche* und Jeremias *Singersche* zu Jung-Bunzlau (85).

Nach Kees¹⁵³ bestanden bereits folgende Spinnfabriken: zu Lodenitz (73) und St. Iwan (86) im Berauner Kreis, zu Asch (25), Roßbach (75), Grünberg (76), Schönbach (38), Joachimsthal (87) und Eger (13) im Elbogner Kreis und zu Wernstadt (24) im Leitmeritzer Kreis.

Aus Baumwolle gewirkte Strümpfe stellen in Prag (9) die beiden Immigranten Friedrich *Mayer* und *Besler* her¹⁵⁴. Die Steinbergersche Handlung verkaufte diese Strümpfe über Pilsen nach Bayern. Die Strumpfwirkerstühle der beiden Fabriken stammten von dem Mechaniker Jakob *Worschetzky*, der seine Erfahrungen im Bau der Stühle auf Reisen in England und Frankreich erworben hatte. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden baumwollene Strümpfe von den Strumpfwirkern der Herrschaft Gratzen (88), von der Zunft zu Wildstein (82), ferner zu Asch (25) im Elbogner Kreis sowie zu Schönlinde (37), Markersdorf (77) und Alt-Ehrenberg (90) im Leitmeritzer Kreis gefertigt¹⁵⁵. Zu Lichtenstadt (55) in der Herrschaft Schlackenwerth wurden Strümpfe aus englischem Baumwollgespinnst bis zur Feinheitsnummer 140 gewirkt.

¹⁵² Kees 2, 188.

¹⁵³ Ebenda 81.

¹⁵⁴ Schreyer: Kommerz 1, 194—197.

¹⁵⁵ Kees 2, 444f.

Bereits zur Zeit Karls IV. war die böhmische Tuchmacherei weit verbreitet, besonders um Zittau und Friedland (1)¹⁵⁷. 1353 wurden den Tuchmachern von Königgrätz (2) ausdrücklich alle Zusammenkünfte untersagt, 1361 die Tuchschau allgemein geregelt. 1410 lassen sich Spuren einer Zunft der Tuchmacher in Reichenberg (3) feststellen¹⁵⁸, 1441 existiert ein Zunftbuch von Friedland (1). Die Tuchmacherzeche von Seidenberg wird 1463 erstmals erwähnt. 1488 erhielten die Tuchmacher von Saaz (4) das Recht des freien Tuchausschnittes, gleiches Recht erwarben 1490 die Tuchmacher von Kaa-den (5)¹⁵⁹.

Im Jahre 1577 erhielt Reichenberg (3) durch Friedrich von *Redern* ein Privileg zur Abhaltung zweier Jahrmärkte. Dieses ist eine der Wurzeln der späteren Reichenberger Tuchindustrie¹⁶⁰. Zwei Jahre später übersiedelte der erste gelernte Tuchmacher von Seidenberg nach Reichenberg. Kurz danach wurde ein eigenes Färberhaus und eine Walkmühle errichtet. Nach dem ersten Meisterbuch der Reichenberger Tuchmacherzunft finden sich von 1579—1599 zehn Meister verzeichnet, bis 1620 weitere 23. Am 21. Februar 1599 erhielt die Tuchmacherzunft ihr erstes erhalten gebliebenes Privileg, dem 1619 eine eigene Tuchknappenordnung folgte¹⁶¹. Unter Wallensteins Herrschaft 1622—1634 ließen sich 76 neue Meister in Reichenberg nieder, ein eigenes Meisterhaus und eine Knappenherberge wurden erbaut. Von 1635—1645 sind nur mehr 48 neue Meister verzeichnet. Nach dem Westfälischen Frieden kam es infolge der Gegenreformationsmaßnahmen zu großer Abwanderung¹⁶². 1650/51 flüchteten vierzig Tuchmacher nach Zittau, 36 gaben ihre Häuser auf. Die Steuerrolle von 1654¹⁶³ für den Bunzlauer Kreis/Herrschaft Reichenberg verzeichnet 115 Tuchmacher, darunter 25 Bürger, 81 Häusler und 9 Hausleute. Eine Steuerrolle (1726) verzeichnet für den Bunzlauer Kreis/Herrschaft Reichenberg 201 Tuchmacher (Hausbesitzer) mit 40 Gesellen, 104 Tuchmacher (Inleute) mit 13 Gesellen, 18 Lohn Tuchmacher, 16 Tuchscherer (Hausbesitzer) mit 6 Gesellen, 7 Tuchscherer (Inleute), 5 Knappen und 2 Schönfärber.

¹⁵⁶ Die im Abschnitt „Die Schafwollwarenindustrie“ hinter Ortsnamen in Klammern gestellten Zahlen sind chronologisch gereiht und entsprechen den in Karte 3 genannten Zahlen. — Grunzel, Josef: Die Reichenberger Tuchindustrie in ihrer Entwicklung vom zünftigen Handwerk zur modernen Großindustrie. Prag 1898. (Beiträge zur Geschichte der deutsch-böhmischen Industrie 5.) — Vgl. Hofmann, Viktor: Beiträge zur neueren österreichischen Wirtschaftsgeschichte. I. Teil: Die Wollenzeugfabrik Linz a. d. Donau. Wien 1919. (Archiv für Österr. Geschichte 108.)

¹⁵⁷ Grunzel: Tuchindustrie 15.

¹⁵⁸ Ebenda 17.

¹⁵⁹ Ebenda 21.

¹⁶⁰ Ebenda 24.

¹⁶¹ Ebenda 32.

¹⁶² Ebenda 54.

¹⁶³ Ebenda 59.

Aus dieser Zeit existieren bereits umfangreiche Statistiken über die Verbreitung und Erzeugungskapazität der böhmischen Tuchmacher¹⁶⁴. Am 5. August 1716 berichtet die böhmische Statthalterei an Kaiser Karl VI., daß in ganz Böhmen jährlich 41 427 Stück Tuch erzeugt werden. Davon entfielen auf den Bunzlauer Kreis 17 040, den Bechiner Kreis 8 826, den Saazer und Elbogner Kreis 5 594, den Leitmeritzer Kreis 4 828, den Pilsner Kreis 1 896, den Časlauer Kreis 1 207, den Königgrätzer Kreis 1 130, den Schlaner und Rokitzaner Kreis 550, den Prachiner Kreis 296 und den Chrudimer Kreis 60 Stück. Unter den größten Erzeugungsorten stand Reichenberg (3) mit 12 000 Stück an der Spitze, gefolgt von Neuhaus (6) 8 000, Friedland (1) 4 000, B. Leipa (7) 3 600, Kaaden (5) 2 000, Pilsen (8) 1 496, Braunau (9)¹⁶⁵, Komotau (10) und Duppau (11) mit je 1 000 Stück.

Im Jahre 1731 wurde erstmals eine Generaltabelle der Tuchmacher in 110 böhmischen Orten erhoben. In 5 Orten gab es mehr als 100, in 4 über 50 und in 51 Orten über 10 Tuchmacher:

General-Tabelle der Tuchmacher Ende 1731¹⁶⁶

Kreis	Ort	Tuchmacher	Stühle
Leitmeritz	Teplitz (12)	15	4
	Aussig	4	4
	B. Leipa (7)	130	94
	Auscha (13)	12	12
Pilsner	Pilsen (8)	30	30
	Rokitzan	3	3
	Mies	6	6
	Teinitz	4	4
	Teusing (14)	30	30
	Dobrzan	2	2
	Klattau	5	5
	Tepl	6	6
	Tachau (15)	12	12
	Königgrätz	1	1
Königgrätzer	Braunau (9)	300	100
	Arnau (16)	30	18
	Solnitz (17)	14	6
	Jaroměř	1	1
	Bydžow	8	8
	Nachod (18)	15	6
	Wildschitz	3	3
	Neustadt	7	7
	Trautenau	7	6

¹⁶⁴ Ebenda 75f.

¹⁶⁵ Vgl. Fußnote 32.

¹⁶⁶ Přibram, A. Francis: Das böhmische Commerzcollegium und seine Tätigkeit. Prag 1898, S. 238—245. (Beiträge zur Geschichte der deutsch-böhmischen Industrie 6.)

Kreis	Ort	Tuchmacher	Stühle
Königgrätzer	Hohenelbe (19)	10	12
	Opotschna	1	1
	Reichenau (20)	72	72
	Kosteletz (21)	17	8
Saazer	Saaz	1	1
	Kaaden (5)	35	35
	Laun	4	4
	Brüx	8	8
	Elbogen (22)	18	18
	Komotau (10)	17	17
	Preßnitz (23)	30	8
	Schönfeld	4	3
	Schlaggenwald	8	8
	Görkau	9	9
	Neudek (24)	13	13
	Petschau (25)	21	21
	Skalitz	3	3
	Luditz	9	9
	Duppau (11)	45	36
	Chiesch	3	3
	Flöhau	1	1
	Maschau	2	2
	Podersam	6	6
	Klösterle	4	5
	Königsberg	6	6
	Schönbach	7	3
	Falkenau (26)	15	10
	Schlackenwerth	4	4
	Kralup	1	1
Časlauer	Kuttenberg (27)	16	16
	Deutschbrod (28)	30	30
	Časlau	1	1
	Lodeč	7	4
	Polna (29)	60	60
	Choteboř	6	6
	Přibislav (30)	13	13
	Chechtitz	2	2
	Wilimow	3	2
	Katzow	3	—
Bechiner	Humpoletz (31)	105	82
	Neuhaus (6)	126	120
	Budweis (32)	16	16
	Wittingau	8	5
	Patzau (33)	62	62

Kreis	Ort	Tuchmacher	Stühle
Bechiner	Krumau (34)	11	11
	Rosenberg	8	10
	Deschna (35)	18	10
	Bechin	6	7
	Sobislau (36)	29	29
	Neu-Bistritz (37)	30	14
	Tabor (38)	32	18
	Thein/Moldau (39)	10	10
	Pilgram (40)	49	48
	Serowitz (41)	25	20
Prachiner	Počatek (42)	30	30
	Kamenitz u. Wčelnitz (43)	45	45
	Pisek (44)	25	19
	Wodnan	8	6
	Schüttenhofen	4	4
	Strakonitz (45)	16	14
	Wollin (46)	30	30
	Mirowitz	1	1
	Netolitz	4	4
	Wällischbircken (47)	10	6
Berauner	Příbram	6	6
	Zebrauk	1	1
	Selčan (48)	10	10
	Hořowitz	1	1
Rakonitzer	kein Bericht	—	—
Bunzlauer	Benatek	3	2
	Friedland (1)	57	50
	Gabel (49)	30	30
	Jung-Bunzlau (50)	19	19
	Niemes (51)	10	10
	Reichenberg (3)	315	306
	Wartenberg	1	1
	Weißwasser	6	6
	Grottau	—	—
	Chrudim	3	3
Chrudimer	Hohenmauth	2	2
	Pardubitz	5	3
	Leitomischl (52)	12	12
	Landskron (53)	30	30
	Wildenschwert (54)	20	2
	kein Bericht	—	—
Kauřimer Königl. drei Prager Städte	Altstadt	4	4
	Neustadt	—	—
	Kleinstadt	—	—
	Summe	2397 (recte! 2403)	—
272			

Vorliegende Statistik beweist die große Verbreitung der Tuchmacherei in Böhmen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wobei sich diese auf einzelne Städte, besonders aber Reichenberg, konzentrierte.

Die ersten Tuchmanufakturen Böhmens wurden ebenfalls bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts gegründet. Johann Baptist *Fremmrich* errichtete mit Unterstützung des Prager Bankiers *J. Hübsch* und des Prager Bürgers *Ch. Schaller* und der Zustimmung des Grundherrn Adolf Bernhard Graf von *Martinitz* in Planitz (55) die erste Manufaktur zur Tucherzeugung¹⁶⁷. Zwei Jahre lang erzeugte er auf mehreren Stühlen eine beträchtliche Menge Tücher der verschiedensten Feinheit und Güte. Dann zeigten sich jedoch Absatzschwierigkeiten und Geldkalamitäten, die nicht zuletzt auf eine sehr abweisende Stellungnahme der Reichenberger Tuchmacherzunft zurückzuführen waren. Dennoch gelang es *Fremmrich*, am 7. September 1717 eine zweite Tuchfabrik mit Unterstützung des Prager Merkantilkollegiums in B. Leipa (7) aufzubauen. Beide Unternehmen beschäftigten um 1725 etwa 200 Tuchmacher und verarbeiteten Tuch um 42.000 fl. Jedoch traten auch hier bald Schwierigkeiten mit dem Prager Compagnon *Schaller* und der Tuchmacherzunft auf. Beide Unternehmen waren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bereits ohne Bedeutung.

Viel günstiger entwickelte sich die im Jahre 1715 durch Graf Johann Josef von *Waldstein* gegründete Tuchmanufaktur in Oberleutensdorf (56)¹⁶⁸. Das ursprünglich aus 13 Häusern bestehende Dorf wuchs dank der Manufaktur zur Industriestadt. Graf Waldstein berief holländische und englische Fachleute zur Unterweisung seiner Untertanen in der Herstellung feiner Tuche. Der Arbeitsprozeß wurde in 45 einzelne Arbeitsvorgänge gegliedert, die relativ leicht erlernbar waren. Die Fabrikseinrichtungen mußten ursprünglich mit einem Aufwand von mehr als 100.000 fl aus Holland bezogen werden. Sie fanden in mehreren Fabriksgebäuden Aufstellung. Später übernahm die Werkzeugherstellung der Tuchmacherbürsten (Kniestreicher) und großen Pressen das Waldsteinsche Eisenwerk Nižbor. Im Jahre 1728 waren hier bereits 391 Personen beschäftigt, darunter zahlreiche Kinder. Aus diesem Jahr existiert ein von Wenzel Rainer gestochenes Bildwerk über die Gebäude und wichtigsten Arbeitsvorgänge in der Manufaktur, das schon Sombart¹⁶⁹ kannte

¹⁶⁷ Ebenda 94. — Klíma: Manufakturperiode 217 ff. — Slokar 339.

¹⁶⁸ Loos, Josef Anton: Geschichte und Beschreibung der gräflich Waldsteinischen Tuchfabrik in Oberleutensdorf. Libussa 1 (1802) 114—120. — Cron, D.F.: Lobrede der Arbeitsamkeit und ihrer Beförderer, als in Oberleutensdorf das hundertjährige Jubelfest der Tuchfabrik gefeiert wurde. Prag 1816. — Schlesinger, Ludwig: Zur Geschichte der Industrie von Oberleutensdorf. MVGD 3 (1865) 87—92, 131—148. — Richter, Johann: Materialien zur Geschichte der Duxer Manufakturen. MVGD 71 (1933) 119—145, 228—251. — Fritsch, J.: Oberleutensdorf im Anfange des 18. Jahrhunderts. Erzgebirgs-Zeitung 8 (1887). — Freudenberger, Hermann: The Waldstein Woolen Mill. Boston 1963. — Klíma: Manufakturperiode 221 ff. — Klíma: Über Manufakturen 145 ff. — Schreyer: Kommerz 1, 137 f. — Grunzel: Tuchindustrie 73 f. — Přibram: Commerzcollegium 95.

¹⁶⁹ Sombart, Werner: Der moderne Kapitalismus. Bd. 2, Teil 2. München 1921⁴, S. 770.

und Klíma¹⁷⁰ neuerdings reproduziert hat. Im Jahre 1774 zählte Oberleutensdorf 442 Beschäftigte, deren Lohn 18.856 fl betrug. Der Warenerlös erreichte 56.481 fl. Die Fabrik besaß eine eigene Niederlage in Prag, wo die Tücher in offenem Laden zu festgesetzten Preisen frei verkauft werden durften. Der Absatz von Oberleutensdorfer Tüchern erfolgte aber auch in Wien, Linz, Graz und Laibach. Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde auch in größerem Umfang in die Levante exportiert. Neben spanischer Importwolle wurde großteils böhmische Wolle verarbeitet. Im Jahre 1728 betrug die Jahreserzeugung 808 Stück Tuch, gegen Ende des 18. Jahrhunderts war sie auf 1000 bis 1400 Stück gestiegen. Die Beschäftigtenzahl erreichte zu dieser Zeit 800. Im Jahre 1774 hatte die Herrschaft 52 neue Häuser für zugewanderte Heimarbeiter errichten müssen. Seit dem Jahre 1755 bestand in Oberleutensdorf ein herrschaftliches Waisenhaus, das 30 in der Fabrik beschäftigte Kinder versorgte. Der Lohn der Waisenkinder, die aus den Familien untertäniger Kontribuenten der Herrschaft stammten, ging als Entschädigung an das Waisenhaus. Oberleutensdorf nimmt unter den Vorläufern der deutschen Firmengeschichtsschreibung einen besonderen Platz ein. Die erste Firmengeschichte erschien bereits 1802, 1816 folgte eine Festschrift anlässlich der Hundertjahrfeier¹⁷¹.

A. Klíma berichtet noch von einer größeren Anzahl kleinerer Manufakturgründungen: 1724 die Manufaktur Bezdrúžich in Tachau (15), deren Besitzer J. J. *Jaubner* und J. M. *Devenot* 1728 mehr als 100 Spinner beschäftigten¹⁷². 1724 bildete sich in Prag (57) ein Konsortium von Adeligen, dem *Čzernin*, *Kinsky*, *Waldstein*, *Clary* und andere angehörten, zur Gründung einer Tuchmanufaktur. 1727 errichtete J. W. *Schmidtgräbner* eine Tuchmanufaktur in Řeschohlau (58), die später nach Rokitzan (59) verlegt wurde¹⁷³. Im gleichen Jahr errichtete F. C. *Watterforth* eine Tuchmanufaktur in Kinsberg (60)¹⁷⁴, zwei Jahre später J. *Tremmel* in Neugedein (61)¹⁷⁵. Im Jahre 1749 gründete Franz von *Lothringen*, den Friedrich der Große als den „größten Fabrikanten“ seiner Zeit bezeichnete¹⁷⁶, eine Tuchmanufaktur in Kladrub (62), deren Erzeugung vom niederländischen Tuchmacher *Bailloux* geleitet wurde¹⁷⁷. Die Arbeitsteilung in dieser Fabrik ging nicht so weit wie in Oberleutensdorf. Frauen, die Wolle zupften und reinigten, erhielten hier täglich 9–15 kr Lohn, Webergesellen für eine brabantische Elle 7½ kr, ein Tuchwalker täglich 1 fl.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war in den Tuchmanufakturen bereits ein wesentlicher Teil der Arbeit, von der Sortierung der Wolle bis

¹⁷⁰ Klíma: Manufakturperiode, Anhang Tafel I—XX.

¹⁷¹ Freudenberger, H.: Zum Anfang der deutschen Firmengeschichte. Tradition 7 (1962) 55 f.

¹⁷² Klíma: Manufakturperiode 498.

¹⁷³ Ebenda 244 f.

¹⁷⁴ Ebenda 247 f.

¹⁷⁵ Ebenda 248 ff.

¹⁷⁶ Sombart I, Teil 2, 843.

¹⁷⁷ Klíma: Manufakturperiode 345 ff. — Vgl. Fußnote 68.

zum Fertigprodukt, in Fabriksgebäuden konzentriert. Daneben blieb das Spinnen und Weben oft auch noch Heimarbeit. Die Konzentration in der Tuchfabrikation war jedenfalls viel weiter fortgeschritten als in der Leinenmanufaktur. Der Prälat von Braunau (9) gründete 1752 eine Tuchmanufaktur auf seiner Herrschaft, beschäftigte aber auch Spinner anderer Herrschaften¹⁷⁸. 1753 errichtete Baron *Neffzern* eine Tuchfabrik in Heraletz (63)¹⁷⁹. 1763 errichtete J. M. *Sušický* eine Tuchmanufaktur in Kladrub¹⁸⁰. Er mußte vorher mit der dortigen Herrschaft einen Vertrag schließen, wonach ihm diese ihre Untertanen als Spinner unter der Bedingung überließ, daß er alle benötigten Rohstoffe, Holz und Wolle, von jener bezog und überdies jährlich eine Abgabe leistete. Die Spinnerinnen selbst waren von ihm gesondert nach den amtlichen Tarifen zu entlohnen. Im Jahre 1773 errichtete Martin *Schöpf* in dem westlich von Eger gelegenen, damals zu Böhmen gehörigen Redwitz (64) eine Tuchmanufaktur¹⁸¹, für die nicht nur 25 zünftige Tuchmachermeister in Redwitz mit ihren Gesellen und Lehrlingen, sondern auch 300 Spinnerinnen arbeiteten. Schöpf besaß eine eigene Färberei, Appreturanstalt und Druckerei, wo die Erzeugnisse fertiggestellt wurden. Für Schöpf arbeiteten auch eine Anzahl Tuchmacher aus Eger und Königsberg a. E., die früher für die Linzer Manufaktur beschäftigt gewesen waren.

Die Anfänge der Wollenzeugmanufaktur in Böhmen gehen noch auf den Ausgang des 17. Jahrhunderts zurück. Das Zisterzienserkloster Ossegg (65) gründete 1697 auf seiner Herrschaft die erste Wollenzeugmanufaktur Böhmens, die aber erst 1707 staatlich privilegiert wurde¹⁸². Man berief fremde Fachleute, die auf 15 mitgebrachten Webstühlen arme Untertanen anlernten. Später wurden diese als Lohnarbeiter beschäftigt. 1719 wurde ein großes Fabriksgebäude erbaut, 1722 eine eigene Walkmühle, 1740 ein Waschhaus und eine Färberei errichtet. 1723 war die Beschäftigtenzahl auf 300, 1733 auf 450 und 1775 auf 521 gestiegen. Ursprünglich erzeugte man nur Ordenskleidung. Nach der Klostersaufhebung wurde mit wenig Erfolg die Herstellung von Baumwollstoffen versucht, jedoch ließ die Konkurrenz des damals noch leistungsfähigen, Baumwolle verarbeitenden Handwerks diese nicht aufkommen. Als reine Zeugmanufaktur blieb Ossegg weiterhin mit einer Jahresproduktion bis 800 Stück, die auf 27 Stühlen hergestellt wurden, erfolgreich. Um 1790 besaß die Manufaktur das Niederlagsrecht, sie erzeugte auf 22 Stühlen Barkan, Quinet, Mantelzeug, Satin, Kronrasch, Tuchrasch, Molton Felbe, Caroli, Sommermanchester, Kattinat, Nanquins und Gillay. Neben mindestens 100 Beschäftigten in der Manufaktur selbst waren für sie über 600 Spinner in Heimarbeit tätig¹⁸³. Die von Baron Neffzern im Jahre 1753 gegründete Tuchfabrik Heraletz wird seit 1755 als Wollenzeugfabrik erwähnt. Sie verarbeitete

¹⁷⁸ Ebenda 351.

¹⁷⁹ Ebenda 352ff.

¹⁸⁰ Ebenda 349, 501.

¹⁸¹ Ebenda 356.

¹⁸² Ebenda 212ff. — Schreyer: Kommerz 1, 184.

¹⁸³ Riegger: Archiv 1 (1792) 121 (Beschreibung).

vorzüglich zweischürige Wolle im Verlagssystem zu Flanell. 1790 arbeiteten für sie in Schlaggenwald (66) 89 Stühle, in Schönfeld (67) 105, in Karlsbad (68) 27, in Falkenau (26) 20, in Elbogen (22) 14, in Königsberg (69) 180, in Gossengrün (70) 140, in Eger (71) 130, in Braunau (9) 142, in Königshof (72) 96 und in Niemes (51) 26. 1789 ging das Unternehmen an den Juden Perl über.

Im Jahre 1769 wurde in Westböhmen bei Taus in Neugedein (61) (Nové Kdyni) durch die Wiener Kaufleute *Schmidt* und Co. eine dritte Wollenzeugmanufaktur gegründet, die sich in den achtziger Jahren zur größten in Böhmen entwickelte¹⁸⁴. J. M. Schmidt schloß 1770 mit dem Herrschaftsbesitzer Graf Stadion einen Vertrag, wonach dieser ihm seine „leibeigenen Unterthanen zu ihrer besseren Nahrung“ als Arbeitskräfte überließ, „außer es würde sich ein besonderer Fürfall äussern, daß wir ein und anderen Unterthanen selbst zu unseren Diensten nöthig hätten“. Schmidt erhielt zugleich mit seinem Fabriksprivileg einen Staatszuschuß von 10.000 fl. Er begann die Produktion bereits auf 94 Webstühlen und erzeugte 11 verschiedene Tuchsorten, insgesamt 548 Stück jährlich. 1775 erzeugten 297 Beschäftigte auf 104 Wirkstühlen jährlich 5173 Stück Tuch in 17 Sorten. Das Fabrikspersonal bestand aus je einem Fabriksinspektor, Buchhalter, Spinnfaktor, Handlungsbedienten, Handlungslehrlingen und Färber, 3 Appreteuren, 9 Werkmeistern, 59 fremden Gesellen, 29 einheimischen Gesellen, 8 einheimischen Lehrlingen, 51 „Dozzerinnen“, 33 Spulungen und -mädchen, 25 Meisterskindern, 1 Kämme-Meister, 4 Wollsortierern, 38 Wollkämmern, 18 Wollzausern, 13 Färbknechten, 2 Holzmachern, 1 Hausknecht und 2 Postboten. Außerdem arbeiteten 1400 Heimarbeiter an verschiedenen Orten der nahen Umgebung für die Fabrik. Schmidt ließ Spinnräder auf seine eigene Rechnung herstellen und überließ diese den als Heimarbeitern tätigen Spinnern als ihr Eigentum, wobei er sich durch Lohnabzüge schadlos hielt. Die Neugedeiner Wollenzeugmanufaktur erhielt sich im Besitz der Gründerfamilie, verlor aber gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts wieder an Bedeutung. Später wurde sie in eine moderne Spinnerei umgewandelt, die 1825 einschließlich der Heimarbeiter 6542 Personen beschäftigte. 1838 zählte sie 540 Arbeiter in der Fabrik und fast 7000 Heimarbeiter. — Weitere Gründungen von Wollenzeugfabriken wurden um 1790 versucht¹⁸⁵, ohne dauernde Erfolge zu zeitigen, gegen die Jahrhundertwende vermehrten sie sich wieder, doch entspricht diese Ausweitung nicht ganz der der Tuchmanufakturen. Den Wollenzeugen machten die Baumwollstoffe Konkurrenz, wie schon Schreyer bemerkte. Die Gesamterzeugung von ganz- und halbwollenen Zeugen lag in jenen Jahren nur wenig über 100 000 Stück. Um 1800 dürften die Manufak-

¹⁸⁴ Lederer, P.: Zur Geschichte der Wollenzeugfabrik in Neugedein. MVGDDB 44 (1906) 124 ff. — Wollenzeugfabrik zu Neugedein in Böhmen. Aus dem Tagebuch eines Reisenden. Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums 1 (1827). — Klíma: Manufakturperiode 362—374.

¹⁸⁵ In den bei Schreyer: Über Kommerz, Heft 2, 2 ff. veröffentlichten Manufakturtabellen für 1791 und 1792 werden jeweils weitere drei Zeugmanufakturen erwähnt, 1788 im ganzen vier. — Nach Demian: Darstellung 1, 122 waren es neun im Jahre 1804. — Vgl. auch Slokar 339 ff.

turen mit nicht viel mehr als 5% an der Gesamterzeugung von Wollzeugen beteiligt gewesen sein¹⁸⁶.

Eine Statistik des Commerz-Collegiums von 1768 gibt die Wollindustrie Böhmens mit mehr als 6000 Stühlen und 74000 Beschäftigten an¹⁸⁷. Weiters werden die Tuchfabriken Oberleutensdorf (56), Reichenberg (3), Braunau (9), Reichenau (20) und B. Leipa (7) mit 2800 Beschäftigten und die Wollenzeugfabriken zu Ossegg (65), Tepl (73), Neugedein (61) und Braunau (9) mit 900 Arbeitern erwähnt. Reichenberg (3) zählte zu dieser Zeit 402 Tuchmachermeister mit 120 Gesellen an 302 Webstühlen.

Maria Theresia unternahm alle Anstrengungen, um durch Verordnungen, die dem englischen Tuchmacherreglement entlehnt waren, die Qualität der heimischen Produktion zu verbessern¹⁸⁸. So verlangte die Tuchmacherordnung von 1747 die Verwendung von ausgezeichneter Walkererde, ein Patent vom 24. April 1758 verbot die großen Winden, wodurch Tücher übermäßig gedehnt wurden. Am 20. Juli 1761 wurden von Maria Theresia Prämien zur Hebung der böhmischen Tuchmanufakturen ausgesetzt, die Kaiser Joseph II. dann in Ausfuhrprämien umwandelte.

Die Konkurrenz der Baumwolle, mehr aber noch die Einschränkung der Weideflächen, führte zu einem merklichen Rückgang der Schafzucht. Man versuchte diese Entwicklung durch Qualitätsverbesserung der Wolle auszugleichen. Maria Theresia ließ spanisches und paduanisches Zuchtvieh herbeischaffen und zu Merkopol eine eigene Pflanzzucht errichten, von wo die böhmischen Güter mit Zuchttieren beliefert werden sollten. Um die Schafzucht zu erweitern, war seit dem Jahre 1770 die Ausfuhr inländischer Wolle zu einem niedrigen Essitzoll unter der Bedingung freigegeben worden, daß der Preis der Wolle am Inlandsmarkt nicht zu hoch steige. Der Preis der Wolle stieg daraufhin nahezu auf das Doppelte, von 40 bis 50 fl pro Zentner Wolle auf 80 bis 100 fl, was allerdings mit Qualitätsverbesserung begründet wurde. Der Vorkauf der Wolle erfolgte größtenteils durch jüdische Händler, die als Hausjuden des Adels schon Jahre im voraus Darlehen auf den Wollertrag der grundherrschaftlichen Schäfereien boten. Die eigentlichen Wollmärkte wurden fast überhaupt nicht mehr beliefert, so daß die böhmischen Manufakturen spanische Schafwolle über Amsterdam bezogen¹⁸⁹.

Die Schafwollspinnerei arbeitete im Verlag der großen Manufakturen. Die Linzer königlich privilegierte Wollenzeugfabrik verlegte in Böhmen allein 16000 Wollspinner. Von den heimischen Zeugmanufakturen hatten die Neugedeiner und Taußer im Klattauer Kreis, das Kloster Ossegg im Leitmeritzer Kreis und die Fabrik zu Mährisch-Neustadt im Olmützer ihren Verlagsdistrikt. Die Schafwollspinnerei wurde meist als Hauptbeschäftigung ganzjährig ausgeübt. Ihre Erlernung war auch schwieriger als die Baumwollspinnerei. Der häufige Mangel an Schafwolle führte dazu, daß die Wollen-

¹⁸⁶ Hassinger: Manufakturen 153.

¹⁸⁷ Grunzel: Tuchindustrie 104.

¹⁸⁸ Schreyer: Kommerz 1, 138.

¹⁸⁹ Ebenda 129 ff.

zeugmanufakturen ihre Verlagsgebiete an die Baumwollmanufakturen verloren. Während die Schafwollspinnerei im Zeitraum von 1766 bis 1797 ihre Beschäftigtenzahl etwa verdoppelte, konnte die Baumwollspinnerei ihre Beschäftigtenzahl mehr als verdreifachen.

In Umfang und Wirksamkeit wohl bedeutungsvoller als die Tuchmanufakturen waren zu dieser Zeit noch die großen Tuchmacherzünfte Böhmens. Die großen Tuchmacherzünfte von Bielitz, Troppau, Neutitschein, Iglau, Reichenberg (3) und andere arbeiteten in engstem Zusammenschluß unter staatlicher Aufsicht wie große Manufakturen. In Bielitz zählte man 271 Werkstätten, in Neutitschein 300, in Iglau etwa 300. Die im Jahre 1767 gegründete Iglauer Tuchgewerbschaft war ein ansehnliches Handelshaus mit direkten Auslandsverbindungen¹⁹⁰. Im Jahre 1771 erklärte sich die Iglauer Zunft bereit, jährlich 16 000 Stück Tuche für den Export bereitzustellen. Zu ihrer Blütezeit beschäftigte die Iglauer Tuchgewerbschaft 1200 Gesellen, die jährlich etwa 40 000 Stück Tuch herstellten. Dennoch wurde Iglau von Reichenberg überflügelt¹⁹¹. Im Jahre 1743 betrieben in Reichenberg 329 Tuchmacher und 37 Tuchscherer ihr Gewerbe. Es bestanden zwei Walkmühlen hier und eine dritte in Rosenthal. 1767 wurden in Reichenberg 395 Tuchmachermeister mit 102 Gesellen an 297 Webstühlen gezählt, die 12 800 Stück Tuch erzeugten. 1785 waren es bereits 667 Tuchmachermeister mit 183 Gesellen auf 603 Webstühlen, die 18 000 Stück Tuch erzeugten. 1796 aber zählte man 804 Tuchmachermeister, die 35 534 Stück Tuch herstellten. Um 1790 erwähnt Schreyer in Reichenberg 706 Tuchmachermeister an 620 Stühlen, viele Tuchscherer und Tuchbereiter, zwei Walkmühlen und Färbereien. Die Produktion stieg von 110 000 Stück Tücher jährlich auf das Doppelte. Der Versand der Reichenberger Waren erfolgte über Wien nach Ungarn, Siebenbürgen und in die Türkei, auch nach Bozen, Welschland, Schweiz und ins römische Reich. Zu den bedeutendsten Reichenberger Tuchmachern zählten Joseph *Franz*, Gottfried *Müller*, Ullrich *Schulze*, Salomon *Trenkler* und andere. Der große Aufschwung der Reichenberger Tuchmachermeisterschaft erfolgte trotz mannigfaltiger widriger Umstände. Die Stadt wurde in den mariatheresianischen Kriegen mehrmals zum feindlichen Durchzugsgebiet, einer Produktionsausweitung stand wiederholt arger Rohstoffmangel entgegen¹⁹².

Auch in der Zeit Josephs II. nahmen die Tuchmanufakturen großen Aufschwung. Die Manufakturtabelle von 1788 erwähnt zwei Tuchfabriken zu Manetin (73) und Oberleutensdorf (56), vier Wollenzeugfabriken zu Heraltetz (63), Neugedein (61), Redwitz (64) und Kloster Ossegg (65) sowie zwei wollene Bänderfabriken zu Biela (74) und Teplitz (12). Die Fabrik zu Manetin (73) wurde 1787 vom dortigen Grundherrn Prokop Graf von *Lažansky* gegründet, der zunächst 12 Stühle betrieb. Sie besaß eine eigene Walke, Färberei und Appretur. Das musterhaft geführte Unternehmen erzeugte um 1800

¹⁹⁰ Werner, K.: Urkundliche Geschichte der Iglauer Tuchmacherzunft. Leipzig 1861. — Ruby, F.: Das Iglauer Handwerk. Brünn 1877.

¹⁹¹ Keeß 2, 276.

¹⁹² Grunzel: Tuchindustrie 105 u. 122.

kaum weniger als Oberleutensdorf¹⁹³. 1786 errichtete Freiherr von *Linker* auf seiner Herrschaft Ronsperg (75) im Klattauer Kreis eine Wollenzeugfabrik, die er 1788 der Neugedeiner Fabrik verkaufte. In Pollerskirchen (75) im Časlauer Kreis erbaute die Ortsobrigkeit eine Wollenzeugfabrik, die sie an Markus *Pergelstein* verpachtete, der 1791 ein Fabriksprivileg und Niederlagsfreiheit erhielt, 1797 erwarb diese Fabrik der jüdische Verleger Isaak *Liebstein* und Co. 1795 gründeten die Gebrüder Philipp und Daniel *Tuschner* in Pilsen (8) eine Tuchfabrik, die 864 Beschäftigte zählte. Davon arbeiteten aber nur 30 Personen im eigenen Hause, wo 4 Stühle betrieben wurden. Unter den 12 Spinnerinnen befand sich ein Mädchen unter vier Jahren, das täglich drei Kreuzer verdiente. Die Fabrik verlegte 19 selbständige Tuchmachermeister. Wenn man auch in Böhmen Tuchwaren jeder Qualität erzeugte, so vermerkt doch Schreyer¹⁹⁴, daß feine und extrafeine Tücher meist aus Brünn, Klagenfurt oder den Niederlanden kamen. Übrigens erwähnt er folgende bedeutende Tuchfabrikanten: Philipp *Tuschner* in Pilsen (8), der feine Tücher aus spanischer Wolle erzeugte, die Teplitzer (12), B. Leipae (7), Neuhauser (6) und Budweiser (32) Meisterschaften und die Berauner (76) Meisterschaft, die rote, mit Koschenille gefärbte Tücher für die Erbländer und für Polen herstellte. Im Königgrätzer Kreis bestanden Wollenzeugfabriken des Prälaten von Braunau (9), des Grafen *Schaffgotsch* und der Fürsten *Piccolomini*.

Gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts kam es auch in Reichenberg (3) trotz heftigem Widerstand der Tuchmacherzunft zur Gründung von Tuchfabriken¹⁹⁵. Der Prager Leinwandhändler Johann Georg *Berger*, der die Tuchmacherei noch im Verlag betrieb und dessen Reichenberger Vertreter der dortige Tuchmachermeister Ferdinand *Römheld* war, erhielt am 6. November 1798 das Privileg zur Führung einer „k. k. priv. Tuchfabrik“ mit Adlerwappen. Mit Hilfe des Färbers Karl Bonté wurde eine eigene Schönfärberei, Tucherzeugung, Tuchschererei und Appretur errichtet, die jährlich 2800 Stück Tuch fabrizierte. Römheld ließ Spinn- und Schermaschinen aus den Niederlanden kommen, die ersten Schafwollkrepeln wurden aufgestellt und Schnellschützen in die Weberei eingeführt. Die Aufstellung von Baumwollspinnmaschinen, die seit 1783 nur auf Grund eines ausschließlichen Privilegs gestattet war, wurde 1803 allgemein freigegeben. Ausländische Maschinen genossen nunmehr vielfach Zollfreiheit und man gewährte Staatszuschüsse beim Ankauf. 1815 wurde sogar ein berühmter Maschinenfabrikant aus Frankreich auf Staatskosten nach Reichenberg berufen. Damit war dem Siegeszug der Maschinen Tür und Tor geöffnet. 1800 erwarb Berger vom Grafen *Gallas*

¹⁹³ Demian, J. A.: Über die Tuchmanufakturen in der österreichischen Monarchie. Archiv für Geographie und Statistik 2 (1803) 296 f. — Slokar 339.

¹⁹⁴ Schreyer: Kommerz 1, 137.

¹⁹⁵ Hallwich, Hermann: Die erste Fabrik in Reichenberg. Reichenberg 1869. — Hawelka, W.: Geschichte des Kleingewerbes und des Verlags in der Reichenberger Tucherzeugung. Reichenberg 1932. — Aubin, Hermann: Das Textilgewerbe in und um Reichenberg bis zum Übergang in die moderne Industrie. Sudetenland 2 (1963) 1—16. — Grunzel: Tuchindustrie 133 ff. — Slokar 339 ff.

in Alt-Habendorf (77) bei Reichenberg Grundstücke, wo er eine Walke, eine Schönfärberei und ein Waschhaus erbaute, zuletzt aber auch Spinnerei und Weberei von Reichenberg hierher verlegte¹⁹⁶. Das Unternehmen ging 1829 zugrunde. Ein ähnliches Schicksal ereilte auch die zweite Tuchfabrik in Reichenberg, welche 1802 von dem Tuchmachermeister Franz *Ulbrich* errichtet wurde. Der bisherige Zunftvorsteher *Gottfried Müller* leitete deren Appreturanstalt. 1806 kaufte Ulbrich die Bergmühle in Katharinaberg (78) hinzu und wandelte sie ebenfalls in eine Tuchfabrik um. Auch dieses Unternehmen mußte 1829 exekutiv feilgeboten werden. Beide wurden ein Opfer der nach 1815 einsetzenden Baumwollkrise. Die Reichenberger Tuchmachierzunft, die sich nach einer ursprünglich ablehnenden Haltung später bereitwillig in den Dienst der Fabriken stellte, ja sogar Fabrikanten in ihre Reihen aufnahm, zeigte weiterhin eine Aufwärtsentwicklung. Im Jahrzehnt nach 1794 folgten rasch sieben bürgerliche, zum Teil größere Unternehmungen, vor allem in Reichenberg (3) und B. Leipa (7). *Ferdinand Römbeld*, der nachmalige bedeutende Fabrikant und Besitzer von Oberleutensdorf, und die anderen Gründer der Reichenberger Tuchmanufaktur waren Tuchmacher aus diesem in Böhmen in der Wollverarbeitung führenden Gebiet. Daneben stiegen andere Tuchmacher, ohne Privilegien zu besitzen, zu Unternehmern auf. Ihre Zahl ist in dieser Zeit freilich nicht annähernd zu schätzen, weil sich auch hier der Verlag durch Weber seit dem 17. Jahrhundert durchgesetzt hatte¹⁹⁷.

An Tuchen wurden in Böhmen in den neunziger Jahren meist 120 000 bis 130 000 Stück erzeugt, 1801 aber schon etwa 150 000¹⁹⁸. Diese Produktionszahlen wurden allerdings teilweise nach der Durchschnittsleistung des Handwerkes unter Annahme voller Beschäftigung errechnet. Oberleutensdorf allein, wenn auch in seinen Sorten konkurrenzlos, erzeugte davon etwa 1%, alle Feintuchmanufakturen in Böhmen zusammen um 1800 wohl kaum über 3%. In Reichenberg aber, wo im Vormärz bis zu 1300, darunter nun noch mehr unselbständige Tuchmacher arbeiteten¹⁹⁹, erreichten 1826 die vier privilegierten Feintuchmanufakturen einen Anteil von 11% an der hier auf über 42 000 Stück gestiegenen Gesamterzeugung von Tuch; die Manufakturen insgesamt, also einschließlich der nicht privilegierten, wohl etwa 15%.

Die um die Jahrhundertwende gegründeten Tuchmanufakturen wiesen bereits eine moderne Maschinenausstattung auf²⁰⁰. 1798 errichtete Josef Ritter

¹⁹⁶ Grunzel: Tuchindustrie 134 f.

¹⁹⁷ Freudenberger, H.: The woolen-goods industry of the Habsburg Monarchy in the 18th century. *Journal of Economic History* 20 (1960) 383 ff. geht auf die Frage der Manufakturen nur am Rande ein.

¹⁹⁸ Hassinger: Manufakturen 153.

¹⁹⁹ Grunzel: Tuchindustrie 139 f.: 1820 zählte Reichenbergs Tuchindustrie 1017 Meister auf 445 Webstühlen, die 14 143 Zentner Wolle zu 56 572 Stück Tuch im Werte von 2,8 Millionen fl CM verarbeiteten. — S. 165 nennt Grunzel noch 1866 als Beispiel für die „Kleinindustrie“ 12 Tucherzeuger mit mehr als 15 Stühlen, die zusammen einen Anteil von fast 10% der Reichenberger Tuchproduktion erreichten neben den 23% der sieben Fabriken.

²⁰⁰ Slokar 340 f.

von *Lilienborn* zu Neuötting (79) auf seiner Herrschaft Wtschelnitz im Taborer Kreis eine Tuchfabrik, in der er 28 niederländische, 30 deutsche und 19 Kasimir-, nebst 40 anderweitigen Webstühlen aufstellen ließ. Die Spinnerei beschäftigte ständig 300 Kinder im Alter von acht bis sechzehn Jahren, die Fabrik besaß auch eine eigene Färberei. Maschinell eingerichtet war auch eine 1797 zu B. Leipa (7) von den Gebrüdern Franz und Karl *Kühnel* sowie Herzfeld *Eidam* und Co. erbaute Tuchmanufaktur.

Die Maschinenspinnerei bereitete auch dem weitverbreiteten Verlagssystem der Baumwoll-Hausspinnerei allmählich ein Ende. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts zählte man in Böhmen 67282 solcher Baumwollspinner, im Jahre 1819 waren nur noch 40000 vorhanden, die größtenteils mittlere und gröbere Gespinnste verfertigten²⁰¹. Nach Kees standen zu dieser Zeit bereits in der Bergerschen Tuchfabrik zu Althabendorf (77), der Ulbrichschen zu Reichenberg (3) und der von Schererschen Fabrik zu Neuhof (80) mechanische Spinnmaschinen in Verwendung²⁰².

Das Ende der Kontinentalsperre bedeutete auch das Ende der Konjunktur in der Schafwollwarenindustrie. Die allgemeine Depression erreichte um 1818 ihren Höhepunkt. Für dieses Jahr findet sich bei Slokar²⁰³ eine statistische Übersicht der damals bestehenden Unternehmen: die k. k. priv. Tuch- und Kasimirfabrik von Philipp *Tuschner* und Sohn in Pilsen (8) hatte 1817 nur 6 Stühle in Betrieb, die k. k. priv. Feintuchfabrik des Grafen *Lažansky* zu Manetin (73) unter Direktor F. M. *Daler* besaß 80 Webstühle, die k. k. Feintuchfabrik von *Berger* und Co. zu Althabendorf (77) zählte 70 bis 80 Beschäftigte und 11 Stühle sowie eine Färberei, Walke und Appreturanstalt für feine Tücher, die Feintuchfabrik *Siegmund* und *Neubäuser* zu Reichenberg (3), gegründet 1809, arbeitete auf acht Stühlen, die Tuch- und Kasimirfabrik der Gebrüder *Junghauer* zu Goldenkron (81) im Budweiser Kreis beschäftigte acht Arbeiter an vier Stühlen, die Tuchfabrik der Gebrüder Franz und Karl *Kühnel* und Co. zu B. Leipa (7) betrieb 1817 noch vier, 1818 aber nur mehr einen Stuhl, die Tuchfabrik von *Wagner*, *Walzel* und Co., dann *Stumpf* und Co. zu Braunau (9) im Königgrätzer Kreis wurde stillgelegt, die k. k. priv. Feintuch-, Kasimir- und Schafwollgespinnstfabrik des Ferdinand *Scherer* von Neuhofsthal zu Neuhof (80) im Taborer Kreis, gegründet 1817, arbeitete auf 17 Tuch- und Kasimirstühlen, die Tuchfabrik Franz *Winter* zu Braunau (9), die Tuchfabrik zu Reichenau (20), die k. k. priv. gräflich *Waldsteinsche* Feintuchfabrik zu Oberleutensdorf (56) schloß 1818 einen Gesellschaftsvertrag mit F. *Römbeld* und J. *Hauptig*, die k. k. priv. Wollenzeugfabrik von J. M. *Schmidts Erben* und Co. zu Neugedein (61) hatte von 260 Stühlen nur mehr 140 im Betrieb, die Wollenzeugfabrik W. *Seyler* zu Asch (82) beschäftigte auf 10 Stühlen 13 Personen, die Wollenzeugfabrik des Stiftes *Ossegg* (65), die Wollenzeugfabrik zu Heraletz (63) war seit 1814 an Bernard *Salm* übergegangen.

²⁰¹ Kees 2, 111.

²⁰² Ebenda 116.

²⁰³ Slokar 342f.

Ein Bild des Niederganges entwirft 1820 auch Keeß²⁰⁴: In Böhmen bestanden große Tuchmanufakturen zu Reichenberg (3), Alt-Habendorf (77), Oberleutensdorf (56), Manetin (73), Braunau (9) usw. Viele kleinere zerstreute Fabriken und größere Tuchmacherzünfte bestanden zu Reichenberg (3), Schönfeld (67), Friedland (1), Kratzau (83), Liebenau (84), Turnau (85), Sobotka (86), Münchengrätz (87) und Jungbunzlau (50). In Reichenberg (3) allein waren vier Tuchfabriken, und außer diesen wurden 1813 und 1814 daselbst noch 975 Meister mit Einschluß der Tuchscherer und Tuchbereiter gezählt, welche 700 Stühle betrieben und jährlich bis 40 000 Stück Tücher verschiedener Qualität lieferten. Bis zum Jahre 1818 war die Zahl der Stühle auf weniger als die Hälfte, und zwar 340 zurückgegangen. Ein ähnlicher Rückgang zeigte sich in der großen Bergerschen Tuchfabrik zu Alt-Habendorf (77). Diese betrieb in den Jahren 1809/10 noch 32 Stühle, im Jahre 1818 aber nicht mehr als 12 Stühle. Dabei war die Tuchfabrik Alt-Habendorf ein modernst eingerichteter Betrieb mit eigener Färberei und Appretur, der über 8 Spinnmaschinen, 9 Schermaschinen und 4 Handscheren verfügte, ja sogar über die neuesten Rauhaschinen. Die allgemeine Depression und der Rückgang in der Tuchmanufaktur war eine Reaktion auf deren überstürzt vorangetriebene Entwicklung während der napoleonischen Ära.

Erst nach 1820 besserte sich die allgemeine Wirtschaftslage und auch in der Tuchfabrikation zeigte sich der Trend zum Großbetrieb²⁰⁵. Beispiele dafür sind J. M. *Schmidt* in Neugedein (61), Johann *Liebig* und Co. in Reichenberg (3)²⁰⁶; Ignaz *Seidel* und Söhne zu Grottau (88) und andere.

Die Strumpfwürkerei lieferte in außerordentlicher Menge gewirkte Waren aus Schafwolle, Baumwolle und Zwirn. Während man in Prag vorzüglich Seiden- und Baumwollstrümpfe herstellte, verfertigten die Meisterschaften zu Dux (89), Oberleutensdorf (56), Teplitz (12) und Graupen (90) Strümpfe aus einschüriger Wolle²⁰⁷. Oberleutensdorf (56) war auch auf Kastorstrümpfe spezialisiert. Den Export in die Erbländer und Nachbarstaaten besorgten die zu Dux ansässigen Verleger Wenzel *Kliegel* und Joseph *Stroßberger*. Zu B. Kamnitz (91) und Reichenberg (3) erzeugte man vorzüglich Halb- und Ganzkastorstrümpfe, Berliner Strümpfe, die von den Verlegern Johann Georg *König*, Johann *Tagmann* und Franz *Tum* aufgekauft und verhandelt wurden. Erstmals wurde die manufaktuelle Strumpferzeugung im Manufakturhaus in Weißwasser (92) versucht, das sich — wie bereits ausgeführt — zuletzt ausschließlich damit beschäftigte²⁰⁸. Die Manufakturtablelle 1788 nennt zwei Strumpfwirkfabriken in Prag (57). 1798 gründete Wilhelm Fürst *Auersperg* zu Domaschin (93) in der Herrschaft Wlaschin eine Strumpf-

²⁰⁴ Keeß 2, 276.

²⁰⁵ Slokar 343 ff.

²⁰⁶ Hübner, Franz: Beiträge zur Geschichte der deutschen Industrie Nordböhmens. 1. Johann und Franz Ritter von Liebig. MVGDB 24 (1886) 73—96; 2. Ignaz Ginzkey. MVGDB 25 (1887) 171—197, 309—324.

²⁰⁷ Schreyer: Kommerz 1, 195.

²⁰⁸ Vgl. Fußnote 129.

wirkwarenfabrik, die mit einer eigenen Wollspinnerei, Walke, Färberei und Appretur verbunden war. Ein Jahr später zählte diese bereits 400 Beschäftigte an 57 Stühlen und erhielt das Recht zur Führung des kaiserl. Wappenadlers²⁰⁹.

Dem Schlosser und Spinnmaschinenbauer Gottfried *Preißer* aus Schönlinde (94) gelang im Jahre 1818 die Erfindung eines neuen Strumpfwirkertuhles, des sogenannten Petinetstuhles²¹⁰. An diesem vermochte jeder Arbeiter um die Hälfte mehr als bisher zu produzieren, wodurch die böhmische Strumpfwirkerei einen ungeahnten Aufschwung nahm. Nach Kees²¹¹ wurden die meisten Schafwollwaren von den Strumpfwirkern zu Gratzen (95), Brünne (96), Heilbrunn (97), Schweinitz (98) und Kaplitz (99) im Budweiser Kreis, von den Strumpfwirkerzünften zu Wildstein (100) und Fleißen (101) im Elbogner Kreis, von den Strumpfwirkerzünften zu Oberleutensdorf (56) in der Herrschaft Dux (89) und zu B. Leipa (7) im Leitmeritzer Kreis sowie zu Strakonitz (45) im Prachiner Kreis erzeugt. Die Strumpfstrickermeister verfertigten nur gemeine wollene Strümpfe, die sie größtenteils selbst auf den Märkten vertrieben. Die Strumpfstrickerei war laut Hofdekret vom 23. Juni 1785 ein unzünftiges Gewerbe. Die Strumpfstrickerei blieb auch frei von Versuchen der Manufakturgründung. Mit dem Stricken und Wirken von Strümpfen beschäftigten sich in Böhmen um 1790 etwa 10 000 Personen.

In der Erzeugung von Wollbändern nennt die Manufakturtablelle 1788 zwei Unternehmen, eines mit 35, das andere mit 7 Beschäftigten. Insgesamt beschäftigte das ganze Gewerbe nur 80 Personen. 1794 wird nur mehr eine Manufaktur erwähnt²¹².

Die Erzeugung von Hüten war in Böhmen stark verbreitet. Nach Schreyer²¹³ lebten von der Hutmacherei 881 Personen, nach Kees²¹⁴ 1100. In Prag (57) errichtete der Entrepreneur Johann *Lipmann* die erste Hutfabrik in den deutschen Erbländern, die aber im Jahre 1788 erst 5 Gesellen und 2 Lehrjungen beschäftigte. Die Fabrik exportierte in die Erbländer und Nachbarstaaten. Die Huterzeugung erfolgte aus Lämmerwolle und Hasenbälgen, nur die teuren Kastorhüte waren aus Biberhaar. Im Jahre 1765 privilegierte Maria Theresia die Firma Zaubek und Co. als alleinige Hasenbalghandlungsgesellschaft, um eine gerechte Verteilung des knappen Rohmaterials auf alle Hutproduzenten zu sichern. Joseph II. hob dieses Privileg auf und gab die Hasenbalgsammlung frei. Die Hasenbälge wurden nunmehr größtenteils von jüdischen Wanderhändlern aufgekauft, welche die Ware trotz der in den Zolltarifen von 1784 und 1788 ausgesprochenen Exportverbote über Leipzig und Hamburg nach England verkauften. Die heimische Huterzeugung litt seither unter Rohstoffmangel und Preissteigerungen. Nach Kees²¹⁵ verlegte die Rei-

²⁰⁹ Slokar 341. — Vgl. Grüll, G.: Die Strumpffabrik Poneggen 1763—1818. Mitteilungen des oberöstr. Landesarchivs 6 (1959) 5—135.

²¹⁰ Kees 2, 439.

²¹¹ Ebenda 444f.

²¹² Hassinger: Manufakturen 154.

²¹³ Schreyer: Kommerz 1, 198.

²¹⁴ Kees 2, 8. — Slokar 633.

²¹⁵ Kees 2, 457.

sersche Fabrik in Wien, die Türkische Käppchen herstellte, mehrere hundert Schafwollstricker in Böhmen. Im Jahre 1778 nahm *Seitter* in Brünn ebenfalls die Erzeugung von türkischen Fezen auf. In Strakonitz (45) führten die Fez-Erzeugung dort zurückgebliebene Soldaten ein, die seit 1809 Hüte filzten und färbten, seit 1816 unter Verwendung mechanischer Strumpfwirkerstühle. 1816 gründeten hier die Brüder Moyses und Wolf *Weil* die erste Fezfabrik, der 1818 eine zweite von Wolf *Fürth* folgte. Beide Fabriken nahmen einen raschen Aufschwung²¹⁶.

*Die Seidenindustrie*²¹⁷

Zur Einführung der Seidenkultur in Böhmen ließ Maria Theresia im Jahre 1753 zu Prag eine eigene Pflanzschule für weiße Maulbeerbäume zum gemeinnützigen Gebrauch anlegen, die sie mit 2000 fl unterstützte²¹⁸. Daß Maulbeerbäume in Böhmen durchaus gedeihen, hatte bereits der harte Winter von 1740 bewiesen, den sie überstanden hatten. Ein Hofdekret vom 7. November 1759 bestimmte, daß alle königlichen Städte 300 Stück Maulbeerbäume, die kleineren aber 200 Stück und jeder Marktflecken 100 Stück aussetzen habe. Ein Hofdekret vom 26. August 1763 verlangte von allen geistlichen und weltlichen Obrigkeiten und Magistraten die sofortige Anlage von Maulbeerbaumpflanzschulen, wofür eine kostenlose Abgabe des Samens erfolgte. Überdies wurden den Gärtnern Geldprämien und den Herrschaftsbeamten goldene Pfennige als Belohnung in Aussicht gestellt. Alle diese Anordnungen blieben weitgehend unbeachtet, sie wurden nur durch die gräflich *Choteksche*, die *Harrachsche*, *Bolzasche* und *Pachtasche* Herrschaft, die Kameralherrschaft Pardubitz und das nächst Prag gelegene Gut Troja befolgt. Auch in den Prager Stadtgräben wurden Maulbeerbäume gepflanzt²¹⁹. Zwei Hofdekrete Kaiser Josephs II. vom 28. März 1782 und 6. April 1787 versuchten neuerlich, allerdings wieder vergeblich, die Maulbeerbaumpflanzungen zu erweitern. Nach Schreyer wurden in Böhmen jährlich nur etwa 50 bis 60 Pfund heimischer Seide gewonnen; und zwar durch die Baronesse von *Waßmuth*, die Vorsteherin des welschen Spitals, den Weltrußer Verwalter und Graf *Chamaré* in Pottenstein. Alle diese Versuche zur Einführung der Seidenzucht wurden noch vor Ende des 19. Jahrhunderts aufgegeben²²⁰.

Die Seidenzeugverarbeitung wurde in Böhmen erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts eingeführt²²¹. Im Jahre 1750 ließ sich der Leipziger

²¹⁶ Slokar 632f.

²¹⁷ Deutsch, Helene: Die Entwicklung der Seidenindustrie in Österreich 1660—1840. Wien 1909. (Studien zur Sozial-, Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte 3. Hrsg. von K. Grünberg.) — Bujatti, Franz: Die Geschichte der Seidenindustrie Österreichs. Wien 1893. (Monographien des Museums für Geschichte der österr. Arbeit 4.)

²¹⁸ Schreyer: Kommerz 1, 234—266.

²¹⁹ Ebenda 259.

²²⁰ Slokar 385.

²²¹ Deutsch 42, 62. — Schreyer: Kommerz 1, 266—285. — Slokar 390f.

Seidenzeugfabrikant Anton *Cherond* als erster seines Faches in Prag nieder. Vier Jahre später zählte man in Prag bereits 26 Seidenzeugfabrikanten, die 37 Gesellen und 36 Lehrjungen beschäftigten. Die Seidenzeugindustrie blieb weitgehend auf Prag beschränkt und stand im Schatten der führenden Wiener Fabriken. Sie war auch in den Anfängen auf Zuwanderung aus Wien angewiesen. Von den 25 Prager „Seidenfabrikanten“ im Jahre 1765 stammten 19 aus Böhmen, 5 aus Wien, 1 aus Graz²²². Die Manufakturtablelle 1766 zählt 124 Seidenarbeiter an 92 Stühlen, die 2933 Stück Seidenzeuge herstellten, weiters 10 Arbeiter an 10 Stühlen, die 620 Dutzend Seidenstrümpfe erzeugten. 1781 fanden sich in der Prager Seidenmacherzunft 28 Meister mit 113 Gesellen und 89 Lehrlingen, die über 200 Stühle betrieben. Gegen Ende der 80er Jahre liefen 233 Stühle. Im Vergleich zu Wien war somit der Umfang der Prager Seidenindustrie geringfügig. Sie genoß auch keinerlei staatliche Unterstützung und beruhte auf Privatinitiative. Außer Prag bezeichnet die Manufakturtablelle 1766 nur noch Časlau als Sitz von Seidenzeugmachern in Böhmen.

Die Seidenzeugmanufaktur in Prag verdankt ebenfalls erst der Unterstützung Maria Theresias ihr Entstehen²²³. Der jüdische Handelsmann *Schwabach-Wehle* ließ aus Wien den Werkmeister Johann *Prochaska* mit Gesellen nach Prag kommen und nahm an 27 Stühlen die Erzeugung von Seidenzeugen, seit 1786 sogar von Taffeten auf. Der Einspruch des Prager Seidenzeugmachermittels gegen diese Fabriksgründung wurde von Maria Theresia zurückgewiesen. Die bürgerlichen Seidenzeugmacher Prags, *Hasse*, Gebrüder *Zachar*, *Selinger*, *Rosengart*, *Scotti* — um nur die bedeutendsten zu nennen —, übten ihr Gewerbe auf Grund des Seidenzeugmacherreglements für Wien vom 12. Jänner 1770 aus, dessen Gültigkeit ausdrücklich auf Böhmen ausgedehnt worden war. Sie erzeugten allerlei Damast, verschiedene andere brochierte seidene Zeuge, Gros de tour, Atlas, Sammet, Tüchel, Flor und halbseidene Zeuge; allerdings nicht in französischer oder Wiener Qualität. Die Prager Sammete dienten bloß als Futterstoffe für Kürschner, dagegen war das in Prag erzeugte Dünntuch oder Flor, aus Nesselgarn und Seide gefertigt, von feinsten und bester Qualität. Ursprünglich war auch in Prag ein geschworener Beschaumeister angestellt. Seit Aufhebung der Beschau durch Hofdekret vom 20. März 1782 übte der Kommerzienrat von *Scotti* das Amt eines Inspektors des Seidenzeugmachermittels von Prag aus. Die Manufakturtablelle 1788 nennt außer Schwabach-Wehle in Prag als eine weitere Seidenzeugfabrik Karl *Haie* in Nixdorf. Letztere war jedoch unbedeutend, da der ganze Kreis Leitmeritz nur 4 Stühle und 7 Beschäftigte zählte. Nach der Manufakturtablelle 1794 verfügte das gesamte böhmische Seidengewerbe über kaum 300 Stühle, wovon die einzige Manufaktur in Prag 27 betrieb. 1797 beschäftigte die Seidenzeugfabrik *Lederer* und *Schwabach* in Prag an 43 Stühlen 121 Arbeiter. 1798 wurde eine zweite Seidenzeugfabrik in Prag durch

²²² HKA, Kommerz rot 794, fol. 14.

²²³ Slokar 403f.

Franz *Zunterer* errichtet, die 1799 auf 32 Stühlen 65 Beschäftigte zählte. Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts nahm die Seidenindustrie in Böhmen stark ab. 1801 gab es insgesamt nur mehr 340 Seidenzeugmacher, dafür aber 630 Seidenbandfabrikanten auf 483 Handstühlen.

Die Seidenbandfabrikation wurde in Böhmen im Jahre 1755 durch Isaak *Hirschel* eingeführt. Sie wurde mittels der neuen Schweizer Bandmühlen betrieben und erreichte bald weite Verbreitung, besonders seitdem durch Hofdekret vom 6. März 1779 die bisher den Posamentierern vorbehaltene Bandmacherei zum freien Gewerbe erklärt wurde. 1766 zählte man 206 Arbeiter an 200 Stühlen, davon die meisten im Časlauer, Kauřimer und Budweiser Kreise. Ende der 80er Jahre war die Zahl der Seidenbandstühle auf 783 angewachsen. Schreyer²²⁴ behauptet, daß von den 743 im Jahre 1789 in Betrieb stehenden Bandstühlen vor fünf bis sechs Jahren kaum 170 bereits bestanden. Er führt den großen Aufschwung innerhalb weniger Jahre auf das strenge Einfuhrverbot von Seidenbändern im Jahre 1784 zurück. Nach der Manufakturtabelle 1788 war die Seidenbandfabrikation bereits in 13 der 17 böhmischen Kreise verbreitet, besonders im Časlauer, Kauřimer, Leitmeritzer und Prager Kreis. „Gegenwärtig werden in Prag und Wien“ — sagt Schreyer — „so schöne und preiswürdige Bänder verfertiget, daß man solche selbst aus Paris nicht schöner bekommen kann.“ Die Wollen- und Harrassenbandmacherei²²⁵, sogenannte Rollenbänder, sollte in Böhmen ebenfalls eingeführt werden. Johann *Justinus* wurde dafür das Kameralschloß Teinitzel gegen eine Miete von 3200 fl eingeräumt; einem gewissen Trap das aufgehobene Kloster Pleß. Letzterer erhielt überdies einen Ärarvorschuß von 4000 fl. Beide Ausländer erzielten aber kaum Erfolge und mußten die Produktion wieder einstellen. 1794 wird eine Bandmanufaktur im Elbogner Kreis erwähnt. Nach 1820 spielten vor allem Prag und Nixdorf in der Seidenbandfabrikation wieder eine gewisse Rolle.

Nach Kees²²⁶ war die Seidenfabrikation in Prag nur mehr von geringer Bedeutung. Auch die Seidenbandfabrikation stand der Wiener Qualität weit nach. Dafür erfreute sich eine zu Warnsdorf erzeugte Halbseide, Gradel genannt, größter Beliebtheit²²⁷. 1819 gründete Josef *Tschubert* in Prag eine Seidenwarenfabrik, die in der Folgezeit zur bedeutendsten in ganz Böhmen wurde²²⁸. Dennoch hat die böhmische Seidenindustrie erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit dem Niedergang der Wiener Unternehmen größere Bedeutung erlangt.

²²⁴ Schreyer: Kommerz 1, 286.

²²⁵ Deutsch 180.

²²⁶ Kees 2, 307.

²²⁷ Ebenda 353.

²²⁸ Slokar 404.

Posamenterie- und Leonische Waren

Maria Theresia erließ am 12. Dezember 1754 eine eigene Qualitätsordnung für Wiener und Prager Borten, die am 20. Oktober 1774 erneuert und am 30. April 1776 auch auf Gold- und Silberdrahtzieher ausgedehnt wurde²²⁹. Danach bestand für alle Erzeugnisse ein Beschau- und Plombierungszwang durch das königliche Prager Münzamt. Am 8. August 1776 erhielten die Prager bürgerlichen Gold- und Silberdrahtzieher eigene Artikel. Die Prager Posamentierer erzeugten auch leonische Borten, deren Einfuhr verboten wurde.

Schreyer klagt, daß die Herstellung von goldenen und silbernen Borten stark in Abnahme begriffen sei. Die gallonierten Kleider wären allgemein abgekommen, durch die Klostersaufhebungen sei der Bedarf an Meßkleidern zurückgegangen. Das Militär trüge keine bortierten Hüte und golddurchwirkten Schärpen mehr. Dabei war Prag früher ein Zentrum des Posamentierer-Handwerks, aus 30 selbständigen Meisterschaften bestehend, die sich aber seither hauptsächlich auf Seidenbandmacherei verlegten. Auch Keeß²³⁰ verweist darauf, daß in Prag leonische Drahtzugsarbeiten im kleinen ausgeführt und leonische Waren hergestellt werden.

*Kotton- und Leinwanddruckereien*²³¹

Im einzelnen wurde auf die Verbreitung dieses für Böhmen sehr wichtigen Industriezweiges bereits in den Kapiteln Leinen- und Baumwollindustrie gelegentlich verwiesen. Hier kann deren Bedeutung nur nochmals kurz zusammengefaßt werden.

Ursprünglich mußten alle bedruckten Stoffe aus Leipzig, Herrnhut, der Schweiz oder Holland eingeführt werden. Graf Joseph Kinsky legte auf seiner Herrschaft Bürgstein im Jahre 1765 eine der ersten Druckfabriken Böhmens an²³². Im Jahre 1766 betrieben den Stoffdruck erst sechs Schwarzfärber in Prag²³³. Als zur farbigen Leinwand in gesteigertem Umfang der Baumwolldruck hinzukam, den zunächst nur wenige Baumwollmanufakturen selbst besorgten, konnten die Schwarzfärber die anfallenden Aufträge nicht mehr bewältigen und es erfolgte die Freigabe des Stoffdruckes. Zunächst erlaubte ein Hofdekret vom 2. Mai 1767 den Druckern nur das Färben jener Stücke, welche sie selbst weiterverarbeiteten, den Schwarzfärbern blieb weiterhin das Drucken und Färben wie auch der freie Verkauf der Fertigwaren gestattet. Im Jahre 1773 wurde die Leinwand- und Kottondruckerei für jedermann zum freien Gewerbe erklärt, ausgenommen davon waren laut Hofdekret vom 17. Juli 1773 allein die Juden. Da die Juden aber vielfach den

²²⁹ Schreyer: Kommerz 1, 289 ff.

²³⁰ Keeß 2, 489.

²³¹ Kurrer, W.H.: Geschichte der Zeugdruckerei. Nürnberg 1834². — Vgl. Fußnote 128.

²³² Schreyer: Kommerz 1, 226.

²³³ Hassinger: Manufakturen 156.

Leinwandhandel kontrollierten, zwangen sie auch die Kottondruckereien zur Lohnarbeit. Der Drucker mußte dem jüdischen Auftraggeber die Farbstoffe abnehmen und sich seinen Wünschen hinsichtlich der Arbeitsdurchführung fügen. Am 24. Juni 1779 erklärte eine Verordnung die Tücheldruckerei für jedermann frei ohne jegliche Befähigungsprüfung, was ein Gründungslieber auslöste und eine schwere Schädigung der 17 Prager Tücheldruckereien darstellte, die jährlich mehr als 120 000 Stück im Druck verarbeiteten. Die Manufakturtabelle 1788 nennt 24 Druckereifabriken, die Kosmanoser, Opotschnaer, Rothenhauser des Grafen von Rottenhan, die Pirkstainer, Wernstädter, zwei zu Schönlinde und 17 in Prag. Schreyer²³⁴ zählt folgende Druckfabriken in Prag auf: die Kotton- und Tücheldruckfabrik *Hergott*, die an 40 Drucktischen 140 Personen beschäftigte, ihr Jahresabsatz betrug über 160 000 fl, sie belieferte die vornehmsten Handlungsplätze Europas; *Berger und Co.*, der ursprünglich mit Hergott assoziiert war, arbeitete auf 14 Drucktischen mit 72 Personen; *Jenner und Bluth* war eine der ersten Prager privilegierten Druckfabriken, beschäftigte an 22 Drucktischen 66 Personen, belieferte die Wiener, Brünnner, Ofner und Linzer Märkte; der bürgerliche Schwarzfärber *Sänger* besaß 14 Drucktische und eine prächtige Mandel- und Appreturpresse, er führte meist Lohnarbeit aus; die Druckfabrik und Färberei *Banquera* beschäftigte an 6 Drucktischen 24 Personen, erfüllte Lohnarbeit für jüdische Handelsleute; Ignaz *Hollub* arbeitete an 23 Drucktischen mit 92 Personen; *Wondraczek* an 50 Drucktischen mit 150 Personen; *Aichmüller* betrieb 15 Drucktische und *Wersink* 12. Neben den 17 Prager Druckfabriken, die durchschnittlich je 44 Beschäftigte zählten, bestanden 45 Färbermeister mit insgesamt nur 175 Beschäftigten²³⁵. Dem raschen Aufschwung folgte sehr bald eine gewisse Konsolidierung. 1794 wurden in Prag nur mehr 7 privilegierte Manufakturen gezählt, in ganz Böhmen 18. In diesem freien Gewerbe bestanden aber auch nicht-privilegierte Manufakturen. Die Erläuterungen zur Manufakturtabelle von 1797 nennen 15. Nach Schreyer²³⁶ wurden diese beiden Gruppen im Jahre 1799 klar unterschieden. Damals zählte er in Prag zehn Betriebe, die als „ordentliche Fabriken privilegiert“ waren, davon besaß aber je einer nur 1, 6, 11 bzw. 13 Tische, sechs je 21 bis 26 und einer 39 Tische. Daneben arbeiteten fünf nichtprivilegierte Betriebe in Prag, von denen einer nur 1 Tisch besaß, zwei dagegen je 13 und je einer 19 bzw. 20 Tische. Da auf einen Tisch im Durchschnitt drei Beschäftigte kamen, sind alle Betriebe mit mehr als fünf Tischen als Manufakturen zu betrachten. Es wären also in Prag 1799 13 Manufakturen als echte zu zählen. Eine Besonderheit einiger Prager Druckereien war, daß sie ausschließlich von jüdischen Händlern verlegt wurden. Nach 1800 wurde der Anteil Prags an diesem Gewerbe geringer, da die Baumwollwebereien sich immer mehr Druckereien selbst angliederten.

²³⁴ Schreyer: Kommerz 1, 226—229.

²³⁵ Hassinger: Manufakturen 156f.

²³⁶ Schreyer: Warenkabinett 216.

So bestanden Druckfabriken zu Bürgstein, wo *May, Rasch* und Co. an 24 Drucktischen 72 Personen beschäftigten und eine eigene Färberei betrieben. Bürgstein erzeugte allerlei bunt gedruckte, echtfärbige, indianrote und englischblaue Zitz, Kotton und Leinwand sowie gedruckte Tüchel, die nach Moskau, Spanien und Portugal exportiert wurden. *Leitenberger* errichtete zu Wernstadt im Leitmeritzer Kreis eine Kotton-, Zitz- und Leinwanddruckfabrik mit 16 Drucktischen, die mit einer baumwollenen Spinnerei zur Tucherzeugung in Verbindung stand. Durch echte Farben und geschmackvolle Dessins erzielte er bald große Exportaufträge. Die Kosmanoser Leinwand- und Kottondruckfabrik wurde von einer jüdischen Kompagnie unter der Firma *Josse* und Co. betrieben und beschäftigte an 13 Drucktischen 56 Personen. Ihre Produktion wurde größtenteils exportiert. In Opotschna bestand eine kleine Fabrik des Entrepreneurs *Hofmann* und Co., die 8 Drucktische betrieb.

Ignaz Leitenberger zu Reichstadt trat als Erfinder einer Platten-Druckmaschine auf Leinen-, Seiden- und Baumwollzeuge hervor, wofür er am 23. August 1818 ein ausschließliches Privileg auf zehn Jahre für die gesamte Monarchie erhielt²³⁷. Der Prager Färber *Schönfelder* entdeckte das Arcanum des türkisch-rot Garnfärbens²³⁸.

Nach 1820 erreichten folgende Druckfabriken große Bedeutung²³⁹: *Ignaz Leitenberger* in Reichstadt mit 607 Beschäftigten und über 2000 Verlegten, 1818 kaufte er die 1802 von August *Starke* zu Niemes gegründete Druckfabrik hinzu, die 350 Arbeiter beschäftigte, *Franz Leitenberger* zu Kosmanos, der seit 1815 den englischen Walzendruck einführte und 1819 die Baumwolldruckwarenfabrik in Jungbunzlau hinzu erwarb, die Druckerei der 1818 gegründeten Baumwoll- und Leinenwarenfabrik *Anton Runge* in Neufranzenthal, die 1814 gegründete Druckfabrik *Leopold Löwenfeld* zu Lichtenstadt, die 1818 gegründete Kattundruckerei *Gebrüder Porges* in Prag, die später einen Zweigbetrieb in Smichow errichtete und zu den größten in Böhmen zählte, der Prager Druckfabrikant *Michael Herrschmann Wiener* erhielt 1820 die Landesfabriksbefugnis und beschäftigte 183 Arbeiter, 1819 gründeten *Karl Köchlin* und *Jeremias Singer*, die bisher als Koloristen und Zeichner bei *Franz Leitenberger* beschäftigt waren, eine eigene Druckfabrik in Jungbunzlau, die 829 Beschäftigte zählte, die Druckerei *Epstein* in Prag erlangte seit 1820 immer größere Bedeutung und erreichte einen Beschäftigtenstand von 863 Arbeitern, 1822 gründete *Leopold Dormitzer* die Druckfabrik *Holleschowitz*. Weiters sind erwähnenswert *Pfibram* in Smichow, *Jerusalem* in Karolinenthal, *Tausig* zu Bubenč, *Brandeis* und *Weble*, *Schick*, *Lederer* und *Lipmann* in Prag, *Koppelman Porges* in Karolinenthal und andere.

²³⁷ Kees 2, 167.

²³⁸ Schreyer: Kommerz 2, 119.

²³⁹ Slokar 300—302.

Für die Entwicklung der Papiererzeugung war die von Maria Theresia am 10. März 1755 erlassene Papiermacherordnung von grundlegender Bedeutung²⁴¹. Darin wurde anstelle der alten Stampfmühlen das in Holland entwickelte Erzeugungsverfahren der Schlaghämmer eingeführt und die Haderausfuhr verboten. Das Patent vom 14. Mai 1768 regelte dann die Rohstoffzuteilung durch die Schaffung von Hadernsammeldistrikten. Seitdem Kaiser Joseph II. diese Einrichtung im Jahre 1785 wieder aufgehoben hatte, trat eine Rohstoffverknappung ein und die Papierpreise kletterten beängstigend in die Höhe. Nach Schreyer²⁴² erzeugten die Trautenauer (1) und Bensner (2) Papiermühle das schönste Papier, das dem holländischen in seiner Qualität gleichkam. Die Prager (3) Papiermühle wurde von Herrn Ferdinand Edler von *Schönfeld* zu einer Papierfabrik ausgebaut. Der Handelsherr Johann Georg *Pachner von Eggenstorff* kaufte im Jahre 1766 in seiner Heimatstadt Krumau (6) die dortige städtische Papiermühle an und gestaltete sie zum ersten Großbetrieb dieser Art in Böhmen um. Weitere große Papiermühlen bestanden zu Trautenau (1), Hohenelbe (5), Bensen (2), Friedland (6), Komotau (7), Grünlas (8), Svidnitz (9), Mittel-Langenau (10), Pardubitz (11) und Bubenč (12). Graf *Kinsky* ließ als erster in seiner Herrschaft Zichowetz (13) buntes und metallfarbenes Papier herstellen.

Laut Bericht des böhmischen Landesguberniums 1782 bestanden insgesamt etwa 100 Papiermühlen, großteils im Leitmeritzer Kreis, unter anderen²⁴³: Josef *Heller* in Altenberg (14), Karl *Wiesner* in Kratzau (15), Franz *Endlicher* „Kunenmühle“ in Swetla (16), Mühle an der Sazawa bei Ledetsch (17), Bernhard *Höring* in Zahradka (18), Johann Georg *Fürth* in Kauth (19), Josef *Ossendorfer* in Ronsperg (20), Thomas *Fuchs* in Bischof-Teinitz (21), Franz *Hegel* in Pürstein (22), Franz *Ossendorfer* in Komotau (7), Johann *Pachner von Eggenstorff* zu Krumau (4), Josef *Richter* in Görkau (23)²⁴⁴, Josef *Kastner* in Kunnersdorf (24), Christian *Přiboda* in Roth-Rečitz (25), Mühle vor dem Spitteltor in Prag (3) — der Altstädter Gemeinde gehörig —, Andreas *Püssl* in Rokytitz (26), Paul *Margolt* in Trautenau (1), Mühle der Herrschaft Schatzlar zu Brettgrund (27), Christof *Weiß* in Hohenelbe (5), gegründet 1667, die Papiermühlen zu Hohenelbe (5), Wildschitz (28) und Forst (29).

Nach der Manufakturtabelle 1794 bestanden in Böhmen 94 Mühlen mit 690 Beschäftigten. Damit besaß Böhmen weitaus mehr Papiermühlen als Niederösterreich, blieb aber im Produktionsausmaß weit zurück. Noch gab es

²⁴⁰ Die in den Abschnitten „Die Papierindustrie“ und „Die Lederindustrie“ hinter Ortsnamen in Klammern gestellten Zahlen sind chronologisch gereiht und entsprechen den in Karte 4 genannten Zahlen. — Thiel, Viktor: Geschichte der Papiererzeugung im Donauraum. Biberach 1940.

²⁴¹ Schreyer: Kommerz 1, 106.

²⁴² Ebenda 105.

²⁴³ Slokar 426.

²⁴⁴ Vgl. Fußnote 32.

hier keine privilegierte Fabrik, aber einzelne Mühlen erreichten Produktionsleistungen weit über den Durchschnitt von 140 Ballen jährlich, den Schreyer 1799 errechnete²⁴⁵, so daß man diese bereits als Manufakturen ansprechen könnte. Schreyer²⁴⁶ verglich schon 1790 die Prager Papiermühle (3) mit „einer ordentlichen Papierfabrik“.

Ende der 90er Jahre des 18. Jahrhunderts wurden in Böhmen 88 Papiermühlen gezählt, die insgesamt 13 000 Ballen Papier erzeugten²⁴⁷: die drei Papiermühlen von Hohenelbe (5) fabrizierten 710 Ballen, Draschitz (30) 230 Ballen, Kauth (19) 200 Ballen, Rothenhaus (31) 300 Ballen, Joachimsthal (32) 260 Ballen, Weipert (33) 960 Ballen, Asch (34) 750 Ballen, Aussig (35) 300 Ballen und Rakonitz (36) 300 Ballen. Ende des 18. Jahrhunderts stand es um die Papierfabrikation noch schlecht, die Betriebe waren klein, der Produktionsprozeß rückständig und die Qualität der Erzeugnisse mangelhaft.

Die Papiermachémanufaktur wurde im Jahre 1778 zu Reichenau (37) im Bunzlauer Kreis durch den Entrepreneur Joseph *Schöfel* mittelst Unterstützung des Prager Kaufmannes *Grüner* erstmals eingeführt²⁴⁸. Man erzeugte Schnupf- und Rauchtabaksdosen, Zupf- und Spieltrügeln nebst Tassen, Schalen und Krügen. Eine zweite Fabrik dieser Art entstand 1787 in Prag (3), wo ein immigrierter Ausländer, Lorenz *Efferer*, mit ausländischen Arbeitern und eigenen Mitteln die Produktion aufnahm. Die Manufakturtabelle 1788 erwähnt noch eine dritte Fabrik dieser Art zu Eger (38), die aber bald wieder einging. Die Manufakturtabelle 1794 erwähnt Papiermachémanufakturen in Prag (3) und Reichenau (37). Letztere wurde 1794 von Karl *Hofrichter* gegründet. 1804 taucht eine weitere in Rumburg (38) auf. Papiertapeten wurden Ende der neunziger Jahre in Prag (3) erzeugt, Spielkarten in Prag (3), Neuhaus (39) und Budweis (40).

Nach dem Urteil von Keeß²⁴⁹ dürfte die Papierfabrikation Böhmens 1820 sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Hinsicht unter allen Provinzen der Monarchie den ersten Rang einnehmen. Während Schreyer²⁵⁰ noch von 93 Papiermühlen mit 443 Beschäftigten spricht, spricht Keeß von 107 Papiermühlen mit 627 Papiermachern. Als erstes und führendes Unternehmen der Papierindustrie bezeichnet er Hohenelbe (5), den Brüdern Gustav und Wilhelm *Kiesling* gehörig, im Jahre 1804 von Aloys Kiesling, dem Vater der vorgenannten Brüder, gegründet. Auf fünf Bütten wurden hier alle Gattungen Papiere, besonders Zeichenpapier nach englischer und holländischer Art, alle geleimten und ungeleimten Velin-, Post-, Kanzlei- und Konzeptpapiere mit einem hohen Grad von Weiß erzeugt. Weiters erwähnt er die Anton *Kieslingsche* Fabrik zu Lauterwasser (41) nächst Hohenelbe, welche ebenfalls die meisten Gattungen feiner Schreibpapiere erzeugte, die Gabriel *Ettelsche* Fa-

²⁴⁵ Schreyer: Warenkabinett 109.

²⁴⁶ Schreyer: Kommerz 1, 105.

²⁴⁷ Slokar 427.

²⁴⁸ Thiel 142 bezeichnet sie als die älteste der Monarchie. — Slokar 427.

²⁴⁹ Keeß 2, 584f.

²⁵⁰ Schreyer: Kommerz 1, 105.

brik zu Hohenelbe (5), die Altstadt Trautenauer (1) Papierfabrik, die Franz *Kieslingsche* Fabrik zu Langenau (42) bei Hohenelbe, die Joseph *Schütz*sche Fabrik zu Radel (43), die *Hellersche* Fabrik zu Altenberg (14) nächst Iglau mit zwei Bütten, die Ferdinand von *Schönfelds*che zu Karolinenthal (44) bei Prag, die von *Pachners*che Fabrik zu Krumau (4) mit fünf Bütten und 38 Arbeitern, die Franz *Ritschls*che Fabrik zu Bensen (2).

Mit Ausnahme des Stahlpapieres für Nähadeln und feine Stahlwaren und der Preßspäne nach englischer Art wurden in Böhmen alle übrigen Papiergattungen verfertigt. Die böhmischen Papiere hatten einen besonderen Vorzug wegen ihrer Haltbarkeit, welche man den zweckmäßigen Handgriffen beim Leimen zuschrieb, und vorzüglich waren es die böhmischen Schreibpapiere, welche geschätzt wurden. Pappendeckel²⁵¹ verfertigten die Papiermühlen zu Ebersdorf (45), Gastdorf (46), Kolenetz (47), Wollenau (48), Jungbuch (49), Radel (43), Stadt Tabor (50), Miltigau (51), Hammergrund (52), Schönwald (53), Watétie (54) und Görkau (23). Braunen Pappendeckel aus Torf erzeugten Wenzel *Rabenstein* zu Sosau (55) und der k. k. Cameral-Schichtmeister Nennel in Schmiedeberg (56). Preßspäne für Tuchmacher und Tuchscherer lieferten die *Kieslingsche* Papierfabrik zu Hohenelbe (5), die Papiermühlen zu Kroschau (57), Radel (43), Langenau (42), Altstadt Trautenau (1), Bensen (2), Stein (58), Niederleutensdorf (59) und Altenberg (14). Papierfärberei und Papierdruck führte Friedrich *Mitscherling* in Prag (3) ein, der englisch marmorierte und Taffetpapiere herstellte. Dieser erzeugte auch gemeinsam mit dem Parfümeur *Corda* gepreßte Papiere und Bordüren. Kees²⁵² nennt zwei Papiermaché-Warenfabriken, eine zu Reichenau (37) im Bunzlauer Kreis, die Johann *Scheffel* gehörte, und eine zweite in Prag (3) von Dr. med. *Hawerlick*.

Buchdruck und Graphische Industrie

Buchdruckerei und Buchhandel begannen in Böhmen erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts größeren Umfang anzunehmen. „Erst seit zehn bis zwölf Jahren“ — sagt Schreyer²⁵³ — „erscheinen daher auch wieder bei uns mannigfaltige, im Lande selbst verfertigte Werke aus dem historischen und gelehrten Fache, nebst verschiedenen sowohl nützlichen als unterhaltenen Wochenschriften und Zeitungsblättern.“ In Prag bestanden 14 Offizinen, die an 59 Druckpressen 55 Gesellen und 43 Jungen beschäftigten. Es waren dies: Johann *Diesbach* mit 3 Druckpressen, Josef *Diesbach* mit 4 Pressen, die Erzbischöfliche Offizin mit 4 Pressen, die *Elsenwangers*che mit 3 Pressen, die *Gerzabeks*che mit 4 Pressen, die *Hladiks*che mit 2 Pressen, die August *Höchenbergs*che mit 4 Pressen, die Thomas *Höchenbergs*che mit 3 Pressen, die *Hrabs*che mit 3 Pressen, die *Pruschs*che mit 3 Pressen, die Normalschulbuchdruckerei mit 6 Pressen, die *Rosenmüllers*che mit 2 Pressen und die von

²⁵¹ Kees 2, 568.

²⁵² Ebenda 624. — Slokar 427.

²⁵³ Schreyer: Kommerz 1, 119f.

Schönfeldsche mit 18 Pressen. Um 1790 beschäftigte der Buchdruck in Böhmen etwa 100 Personen. Hassinger²⁵⁴ vermutet, daß bei der starken Konzentration des Gewerbes in Prag — zumal der Wiener Großunternehmer *Trattner* hier keine Filiale errichtete — einzelne dieser Unternehmen als Manufakturen zu werten wären. Keesß nennt nur mehr acht Buchdruckereien in Prag²⁵⁵. Außerdem gab es in Prag eine Schriftgießerei, welche mit Hofdekret vom 27. März 1782 zum freien Gewerbe erklärt worden war²⁵⁶.

In Prag bestand eine berühmte Kupferstichbildermanufaktur, die von Johann *Balzer* und *Berka* geleitet wurde und 1788 31 Beschäftigte zählte. Sie stellte die beliebten Landschafts- und Städtedrucke, die man ursprünglich aus Augsburg und Nürnberg bezog, in bester Qualität her²⁵⁷. Aus Prag stammte auch der berühmte Lithograph Aloys *Senefelder*, der 1793 zu München mit Versuchen zum Ätzen von Kehlheimer Platten Weltruhm erlangte²⁵⁸. Mit dem Buchdruck nahm auch das Gewerbe der Buchbinder in Prag einen großen Aufschwung. Diese verfertigten auch Futterale und Brieftaschen. In Prag bestanden sieben Buchhandlungen²⁵⁹: Calvesche, Diesbachsche, Gerlesche (führt französische Literatur), Mangoldsche, Schönfeldisch-Meißnersche (vertreibt eigene Verlagswerke), Trattnersche und Widtmannsche. Laut allerhöchstem Hofdekret vom 27. Februar 1786 war jedem Buchdrucker der Buchhandel und dem Buchhändler die Errichtung einer Druckerei mit Bewilligung der Landesstelle gestattet. Den Bilderkrämern wurde der Buchhandel ausdrücklich verboten.

Die Spielkartenmanufaktur war zu Prag und Neuhaus im Taborer Kreis stark verbreitet²⁶⁰. Sie lag in den Händen von bürgerlichen Kartenmalern. Die Neuhauser Meister erzeugten die feinsten, festesten und glattesten Spielkarten, sie lieferten nach Wien und für den Export. Die Spielkarten unterlagen dem Kameralstempelgefälle.

Die Lederindustrie

Die Lohgerber, welche Sohl- oder Pfundleder und Oberleder mit Lohe ausarbeiteten, waren in Böhmen weit verbreitet, ohne daß sich größere Fabriksbetriebe entwickelten. In den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts zählte Böhmen 1086 Lohgerbermeister, 369 Gesellen, 110 Jungen²⁶¹. Die Gesamtzahl aller um 1794 in der Rot- und Weißgerberei in Böhmen Beschäftigten betrug rund 3000²⁶². Sohlenleder wurde damals in Böhmen nur wenig und nicht in so guter Qualität erzeugt wie in Wien und Preßburg, von welchen Städten auch Böhmen großteils mit Sohlenleder versorgt wurde. Bis zur Mitte des

²⁵⁴ Hassinger: Manufakturen 157.

²⁵⁵ Keesß 2, 63.

²⁵⁶ Ebenda 733.

²⁵⁷ Schreyer: Kommerz 1, 126.

²⁵⁸ Keesß 2, 21.

²⁵⁹ Schreyer: Kommerz 1, 125.

²⁶⁰ Ebenda 128.

²⁶¹ Schreyer: Kommerz 2, 1ff. — Slokar 414f.

²⁶² Hassinger: Manufakturen 157.

19. Jahrhunderts blieb das Kleingewerbe auf dem Ledersektor vorherrschend, es erfolgte noch kein Übergang vom handwerksmäßigen zum fabriksmäßigen Betrieb. Ein 1818 von der Prager Fabrikeninspektion verfaßtes Verzeichnis, das alle nach Oberitalien exportfähigen Fabriken aufzählt, erwähnt nur die Rudolf Graf *Taaffesche* Fabrik zu Draschitz (30) in der Herrschaft Ellischau, die 11 Arbeiter beschäftigte²⁶³. Ansätze zur Entstehung von Fabriksbetrieben bot das Juchtenleder. Wie Schreyer²⁶⁴ berichtet, behauptete der Lohgerber *Jirauschek* aus Soběslav (60), das moskowitsche Arcanum zu besitzen. Die gemeinsam mit dem Wiener Entrepeneur *Mittenberger* gegründete Juchtenfabrik *Hirnbals* zu Prag (3) erwies sich jedoch als Fehlschlag. Die Manufakturtabelle 1794 erwähnt eine „innerböhmische Juchtenfabrik“. Aus dieser Gegend stammten auch die Pioniere dieser Technik in Wien. Kees²⁶⁵ erwähnt eine Juchtenfabrik zu Brody (61). Das Corduanleder bürgerte sich in Böhmen kaum ein. 1822 experimentierte der Rotgerber Franz *Sorger* zu St. Katharina (62) bei Meierhöfen mit der Herstellung russischen Juchtenleders und erzielte glänzende Resultate, worauf er ein kaiserliches Privileg erhielt²⁶⁶.

Nach Aufhebung der Kontinentalsperre geriet auch die Lederindustrie in eine schwere Krise, die 1818/19 den Höhepunkt erreichte²⁶⁷. Diese erfaßte mehrere größere Weiß- und Rotgerber in B. Leipa (63), Jakob *Veit* zu Zebus (64) im Leitmeritzer Kreis, Wenzel *Steiner* zu Klösterle (65) im Saazer Kreis, Johann *Büttrich* und Heinrich *Angerstein* in Eger (38) sowie Franz *Walz* und Josef *Stroße* in Prag (3), die lackiertes Leder erzeugten. Erst gegen Ende der 20er Jahre trat eine Besserung ein. Größere Gerbereien erhielten jetzt auch die Landesfabriksbefugnis: Moises *Epstein* und Rachel *Pollak* zu Raudnitz (65) 1827, Gebrüder *Lederer* in Pilsen (66) 1829, Lederfärberei Jakob *Goldschmied* in Prag (3) 1829. Die Gebrüder *Lederer* in Pilsen führten die Saffianfabrikation ein. Eine von D. L. *Levit* 1827 in Pilsen (66) gegründete Gerberei beschäftigte 45 Personen und verarbeitete jährlich an 26 000 Schaf- und Ziegenfelle, 400 Kalbfelle und 750 Rindshäute.

Die Sämisch- und Weißgerber bereiteten Schaf-, Ziegen-, Kalbfelle, wie auch Ochsen-, Hirsch-, Reh-, Gamsen- und Elenhäute derart zu, daß sie auf der rauhen oder linken Seite mit guter Dauerhaftigkeit zu tragen sind²⁶⁸. Der Handel mit Sämisch- und Weißgerberfellen lag fast ausschließlich in Händen jüdischer Kaufleute, die damit die bürgerlichen Handschuhmacher versorgten. In den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts zählte man in Böhmen 629 Sämisch- und Weißgerbermeister mit 211 Gesellen und 118 Jungen. Die erste Handschuhmanufaktur nach Grenobler Art gründete 1784 der Franzose Etienne *Boulogne* in Prag (3)²⁶⁹. 1785 erhielt er vom Kaiser

²⁶³ Slokar 415.

²⁶⁴ Schreyer: Kommerz 2, 8.

²⁶⁵ Kees 2, 20.

²⁶⁶ Slokar 416.

²⁶⁷ Ebenda 415.

²⁶⁸ Schreyer: Kommerz 2, 16f.

²⁶⁹ Ebenda 18. — Slokar 420f. — Sobitschka, J.R.: Entstehung und Gebrauch des Handschuhes. Prag 1891.

eine Belohnung von 200 fl. Seine Fabrik beschäftigte 15 Arbeiter, die um 1800 schon über 16 000 Paar Handschuhe erzeugten. Die Manufakturtablette 1788 erwähnt noch eine zweite Handschuhfabrik in Prag, Jean *Lunet*, der ebenfalls französischer Immigrant war. 1810 errichtete Johann *Beyrot* in Prag eine dritte Fabrik, die englisches Handschuhleder herstellte und 21 Arbeiter zählte. Seit 1822 bestand dann noch eine vierte Handschuhlederfabrik von Prokop *Swoboda*, der ein Privileg auf dänische Lederherstellung besaß. Prager Handschuhe besaßen einen weltweiten Absatz und hervorragenden Ruf. In Prag lebten von der Handschuhmacherei über 100 Personen²⁷⁰. Stark verbreitet war auch das Kürschner-Handwerk in Böhmen, das sowohl heimisches Rohwerk als auch Rohwerk aus nordischen Ländern und Rußland verarbeitete. Die Rohware bezog man über die Märkte in Leipzig, Frankfurt/Oder, Breslau, Danzig und Königsberg. Ein weitergehender Handel mit Roh- und Pelzwerk wurde in Böhmen jedoch nicht betrieben²⁷¹.

Das Sattler-Handwerk hatte seinen Hauptsitz in Prag (3), in seinen Aufgabenbereich fiel auch der immer wichtiger werdende Wagenbau. Der erste Dampfwagen der Monarchie fuhr im Jahre 1816 durch die Straßen von Prag; der Mechaniker *Božik* hatte ihn der englischen Erfindung nachgebaut²⁷².

*Die Glasindustrie*²⁷³

Im böhmischen Niederlande, in Kreibitz, Steinschönau und anderen Orten kam es am Ausgang des 17. Jahrhunderts zum Zusammenschluß der Glasarbeiter in „Compagnien“ und damit zu einer Reform des Glashandels. Böhmisches Glashändler durchzogen mit ihren Waren ganz Europa. Der Steinschönauer Kreybich hat seine Erlebnisse aufgezeichnet, und diese Selbstbiographie ist eine wertvolle Quelle für die Geschichte des damaligen Glashandels²⁷⁴. Die zahlreichen Glashütten des Böhmerwaldes reichen ins 16. und 17. Jahrhundert zurück, die Erzeugung des weltbekannten Bleikristalls erfolgte seit dem 17. Jahrhundert.

Als das „Beste Kleinod des Landes“ wird in einer Eingabe vom Jahre 1744 die Glasindustrie Böhmens gerühmt²⁷⁵. Sie erreichte, was Glasschnitt und Glasschliff anbelangt, unter Maria Theresia ihre größte künstlerische Vollkommenheit. Die alten Adelsgeschlechter der *Berka*, *Smiřitzky*, *Wartenberge*

²⁷⁰ Demian: Darstellung 1, 140.

²⁷¹ Schreyer: Kommerz 2, 19—23.

²⁷² Keesß 2, 240.

²⁷³ Die in den Abschnitten „Die Glasindustrie“ und „Die Porzellan- und Steingutindustrie“ hinter Ortsnamen in Klammern gestellten Zahlen sind chronologisch gereiht und entsprechen den in Karte 5 genannten Zahlen. — Schebek, Edmund: Böhmens Glasindustrie und Glashandel. Quellen zu ihrer Geschichte. Prag 1878, 498 S. — Lobmayr, Ludwig: Die Glasindustrie, ihre Geschichte, gegenwärtige Entwicklung und Statistik. Stuttgart 1874. — Hegenbart, J. A.: Zur Geschichte des böhmischen Glashandels. MVGDB 4 (1866) 111—118, 142—149.

²⁷⁴ Schlesinger, L.: Reisebeschreibung eines deutsch-böhmischen Glasschneiders. MVGDB 8 (1870) 220—259.

²⁷⁵ Otruba: Wirtschaftspolitik 82.

und *Rosenberge* wurden von den *Eggenbergern*, *Schaffgotsch*, *Kinsky*, *Buquoy*, *Desjours* und *Harrach* als Glasindustrielle abgelöst. Im Jahre 1752 wurden in Böhmen erst 52 Glashütten gezählt, deren Beschäftigtenzahl unbekannt ist²⁷⁶. Die durchschnittliche Beschäftigtenzahl für eine Hütte mit 10 Wannen dürfte mit 20 anzunehmen sein, früher jedoch lag sie niedriger²⁷⁷. Im Jahre 1776 gab es in Böhmen 64 Glashütten mit 1344 Glasmachern sowie 306 Schleifern, 231 Malern und Vergoldern, 260 Glas- und Wappenschneidern, 496 Kuglern und 273 Glasperlenschneidern.

Der bedeutendste Glasmacher in dieser Zeit war Johann *Leopold Riedel*, der die Gablonzer Glasindustrie mit den Hütten Zenkner (1), Polaun (2), Reinowitz (3) und Josefthal (4) erneuerte und eigene Glashütten in Antoniwald (5) 1751, Carlshütte (6) 1761, Neuwiese (7) 1766 und Christiansthal (8) 1776 gründete. *Graf Harrach* betrieb Glasfabriken in Röhren (9), Neuwelt (10) und Witkowitz (11), die Neuwelter Hütte erzeugte das weltbekannte weiße Kristallglas. *Fürst Adolf Liechtenstein* errichtete 1768 eine Glasfabrik in Blumenbach (12). Weitere berühmte Glashütten bestanden in Tannwald (13), Klostermühle (14), Annathal (15) bei Schüttenhofen und Buchlau in Mähren.

Im Jahre 1784 bestanden in Böhmen 65 Glashütten²⁷⁸, und zwar 24 im Prachiner Kreis — davon vier in Stubenbach (16) und drei in Winterberg (17) —, neun im Časlauer, acht im Klattauer, je fünf im Bunzlauer und im Budweiser — davon vier in Gratzen —, vier im Pilsner, drei im Bydžower und je eine im Königgrätzer, Chrudimer, Leitmeritzer und Berauner Kreis. Nur mit der Erzeugung des rohen Glases waren damals in Böhmen über 3000 Menschen beschäftigt, ohne die zahlreichen Arbeiter zu rechnen, welche bei der Veredelung des Glases Beschäftigung fanden.

Nach Schreyer²⁷⁹ besaß Böhmen im Jahre 1790 66 Glashütten oder Glasfabriken, die 59 Glasmeister und 3051 Fabrikanten beschäftigten und Grün- und Kreidenglas erzeugten. Etwa 30 Jahre später weiß Keeß²⁸⁰ zu berichten, daß Böhmen 78 Glashütten mit 3821 Arbeitern zählt, ja daß man behaupten kann, Böhmen werde in Ansehung der Menge und Mannigfaltigkeit seiner Glaswaren von keinem andern Land übertroffen. Daraus wird erkennbar, daß die Glasindustrie nur geringfügig ausgeweitet, aber hinsichtlich der Quantität und Qualität seiner Produktion große Fortschritte gemacht hatte. Es war dies zweifellos ein Verdienst der zahllosen Verordnungen Maria Theresias und Josephs II., besonders des Glasmacherreglements vom 5. Oktober 1765 und des Hofdekrets vom 11. September 1786, worin die Einführung der Steinkohle auf Glashütte angeordnet wurde. Erstmals wurde Steinkohle im Jahre 1767 auf der Hořowitzer Glashütte durch Kommerzienrat von *Scotti* erprobt.

²⁷⁶ Klíma: Manufakturperiode 495.

²⁷⁷ Hassinger: Manufakturen 158.

²⁷⁸ Šlokar 522.

²⁷⁹ Schreyer: Kommerz 2, 98.

²⁸⁰ Keeß 2, 861 ff.

Nach Schreyer²⁸¹ lagen die Zentren der Glaserzeugung im Leitmeritzer Kreis in Haida (18), Langenau (19), Steinschönau (20), Parchen (21), Blottendorf (23), Arnsdorf (23), Bürgstein (24) und B. Kamnitz (25). Der Glasmeister als Glasproduzent befand sich in einer zweifachen Abhängigkeit, erstens vom Grundherrn und Grundbesitzer, der ihm den Wald und die Glashütte verpachtet hatte, und zweitens vom Verleger, der das Rohglas zur Verarbeitung an die Glasschneider, Glasschleifer, Glaskugler, Glasmaler, Glasvergolder usw. weitergab. Sie alle waren von den Glasgroßhandelshäusern abhängig, die zuletzt den Versand der in Kisten verpackten Fertigwaren besorgten. Das Exportgeschäft wickelte sich damals noch über Hamburg meist nach Spanien, ja sogar bis Amerika ab²⁸². Begehrte waren Luster, Trümeaus, Tafelaufsätze, Tassen, Schüsseln, Teller, Konfekturen, Lavoires, Scheiben-Tafelgläser und anderes. Die Glasgroßhandelshäuser hatten ihren Sitz in Haida (18), Langenau (19), Blottendorf (22), Schelten (26), Falkenau (27), Steinschönau (20), Parchen (21), Meistersdorf (28), Wolfersdorf (29) und Gablonz (30). Es waren durchwegs deutsche Bürgerfamilien, die vielfach miteinander verschwägert waren²⁸³. Der Wert des in den 90er Jahren in Böhmen erzeugten Glases wurde auf 2½ Millionen fl geschätzt, wovon Waren im Werte von 1½ Millionen fl im Ausland abgesetzt wurden. Eine der größten Glashütten war die des Grafen *Harrach* zu Neuwald (Neuwelt) (10) in der Herrschaft Starkenbach im Bydžower Kreis, deren Anfänge bis an den Beginn des 17. Jahrhunderts zurückreichen. Seit 1714 befand sie sich in Neuwelt und erzeugte seit 1732 Tafel- und Kreideglas. Seit 1764 im Besitz des Grafen Harrach nahm sie einen ganz großen Aufschwung, was besonders ein Verdienst des Oberamtmannes Martin Kaiser war. Weiters zeichneten sich besonders aus: Glasmeister Meyer in der gräflich Bouquoyschen Herrschaft Gratzen (31), dem kein anderer Glasfabrikant in Böhmen gleichkam, sowie der Glasfabrikant Franz Josef *Kreidel* in der Herrschaft Chlumetz (32) im Budweiser Kreis, der besonders schöne Hohl- und Tafelgläser erzeugte.

Anfang der 90er Jahre bestanden in Böhmen 66 Glashütten, wobei von über

²⁸¹ Schreyer: Kommerz 2, 104.

²⁸² Quelle, O.: Die Faktoreien der sudetendeutschen Glasmacher in Spanien und Portugal. Ibero-amerikanisches Archiv 11 (1937) 387 ff.

²⁸³ Schreyer: Kommerz 2, 107 nennt folgende Glasgroßhandelshäuser: Johann Anton seel. Wittib Trauske in Langenau, Joh. Georg Janke, Gebr. u. Co. in Haida, Franz Trauske u. Co. in Langenau, Bretschneider u. Co. in Langenau, Günter und Co. in Haida, Zügenheim, Schür, Schicht u. Co. in Haida, Anton Zimmermann u. Co. in Haida, Hölzel u. Co. in Haida, Preisler, Hicke u. Co. in Haida, Oktavian Preisler u. Co. in Blottendorf, Hackel u. Co. in Scheide, Joseph Schlegel u. Co. in Langenau, Johann Georg Schneider u. Co. in Falkenau, Hölzel und Palme in Steinschönau, Gebr. Zahn in Steinschönau, Anton Palme u. Co. in Steinschönau, Franz Anton Hölzel u. Co. in Steinschönau, Franz Vogel u. Co. in Steinschönau, Zinke und Storch u. Co. in Steinschönau, Johann Georg Palme u. Co. in Steinschönau, Franz Palme u. Co. in Parchen, Christoph Palme u. Co. in Parchen, Krause, Palme u. Co. in Parchen, Christoph Dorn u. Co. in Meistersdorf, Görner u. Co. in Meistersdorf, Tritsch u. Co. in Wolfersdorf und Weiß u. Co. in Gablonz.

3000 Menschen rohes Glas erzeugt wurde; außerdem vier Spiegelfabriken mit 161 Arbeitern²⁸⁴. Die Manufakturtablelle von 1792 wies in 70 Hütten 1423 Beschäftigte auf, weitere 1877 Beschäftigte zählte 1794 die Glasverarbeitung. Wo in den Glashütten auch Veredelung des Rohglases stattfand, stieg die Beschäftigtenzahl in der Regel auf 40²⁸⁵. Wenn z. B. 1774 im Kreis Bunzlau 3 Hütten neben 18 Gesellen 98 „Nebenarbeiter“ — Schleifer, Schneider, Maler, Vergolder — beschäftigten, oder um 1800 die Harrachsche Hütte in Starkenbach-Neuwelt über 100 Leute²⁸⁶, so waren dies zweifellos Manufakturen. In der Regel erfolgte aber die weitere Bearbeitung des Rohglases durch von den Händlern verlegte „Glasfabrikanten“. Die Manufakturtabellen gestatten leider auch in diesen Fällen nicht die Feststellung solcher Manufakturen.

Um 1800 betrug die Zahl der Glashütten 78; die bedeutendste davon war jene zu Neuwelt (10), welche mehr als 100 Arbeiter beschäftigte²⁸⁷. Die Zahl der Glasschneider belief sich auf 324, die der Glasschleifer auf 792, die der Glaskugler auf 453, die der Glasmaler auf 150, die der Vergolder auf 96, die der Bohrer auf 50, die der Glasspinner auf fünf und die der Glasperlenarbeiter auf 164. Weiters bestanden acht Spiegelfabriken mit 282 Arbeitern. Im einzelnen werden namentlich angeführt: die Glasfabrik zu Heraletz (33) im Chrudimer Kreis, die 41 Arbeiter beschäftigte, die Neuwalder (10) (Neuwelter) Glashütte des Grafen Harrach in der Herrschaft Starkenbach im Bydžower Kreis, die 24 Glasmacher, 39 Glasschleifer, 11 Glasschneider, 27 Glasmaler und Vergolder beschäftigte, Glashütten in der Herrschaft Graslitz (34) und der Herrschaft Königswart (35) im Elbogner Kreis, Glashütten in dem Gute Morchenstern zu Antoniwald (5) und zu Georgenthal (37) im Bunzlauer Kreis, Glashütten zu Friedrichswald (38), Neuwiese (7) und Christiansthal (8) in der Herrschaft Reichenberg, Glashütte zu Röhrsdorf (39) in der Herrschaft Reichstadt, Glashütte zu Polaun (2) in der Herrschaft Semil, Glashütten in der Herrschaft Winterberg (17), drei in der Herrschaft Bergreichenstein (40), zwei in der Herrschaft Eisenstein (41), zwei in der Herrschaft Groß-Zdikau (42), drei in der Herrschaft Stubenbach (16), sechs in der königlichen Herrschaft Waldhwozd (43) (Gericht Seewiesen), eine in der Herrschaft Wallern (44), eine in der Herrschaft Wattietitz (45), alle 19 im Prachiner Kreis, neun Glashütten im Pilsner Kreis, Glashütten zu Neubistritz (46) und Těchobus (47) im Taborer Kreis und die Glashütte Kamnitz (48) im Leitmeritzer Kreis. Im Kauřimer, Berauner und Rakonitzer Kreis gab es überhaupt keine Glashütten.

²⁸⁴ Slokar 523.

²⁸⁵ Hassinger: Manufakturen 158.

²⁸⁶ Bereits 1780 bestanden nach der von Riegger: Materialien, Heft 8 (Bd. 2) 53 ff. veröffentlichten Manufakturtablelle dieses Jahres in dieser Gegend zwei Hütten mit 5 Meistern, 18 Gesellen, 76 Gehilfen, 28 Schleifermeistern, 17 Maler- u. Vergoldermeistern und 7 Glas- u. Wasserschnidemeistern. — Die Angaben für 1774 nach Klíma: Manufakturperiode 475.

²⁸⁷ Slokar 523.

In den beiden ersten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts geriet die böhmische Glasindustrie in eine kritische Situation²⁸⁸. Der Aufschwung der Glasindustrie in England, Frankreich, Rußland und Nordamerika führte zu einer Absperrungspolitik dieser Staaten und gefährlichen Konkurrenz auf dem Weltmarkt. Durch die Erfindung des billigen Preßglases 1810 geriet die böhmische Hohlglasindustrie in eine aussichtslose Lage, das billige englische Glas verdrängte das böhmische von den meisten Märkten. Die Nachwirkungen dieser Stockung machten sich bis gegen das Jahr 1825 geltend. Die böhmischen Glasindustriellen versuchten sich durch Qualitätsverbesserungen und Produktionersparnis weiterhin durchzusetzen. Glasmeister Josef *Hoffmann* in Těchobus (47) wurde 1811 wegen der von ihm angewendeten verbesserten Holzdörrmethode öffentlich belobt und erhielt 1815 die Fabriksbefugnis²⁸⁹. Graf *Bouquoy*, der in seinen Glashütten zu Gratzen (31) 800 Arbeiter beschäftigte, erhielt 1815 die Fabriksbefugnis, 1818 errichtete er in der Herrschaft Rothenhaus (49) im Saazer Kreis eine Glasfabrik mit bloßer Torf- feuerung. Seine Glashütten zu Silberberg (50) und Bonaventura (51) erzeugten besonders geschliffene Gläser. Großen Aufschwung nahmen um 1820 die *Schwarzenbergschen* Hütten zu Suchenthal (52), Adolphhütte (53) und Ernstbrunn (54). Die Familie *Riedel*, welche seit 1769 die Glashütte Neuwiese (7) besaß und 1776 eine neue Glashütte zu Christiansthal (8) erbaut hatte, mußte 1825 Neuwiese wegen Holzmangels einstellen. Dafür gründete Franz *Riedel* 1829 eine Glashütte zu Wilhelmshöhe (55) in der Herrschaft Friedland. Als Retter der böhmischen Glasindustrie erscheint Friedrich *Egermann* in Haida (17), der 1817 das bis dahin unbekannte Blattschleifen des Kristallglases und die Kunst des Überfangens der fertigen Kristallglasmasse mit beliebigen durchsichtigen Farben aufbrachte, mit welcher beiden Erfindungen er der böhmischen Hohlglasindustrie zu einem neuen Siegeslauf auf dem Weltmarkt verhalf. So besserte sich seit der Mitte der 20er Jahre die Lage der böhmischen Glasindustrie wieder beträchtlich.

Aus dem Jahre 1818, zu einem Zeitpunkt also, wo die Krise den Höhepunkt erreicht hatte, existiert eine Statistik der böhmischen Glasindustrie, wonach nur mehr 63 Glashütten gezählt wurden. Namentlich finden sich verzeichnet²⁹⁰: die Glasfabrik Josef *Nachtmann* in Czeykow (56), Taborer Kreis, Herrschaft Oberzerekwe, erzeugt Hohlgläser und beschäftigt 10 Glasmacher, 30 Gehilfen, 1 Schmelzer, 4 Schürer und 8 Tagelöhner, die Glasfabrik J. Freiherr von Voithenberg in Haselberg (57), Klattauer Kreis, Herrschaft Grafenried, erzeugt Hohlgäser und beschäftigt 5 Arbeiter, die Glasfabrik *Penel* und *Ascherl*, in Franzbrunn (58), Klattauer Kreis, Herrschaft Muttersdorf, erzeugt rohe Spiegelgläser und beschäftigt 6 Glasmacher, die Glasfabrik Wolfgang *Ziegler* in Johanneshütten (59), Klattauer Kreis, Herrschaft Muttersdorf, wird derzeit nicht betrieben, die Glasfabrik *Dornbeiß* und *Fritsch* „Zur Vorsichtigkeit Gottes“, Rakonitzer Kreis, Herrschaft Pürglitz

²⁸⁸ Ebenda 526.

²⁸⁹ Ebenda 524f.

²⁹⁰ Ebenda 525.

(60), erzeugt ordinäre grüne Gläser, Flaschen usw., Glasfabrik Fr. *Alberti* zu Eichthal (61), Rakonitzer Kreis, Herrschaft Smollinowes, erzeugt grüne Gläser und Flaschen, die k. k. landesbefugte Glaswarenfabrik J. *Dresler* sel. Eydam und Co. in Gablonz (30), Bunzlauer Kreis, Herrschaft Kleinskal, erzeugt Trinkgläser, Flaschen, Spiegel usw., Glasfabrik Johann von *Dobisch* in Marienheim (62), Rakonitzer Kreis, Herrschaft Treny, ist gegenwärtig eingestellt, die Glasfabrik *Holzer* und *Paulus* in Amonsgrün (63), Elbogner Kreis, Herrschaft Königswarth, ist gegenwärtig eingestellt, die Glasfabrik *Mosburg* in Leopoldshammer (64), Elbogner Kreis, Herrschaft Hartenberg, ist gegenwärtig eingestellt, die Glasfabrik Josef Graf *Harrach* in Neuwald (10), Bydžower Kreis, Herrschaft Starkenbach, besitzt 1 Glasofen, 11 Haven, 4 Schleifmühlen und 12 Glasschneiderwerkstätten, wo alle Gattungen ordinärer und feiner Gläser erzeugt werden, die k. k. privilegierte Hohlglasfabrik Josef *Hoffmann* in Těchobus (47), Taborer Kreis, Herrschaft Těchobus, besitzt 8 Haven und erzeugt alle Arten Hohlgläser, die Glasfabriken Graf Bouquoy in Silberberg (50), Paulina (65), Johannesthal (66) und Georgenthal (67), Budweiser Kreis, Herrschaft Krumau, beschäftigen 4 Meister, 35 Gesellen, 1 Lehrling und 61 Gehilfen, die alle Gattungen Gläser erzeugen, die Kreidenglasfabrik Johann *Mosbauer* in Althütten (67), Časlauer Kreis, Herrschaft Klattau, erzeugt alle Arten Gläser, Flaschen und Lampen, die Glashütte Benedikt *Fuchs* in Fichtenbach (68), Klattauer Kreis, Herrschaft Taus, beschäftigt 6 Glasmachergesellen, die grüne Tafel- und Spiegelgläser erzeugen, die Glashütte Anton *Riedel* in Neuwiese (7), Bunzlauer Kreis, Herrschaft Reichenberg, erzeugt Trinkgläser und Flaschen, die Glashütte Franz Josef *Kreidel* in Chlumetz (32), Budweiser Kreis, Herrschaft Chlumetz, beschäftigt 1 Meister, 18 Gesellen und 18 Gehilfen, die Kreiden-, Hohl- und Tafelglas erzeugen, die Glashütte Anton *Hoffmann* in Erdreichthal (69), Budweiser Kreis, Herrschaft Platz, beschäftigt 1 Meister, 9 Gesellen und 3 Gehilfen, die Kreiden-, Hohl- und Tafelglas erzeugen, die Glashütte *Blechliger* in Ernstbrunn (54), Budweiser Kreis, Herrschaft Krumau, beschäftigt 1 Meister, 12 Gesellen und 9 Gehilfen, erzeugt ordinäre Tafel-, Kreiden- und geschliffene Hohl- und Uhrgläser, die Glashütten Fürst *Windischgrätz* zu Goldbach (70), Inselthal (71), Neuwindischgrätz (72) und Neulosynthal (73), Pilsner Kreis, Herrschaft Tachau, erzeugen Tafelglas, die Glashütte Schatzlar (74), Königgrätzer Kreis, Herrschaft Schatzlar. Weiters werden vier Glas Schleifer in Haida (18), Leitmeritzer Kreis, erwähnt: *Hieke*, *Rautenstrauch* und Co., Georg Anton *Janke* und Co., Franz Anton *Kreibich* und Co., Ignaz *Gotscher* und Co. In der Stadt Kreibitz (75), Leitmeritzer Kreis, Herrschaft B. Kamnitz, bestand eine Glasraffinerie *Zahn* und Co., in Schüttwa (76), Klattauer Kreis, eine Spiegelglasschleiferei Wolfgang *Ziegler*, wo 4 Glas Schleifer Judenmaßspiegel erzeugten.

Nach Kees²⁹¹ waren die vorzüglichsten Glasfabriken Böhmens: die gräflich Bouquoy'schen Hütten zu Silberberg (50), Bonaventura (51), Paulina (65),

²⁹¹ Kees 2, 861.

Georgenthal (37) und Johannesthal (66) in der Herrschaft Gratzen, die gräfl. Harrachsche Fabrik zu Neuwelt (10) in der Herrschaft Starkenbach, die drei fürstlich Schwarzenberg'schen Hütten zu Suchenthal (52), Adolphhütte (53) und Ernstbrunn (54); ferner die dem Grafen Desfours gehörigen zwei Hütten zu Morchenstern (77), die gräfl. Kinskysche zu Richenburg (78), die Glashütte zu Tassitz (79) im Časlauer Kreise und viele andere. In Ansehung der Güte wurde das böhmische Glas dem deutschen und französischen vorgezogen und stand nur in einiger Hinsicht dem englischen nach. Die schönsten Solinttafeln fabrizierten Johann *Mayer* zu Kaltenbach (80) und Ignatz Hafenbrätl nächst Saar (81), die feinsten Hohlgläser Josef *Mayer* in Winterberg (17) und Josef *Zich* in Joachimsthal (82)²⁹². Wegen des Weiß ihrer Gläser, das sogar die englische Qualität übertraf, waren die gräfl. Bouquoyschen Glashütten auf der Herrschaft Gratzen (31), besonders Silberberg (50) und Bonaventura (51), berühmt. Die Kreibitzer (74) und Neu-hütte (83), die Fabrik zu Neuwelt (10) und andere erzeugten vorzüglich künstlerisch gearbeitete Einzelstücke. Lusterbestandteile wurden auf mehreren Hütten auch zu Gablonz (30) und Turnau (84) verfertigt. Als geschickte Glaskugler verdienen Josef *Werner* in Arnsdorf (23), Franz *Kreibich* in Manisch, Wenzel *Scholze* in Parchen (21) Erwähnung, als Polierer Franz *Kliment* zu Arnsdorf (23), Fabian *Heller* zu Scheuba (85) und Benedict *Scholze* zu Parchen (21). Farbengläser produzierten die Neuwelter (10) Glasfabrik zu Gablonz (30) sowie die Hütten zu Wognoměstes (86), Chlumetz (32) und Turnau (84)²⁹³. Sehr schöne Beingläser, mit Vergoldungen und Schmelzglas verziert, wurden zu Laukau (87), Neuwelt (10), Falkenau (27) und Meistersdorf (28) erzeugt. Hyalithglas wurde in höchster Vollkommenheit auf der gräfl. Bouquoyschen Hütte zu Georgenthal (37) hergestellt. Glasflüsse und die Herstellung künstlicher Edelsteine besorgten die Kompositionsfabrikanten zu Turnau (84), aber auch auf dem Gute Kleinskal (88) bei Gablonz wurden künstliche Edelsteine gegossen. Gemalte Gläser der schönsten Art lieferten *Endler* zu Falkenau (27) nächst Haida und F. *Egermann* zu Blottendorf (22). Die Manufakturtabelle 1788 erwähnt eine Gläserne Knöpfe-Fabrique zu Tachau (89). Die Herstellung von hohlen und massiven Glasperlen, zum Teil mit facettiertem Schliff, wurde in großem Umfang zu Gablonz (30) betrieben. Hier war auch ein Zentrum der Erzeugung falscher Schmuckwaren, jedoch noch nicht in der Qualität Schwäbisch-Gmündner Waren²⁹⁴.

Die Spiegelfabrikation wurde in Böhmen durch Graf Joseph *Kinsky* eingeführt, der im Jahre 1757 Glasfachleute aus Nürnberg, Neapel und Ferrara in seine Herrschaft Bürgstein (24) berief²⁹⁵. Mit einem Aufwand von 130 000 fl ließ er zu Lindenau (90) und Wellnitz (91) zwei Glasschleifereien errichten, wo an 12 Poliertischen mit Wasserantrieb 130 Arbeiter beschäftigt

²⁹² Ebenda 870.

²⁹³ Ebenda 895.

²⁹⁴ Tayenthal, G.: Die Gablonzer Industrie. Tübingen 1900.

²⁹⁵ Schreyer: Kommerz 2, 108 f.

waren. 52 Tischler verfertigten die Spiegelrahmen. Das Schneiden und Einpassen der Taschen- und Einschubspiegel war Kinderarbeit. Für die Herstellung der Spiegelfolien wurde anstelle von Malucker Zinn solches aus Schlaggenwald verwendet. Dennoch war die Qualität der Bürgsteiner Spiegel vielfach besser als die der Venezianischen und Pariser. Der Spiegelexport ging nach Schlesien, Deutschland, Dänemark, Polen, Moskau, Holland, Spanien, Portugal und in die Türkei. Bei einem Umsatz von 60 000 fl jährlich blieb ein Erträgnis von 24 000 fl. Im Jahre 1785 gründete Franz *Koller* zu Strobl (92) im Pilsner Kreis eine zweite Spiegelfabrik. 1787 wurden zu dieser Fabrik gehörige Glasschleifwerke in der Herrschaft Heiligenkreuz errichtet, wo 142 Arbeiter tätig waren, während in Strobl 1788 an 80 Beschäftigte gezählt wurden. Die Manufakturtabellen von 1788 erwähnen Spiegelfabriken zu Stubenbach (16) und Bürgstein (24). Um 1800 bestanden acht Spiegelfabriken mit 282 Arbeitern, darunter zwei in der Bürgsteiner Herrschaft, zwei in der Herrschaft Stubenbach im Prachiner Kreis, eine zu Strobl im Pilsner Kreis, eine zu Hammer (93) auf der Herrschaft Heiligenkreuz im Klattauer und zwei im Elbogner Kreis, darunter die Spiegelfabriken von *Fikentscher* und *Sperl* zu Redwitz (94). Durchschnittlich beschäftigten die böhmischen Spiegelfabriken 40 Personen, waren also wesentlich kleiner als Neuhaus²⁹⁶ in Niederösterreich, umfaßten aber auch alle Produktionsstufen. Erst nach 1790 entstand eine kleine „Folienfabrik“ mit 9 Beschäftigten, welche jedoch dem Bedarf der zahlreichen Spiegelfabriken niemals genügen konnte²⁹⁷.

Nach Keeß²⁹⁸ war die gräflich Kinskysche Spiegel- und Folienfabrik zu Bürgstein (24) im Leitmeritzer Kreis noch immer das vorzüglichste Unternehmen dieser Art in Böhmen. Sie erzeugte alle Gattungen Spiegel aus weißem Glas, von 6 bis 72 Zoll Höhe und bis 36 Zoll Breite mit und ohne Rahmen, ja sogar türkische Spiegel mit bemaltem Glasrahmen. Zu dieser Fabrik gehörten die beiden gräflich Kinskyschen Spiegelglashütten in der Herrschaft Stubenbach (16) im Prachiner Kreis, nebst einem Schleifwerke, und die Schleiferei zu Wellnitz (91) bei Bürgstein. Andere Spiegelglashütten waren die Kreuzhütte (95), die Friedrichshütte (96), der sogenannte Hochofen (97), die Franzbrunnhütte (58), die Johannishütte (59) und die Hütten zu Haselberg (57) bei Grafenried und zu Fichtenbach (68) im Klattauer Kreis. Spiegelschleif- und Polierwerke waren zu Okrauhlik (98) bei Hawlowitz, zu Taus (99), zu Schüttwa (76) bei Stockau im Klattauer Kreis, zu Strobl (92), wo allein 5 Spiegelschleif- und fünf Polierwerke bestanden, und zu Waldheim (100) im Pilsner Kreis. Judenmaßspiegel wurden fabriziert zu Wognoměstes (86) im Časlauer Kreis, zu Klenau (101) und Bistritz (102) im Klattauer Kreis, zu Strobl (92) im Pilsner Kreis. Spiegelfabriken, die auch größere Tafeln belegten, waren die Keilwerthsche zu Silberbach (103) im Elbogner Kreis

²⁹⁶ Hecht, O.: Die k. k. Spiegelfabrik zu Neuhaus in Niederösterreich 1701—1844. Wien 1909. (Studien zur Sozial-, Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte 4.)

²⁹⁷ Hassinger: Manufakturen 158. — Nach Demian: Darstellung 1, 167, wurden 1788 erst drei Spiegelfabriken, 1792 aber schon sechs ausgewiesen.

²⁹⁸ Keeß 2, 883.

— sie besaß auch ein eigenes Zinnfolienwerk — und die freiherrlich Kotzisch-Straßhütte (104) im Klattauer Kreis, welche Spiegel bis zu 60 Zoll Höhe verfertigte. Erwähnenswert waren ferner die freiherrlich Kotzische Fabrik zu Carlsbach (105) in der Herrschaft Heiligenkreuz mit einer eigenen Spiegelglashütte nebst Schleif- und Polierwerk; die von Mosburgsche Fabrik zu Hoßlau (106) bei Teinitz im Klattauer Kreis; die Praschilsche zu Taus (99) im Klattauer Kreis und die Abelesche zu Hurkenthal (107) nächst Stubenbach. G. C. *Abele* in Neuhurkenthal und Deffernik (108) im Böhmerwald entwickelte sich seit den 20er Jahren zum bedeutendsten Unternehmen dieser Art. Die Glasfabrik besaß Schmelzöfen, sechs Streck- und Kühlöfen, wo durch Walzen Tafeln von gleicher Stärke erzeugt wurden, was eine große Erleichterung des Schliffs bedeutete, und 16 Kühlöfen. Eine eigene Pottaschenraffinerie und Brennhütte präparierte die Materialien für die Schmelzöfen mit französischen Tiegeln. 24 Schleifstände und vier Poliertische mit Wasserantrieb ermöglichten einen besonderen Facettenschliff für große Gläser, die in einer eigenen Belegfabrik fertiggestellt wurden. An Wald-, Hütten- und sonstigen Arbeitern beschäftigte die Fabrik 1800 Menschen, welche sämtlich freie Wohnung in den der Fabrik gehörigen Gebäuden und außerdem Benützung der derselben gehörigen Grundstücke zum Kartoffel- und Rübenbau, dann Wiesenfutter für zwei bis drei Kühe auf eine Familie genossen. Die Arbeitslöhne betrugen 18 bis 56 fl monatlich. Seit 1835 wurde in Deffernik auch der Spiegelguß eingeführt, allerdings ohne dauernden Erfolg²⁹⁹.

*Die Porzellan- und Steingutindustrie*³⁰⁰

Die Anfänge der böhmischen Steingut- und Porzellanindustrie reichen erst an das Ende des 18. Jahrhunderts. Erste Versuche hierzu unternahm Franz *Haberditzl* zu Rabensgrün (109) bei Schlaggenwald im Jahre 1789, die 1791 zur Errichtung der Steingutfabrik Rabensgrün mit Erlaubnis der gräflich Kaunitzschen Herrschaft führten. Es bildete sich eine Gewerkschaft von 25 Teilhabern, die zusammen 128 Anteilscheine im Werte von 4000 fl zeichneten. 1792 beschäftigte das Unternehmen einen Dreher, zwei Maler, zwei Massearbeiter. 1793 mußte jedoch der Betrieb eingestellt werden³⁰¹.

Die zweite Fabriksgründung erfolgte 1792 direkt in Schlaggenwald (110) durch Johann Georg *Paulus* im Verein mit Georg Paulus *Reumann* aus Hildburghausen. Wenn auch 1793 deren Ansuchen um Gewährung eines aus-

²⁹⁹ Slokar 530.

³⁰⁰ Weber, Ottokar: Die Entstehung der Porzellan- und Steingutindustrie in Böhmen. Prag 1894. (Beiträge zur Geschichte der deutsch-böhmischen Industrie 3.) — Gierschick, Julius: Zur Geschichte der Thonwaaren-Industrie in Böhmen. MNExKl 24 (1901) 170—174. — Stamm, Ferdinand: Die Thonwarenindustrie Böhmens. Prag 1883.

³⁰¹ Nach Hassinger: Manufakturen 158 entstand die erste Manufaktur durch eine Gesellschaft von Kaufleuten 1794 in Prag und beschäftigte bereits 72 Personen, dann erst folgten Klösterle und Hořowitz. Dem widerspricht sowohl Weber als auch Slokar 544f.

schließlichen Fabriksprivilegs mit Rücksicht auf die Wiener Porzellanfabrik abgelehnt wurde, gelang hier doch die Errichtung einer lebensfähigen Porzellanfabrik. Paulus selbst erzeugte nur gewöhnliches irdenes Geschirr und Tabakpfeifenköpfe. Im Jahre 1800 verkaufte er die schlechtgehende Fabrik an Louise *Greiner*, die in Gera im Vogtlande bereits eine Porzellanfabrik besaß. Deren Tochter Friederike heiratete 1808 Dr. Georg *Lippert*, der gemeinsam mit dem Schlaggenwalder Bergmeister Wenzel *Haas* das Unternehmen vergesellschaftete und tüchtige Spezialarbeiter aus Meißen berief. Damit setzte ein großer Aufschwung des Unternehmens ein, das 1812 die Landesfabriksbefugnis erhielt und in den 20er Jahren zur bedeutendsten Porzellanfabrik Böhmens wurde. Kaiser Franz besuchte die Fabrik, die über 200 Arbeiter beschäftigte und beste Porzellanqualität erzeugte.

1793 erhielt Peter *Knöttinger* aus Hessen-Kassel eine Fabriksbefugnis zur Erzeugung von Steingutgeschirr im Dorfe Langois (111) im Leitmeritzer Kreis, welches Unternehmen aber entweder überhaupt nicht errichtet oder sehr bald eingegangen sein muß.

1794 wurde in der gräflich Thunschen Herrschaft zu Klösterle (112) durch den früheren Oberdirektor und Oberforstmeister Johann Nikolaus *Weber* eine Porzellanfabrik gegründet, die von diesem im eigenen Namen geführt wurde. 1795 zählte die Fabrik 30 Beschäftigte, darunter drei Ausländer. Dennoch wurde ihr ein ausschließliches Fabriksprivileg für den Saazer Kreis verweigert, damit noch mehr derartige Fabriken entstünden. 1796 wurde ihr die Landesfabriksbefugnis neuerlich verweigert, diesmal mit der Begründung mangelhafter Qualität ihrer Erzeugnisse. 1797 verpachtete Weber die schlecht gehende Fabrik an den Porzellanfabrikanten Christian *Nonne* aus Thüringen. 1798 zählte die Fabrik 28 Beschäftigte, darunter sieben Ausländer. Nach dem Tode Webers (1800) nahm die Fabrik unter Nonne einen Aufschwung, erzeugte aber immer noch nur unvollkommenes Porzellan. Seit 1820 führte Graf Josef Matthias *Thun* die Fabrik in Eigenregie und brachte die Produktion der Porzellanerzeugung auf eine solche Höhe, daß ihm 1822 die Landesfabriksbefugnis verliehen wurde³⁰².

1795 gründeten die Direktoren der Assecurations-Societät, die bürgerlichen Kauf- und Handelsleute Johann *Wenzel* und Karl *Kunerle*, Josef Ignaz *Lange* und Josef Emanuel *Hübel*, eine Steingutfabrik in Prag (113), die ein Jahr später die Landesfabriksbefugnis erhielt. 1795 beschäftigte das Unternehmen 32 Fabrikanten mit 20 Gehilfen an 13 Drehscheiben, drei Brennöfen und zwei Glasurmühlen. 1797 brannte die Fabrik ab und wurde mit Unterstützung des Prager Bankiers *Ballabene* neu aufgebaut. 1798 wurde Steinkohlenfeuerung eingeführt. Die Fabrik zählte 1798 an 105 Beschäftigte, ein Jahr später bereits 200. Sie galt zu dieser Zeit als die größte Porzellanfabrik Böhmens. 1800 schieden Kunerle und Lange aus dem Unternehmen aus, an deren Stelle Karl Graf *Clam-Martinitz* und Karl *Lenhart* traten, während die Firma nun-

³⁰² Slokar 546. — Nach Weber 120 bestanden die Fabriken zu Schlaggenwald und Klösterle 1894 noch.

mehr Hübel und Co. lautete. Seit 1804 war Graf Clam-Martinitz alleiniger Besitzer, verkaufte das Unternehmen 1810 wieder an einen der Gründer desselben, an Josef Emanuel *Hübel*, der 1820 seinen Sohn als Teilhaber in die Firma aufnahm. Der fortwährende Besitzwechsel ließ die Fabrik nur schlecht gedeihen, die Arbeiterzahl sank bis auf zehn ab. Erst seit dem Ausgang der 20er Jahre hob sich das Unternehmen wieder³⁰³.

Im Jahre 1793 rief der Inhaber der Herrschaft Konopischt, Graf Franz Josef *Wrtby* in seinem Schloß und Brauhaus zu Teinitz (114) an der Sazawa eine Steingutfabrik ins Leben, die 1796 sieben Fabrikanten, zwei Lehrjungen und 11 Tagelöhner beschäftigte. Die Qualität der Erzeugnisse blieb weit hinter der der Prager Fabrik zurück. 1801 besaß die Fabrik folgende Fabrikseinrichtung: 1 Massetrete, 1 Schlemme, 1 Stampfmühle, 1 Erdentrete, 1 englische Abdrechmaschine für Kaffeeschalen, 1 Auflade- und Abdrechmaschine für verschiedene andere Erzeugnisse, 1 Wassermühle an der Sazawa zur Glasur mit 5 Stampfen und 8 Bottichen, 1 große Druckpresse, 1 Formenmagazin, 2 große Öfen für den rohen, 2 Öfen für den glatten Brand, 1 Ofen für Wasserröhren und anderes. Die Fabrik zählte 60 Beschäftigte und erhielt 1807 die Landesfabrikbefugnis. Später ging die Fabrik durch Erbschaft an Fürst Johann *Lobkowitz* über³⁰⁴.

Die Porzellanerzeugung Böhmens war bis zum Ende des 18. Jahrhunderts Steinguterzeugung, auch Erdware oder Flittergut genannt. Dies lag vollkommen in der Absicht der Regierungsstellen, welche der Wiener Porzellanfabrik keine Konkurrenz bereiten wollten. Deshalb genoß die böhmische Steinguterzeugung nur mangelhafte staatliche Unterstützung. So wurde zum Beispiel Heinrich Ernst *Mühlberg*, Besitzer einer Porzellanfabrik zu Roschitz bei Gera, im Jahre 1795 abgewiesen, als er eine Zweigfabrik in Böhmen errichten wollte.

1802 wurde durch Christian *Nonne*, der bis dahin Pächter zu Klösterle war, zu Gießhübel (115) bei Karlsbad eine Steingutfabrik gegründet, die aber nur ordinäres Geschirr erzeugte. Nach dem Tode Nonnes (1813) fand sich ein Jahr lang kein neuer Pächter, so daß der Herrschaftsbesitzer Anton *Hladik* die Fabrik in eigener Regie fortbetrieb. 1815 verpachtete er diese an Benedikt *Knaute*, der 1825 durch seinen Werkführer Franz *Lebnert* die Porzellanerzeugung einführen ließ. Die 55 Beschäftigte zählende Fabrik erzeugte alle Arten Geschirr und Luxusartikel.

1803 wurde in Pirkenhammer (116) bei Karlsbad durch Friedrich *Höcke* aus Sachsen-Weimar eine Steingutfabrik gegründet, die jedoch schlecht ging. 1810 übernahmen Christof *Reichenbach* und Martin *Fischer* die Fabrik und brachten sie auf beachtliche Höhe. 1822 wurde die Porzellanerzeugung aufgenommen und der Fabrik die Landesfabrikbefugnis erteilt. Die Arbeiterzahl stieg kurz danach auf 100.

1804 errichtete Johann Ritter von *Schönau*, Besitzer der Güter Dallwitz und

³⁰³ Ebenda 547.

³⁰⁴ Ebenda 548.

Aich bei Karlsbad, eine Steingutfabrik zu Dallwitz (117). Diese zählte 1806 an 64 Arbeiter und wurde auf Steinkohlenfeuerung umgestellt. 1807 erhielt sie die Landesfabriksbefugnis. Die Steinguterzeugung nahm jedoch einen sehr schlechten Fortgang, so daß die Arbeiterzahl bis auf 10 heruntersank. Auch die Einführung der Porzellanerzeugung 1830 brachte keinen besonderen Erfolg.

1810 wurde die Steingutfabrik zu Unter-Chodau (118) bei Karlsbad durch Franz *Mießl* gegründet, die niemals größere Bedeutung erlangte. Seit 1835 wurde die Porzellanerzeugung eingeführt.

1813 entstand die Steingutfabrik Tannawa (119) in der Herrschaft Stockau im Klattauer Kreis. Ein Jahr später erhielt deren Gründer Franz Josef *Mayer* die Landesfabriksbefugnis. 1832 wurde die Porzellanerzeugung aufgenommen³⁰⁵.

Im gleichen Jahr gründete Benedikt *Haßlacher*, gewesener Direktor der Dallwitzer Fabrik, zu Alt-Rohlau (120) in der Herrschaft Tippelsgrün eine Steingutfabrik, die ursprünglich recht unbedeutend war. 1823 in den Besitz des August *Nowotny* übergegangen, erhielt sie 1824 die Landesfabriksbefugnis und nahm einen raschen Aufschwung, so daß sie an 100 Beschäftigte zählte. 1838 wurde die Porzellanerzeugung aufgenommen.

1815 errichteten die Gebrüder Rudolf und Eugen *Haidinger*, die vorher einen dreijährigen Lehrkurs an der Wiener Porzellanmanufaktur absolviert hatten, eine Porzellan- und Steingutfabrik in Elbogen (121). Vorher hatten die Brüder eine Studienreise nach Deutschland, Frankreich und England (1814/15) unternommen und die neuesten Fabrikseinrichtungen studiert. In Elbogen wurde mit Steinkohlenfeuerung begonnen. Ursprünglich war eine Verbindung mit der Wiener Porzellanfabrik geplant, was jedoch fehlschlug. Anfangsschwierigkeiten wurden rasch überwunden und 1818 die Landesfabriksbefugnis erreicht. 1829 erhielten sie ein ausschließliches Privileg auf den Porzellanguß.

1819 gründete Josef *Römisch* eine Porzellanfabrik zu Klum (121) in der Herrschaft Neuschloß im Leitmeritzer Kreis. Seit 1821 wurde diese vom gewesenen Direktor der Dallwitzer Fabrik Adalbert *Landa* und dem Oberdreher Josef *Köcher* gepachtet. 1825 erhielt sie die Landesfabriksbefugnis, blieb aber stets von geringer Bedeutung³⁰⁶.

Nach einer Aufstellung von O. Weber³⁰⁷ bestanden im Jahre 1820 folgende Porzellan- und Steingutfabriken in Böhmen: sieben im Elbogner Kreis, und zwar zu Dallwitz (117), Elbogen (121), Unter-Chodau (118), Gießhübl (115), Hammer (116), Schlaggenwald (110) und Alt-Rohlau (120), eine im Klattauer Kreis zu Tannawa (119), eine im Berauner Kreis zu Teinitz (114), eine im Saazer Kreis zu Klösterle (112), eine im Leitmeritzer Kreis zu Klum (122) und eine zu Prag.

Nach Kees³⁰⁸ war die Schlaggenwalder Fabrik (110), den Herren Georg

³⁰⁵ Ebenda 549.

³⁰⁶ Ebenda 550.

³⁰⁷ Weber 119.

³⁰⁸ Kees 2, 833.

Lippert und *Wenzel Haas* gehörig, darunter die vorzüglichste. Sie lieferte Tafelgeschirre, Kaffeegeschirre und Pfeifenköpfe, die sich durch reine Porzellanmasse, sorgfältige Ausarbeitung, kunstvolle Malerei bei billigen Preisen auszeichneten. Die den Brüdern *Eugen* und *Rudolph Haidinger* gehörige Porzellanfabrik zu *Elbogen* (121) beschränkte sich zwar größtenteils auf kleinere Waren, wie Kaffeegeschirr, Lavoirs, Tassen usw.; darunter befanden sich aber sehr gut gearbeitete und niedliche Stücke. Die Feuerung geschah hier bloß mit Steinkohle. Die *Reichenbachs*che Fabrik am *Pirkenhammer* (116) nächst *Karlsbad* fabrizierte Porzellan, welches durchscheinender war als das der übrigen Fabriken. Dadurch kam es dem französischen Porzellan am nächsten, weshalb auch diese Fabrik im Ausland am besten mit französischer Ware konkurrieren konnte. Die Fabrik zu *Klösterle* (112) gehörte dem Herrn *Melzer* und Co., die Fabrik zu *Gießhübl* (115) war Eigentum von Herrn *Hladik*; beide arbeiteten ebenfalls gut.

Auf Grund des Rohstoffreichtums war die Erzeugung von Töpferwaren und Geschirr in Böhmen weit verbreitet. Schwarzesgeschirr, gemeine Schmelztiegel, aber auch schwarze nach *Passauer Art*, nebst anderem Schwarztöpfergeschirr verfertigte man zu *Kaltenbrunn* (123) in der Herrschaft *Hohenfurt* und zu *Krumau* (124). Auch *Freiherr von Stillfried* machte zu *Swojanow* (125) vielversprechende Versuche mit der Erzeugung brauchbarer Schmelztiegel. *A. Hawlin* in *Swojanow* wurde das größte Unternehmen dieser Art, das aus den fürstlich *Schwarzenbergschen* Graphitwerken in *Schwarzbach* das Rohmaterial bezog und zu Heizöfen, Kochgeschirr und Schmelztiegeln verarbeitete.

Große Bedeutung erlangten die *Fayance-* und *Steingutfabriken*³⁰⁹. Die größte unter diesen war die gräflich *Wrbysche* Fabrik zu *Teinitz* (114) in der Herrschaft *Konopischt*. Sie erzeugte alle Geschirrgattungen, weiß bemalt und vergoldet, oft mit Heiligenbildern versehen, wofür sie in *Prag* eine eigene Malerei betrieb. Ferner sind anzuführen: die Fabrik des *Freiherrn Johann von Schönau* zu *Dallwitz* (117) bei *Karlsbad*, welche aus *Ton von Aicha*, *Zedlitz*, *Tippelsgrün* und *Putschirn* alles Tafel- und anderes Geschirr verfertigte und zum Teil mit Steinkohlen brannte, die *Franz Mießlsche* Fabrik zu *Unterkodau* (118) im *Elbogner Kreise*, welche *Elbogner Ton* und *Gießhübler Quarz* verarbeitete und ebenfalls mit Steinkohlen brannte; die Fabrik von *Benedict Haslacher* und Co. zu *Alt-Rohlau* (120) in der Herrschaft *Tippelsgrün*, welche aus *Zedlitzer Ton*, *Tippelsgrüner Feldspat*, *Gießhübler* und *Tippelsgrüner Quarz* sehr feste Ware gleichfalls mit Steinkohlen erzeugte; die Fabrik von *Franz Josef Mayer* und Co. zu *Tannawa* (123) in dem *Gut Stockau*, welche aus *Ton von Flöhau* gute *Fayance* machte; die Fabrik von *Franz Römisch* zu *Schumburg* (126) im *Bunzlauer Kreise*, welche *Ton von Jesseney*, *Quarz von Friedstein* und *Feldspat von Morchenstern* verarbeitete; die Fabrik von *Joseph Hübel* in *Prag*, welche *Ton von Schmetschna* und *Flöhau* verwendete und mit Holz und Steinkohle brannte; und die gräf-

³⁰⁹ Ebenda 807f.

lich *Thunsche* zu Klösterle (112) im Saazer Kreis. Die böhmischen Fabriken haben in bezug auf die Eleganz der Geschirre große Fortschritte gemacht und sehr viel Mühe auf kostbare Malerei und Vergoldung angewendet. In den Heilbädern, wie Karlsbad, Marienbad usw., wurden Steingutkrüge der Fabriken zu Unter-Chodau, Alt-Rohlau, Schumburg und anderer massenhaft zum Verkauf angeboten. Sogenanntes Wegwoodgeschirr produzierte die gräflich Wrtbysche Fabrik zu Teinitz (114)³¹⁰. In der Nachahmung von eisen- und kupferfarbigem Geschirr nach englischer Art versuchte sich die *Hübel-sche* Fayancefabrik zu Prag (113).

Edelstein- und Schmuckwarenindustrie

Der große Reichtum Böhmens an Halbedelsteinen wurde zur Grundlage einer blühenden Schmuckwarenindustrie. Nach Schreyer³¹¹ fand man in Böhmen folgende Edelmetalle: Diamanten, jedoch nur selten und von schlechter Qualität; hochgelben Rubin im schlesischen Gebirge; Smaragd, jedoch nur selten rein; Saphir, nur selten; Granaten von vorzüglicher Qualität, feuerroter Farbe und großer Härte, Fundorte im Leitmeritzer Kreis in der Herrschaft Dlaschkowitz, Bilin, Tschikowitz, im Časlauer Kreis auf der Herrschaft Swietla; Jaspis in verschiedenen Gebirgsgegenden, vornehmlich im Bunzlauer Kreis auf der Herrschaft Großskal unweit Turnau auf dem Berge Kořakow; Serpentin in der Herrschaft Tepl, wo er in Platten gebrochen wird; weiters Onyx, Lasurstein, Amethyst, Chrysolith, Chrysopras, Aquamarin (Beryll), Topas, Opal, Karneol, Kalzedon, Kristall und andere.

Die Weiterverarbeitung lag in Händen der Steinschneider. Bereits Graf Josef *Kinsky* hatte um die Mitte des 18. Jahrhunderts diesen Industriezweig in seiner Herrschaft Bürgstein eingeführt. Nach Kees³¹² hatte sich die Granatschleiferei bereits in zahlreichen Herrschaften eingebürgert, wobei sich neben dem Edelsteinschliff auch der von Glasflüssen durchsetzte; letzterer zum Beispiel in Gablonz³¹³ und Turnau. Die Manufakturtabelle 1788 nennt drei Granatenfabriken, zu Swietla, Zibochlew und Dlaschkowitz. Swietla, bereits 1760 gegründet, gehörte dem Grafen *Zichy*. Man verarbeitete hier jährlich 20 000 Stück Granaten, die roh von Libochowitz kamen und verarbeitet nach Prag geliefert wurden. Im Jahre 1794 beschäftigte das ganze Gewerbe etwa 250 Personen, vorzüglich in den Herrschaften des Grafen *Hatzfeld* bei Leitmeritz und des Grafen *Kolowrat* bei Časlau, die eigens dafür Fabriksprivilegien besaßen³¹⁴. Der Umstand, daß die Granaten nur noch wenig zu Halschnüren getragen werden, verminderte den Betrieb dieser Fabriken ungemessen. Die gräflich *Schönbornsche* Granatschleiferei zu Podsedlitz in der

³¹⁰ Ebenda 816.

³¹¹ Schreyer: Kommerz 2, 79—97.

³¹² Kees 2, 932.

³¹³ Vgl. Fußnote 294.

³¹⁴ Hassinger: Manufakturen 158.

Herrschaft Dlaschkowitz erzeugte brillantierte, plattfacettierte, rosettierte und gemein geschliffene Granaten. Eine dritte Fabrik dieser Art war nach Keeß³¹⁵ die gräflich *Klebelbergsche* zu Trziblit.

Die Böhmisches Kompositionssteine waren ein künstlich hergestellter Schmuckstein, bestehend aus dem zu Staub gestoßenen Kiesstein, Menium und Saliter, welche vermengte und geformte Masse in einem Schmelztiegel gebrannt wurde³¹⁶. Diese Erzeugung, ursprünglich in Venedig entdeckt, war seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in der Stadt Turnau heimisch geworden und entwickelte sich zu einer blühenden Industrie, die noch 1788 176 Steinschneider beschäftigte. Trotzdem klagt Schreyer³¹⁷ über einen argen Verfall, den er darauf zurückführt, daß die jüdischen Händler so sehr die Preise drückten, daß viele Steinschneider nach Schwäbisch Gmünd, Frankreich und Italien auswanderten und dort ebenfalls diesen Industriezweig einbürgerten. Hieraus entstünden die gegenwärtigen Exportschwierigkeiten.

Die Steinschneider verarbeiteten auch Perlen. In den Gewässern bei Horazdowitz versuchte man eine Perlmuschelzucht anzusetzen³¹⁸.

*Der Bergbau*³¹⁹

Goldbergbau wurde nach Schreyer³²⁰ in Böhmen nicht mehr betrieben, da die Abbaukosten den Aufwand nicht mehr lohnten, zumal das Gold aus Ungarn und Siebenbürgen, vorzüglich zu Kremnitz, viel leichter und reicher zu gewinnen war. Ähnlich verhielt es sich auch mit dem Silberbergbau, der ebenfalls in Böhmen stark zurückgegangen war. Nur in den Gruben in Joachimsthal (1), Gottesgab (2), Katharinaberg (3), Platten (4), Preßnitz (5), Příbram (6), Mies (7), Sonnenberg (8) und Sebastiansberg (9) wurden Silbererze abgebaut. Dennoch betrug in den Jahren 1756 bis 1761 die Förderung bloß einiger der in drei Orten erwähnten Zechen 61677 Mark an feinem Brandsilber, das an die Prager Münze abgeliefert wurde, was eine Summe von 1332593 fl ausmachte. Kupferbergbau wurde zu Joachimsthal (1), Graslitz (10), Kofel (11), Kupferberg (12), B. Neustadt (13) und Kutten-

³¹⁵ Keeß 2, 932.

³¹⁶ Schreyer: Kommerz 2, 92.

³¹⁷ Ebenda 94.

³¹⁸ Ebenda 95.

³¹⁹ Die in den Abschnitten „Der Bergbau“, „Die Eisenindustrie“ und „Die Metallwaren- und Maschinenindustrie“ hinter Ortsnamen in Klammern gestellten Zahlen sind chronologisch gereiht und entsprechen den in Karte 6 genannten Zahlen. — Schmidt von Bergenhold, J. F.: Übersichtliche Geschichte des Bergbau- und Hüttenwesens im Königreich Böhmen. Prag 1880. — Friese, Franz: Übersicht der österr. Bergwerksproduktion in den Jahren 1823—1854. Wien 1855. — Grosch, Hermann: Die Anfänge des Kohlenbergbaues in Österreich und seiner staatlichen Förderung unter Maria Theresia. Phil. Diss. Wien 1937. — Kárníková, Ludmila: Vývoj uhelného průmyslu v českých zemích do r. 1880 [Die Entwicklung der Kohlenindustrie in den böhmischen Ländern bis 1880]. Prag 1960. (Studie a prameny 20.) — Keeß 1, 536ff.

³²⁰ Schreyer: Kommerz 2, 23—58.

plan (14) betrieben. Die Kupferausbeute war weitaus geringer als die der ungarischen Bergwerke. Maria Theresia hatte in einem Patent vom 27. Oktober 1768 den Kupferverschleiß innerhalb der Erbländer streng geregelt. Das beste und feinste Zinn^{320a} von ganz Deutschland gewann man zu Schlaggenwald (15). Schlaggenwalder Zinnwaren waren nach Silberart sauber gemacht und erfreuten sich eines großen Absatzes im In- und Ausland. Weiters baute man Zinn in Böhmen zu Gottesgab (2) und Zinnwald (16) ab. Blei wurde in Böhmen nur in geringer Menge, und zwar zu Joachimsthal (1), Bleistädtel (17) und Heinrichsgrün (18) gewonnen. Der jährliche Export betrug 12000 Ctr. Alaun erzeugte die aerarisch betriebene Hütte Komotau. Vitrinol das Werk Lukawetz (19) in der Fürst *Auerspergschen* Herrschaft Naßaberg, Schwefel ebenfalls die Herrschaft Naßaberg (19). Graphit wurde seit 1812 in den fürstlich *Schwarzenbergschen* Graphitwerken in Schwarzbach (20) gewonnen — erstmals auf dem europäischen Kontinent —³²¹. Zur Verwertung der Graphitvorkommen betrieb Fürst Schwarzenberg zu Goldenkron eine Bleistiftfabrik.

Große Eisenbergwerke gab es in Böhmen, von denen Hohenelbe (21), Starkenbach (22) und Arnau (23) ihre Ursprünge bis auf Wallenstein zurückverfolgen konnten. Das Hoch- und Erzstift Olmütz betrieb das Eisenwerk Friedland (24); der Eisenbergbau in Rokitzan (25) und das angeschlossene Hochofen- und Eisenwerk Klabava (26) waren Eigentum der königlichen Freistadt Rokitzan, das Eisenwerk Komorau (27) gehörte dem Grafen *Wrbna*. Graf *Nostitz* erzeugte in seinem Eisenwerk Rothau (28) vorzüglich Schwarz- und Weißbleche.

Granitsteinbrüche fanden sich an vielen Stellen des Landes, dienten jedoch meist nur der lokalen Versorgung. Die Wetz- und Schleifsteinbrüche zu Lachowitz (29), Groß-Jeřitz (30) und Cheynow (31) arbeiteten größtenteils für den Export.

Steinkohle wird von Schreyer³²² noch nicht unter die Bergbauprodukte, sondern bezeichnenderweise unter die Steinbrüche gezählt. Die Verwertbarkeit der Steinkohle wurde zu jener Zeit erstmals erprobt. Schreyer definiert die „Steinkohlen“ als „ein schwarzer oder bräunlicher Schieferstein, welcher durch denen schwefel- und harzigten Bestandteile vermittelt Anfeuerung brennbar wird; dann besser und länger als das Holz die Hitze und Kohlenfeuer unterhält. Die Lagerstatt der Steinkohlen betreffend, so lassen sich diese vornehmlich in Vorgebirgen, wo das flache Land aufhöret, finden. In Böhmen hat man seit geraumen Jahren da und dorten einen Steinkohlenbruch entdeckt und hieran einen Überfluß gefunden, welches in gegenwärtigen Zeiten, wo das Holz hier Landes abnimmt und in sehr hohen Preis gestiegen, viele Aushülfe verschafft; vorzüglich, da man die Steinkohlen sowohl zur Beheizung, als auch in den Fabriken gebraucht, und besonders die Fabrikanten,

^{320a} Sieber, Siegfried: Der böhmische Zinnbergbau in seinen Beziehungen zum sächsischen Zinnbergbau. *Bohemia-Jahrbuch* 5 (1964) 137—160.

³²¹ Slokar 553.

³²² Schreyer: *Kommerz* 2, 60f. — Keesß 1, 54—75.

welche im Feuer arbeiten, besser als das Holz oder die Holzkohlen diese Kohlen nützen können.“

Im nordwestböhmischem Braunkohlenbecken begann der Abbau in den gräflich *Westphälischen* Gruben zu Arbesau (32) und Hottowitz (33) seit dem Jahre 1740, in einem Tagbau nächst Aussig (34) seit 1760. Noch im Jahre 1780 wußte man von der bei Aussig gefundenen Steinkohle nichts Merkwürdigeres zu berichten, als daß sie sich leicht mit dem Hobel bearbeiten lasse und kleinere Tischlerarbeiten daraus verfertigt werden. Wohl einer der ältesten Kohlenbergbaue bestand seit 1570 in der Graf *Czerninschen* Herrschaft Radnitz (35), weiters bei Klostergrab (36), Thürnitz (37) und Teplitz (38). Die Fürst *Schwarzenbergsche* Herrschaft förderte Braunkohle bei Postelberg (39) und Steinkohle bei Kroucova (40). Das später so wichtige mährische Ostrau-Karwiner Steinkohlenrevier wurde im Jahre 1770 zufällig durch einen Dorfschmied bei Polnisch-Ostrau (41) entdeckt, woraus sich später der Bergbau des Grafen Johann *Wilczek* entwickelte. Große Hoffnungen setzte man auch auf die in der böhmischen Herrschaft Wernigerode (42) gewonnene Torfkohle, für deren zweckmäßigste Verwendung im Gewerbe öffentlich Preise ausgeschrieben wurden.

*Die Eisenindustrie*³²³

Die Eisenerzeugung in Böhmen reicht bis ins 6. Jahrhundert zurück. Das Werk Althütten bei Püglitz (43) soll bereits 1512 gegründet worden sein, das Werk Pelles (44) der fürstlich Dietrichsteinschen Eisenwerke führt seine Anfänge bis 1480 zurück, die gräflich Nostitzschen Eisenwerke in Rothau (28) nahmen ihren Anfang Ende des 17. Jahrhunderts³²⁴. Verglichen mit der Bedeutung der übrigen Industriezweige hat jedoch die Eisenindustrie Böhmens relativ spät und auch nur in bestimmten Zeiten einen größeren Aufschwung genommen, was in der Manufakturtafel von 1766 bereits deutlich wird. Die Eisenbearbeitung, die um 1780 etwa 2500 Personen beschäftigte, beruhte damals noch auf einer ausreichenden, ja sogar geringe Exportüberschüsse bietenden Rohstoffgrundlage, besaß aber noch kein so großes und weitverbreitetes Manufaktursystem wie die Alpenländer³²⁵.

Die Eisenproduktion war durch das Hofdekret vom 6. Oktober 1785 für Eisen- und Stahlarbeiter praktisch freigegeben worden. Zu diesem Zeitpunkt bestanden in Böhmen 64 Eisenhütten, die an 1700 Fabrikanten beschäftigten und Guß- und Schmiedeeisen erzeugten³²⁶. Unter den böhmischen Eisenwerkern waren die von Hořowitz (45) und Meierhöfen (46) die ansehnlichsten, wo-

³²³ Balling, Carl J. N.: Die Eisenerzeugung in Böhmen, geschichtlich, statistisch usw. dargestellt. Prag 1849. — Werner, F.: Ursprung und Entwicklung der hiesigen Knopf- und Metallwarenindustrie. Das Eulautal 2. Folge (1926). — Rösler, Adolf: Die Ignaz Rösler'sche Stahlwarenfabrik in Nixdorf. MNExKI 5 (1882) 286—293, 7 (1884) 143—148, 8 (1885) 111—115.

³²⁴ Slokar 448 ff.

³²⁵ Hassinger: Manufakturen 158.

³²⁶ Schreyer: Kommerz 2, 42 ff.

selbst man nicht nur Roheisen, Schwarz- und Weißblech, sondern auch die verschiedensten Eisen- und Blechwaren erzeugte. Die Manufakturtabelle 1788 zählt unter den Eisenhütten- und Werkern namentlich sieben Fabriken auf, darunter die Weißblechfabrik Meierhöfen (46), drei Fabriken in Neudek (47), eine in Heinrichsgrün (17) und das Schwarz- und Weißblechwerk Hořowitz (45). Weiters finden zwei Drahtmühlen zu Preßnitz (5) und eine zu Klösterle (48) mit insgesamt 28 Beschäftigten, eine weißblechene Leistelfabrik zu Preßnitz (5), die Spenglerwaren erzeugte, eine Stahlsperl(Nadel-)fabrik in Klösterle mit 10 Beschäftigten, eine Stahl- und eisengeschliffene Warenfabrik des Grafen *Thun* in Prag (49) mit 7 Beschäftigten, eine Metallknöpfefabrik zu Swietla (50) mit 12 Beschäftigten und eine kleine Metallknöpfefabrik *Jean Comoi* in Prag (49) sowie eine Messingfabrik in Graslitz (10) mit 50 Beschäftigten Erwähnung. Nach Schreyer³²⁷ wären als größere Unternehmen zu ergänzen: die Nadlermanufaktur Karlsbad (51), weiters eine Feuergewehrfabrik in Karlsbad mit über 60 Beschäftigten und die Messingknopf- und Schnallenmanufaktur Peterswald (52) bei Aussig mit 380 Beschäftigten. Letztere, von Johann Georg *Hieke* gegründet, war wohl das bedeutendste und größte Unternehmen dieser Art innerhalb der Monarchie, das zeitweise über 400 Arbeiter beschäftigte. In den Manufakturtabellen 1791 und 1792 sowie nach 1797 als „Fabrik“ erwähnt, fehlt sie jedoch 1794. Daß Verlag hier überwog, wenn nicht ausschließlich Betriebsform war, läßt sich aus der großen Zahl der Meister vermuten, denen eine etwas geringere Zahl von Gesellen und fast keine Jungen und Gehilfen zur Seite standen³²⁸. Die drei bürgerlichen Messingwarenmanufakturen besaßen jeweils in ihrem kleinen Produktionszweig, soweit dies aus der Gesamtzahl der Beschäftigten geschlossen werden darf, nahezu eine Monopolstellung. Von den übrigen eisenverarbeitenden Betrieben läßt Hassinger jedoch nur die an Hämmer angegliederten Eisen- und Blechwarenerzeugungen von Meierhöfen (46) und Hořowitz (45) als Manufakturen gelten. Die übrigen Unternehmen waren zu klein, beziehungsweise wie bei der Gewehrmanufaktur oder Messingknopfmanufaktur ist ihr Betriebssystem weitgehend unbekannt. Die erste größere, bürgerliche Stahlwarenfabrik entstand erst 1803 in Nixdorf.

Gegen Ende der 90er Jahre des 18. Jahrhunderts befanden sich in Böhmen folgende Eisenhütten³²⁹:

Kreis	Hütten	Zahl der Hochöfen	Hämmer	Jährliche Erzeugung in Zentnern
Bunzlauer	1	1	1	3 248
Bydžower				
(zu Starkenbach) (53)	1	2	4	4 688
(zu Hohenelbe) (21)	1	1	1	1 600
Chrudimer	1	—	3	1 269

³²⁷ Ebenda 2, 114 ff.

³²⁸ Hassinger: Manufakturen 158.

³²⁹ Slokar 329.

Kreis	Hütten	Zahl der Hochöfen	Hämmer	Jährliche Erzeugung in Zentnern
Časlauer	2	1	7	5 511
Kaučimer	1	1	4	1 210
Budweiser	4	4	12	12 200
Taborer	2	3	6	16 060
Pilsner	15	25	52	95 546
Klattauer	2	3	6	11 900
Prachiner	2	3	6	8 320
Elbogner	4	4	12	18 340
Rakonitzer	1	2	4	2 845
Berauner	9	18	46	28 617

Mehr als zwei Drittel der böhmischen Produktion entfielen somit auf das Gebiet der paläozoischen Silurmulde des Pilsner und Berauner Kreises. Weiters bestanden damals 13 Eisendrahtzüge: zu Stiahlau (54) im Pilsner Kreis, zu Preßnitz (5) im Saazer Kreis, zu Pisek (55) im Prachiner Kreis, zu Hořowitz (45) im Berauner Kreis und neun im Elbogner Kreis.

Verglichen mit den Angaben von Kees, der ein Bild der Entwicklung dreißig Jahre später entwirft, müssen die Ansätze der mariatheresianisch-josephinischen Epoche noch als sehr bescheiden bezeichnet werden. Das fällt besonders ins Gewicht bei einem Vergleich mit dem gleichzeitigen hohen Entwicklungsstand der Eisenindustrie in der Steiermark sowie in Nieder- und Oberösterreich.

Seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts machte auch die Eisenindustrie in Böhmen große Fortschritte³³⁰. Bereits um 1810 wurden Schmelzversuche mit rohem Torf und Holzkohle in der Gabrielahütte bei Rothenhaus (56) unternommen, sie boten jedoch noch keine ökonomischen Vorteile. Ähnlich erfolglos verliefen im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts angestellte Versuche mit Steinkohle, weil Gebläse und Windführung noch sehr primitiv waren. Der Direktor des Prager polytechnischen Institutes Franz Ritter von *Gerstner* konstruierte ein dreifaches hölzernes Kasten-gebläse. Betriebskraft der Maschinen blieb lange noch die Wasserkraft, erst als diese um die Mitte des Jahrhunderts nicht mehr ausreichte, setzte sich in größerem Umfang die Dampfkraft durch. Die Eisengießerei fand erst seit 1750 in Böhmen Verbreitung. Die Herstellung von grauem Roheisen erforderte hohe Schmelztemperaturen. Gußfähiges Eisen mußte auf veränderten Hochöfen unter Verwendung geringerer Kohlenmengen hergestellt werden, den sogenannten Kuppelöfen. Die Verfrischung des Roheisens und seine Umwandlung in Schmiedeeisen erfolgte auch hier ursprünglich nur in Frischherden mit Anwendung von weichen Holzkohlen als Brennmaterial. Erst seit Ende der 30er Jahre begann man mit der Errichtung von Puddelwerken. Umfang der Roh- und Gußeisenerzeugung in Böhmen³³¹:

³³⁰ Ebenda 330.

³³¹ Ebenda 450.

im Jahre	insgesamt	davon Roheisen	Gußwerk
1810	111 571	—	—
1815	125 365	—	—
1824	217 272	174 606	42 666
1827	277 181	227 749	49 432

Die wichtigsten Eisenwerke jener Zeit waren die Hořowitzer (45) Werke zu Komorau (27) und Jinetz (57), die seit 1785 unter Rudolf Graf *Wrbna* einen großen Aufschwung nahmen³³². Dieser verbesserte den Hochofen- als auch Frischhüttenbetrieb. Ursprünglich wurden zu Komorau vier Hochöfen betrieben, ferner 10 Stabhütten, zwei Streckhütten, ein Blechhammer und ein Drahtzug. 1804 wurde die Herrschaft Jinetz mit ihren Eisenwerken hinzugekauft. Hořowitz erzeugte alle Arten von Maschinen, Öfen, Munitions-, Potterie- und Kunstguß (Monumente, Lampen, Luster, Arm- und Handleuchten, Schreibzeuge, Briefbeschwerer, Vasen usw.) sowie alle Sorten von Schmiedeeisen, Schwarz- und Weißblech. Man führte hier erstmals die Sandformerei ein und betrieb den Eisenguß in großem Umfang. 1824 wurden die ersten Gerstnerschen Kastengebläse hier aufgestellt, 1830 führte man die ersten Blechwalzwerke anstelle von Blechhämmern ein. Bei den Blechglühöfen wurde Steinkohle als Brennmaterial verwendet. Anfang der 30er Jahre zählten die Hořowitzer Eisenwerke an 700 Beschäftigte und waren führend in Galanterieeisengußwaren.

Die ärarischen Zbirower (58) Eisenwerke bestanden 1815 aus acht Hochöfen, 22 Stabhütten und neun Streckhütten³³³. In den folgenden Jahren wurde das Unternehmen stark vergrößert und konzentriert, so daß es 1819 nur mehr vier Hochöfen zu Franzensthal (59), Hollaubkau (60), Karlshütte (61) und Straszitz (62) mit 16 Stab- und sieben Streckhütten zählte, welche nach 1825 bereits die frühere Gesamtproduktion der aufgelassenen Werke erreichten. Ein Viertel davon wurde als Gußwerk abgesetzt, drei Viertel wurden verfrachtet und in verschiedene Sorten Schmiede- und Stabeisen umgewandelt. In den 40er Jahren waren diese Eisenwerke die größten Böhmens und erzeugten jährlich über 80 000 Zentner Roheisen.

Die fürstlich *Fürstenbergschen* Eisenwerke in Pürlitz (43), deren Anfänge bis ins 16. Jahrhundert zurückreichen, erbauten 1811 bis 1819 ein großes Gußwerk zu Neu-Joachimsthal (63) und 1824 bis 1826 ein Hammerwerk in Rostok (64). Die Einrichtung des letzteren besorgten Hofrat *Nittinger* und Franz Ritter von *Gerstner*. Anfang der 30er Jahre beschäftigten diese Werke zehn Hüttenbeamte, 152 Menschen bei den Kohlenbrennereien, 67 bei den Hochöfen und Gießereien, neun bei der Feingießerei, 134 bei den Frischfeuer- und Hammerwerken, über 300 Fuhrleute, Hauer, Aufsichtspersonal und andere. Den Betrieb des Gebläses zu Neu-Joachimsthal besorgte eine Dampfmaschine von 12 PS. 1835 betrug die Produktion an 43 000 Zentner. Man erzeugte

³³² Ebenda 454.

³³³ Ebenda 455.

alle Bestandteile von Dampf-, Spinn- und anderen Maschinen, Zylinder, Gitter, Grabmonumente, Öfen, gußeisernes Geschirr und anderes. Alle eigenen maschinellen Einrichtungen, von denen mehrere den englischen an die Seite gestellt werden konnten, wurden selbst angefertigt. Alle Hüttenbeamten hatten ihre wissenschaftliche Ausbildung am polytechnischen Institut in Prag erhalten.

Die fürstlich *Dietrichsteinschen* Eisenwerke zu Ransko (65) und Pelles (44) wurden in den Herrschaften Polna und Wogonoměstes im Časlauer Kreise in den Jahren 1812 bis 1814 vom Fürsten Franz von Dietrichstein-Proskau-Leslie neu errichtet³⁸⁴. Auch das Werk Pelles, das seine Herkunft selbst nur auf das Jahr 1840 zurückführt, wurde 1826 erweitert. Große Bedeutung gewannen diese Werke erst Anfang der 30er Jahre. Um 1835 bestand das Eisenwerk zu Ransko aus zwei aneinanderggebauten Hochöfen, drei Frischfeuern, einem Zainhammer, einem Bohr- und Drehwerk, einer Nagelschmiede, einer Tischlerei und Schlosserei. Zu Pelles befand sich ein Hochofen mit sechs Frischfeuern, einem Zainhammer, einer Kleinschmiede und Tischlerei. Außer Tagelöhnern und Fuhrleuten waren insgesamt 350 Personen in den Werken beschäftigt. Es wurde größtenteils Gußeisen erzeugt. Beim Hochofen von Ransko kam es erstmals zur Anwendung des heißen Windes, auch wurde Torf erstmals beim Hochofenbetrieb in großem Umfang angewendet.

Weiters erlangten folgende Eisenwerke im folgenden Jahrzehnt größere Bedeutung³⁸⁵: die gräflich *Nostitzschen* Eisenwerke in Rothau (28), die Baron *Kleistschen* zu Neudek (46) bei Karlsbad, die gräflich *Bouquoyschen* zu Kallich (66), die Gabriela- (67) und Schmiedehütte im Saazer Kreis, die Josefsthaler Eisenwerke zu Adolfsthal (68) bei Krumau, die gräflich *Kolowratschen* Eisenwerke zu Rosahütte (69) im Königgrätzer Kreis und zu Meierhöfen (46) im Pilsner Kreis, die fürstlich *Metternichschen* Eisenwerke zu Plaß (70) im Pilsner Kreis und andere.

Streckeisen, das sind fein ausgestreckte Stabeisensorten, Nagel- oder sogenanntes Zaineisen, Faßreifen, Gittereisen und ähnliches, erzeugten die Stuck- oder Zainhütten, die später von den Walzwerken abgelöst wurden. Nur in Neudek (47) und Kallich (66) wurde auch Stabeisen durch Auswalzen erzeugt. Walzwerke entstanden in Komorau (27), Althütten (71) und Obecnitz (72). Eisenblecherzeugung betrieben am Ende des 18. Jahrhunderts nur sehr wenige Werke, zum Beispiel die Gabrielshütte bei Kallich (66) im Saazer Kreis. Ursprünglich erfolgte das Ausschmieden unter Blechhämmern, seit 1820 immer mehr von Blechwalzwerken. Letztere bestanden zu Gabrielshütte (67), Neudek (46), Rothau (28), Sorghof (73), Hořowitz (45), die nicht nur Schwarzbleche, sondern auch Weißblech erzeugten. Dampfkesselbleche erzeugten die Josephihütte bei Karolinengrund (74), die Eisenwerke zu Kallich (66) und das Puddelwerk zu Althütten (71). Puddelwerke entstanden erst gegen Ende der 30er Jahre, die beiden bedeutendsten waren Josephihütte (75) und Althütten (71).

³⁸⁴ Ebenda 456.

³⁸⁵ Ebenda 457.

Stahl wurde zuerst von Vinzenz *Wietz* und dessen Sohn Johann in mehreren Versuchen 1815 und 1816 auf den später eingegangenen Eisenwerken zu Palmsgrün (76) in der Herrschaft Bistritz im Klattauer Kreis hergestellt, wobei 900 Pfund Zementstahl erzeugt wurden³³⁶. Die Eisenwerke zu Eugenthal (77) produzierten ebenfalls Zementstahl zur Feilenerzeugung. Die bedeutendste Stahlwarenfabrik Böhmens war Ignaz *Rösler* zu Nixdorf (78), von dem später noch ausführlich berichtet wird. Eine zweite 1782 durch Graf Franz Josef *Thun* zu Klösterle (48) im Saazer Kreis errichtete Stahlwarenfabrik, die 1824 an J. H. *Blaß* verkauft wurde, erlangte niemals größere Bedeutung. 1827 gründeten Anton *Seidenköbl* und Johann Bernard *Schlick* die erste Nägelfabrik Böhmens zu Saaz (79), die maschinell eingerichtet war. Von den 18 Drahterzeugungsanstalten in Böhmen befanden sich die größten zu Klösterle (48), zahlreiche im Elbogner und Saazer Kreis und zu Jesseney (80) im Bunzlauer Kreis. Weiters war auch die Sensen- und Sichelerzeugung in Böhmen beheimatet³³⁷.

Nach *Keeß*³³⁸ zählten zu den größten Eisengießereien Böhmens die Eisenwerke Hořowitz (45), Pürglitz (43), Blansko, Zbirow (58) und Ransko (65). Die gräflich *Wrbnaschen* Eisenwerke zu Jinetz (57) und Komorau (27) in der Herrschaft Hořowitz verfertigten hauptsächlich größere Gegenstände, wie Öfen in 30 Varianten, Geländer und Gitter, Turmuhren, Platten, Gewichte, Mörser, Röhren, Kessel, Baumpfähle, Stiegenstufen, Töpfe, emailliertes Geschirr, Röste usw., außer diesen aber auch viele Galanteriewaren, wie Damenkämmen, Ohrgehänge, Colliers, Kreuze, Kettchen, Teller, Spieltassen, Medaillons, Rosenkörbe, Vasen, elastische Zuckerzangen, Westenknöpfe und dergleichen. Die fürstlich *Fürstenbergschen* Hüttenwerke zu Neuhütte und Neu-Joachimsthal (63) in der Herrschaft Pürglitz (43) erzeugten auch Kunstguß, zum Beispiel Büsten und Medaillons. Die gräflich *Salmsche* Gießerei zu Blansko in Mähren lieferte Röhren. Das Hüttenwerk der Kameralherrschaft Zbirow (58) und Ransko (65) fabrizierte Heizöfen, Röhren, Kessel, Kochgeschirr, Maschinenteile, Gitter und Medaillons. Kleinere Gießereien und Schichthämmer bestanden zu Rodenau (81), Chlumetz (82), Ernstthal (83), Franzensthal (59), Piscoczil (84), Kallich (66) und Gabrielahütten (67) (Herrschaft Rothenhaus), Theresienthal (85) (Herrschaft Neu-Bistritz), Skurow (86), usw.

Weißblech lieferte Böhmen in großer Menge. Unter die besseren, weichsten und dehnbarsten Gattungen zählte man die Bleche von Rothenhaus (87) und Rodenau (81) (in der Herrschaft Heinrichsgrün). Auch im Kameralwerke zu Pleil (88) und im gräflich *Wrbnaschen* Werke zu Hořowitz (45) fabrizierte man gute Bleche, die jedoch schlechter als die sächsischen verzinkt waren.

Eisendraht erzeugten zahlreiche größere Fabriken³³⁹: das gräflich

³³⁶ Ebenda 458—459.

³³⁷ Ebenda 460.

³³⁸ *Keeß* 2, 550f.

³³⁹ Ebenda 570.

Wrbnasche Eisenwerk zu Hořowitz (45), die *Johann Röslersche* Drahtzieherei zu Wolfsberg (89), die *Johann Grundsche* Eisendrahtmühle zu Pürstein (90), das *Johann Elstersche* Drahtwerk zu Christophhammer (91), die *Franz Elstersche* Fabrik zu Platz (92), der *Josef Speiknersche* und *Josef Günthersche* Drahtzug zu Johannisthal (93), die Drahtzüge zu Seeberg (94) und Grün (95) in der Grafschaft Asch und andere.

Die Messer- und Scherschmiede Böhmens konnten Erzeugnisse von englischer Qualität exportieren, wobei die Messerschmiedzunft in Karlsbad (51), die von *Röslersche* Fabrik zu Nixdorf (78), *Jarosch* in Beraun (96) und *Veit* in Budweis (97) hervorragten³⁴⁰. Eines der merkwürdigsten Unternehmen dieser Art war die im Jahre 1790 von Ignaz *Rösler* zu Nixdorf (78) in der Herrschaft Hainspach im Leitmeritzer Kreis gegründete Stahlwarenfabrik. Diese beschäftigte 1821 bereits 28 Gesellen und erzeugte alle Arten ordinärer und feiner Rasiermesser, Tisch-, Küchen-, Kinder-, Taschen-, Feder- und Instrumentenmesser, Scheren, Lichtscheren, Feuerstähle, Handwerkszeuge usw. *Rösler* wurde 1819 geadelt und führt seither das Prädikat „von Ehrenstahl“. Grobzeug- und Schneidschmied-Arbeiten verfertigten Wolfgang *Moser* zu Brennporitschen (98) und Katharina *Judex* zu Komotau (99).

Die Erzeugnisse der Nagel- und Zweckschmiede waren ihrer niedrigen Preise wegen besonders begehrt. Große Werkstätten bestanden in den Herrschaften Hořowitz (45), Rothenhaus (87) — zu Natschung (100), Heinrichsdorf (101) —, Czernowitz (102) — zu Bienthal (103) —, Gratzen (104), Meierhöfen (46), Preßnitz (5) — zu Christophhammer (91) und Hegershaus (105) — und in der Stadt Rokitzan (25). Verzinnte Nägel verfertigte man zu Gratzen (104).

Die meisten blechernen Löffel auf den Jahrmärkten der Monarchie stammten unstreitig von den böhmischen Pfannen- und Löffelschmieden, insbesondere aus der gräflich *Wrbnaschen* Löffelfabrik zu Hořowitz (45), aus Schönlinde (106), Graslitz (10) und Platten (4). Sensenschmieden bestanden zu Kaplitz (107), Johanneshammer (108), Theresienhammer (109), Zettwing (110), Stockau (111), Sorghof (73) und anderen Orten. Zeug- und Zirkelschmiedearbeiten führten aus: die von *Röslersche* Fabrik in Nixdorf (78), welche Tischlerwerkzeuge, Sägeblätter und andere Instrumente herstellte, *Josef Philipp* und *Gottfried Fritsche* und *Josef und Gottlob Münzel* zu Schönlinde (106), beide Fabrikanten von Sägeblättern, und die Werkzeugfabrik *Johann Berkert* zu Schmiedeberg (112) bei Preßnitz. Die größte Nadlermanufaktur der Monarchie seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts war die Nadlerzunft zu Karlsbad (51), die Näh- und Stecknadeln für den Gesamtbedarf aller Erbländer und überdies zum Export in bester Qualität produzierte³⁴¹. Auch *Jacob Ullmann* in Prag (49) und *Johann Kreittl* zu Preßnitz (5) lieferten vorzügliche Nadeln. Samtnadeln aus Messing sowie Weberkämme fabrizierten Reichenberg (113), Schönlinde (106) und Branna (114).

³⁴⁰ Ebenda 608 ff.

³⁴¹ Ebenda 660.

Außer den feinen lackierten Blechwaren von Karlsbad (51) exportierte Böhmen vielfach ordinäre Spengler-Arbeiten, wie zum Beispiel die blechnernen Papagenopfeifen, die zu Hohenfurt (115) im Budweiser Kreis verfertigt wurden³⁴². Großes Ansehen genossen auch die Stahlarbeiten von Michael und Philipp *Polz* und der Gebrüder *Voigt* in Karlsbad (51), die Erzeugnisse der *Röslerschen* Fabrik in Nixdorf (78), Franz J. *Palm* und Josef *Kroyer* in Klösterle (48).

Gewehrfabriken und Rohrschmieden bestanden zu Preßnitz (5), Pleil (88) und Schmiedeberg (112). Gewehre für den Privatgebrauch lieferte vor allem die Büchsenmacherzunft Karlsbad (51), welche die Gewehrläufe aus Janowitz in Mähren bezog³⁴³. Die Waffenschmiedfabrikatur in Prag (49) wurde ursprünglich größtenteils vom Militärzeughaus verlegt. Schreyer³⁴⁴ klagt, daß die Schwertfegermanufaktur wegen des Verbotes des Degen-tragens stark abgenommen habe. Nach Kees³⁴⁵ fanden sich Langmesser-, Schwert- und Klingenschmiede sowie Schwertfeger noch zu Prag (49) und Karlsbad (51).

Die Metallwaren- und Maschinenindustrie

Die Gold-, Silber- und Galanteriemanufaktur besaß in Prag (49) eine alte Tradition und weite Verbreitung. Eine Bruderschaftsordnung vom 2. November 1776 regelte die Belange des Handwerks, das von den Prager Kaufleuten Arioli, Bulsano, Calvi, Grüner und Wolf Zapper verlegt wurde³⁴⁶. Der Prager Gold- und Silberwarenxport ging sogar nach Paris. Der Prager Goldschmied Johann *Niemetz* erfand eine Drehmaschine zur Herstellung feinsten Gold- und Silberdrähte. Auch Kees³⁴⁷ rühmt die Prager Gold- und Silberdrahterzeugnisse. Die Gürtler erzeugten meist individuell angefertigte Knöpfe und Argent-hachè-Arbeiten, unter anderem Löffel und Leuchter³⁴⁸. In Prag (49) gehörten die Fabriken von *Seidel* und *Kröckel*, die Werkstätten von Johann *Wacha* und Constantin *Schmidt* zu den besten. Die von Röslersche Fabrik zu Nixdorf (78) lieferte sehr schöne Pfeifenbeschläge nach sächsischer Art, Westenknöpfe und dergleichen. Die Metallenknöpfmanufaktur und die Erzeugung von Metallschnallen wurde erst unter Maria Theresia durch ins Land berufene englische Fabrikanten eingebürgert. Jean Comoi brachte diesen Manufakturzweig nach Prag (49), während in Peterswalde (52) die Schnallenmanufaktur heimisch wurde. 1790 wird in Peterswalde eine Messingwarenfabrik von Johann Georg *Hieke* erwähnt, welche „mit 462 Personen auf Fabrikenart“ betrieben wurde³⁴⁹. Man erzeugte

³⁴² Ebenda 708.

³⁴³ Ebenda 646.

³⁴⁴ Schreyer: Kommerz 2, 115.

³⁴⁵ Kees 2, 614.

³⁴⁶ Schreyer: Kommerz 2, 113.

³⁴⁷ Kees 2, 454.

³⁴⁸ Ebenda 516.

³⁴⁹ Slokar 508.

Metallkompositionen wie Knöpfe, Schnallen, Ringe und ähnliches. Bedeutende Unternehmen dieser Art waren später *Püschner* und *Weigand* in Tissa (116) im Leitmeritzer Kreis und eine Messing- und Zinnknöpfefabrik von *Schönbach* in Peterswalde (52). Schon Keeß³⁵⁰ erwähnt Peterswalde als ein Zentrum für die Herstellung von Zinnknöpfen. Namentlich genannt werden Franz *Ruprecht*, Florian *Klaus*, Franz und Josef *Sattmacher*, Anton *Schönbach* und Franz *Kücherl*.

Die Zahl der Kupferschmiedmeister, die nach Schreyer³⁵¹ noch 85 betrug, dürfte zurückgegangen sein, denn Keeß³⁵² erwähnt nur 75. Messing- und Tombakbleche erzeugte die gräflich Nostitzsche Messingfabrik zu Silberbach (117). Zwei Kupferhämmer bestanden zu Prag (49), je einer zu Lieben (118) und Kamenitz (119). Letzterer erzeugte Kupferbleche. Im Jahre 1825 wurde zu Parukarzka (120) bei Prag von *Sellier* und *Bellet* eine Kupferzündhütchenfabrik gegründet, die sich bald zu einer der bedeutendsten Fabriken dieser Art in Europa entwickelte. Die Fabrik, die 1829 an 45 Arbeiter beschäftigte, besorgte nicht nur den Gesamtbedarf der Monarchie von etwa 60 Millionen Stück, sondern konnte sogar exportieren³⁵³. Bronzearbeiten wurden vor allem in Prag (49) hergestellt. Unter den Gelbgießern wird der Schnallenmacher Josef *Ruprecht* zu Peterswalde (52) besonders hervorgehoben. Glocken- und Rothgießer gab es in Prag (49), Pilsen (121) und Budweis (97). Die Glockengießerei war durch Hofdekret vom 9. April 1784 zum freien Gewerbe erklärt worden³⁵⁴.

Riegel- und Vorhängeschlösser fabrizierte Josef *Schlosser* zu Horowitz (45). Waagen- und Gewichteerzeuger waren Josef *Jarosch* in Beraun (96) und Wenzel *Hantschel* in Zwickau (122)³⁵⁵.

Die meisten Zinnwaren lieferte unstreitig Böhmen, wo die Karlsbader (51) Zinngießerzunft sich schon seit vielen Jahren durch ihre schönen, geschmackvollen und wohlfeilen Geräte, Services usw.³⁵⁶ im In- und Ausland berühmt gemacht hatte. Auch in der Gegend von Eger (123) und Rumburg (124) wurden Zinnwaren hergestellt, darunter sehr schöne Vasen und andere kunstvoll geformte, bemalte und vergoldete Gefäße. Kinderspielzeug aus Zinn, besonders Soldaten in bunten Uniformen, exportierte *Fleißigs* Zinncompositionsfabrik zu Prag (49). Weitere Zentren der Zinnwarenerzeugung waren Schlaggenwald (125) und Schönfeld (126)³⁵⁷. Jedoch verlor die Zinnwarenfabrikation durch das Aufkommen des Steinguts und Porzellans und deren Verwendung als Tafelgeschirr ihre frühere Bedeutung. Feinst ausgewalzte Zinnplatten und Zinnbleche, Folien oder Stanniol als Spiegelunterlage stellten zwei Fabriken in Böhmen her: die gräflich *Kinskysche* in

³⁵⁰ Keeß 2, 352.

³⁵¹ Schreyer: Kommerz 2, 160.

³⁵² Keeß 2, 497.

³⁵³ Slokar 509.

³⁵⁴ Schreyer: Kommerz 2, 114.

³⁵⁵ Keeß 2, 681.

³⁵⁶ Ebenda 724.

³⁵⁷ Slokar 508.

der Herrschaft Bürgstein (127), welche Folien von dem kleinsten Maß bis 80 Brabanter Zoll Höhe und bis 40 Zoll Breite lieferte, und die *Köblersche* Fabrik auf dem Gut Ströbl (128) im Pilsner Kreis, welche meist nur die kleineren Sorten erzeugte. Eine Bleifabrik bestand zu Königssaal (129)³⁵⁸. Mathematische und physikalische Instrumentenmacher gab es ursprünglich nur in Prag (49), welche im Dienst der gelehrten Gesellschaft deren Erfindungen und Projekte ausführten³⁵⁹. 1819 gründete Wenzel *Batka* in Prag (49) eine Fabrik chemisch-physikalischer Instrumente. Keesß³⁶⁰ erwähnt Kaspar *Ullmann* zu Neudek (47) als Erzeuger mathematischer Instrumente, Optische Instrumente und Augengläser verfertigte Anton *Görner* zu Bürgstein (127). Chirurgische Instrumente erzeugte auch die *Röslersche* Stahlwarenfabrik zu Nixdorf (78).

Die Erzeugung musikalischer Instrumente war eine böhmische Spezialität. In Graslitz (10) hatte Michael Dörfler, der aus Deutschland eingewandert war, schon 1667 mit der Fabrikation von Geigen begonnen, wozu später die von Holzblasinstrumenten kam. Schreyer³⁶¹ rühmt zu Prag (49), Graslitz (10) und Schönbach (130) die fabriksmäßige Erzeugung musikalischer Instrumente für den Export, und zwar Prag wegen seiner hölzernen Blasinstrumente, Graslitz aber wegen seiner Geigeninstrumente, für welche hier — laut Keesß³⁶² — 16 Arbeiter tätig waren. Weiters arbeiteten in Graslitz 16 Messinginstrumentenmacher. Graslitz und Schönbach können als Pflanzschulen der inländischen Geigenmacher betrachtet werden. Violinen, Violoncelli, Violone und Gitarren gingen von hier als Export in alle Welt. Besonders geschätzt waren die Instrumente von Udalrich *Eberle*, auch die aus Zinkblech verfertigten Orgelpfeifen von *Werner*. Nach 1820 waren die größten Unternehmen: der Klavierfabrikant und k. k. Hoforgel- und Fortepianobauer Josef *Garntner* in Prag (49), die 1826 gegründete landesbefugte Resonanzboden- und Instrumentenhölzerfabrik von F. *Bienert* und Sohn zu Maderhäuser (131) im Prachiner Kreis und die *Hoyersche* Fabrik für Musikinstrumente zu Schönbach (130) im Elbogner Kreis, die Blechinstrumente erzeugte³⁶³.

Die Uhrmachermanufaktur Prags war — wie Schreyer³⁶⁴ klagt — großteils nur mit Uhrenreparaturen beschäftigt. Durch den Verkauf billiger ausländischer, meist geschmuggelter Uhren war eine heimische Produktion weitgehend unterbunden. Der bedeutendste Uhrmacher der Prager Altstadt (49) war Simon *Schreiblmayer*. Uhrbestandteile erzeugten laut Keesß³⁶⁵ die gräflich *Wrbnaschen* Eisengußwerke zu Hořowitz (45), insbesondere Bestand-

³⁵⁸ Ebenda 510.

³⁵⁹ Schreyer: Kommerz 2, 118.

³⁶⁰ Keesß 2, 764.

³⁶¹ Schreyer: Kommerz 2, 118.

³⁶² Keesß 2, 166.

³⁶³ Slokar 627.

³⁶⁴ Schreyer: Kommerz 2, 116.

³⁶⁵ Keesß 2, 625.

teile großer Turmuhren. Hölzerne Uhren nach Schwarzwälder Art fertigte Georg *Dröschner* zu Kaaden (132). 1813 gründeten *Willenbacher* und *Ržebitschek* in Josefstadt (133) eine Kunst- und Spieluhrenherzeugung, die 1828 nach Prag verlegt wurde. 1820 errichtete in Prag (49) Karl *Suchy* eine Uhrenfabrik, die vorzüglich Pendeluhren erzeugte. Eine Pendeluhrenherzeugung betrieb hier auch Josef *Kosseck*, der Erfinder des „Mercurial-Kompensationspendels“. Taschenuhren erzeugte der Prager Uhrmacher Josef *Seher*.

Die Maschinenindustrie hatte ihren großen Lehrmeister in Ritter von *Gerstner*, der bereits 1806 die erste in Österreich hergestellte Dampfmaschine im Gebäude der polytechnischen Lehranstalt in Prag zu Lehrzwecken aufstellte³⁶⁶. Industrielle Verwertung fand die Dampfkraft in Böhmen allerdings erst seit 1823, vorher stand genügend Wasserkraft zur Verfügung. Die großen Eisenwerke Böhmens begannen sehr bald mit der Herstellung von Maschinenbestandteilen nach englischen Vorbildern. Die erste spezielle Maschinenbaufabrik errichtete Edward *Thomas* im Jahre 1820 in Reichenberg (113)³⁶⁷. Diese erzeugte größere Maschinen und Triebwerke. Seit 1830 erfolgte unter Mitwirkung von *Bracegirdle* die Verlegung der Werkstätten zur Herstellung von Spinn-, Webe- und Appreturmaschinen nach Altharzdorf bei Reichenberg und später in die Prager Vorstadt Karolinenthal. Für die Erzeugung von Dampfmaschinen mußten die Dampfkessel weiterhin aus England importiert werden. *Bracegirdle*, der das Unternehmen in Altharzdorf (134) weiterführte, übersiedelte später nach Gablonz (135). Eine 1771 von *Ringhoffer* in Smichow (136) gegründete Kupferschmiedwerkstätte erzeugte auch Braupfannen. 1820 gründete der Sohn Ringhoffers in Kamenitz (119) bei Eule ein Kupferhammerwerk für größere Produkte und erzeugte hier maschinelle Einrichtungen für Zuckerfabriken und Spiritusbrennereien³⁶⁸.

Die chemische Industrie^{368a}

Böhmen war der Hauptsitz der chemischen Industrie der Donaumonarchie³⁶⁹. Diese gliederte sich in zwei große Gruppen, eine um das Steinkohlenrevier im Pilsner Kreis und eine um die Braunkohlenregion des Elbogner Kreises, erstere mit Vitriolöl, letztere mit Schwefel, Alaun und Eisenvitriol als Hauptprodukte. Die hochentwickelte Textil- und Glasindustrie verlangte schon frühzeitig große Mengen chemischer Produkte, besonders Farben. Diese erzeugten die sogenannten „Mineralwerke“. Einzelne dieser Werke reichen bis ins 17. Jahrhundert zurück. Das Mineralwerk Lukawetz (1) wurde Anfang des 17. Jahrhunderts gegründet und zuerst von einer Prager Gesellschaft auf Kuxe betrieben, später erwarb es Graf von *Schönfeld* und dann

³⁶⁶ Slokar 610.

³⁶⁷ Ebenda 611.

³⁶⁸ Ebenda 615f.

^{368a} Die in den Abschnitten „Die chemische Industrie“ und „Die Lebensmittelindustrie“ hinter Ortsnamen in Klammern gestellten Zahlen sind chronologisch gereiht und entsprechen den in Karte 7 genannten Zahlen.

³⁶⁹ Ebenda 559 ff.

Fürst von *Auersperg* mit der Herrschaft Naßaberg³⁷⁰. Man verwertete die dort vorhandenen Schwefelkieslager und gewann Schwefel, Schwefelblumen und Eisenvitriol. Bergverwalter Johann *Czischek* führte hier 1778 die Erzeugung von Oleum ein. Um 1780 wurde hier Vitriol, Schwefel- und Vitriolöl erzeugt, später auch Alaun, Schwefel-, Salpeter- und Salzsäure, 1808 die Gewinnung sogenannter „englischer Schwefelsäure“ aufgenommen. 1835 zählte das Unternehmen 120 Beschäftigte.

Zur Zeit Maria Theresias bestanden in Böhmen außerdem folgende bedeutende chemische Erzeugungsstätten: das Alaunwerk Schaslowitz (2), eine Alaunhütte in Pläß (3), welche im Jahre 1770 ein Zisterzienserpater *Lucas* errichtet hatte, die Alaunwerke Görkau (4) und Komotau (5)³⁷¹, die Vitriolwerke Elbogen (6) und Bistritz (7) sowie das 1778 gegründete Vitriolwerk Weiß (8) bei Pilsen, letzteres von Freiherrn von *Ledebur* gegründet³⁷². Im Jahre 1794 waren das staatliche Alaunsiedewerk bei Komotau und das Vitriolwerk Weiß bei Pilsen die beiden größten Unternehmen, sie beschäftigten mehr als die Hälfte der 130 in dieser Sparte Berufstätigen. Berühmt war die böhmische Pottasche³⁷³, die zahlreiche kleine Pottaschesiedereien erzeugten. Nach Schreyer³⁷⁴ erzeugten die 213 Flußsiedereien Böhmens jährlich 9555 Ctr. Pottasche, während der Bedarf 12000 Ctr. betrug. Die fehlende Menge mußte aus Mähren und Ungarn eingeführt werden. Seit 1750 war auf die Ausfuhr von Pottasche ein hoher Essitozoll gelegt, 1763 wurde durch Hofdekret ein Ausfuhrverbot erlassen. Die jüdische Pottasche-Handlungskompagnie *Poper* und Co. erhielt gleichzeitig ein Privilegium privativum auf den Handel mit Pottasche³⁷⁵, wodurch man eine gleichmäßige Versorgung der Glasproduzenten sichern wollte. Da sich das System nicht bewährte, hob ein Hofdekret 1770 alle gewährten Privilegien auf. Ein neuer Vertrag über den Pottascheverlag mit den mährischen Lehnbankinteressenten Hönig, Frankl, Dobruschka und Co. sah die Errichtung von Pottascheniederlagen und amtliche Preisfestsetzungen vor. Der Pottascheexport wurde gegen Essitozoll wieder gestattet. Joseph II. verfügte 1785 die völlige Freigabe des Pottaschehandels, was einen gewaltigen Preisanstieg zur Folge hatte. Deshalb wurden seit 1787 wieder Exportbeschränkungen verfügt. Ein weiterer wichtiger Exportartikel war Schmalte³⁷⁵, die um 1780 bereits sechs Werke erzeugten. Die Manufaktur-tabelle von 1788 zählt neun „Blaue Farbe- oder Schmaltefabriken“ auf: Christophshammer (9), Joachimsthal (10), Platten (11) bei Graslitz. In den folgenden Jahren werden dagegen nur mehr acht genannt mit einem durch-

³⁷⁰ Schreyer: Kommerz 2, 57. — Keß 1, 656f.

³⁷¹ Riegger: Archiv 1, 113 ff. (Beschreibung).

³⁷² Slokar 562.

³⁷³ Pottasche ist ein Salz von bläulichweißer Farbe mit bitterem salzigem Geschmack und wird aus Holzasche auf eine besondere Art gesotten. In Fässer abgefüllt gelangte es in den Verkauf und diente als unentbehrliche Ingredienz zum Glas-schmelzen, Bleichen und Färben.

³⁷⁴ Otruba: Wirtschaftspolitik 85.

³⁷⁵ Schmalte ist ein aus Kobalt, Pottasche und Kiesstein verfertigtes Blau, das beim Schwemmen und zur Stärkung weißer Wäsche verwendet wurde.

schnittlichen Beschäftigtenstand von 16³⁷⁶. Ende des 18. Jahrhunderts betrieb Anton *Berner* eine Schmaltefabrik in Breitenbach im Elbogner Kreis. Schreyer³⁷⁷ bezeichnete als die beiden bedeutendsten „Schmaltefabriken“ die zu Platten (11) und Preßnitz (12), welche ihre Erzeugnisse nach Hamburg, Holland, Italien und England exportierten. Außer Böhmen erzeugte nur Kur-sachsen Schmalte.

Ansonsten finden sich folgende chemische Betriebe laut Manufaktur-tabelle 1788: eine Alaunfabrik zu Komotau (5), eine „Khienrußfabrik“ zu Klöster-le (13), eine „Mönichfabrik“ zu Joachimsthal (10), eine Schwefelhütte zu Naßaberg (14), eine Scheidewasserfabrik zu Pardubitz (15) und ein Vitriol-werk im Dorf Lukawetz (1) zu Naßaberg. Schwefel und Vitriol³⁷⁸ wurden aus Böhmen in größeren Mengen vor allem in die sächsischen und preußischen Länder exportiert³⁷⁹. Hassinger³⁸⁰ zählt zu den eigentlichen Ma-nufakturen der chemischen Branche aber nur Komotau (5) und Weiß (8) bei Pilsen. Die übrigen chemischen Betriebe scheiden für ihn nicht nur aus grundsätzlichen Erwägungen aus, sondern auch wegen ihrer Kleinheit, ob sie nun Kienruß, Messing, Vitriol oder die in dieser Zeit unentbehrlichen Artikel Haarpulver und Stärke herstellten³⁸¹.

Der erste große Unternehmer der chemischen Industrie in Böhmen war Johann David *Starck*, geboren zu Graslitz 1770, gestorben 1841³⁸². Dieser pachtete 1792 das Messingwerk in Silberbach (16) und errichtete hier die erste Oleumhütte der Monarchie mit zehn Öfen. 1796 zählte diese 20 Öfen, 1800 bereits 35. Der große Aufschwung der Mineralwerke Böhmens begann erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Starck erwarb 1802 das Mineral-werk zu Hromitz (17), das seit 1578 bestand, 1809 kaufte er die bis dahin gepachtete Schmaltefabrik zu Silberbach. 1816 erwarb er das bis ins 17. Jahr-hundert zurückreichende Altsattler (18) Mineralwerk, im gleichen Jahr er-hielt er die Landesfabriksbefugnis zur Erzeugung von Scheidewasser, Vitriol-öl, Vitriol, Alaun und Schmalte. Damals beschäftigte er bereits 543 Personen. 1816 kaufte er ebenfalls das Unterlittmitzer (19) Mineralwerk, an dessen Gründung im Jahre 1800 er mitbeteiligt gewesen war. 1826 errichtete er ein Werk in Altsattel (18), das eisenfreien Alaun erzeugte. In den Jahren 1827 bis 1830 kaufte er zu Wranowitz (20) im Pilsner Kreis sechs Vitriolhütten, in der Herrschaft Pläß (3) zwei Mineralwerke und Kohlenzechen. 1831 erwarb er das Oberlittmitzer (21) Werk. In den 30er Jahren beschäftigte er 1500 Menschen, die jährlich 18 000 Zentner Vitriolöl, 16 000 Zentner Eisenvitriol,

³⁷⁶ Schreyer: Über Kommerz Heft 2, 62.

³⁷⁷ Schreyer: Kommerz 2, 68.

³⁷⁸ Vitriol oder Kupferwasser ist ein metallisches Salz und besteht in einer aus Erzen aufgelösten Schwefelsäure, die sich zu einem Salze kristallisiert hat. Vitriol diente zu verschiedenen Färbereien, besonders zum Schwarzfärben.

³⁷⁹ Schreyer: Kommerz 2, 56f.

³⁸⁰ Hassinger: Manufakturen 159.

³⁸¹ Vgl. Boelcke, W.: Ein herzoglich württembergischer Regiebetrieb des ausgehen-den 18. Jahrhunderts. Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik 175 (1963) 53 ff.

³⁸² Prochaska, A.: Die Firma Johann David Starck. Prag 1873. — Slokar 560f.

2000 Zentner zyprisches Kupfervitriol, 3000 Zentner Salzburger Vitriol, 35000 Zentner eisenfreien Alaun, 5000 Zentner Schwefel, 500 Zentner Schwefelblüte und 2000 Zentner Schmalte erzeugten. In seinen Werken standen 420 Stück Zugvieh, 22 Wasser- und 34 Laugenpumpen, sieben Farb- und Mahlmühlen und zwei Dampfmaschinen in Verwendung. 1837 wurde Starck wegen seiner Verdienste geadelt. J. D. Starck war es, „der durch rastlose Betriebsamkeit, kaufmännische Gewandtheit und scharfsinnige Benützung der Zeit- und Lokalverhältnisse und durch eine fast fünfzigjährige Tätigkeit den wenig beachteten niederen Bergbau in Böhmen zu einem blühenden Industriezweig erhob, eine heilsame Konkurrenz weckte und die Provinz nicht nur von dem Monopole des Auslandes befreite, sondern dieselbe in den Stand setzte, letzteres mit den früher von dorthier bezogenen Produkten selbst zu versorgen“. Starcks Verdienst war es, daß der Preis des rauchenden Vitriolöls um 1830 nur mehr ein Zehntel des Betrages der 90er Jahre ausmachte.

Die Vitriolerzeugung Böhmens stieg von 84 Zentner im Jahre 1798, auf 5000 Zentner im Jahre 1816, bis auf 26910 Zentner im Jahre 1836. Außer dem Mineralwerk Weißgrün (8), das seit 1835 dem Grafen *Wurmbrand-Stuppach* gehörte, erwähnt Keeß³⁸³ vor allem die Vitriolfabrik Lukawetz (1), wonach man dort Alaun, Vitriol, Schwefel und Farben, sehr gute braune und weiße Schwefelsäure, künstlichen Alaun, Duplicatsalz, Glaubersalz und anderes fabrizierte. Ein zweites Unternehmen dieser Art war die gräflich Wurmbrandsche Fabrik zu Liblin (22). Weiters erzeugte man Schwefelsäure zu Janessen (23), Unter-Chodau (24), Sponßl (25), Silberbach (16), Annathal (26), Zwodau (27), Altsattel (18), Hromitz (17), Tannaweg (28), Elisabethenthal (29), Wranowitz (20), Krzлиз (30), Brzic (31), Hudlitz (32) und Wotsch (33). Schwefel- und Salpetersäure gewann man zu Döllnitz (34), Weipert (35), Pleil (36) und an anderen Orten. Kohlenstoffsäure Magnesia bereitete man aus Mineralwässern. Schmelz- und Porzellanfarben erzeugten die Fabriken Silberbach (10), Platten (11) und Johannesthal (37) im Elbogner Kreis sowie die Fabrik Christophhammer (9) im Saazer Kreis³⁸⁴.

1817 gründete Franz Xaver *Brosche* in Prag (38) eine chemische Fabrik, die 1833 zu einer der größten Böhmens erweitert wurde³⁸⁵. Sie besaß acht Laboratorien für Bleisalze, Salzsäure, Zinnsalze, Salpetersäure, Metallsalze, Farbbeizen, Soda, Alkali, Erdsalze und Quecksilberpräparate, weiters betrieb sie eine Ölsamenmühle, Ölpresen und eine Ölraffinerie. Sie beschäftigte bis zu 50 Personen. In der chemischen Fabrik von Ignatz *Brem* in Prag (38) wurde die Gewinnung von Schwefelsäure unmittelbar aus Eisenkies erfunden. Weitere chemische Fabriken in Prag (38) nach 1820 waren J. *Braun*, M. *Probaska* und L. A. *Rossa* und Co., letzterer in Prag-Karolinenthal (39). Im Jahre 1818 errichtete *Richter* in Königssaal (40) bei Prag die erste Bleizuckerfabrik

³⁸³ Keeß 2, 951.

³⁸⁴ Ebenda 1003.

³⁸⁵ Slokar 562.

der Monarchie, welche Bleizucker mit Anwendung von Holzeßig im großen herstellte. Weiters produzierte er Alaun, Salmiak, Soda, Essigsäure, Schwefelsäure, essigsaures Natron, Salizin, Kreosot. Er nahm auch die Seifenerzeugung im großen auf³⁸⁶. 1819 gründeten Karl *Kinzelberger* und Wilhelm *Sattler* eine Farbfabrik in Smichow (41), eine zweite Farbfabrik errichtete Johann *Stanier* zu Neuhaus (42) im Taborer Kreis. Blaufarbe oder Schmalte wurde vor allem in Breitenbach (43), Junghengst (44), Christophhammer (9), Silberbach (16), Joachimsthal (10) und Platten (11) erzeugt.

Bei Schreyer³⁸⁷ finden dann noch folgende der chemischen Industrie zugehörige Unternehmen Erwähnung: eine Siegellackmanufaktur der Kaufmannswitwe *Bertoni* in Prag (38). Eine zweite Siegellackfabrik in Prag (38) errichteten 1820 die Gebrüder *Lewy*³⁸⁸. Die Wachszieherei, die infolge der josephinischen Klosteraufhebungen und Unterbindung der Wallfahrten stark zurückgegangen war, besaß noch acht große Werkstätten in Prag (38) und wurde von Josef *Wießner* in Kaplitz (45) fabrikmäßig betrieben³⁸⁹. Leimsiederei und Leinölgewinnung waren in mehreren Gegenden Böhmens verbreitet. Für Stärkeerzeugung war Jungbunzlau (46) bekannt³⁹⁰. Parfümeriewaren erzeugten *Corda* und Sebastian *Ramagnola* in Prag (38)³⁹¹.

*Die Lebensmittelindustrie*³⁹²

Die erste Rohrzuckerraffinerie wurde in Böhmen im Jahre 1785 durch den Wiener Bankier, Graf von *Friess*, mittelst der durch *Sauvaigne* aufgebrachten Aktien im aufgehobenen Kloster Königssaal (40), das Kaiser Joseph II. zur Verfügung stellte, errichtet³⁹³. Die Raffinade wurde mit zwölf Kesseln aufgenommen; ein staatliches Zuckereinfuhrverbot sicherte zunächst den Absatz der Produktion. 1787 gründete der Leinwandhändler *Sperling* zu Neustadt (47) bei Nachod im Königgrätzer Kreis eine zweite Zuckerraffinerie, die aber nur mit zwei Kesseln arbeitete. Die Manufakturtablette

³⁸⁶ Ebenda 563.

³⁸⁷ Schreyer: Kommerz 2, 112.

³⁸⁸ Keeß 2, 387.

³⁸⁹ Ebenda 393.

³⁹⁰ Ebenda 370.

³⁹¹ Ebenda 380.

³⁹² Hofmann, Viktor: Die Anfänge der Zuckerindustrie in Österreich und Ungarn II. Wien 1934. (Archiv für Österr. Geschichte 113.) — Baxa, Josef: Studien zur Geschichte der Zuckerindustrie in den Ländern des ehemaligen Österreich. Wien 1950. — Neumann, Karel Cyrill: Entwurf einer Geschichte der Zuckerindustrie in Böhmen 1787 bis 1830. Prag 1891. — Diviš, Johann V.: Beiträge zur Geschichte der Zuckerindustrie in Böhmen. Zweite Epoche 1830—1860. Kolin 1891. — Geschichte der österr. Land- und Forstwirtschaft und ihrer Industrien 1848—1898. 4 Bde. u. 1 Erg.Bd. Wien 1899—1901. — (Benesch, F.): 150 Jahre Österr. Tabakregie 1784—1934. (Wien 1934.) — 1784—1759. Rückschau auf 175 Jahre Österr. Tabakregie. (Wien 1959.)

³⁹³ Schreyer: Kommerz 2, 79.

1788 nennt als Besitzer der Königssaaler Fabrik die Comp. *Frieß* und *Zobek*, bei der Neustädter Fabrik aber den Leinwandhändler *Strzischek*. Kaiser Joseph II. erließ 1789 ein Einfuhrverbot für ausländische Raffinade, das aber nach dem Tode Leopolds II. wieder aufgehoben wurde. Als Folge davon mußte die Königssaaler Raffinerie ihren Betrieb 1802 zeitweise einstellen. 1794 zählten beide Fabriken zusammen 60 Beschäftigte³⁹⁴. Sie vermochten Böhmen nur teilweise mit Zucker zu versorgen, insbesondere wurden sie des Zuckerschmuggels aus Hamburg nie Herr. *Keeß*³⁹⁵ erwähnt die Königssaaler (40) Fabrik als dem Anton *Ritter* gehörig. Sie verarbeitete jährlich 30 000 Zentner Rohrzucker in drei Küchen und erzeugte zwölf Sorten Zucker nebst einer Sorte Syrup.

Die Runkelrübenzuckerfabrikation, die 1745 durch den Berliner Apotheker *Marggraf* entdeckt und 1786 von seinem Schüler *Achard* erstmals praktisch ausgewertet werden konnte, wollte man bereits 1800 auf der gräflich *Wrbnaschen* Herrschaft Hořowitz (48) einführen³⁹⁶. Obgleich dieser erste Versuch mißlang, regte die ökonomisch-patriotische Gesellschaft in Prag seit 1810 weitere Versuche an. Jedoch erst nach 1811 als Folge der Kontinentalsperre kam es zu einem allgemeinen Aufschwung der Rübenzuckerproduktion. Die erste Rübensyrup- und Rübenzuckerfabrik im großen errichtete Ludwig *Fischer* zu Žak (49) bei Časlau. Auch die zweite Fabriksgründung seitens der Baronin *Racsutsky* bei Časlau (50) stand unter dessen Leitung. Kreishauptmann Johann Edler von *Beierweck* gründete noch im gleichen Jahr eine dritte und vierte Rübenzuckerfabrik in und bei Časlau (50). Der Industrielle Jakob *Veith*, Besitzer der Herrschaft Liboch bei Melnik, errichtete 1811 zwei Zuckerfabriken, eine zu Liboch (51) und eine zu Semil (52)³⁹⁷. Liboch verarbeitete jährlich 10 000 Zentner Rüben. Unter Teilnahme von Frau Rosa *Náchodsky* legte *Fischer* eine Filialfabrik in Kbel (53) an. Die Zuckerfabrik *Fiala* und Co. in Časlau (50) wurde als Aktiengesellschaft gegründet und eröffnete eine Filialfabrik in Křesetic (54). Auf Kosten der Gräfin Marianne von *Thun* wurde eine Zuckerfabrik in Kulm (55) erbaut. *Blumentritt* und K. *Neudeck* gründeten eine Rübenzuckerfabrik unweit des Prager (38) Strahover Tores. Unter diesen Gründungen waren die Fabriken zu Žak (49), Kbel (53), Časlau (50), Liboch (51), Kulm (55) und Prag (38) die bedeutendsten. Noch im Jahre 1811 widmete Graf *Canal*, der Präsident der ökonomisch-patriotischen Gesellschaft, seinen Meierhof hinter dem Roßtor in Prag als Versuchsanstalt zur Einführung der Rübenzuckerindustrie. Professor Franz *Schmidt* wurde zu Direktor Achard nach Kunern in Preussisch-Schlesien gesandt, um auf Grund dessen Erfahrungen später als Leiter der Canalschen Versuchsanstalt böhmische Landwirte zu unterweisen³⁹⁸.

Um 1812 war der Höhepunkt des Gründungsfiebers bereits überschritten.

³⁹⁴ Hofmann: Zuckerindustrie 2, 46 ff.

³⁹⁵ Keeß 2, 293.

³⁹⁶ Slokar 578.

³⁹⁷ Ebenda 579 f.

³⁹⁸ Keeß 2, 294.

Neugründungen erfolgten noch von Baron *Hildebrand* in Blatna (56), von Maximilian *Hüllner* in Bukowan (57) bei Brežnic und durch den Fürsten *Auersperg* in seiner Herrschaft Žleb (58) im Časlauer Kreis, wo man neben Runkelrübenzucker auch Ahornzucker gewann.

Im Jahre 1813 stellten die ersten Rübenzuckerfabriken bereits den Betrieb ein: Časlau (50), Prag (38), Semil (52), Blatna (56) und Bukowan (57). Im chemisch-physikalischen Universitätslaboratorium am Klementinum in Prag wurde eine Lehranstalt für Zuckerfabrikation eingerichtet. Neue Fabriksgründungen erfolgten durch Postmeister *Knisch* bei Kolin (59), durch *Steiger* in Trojan (60) bei Prag, durch Baron *Hochberg* in Hlubosch (61). Nach Aufhebung der Kontinentalsperre gingen alle diese Gründungen wieder ein, zuletzt die Veithsche Fabrik in Liboch (51). Schuld daran war die mangelhafte Förderung seitens der staatlichen Stellen. Fischer erhielt zwar 1811 die große goldene Ehrenmedaille, aber nicht die benötigte Geldunterstützung, um die dringend notwendigen Versuche zu einer Verbesserung der Zuckerqualität anzustellen. Kein einziges Staatsgut in Böhmen hatte eine Zuckerfabrik errichtet. Nach 1816 schenkte man dieser neuen Erzeugungssparte überhaupt keine Beachtung mehr³⁹⁹. Auch alle anderen Versuche, Zucker aus Ahorn, Stärke, Trauben, Honig und Maisstengeln zu gewinnen, erwiesen sich als Fehlschlag. Wohl hatte der fürstlich Auerspergsche Waldmeister Karl *Böhringer* im Jahre 1810 in Liban (62) Zucker aus Ahornsaft gewonnen. Weitere Versuche folgten in der fürstlich Auerspergschen Herrschaft Trawny (63), in der fürstlich Colloredo-Mannsfeldschen Herrschaft Dobrzisch (64), in der fürstlich Windischgrätzschen Herrschaft Tachau (65) und durch Max *Schenk* auf dem Gute Wrschowitz (66) und Nusle (67) bei Prag. Sie blieben alle ohne dauernden Erfolg⁴⁰⁰.

Die Runkelrübenzuckerfabrikation wurde erst wieder im Jahre 1828 in der freiherrlich von *Dalberg*schen Herrschaft Datschitz in Mähren aufgenommen⁴⁰¹. Fürst *Thurn-Taxis* berief im Jahre 1830 den Chemiker Karl *Weinrich* nach Böhmen und betraute ihn mit der Errichtung einer Runkelrübenzuckerfabrik in Dobrawitz (68), die Ende 1831 die Landesfabriksbefugnis erhielt. Nach dem Vorbild von Datschitz ließ Graf Eugen *Czernin* in Schloß Chudenitz (69) bei Klattau 1830 ebenfalls eine Zuckerfabrik anlegen. Eine dritte Fabrik entstand gleichzeitig in Bezděkau (70) bei Klattau durch Ritter von *Stroblendorf*. 1831 erhielt Fürst Friedrich *Öttingen-Wallerstein* die Landesfabriksbefugnis für die Rübenzuckerfabrik Kleinkuchel (71) in seiner Herrschaft Königssaal bei Prag. Die Leitung dieser Fabrik übernahm Dr. Friedrich *Kodweiß*, ein führender Chemiker der Zuckerindustrie. 1832 eröffnete der Gutsbesitzer A. J. *Oppelt* zu Svinař (72) bei Karlstein die fünfte Rübenzuckerfabrik Böhmens, der noch im gleichen Jahr eine sechste zu Malleschau (73) folgte, die dem Freiherrn von *Dalberg* gehörte⁴⁰².

³⁹⁹ Slokar 580ff.

⁴⁰⁰ Ebenda 585f.

⁴⁰¹ Ebenda 592.

⁴⁰² Ebenda 600f.

Die Bierbrauerei Böhmens läßt sich urkundlich bis ins 11. Jahrhundert zurückverfolgen. Berühmt waren die alten Brauhäuser zu Rokitzan (74), Schlan (75), Saaz (76), Komotau (5), Gorkau (4), Mies (77), Klattau (78), B. Brod (79) und Pilsen (80)⁴⁰³. In die mariatheresianische Zeit zurück reichen die Brauereien von Olmütz, Iglau, Neutitschein, Schönberg (81), Groß-Meseritsch (82), Trebetitsch (83), Schwenitz (84), Troppau, Stienowitz (85), Mähr.-Ostrau, die fürstlich Clary- und Aldringenschen Brauereien in Turn (86) bei Teplitz und Bindsdorf (87) bei Tetschen, die Harrachsche Brauerei in Starkenbach (88) und die 32 Schwarzenbergischen Brauereien, unter anderen Protivin (89), Wittingau (90) und Tauzetin (91). Böhmen besaß die größten Brauereien der Monarchie, jedoch hielt die Qualität des böhmischen Bieres, zumindest nach Ansicht von Keeß⁴⁰⁴, keinen Vergleich mit englischen Sorten aus. Die Ursache dafür sieht er in dem häufigen Wechsel der Pächter und in mangelhafter technisch-chemischer Vorbildung der Braumeister, weshalb man im Jahre 1818 an die Gründung einer öffentlichen theoretisch-praktischen Braulehranstalt in Prag (38) dachte. Auch die Branntweimbrennereien waren in Böhmen sehr bedeutend, erwähnenswert war die des Grafen *Salm* zu Raitz (92) sowie die Großbetriebe *Erxleben*, Graf *Braida* und Freiherr von *Dalberg* in Datschitz (93). Rosoglio- und Likörfabriken bestanden in Leitmeritz (94) und Prag (38) (Corda). Essigsiedereien, welche Getreide-, Bier- und Obstessig erzeugten, bestanden zu Hostaun (95) (Rudolph *Fürstl*) und Hohenbruck (96) (Franz *Nedoma*)⁴⁰⁵. Holzeisigdestillation betrieb das gräflich Bouquoysche Oberamt zu Rothenhaus (97) im Saazer Kreis. Die Erzeugung von Kunstkaffee aus Zichorie kam ebenfalls erst während der Kontinentalsperre auf, wobei allein in Prag (38) sieben solcher Betriebe entstanden, desgleichen zu Mochtín (98) und Leitmeritz (94)⁴⁰⁶. Tabakmanufakturen gründete die 1784 endgültig eingerichtete Tabakregie in Prag (38) und Goltsch-Jenikau (99)⁴⁰⁷.

Sonstige Industrien, die Holz, Stroh, Bein etc. verarbeiten

Möbel-, Tischler- und Drechslerwarenerzeugung waren in Böhmen weit verbreitet und wurden mit großer Kunstfertigkeit geübt. Im Jahre 1800 gründete Franz *Feigel* in Prag die älteste Tischlerwarenfabrik Böhmens, die auch eine Drechslerei, Tapeziererei und Strohsesselflechterei umfaßte und 1835 bereits 200 Beschäftigte zählte. Eine zweite Tischlerwarenfabrik betrieb Friedrich *Röhrs* in Prag. Weiters bestand in Prag eine Parkettenfabrik⁴⁰⁸.

Unter den holzverarbeitenden Betrieben war in Böhmen des großen Bier-

⁴⁰³ Ebenda 636.

⁴⁰⁴ Keeß 2, 327.

⁴⁰⁵ Ebenda 356.

⁴⁰⁶ Ebenda 314.

⁴⁰⁷ (Benesch) 25.

⁴⁰⁸ Slokar 630f.

exportes wegen die Binderei stark verbreitet. Wagnerei fand sich hauptsächlich in Prag. Der Mechanicus Christian *Landerer* zu Troppau und der Maschinenfabrikant *Say* und Comp. zu Daubrawitz in Mähren erzeugten Ackerbaugeräte aus Holz⁴⁰⁹. In Reichenberg verfertigte man die hölzernen Schützen für Tuch- und Kotzenweber. Auch die Herstellung von Druckmodeln, das Gewerbe der Formschneider, war in Böhmen weit verbreitet. Die Drechslermanufaktur, deren Zentrum zunächst Rumburg war, erzeugte Tabakpfeifenröhr, hölzerne Dosen, Büchsel, Schreinzeuge und Spielwerke, die größtenteils in Sachsen und Preußen Absatz fanden⁴¹⁰. Die Manufakturtabelle 1788 erwähnt im Saazer Kreis erstmals eine Holzwarenfabrik. Nach Kees⁴¹¹ konzentrierten sich die Drechsler zu Prtschitz, Wildschitz, Karlsbad, Nixdorf und Ober-Georgenthal. Zu Gratzen wurde eine beträchtliche Menge von Waren aus Holz, Bein und Horn hergestellt. Im Berauner und Pilsner Kreis war man auf hölzerne Tabakspfeifenköpfe spezialisiert. Die beliebten Berchtoldsgadner Waren (Kinderspielzeug) wurden in den Herrschaften Friedland und Rothenhaus geschnitzt. Das Spielwarenfabriksunternehmen von E. A. Müller zu Oberleutensdorf beschäftigte um 1835 gegen 500 Personen⁴¹².

Auf den heimischen Graphitvorkommen beruhte die böhmische Bleistiftfabrikation. Die Manufakturtabelle von 1788 erwähnt die Fabrik Friedrich *Bising* zu Prag, Kees⁴¹³ nennt die fürstlich *Schwarzenbergsche* zu Goldenkron. Die Bürstenbinderei diente vorzüglich dem eigenen Bedarf und war um Karlsbad stark verbreitet⁴¹⁴. Siebmacher, die aus Metalledraht Tressenböden, Staubsiebböden, Griesböden, Papierscheiben, gestrickte Böden usw. verfertigten, waren nach Kees⁴¹⁵ im Budweiser Kreise zu Kaplitz, im Leitmeritzer Kreise zu Schönbühel, Wolfsberg, Schauhübel, Neu-Ehrenberg und zu Prag zahlreich vertreten. Siebböden aus Roßhaar erzeugte man zu Puchers im Budweiser Kreise die dazugehörigen Holzböden zu Neu-Ehrenberg und Rothenhaus.

Von Korb- und Flechtenmacher-Arbeiten lebte die Gegend um Königssaal, besonders die Bewohner der Dörfer Lang, Stralnitz und Ludwigsberg in der Herrschaft Gratzen⁴¹⁶. In der Herrschaft Breitenstein im Pilsner Kreise wurden aus den feinen Wurzeln der Kiefern und Fichten Körbe, Bierkrüge und andere Gegenstände geflochten. Zu Backofen in der Herrschaft Münchengrätz wurden mannigfaltige Geflechte aus Schilf verfertigt, die weit und breit verhandelt wurden. Weberkämme aus Rohr und Schilf fabrizierte J. C. *Preißger* zu Schönlinde.

⁴⁰⁹ Kees 2, 102.

⁴¹⁰ Schreyer: Kommerz 2, 110.

⁴¹¹ Kees 2, 120.

⁴¹² Slokar 631.

⁴¹³ Kees 2, 939.

⁴¹⁴ Ebenda 561.

⁴¹⁵ Ebenda 550.

⁴¹⁶ Ebenda 157.

Nach Keeß⁴¹⁷ bestand zu Leitmeritz eine Strohwaren-Fabrik, Josef *Fiedler* und Co., welche Schweizer Strohhüte, Geflechte und Bordüren der verschiedensten Art, Bouquets, Guirlanden, Tischtapeten, Teller, Strickkörbchen, Ridiküls und Patentzeuge lieferte. Mit Stroharbeiten beschäftigten sich außerdem die Industriallehranstalt des Kaplans Peter *Plaschke* zu Krumau, Josef *Terne* und *Korn* sowie Michael *Ziegelberger* zu Böhmischem-Kamnitz und die Gebrüder *Fritsche* zu Schönlinde. Als Hausindustrie war die Herstellung von Strohecken im Dorfe Schlikowes in der Herrschaft Gitschinowes im Bydžower Kreis stark verbreitet. Neben den Stroharbeiten lieferte der Leitmeritzer Kreis sehr viele gewebte Holzplatten und hölzerne Hutböden, die meist zu Schönbühel nächst Rumburg verfertigt wurden.

Unter den Erzeugnissen tierischer Herkunft steht an erster Stelle die Kammachermanufaktur, die in Prag führend war⁴¹⁸. Besondere Wertschätzung besaßen die aus Elfenbein, Schildpatt und Horn geschnittenen Käämme von Mathäus *Longin*. Weiters bestanden zu Prag zwei Fischbeinmanufakturen, welche dem jüdischen Landesprimator Joachim *Poper* und dem Prager Primator *Frankl* gehörten. Sie zählten 1794 zusammen 34 Beschäftigte. Zwei Fischbeinreißereien betrieben in Prag *Z. Dessauer* und *Z. W. Tuscani*⁴¹⁹. Josef *Beer* zu Prag galt als ein besonders geschickter Federkielzurichter. Prag beherbergte überdies vier Federschmuckmanufakturen, die Waren von sächsischer Qualität herstellten⁴²⁰. Mit Wachs, Federn und Papier arbeiteten die zahlreich in Prag vertretenen Kunstblumenerzeuger und Federschmücker. Masken und Larven aus Wachs produzierte eine Fabrik zu Klösterle⁴²¹. Die Darmsaitenerzeugung stand infolge der weitverbreiteten Musikinstrumentenerzeugung in höchster Blüte, wobei in Prag Johann *Liebisch*, aber auch die Darmsaitenerzeuger zu Schönbach hervortraten⁴²².

Zusammenfassung

Die statistischen Angaben der Manufakturtabellen zeigen deutlich, wie sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Industrialisierung Böhmens aus vielfach bescheidenen Anfängen vollzieht. Schreyer zeigt uns bereits den Höhepunkt der Böhmisches Manufaktуреpoche. Ihre Schwerpunkte liegen in den weitverbreiteten Verlagssystemen der Leinen- und Schafwollwarenmanufakturen, in der Glas-, Papier-, aber auch chemischen Industrie, während die Baumwoll- und Seidenindustrie sowie die eisen- und metallverarbeitenden Betriebe noch zurückbleiben. Gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts tauchen in immer größerer Zahl Fabriken auf, die ihr Entstehen meist dem

⁴¹⁷ Keeß 1, 527.

⁴¹⁸ Schreyer: Kommerz 2, 111. — Keeß 2, 131.

⁴¹⁹ Ebenda 135.

⁴²⁰ Ebenda 279.

⁴²¹ Ebenda 396.

⁴²² Ebenda 415.

Unternehmungsgeist adeliger und geistlicher Grundherrschaften verdanken. Die große wirtschaftliche Kraft der böhmischen Grundherrschaften, das Arbeitspotential der Untertanen, vor allem der Frauen und Kinder, wurde dafür restlos ausgeschöpft, wofür die Untertanspflichten vielfach eine rechtliche Handhabe boten. In dem Umfang, in dem diese Untertansverpflichtungen aber aufgehoben wurden, mußte sich auch das Verlagsystem der großen Grundherrschaften lockern. Leider fehlen uns statistische Angaben vom Beginn des 19. Jahrhunderts, in dessen ersten zwei Jahrzehnten sich der Übergang von der Manufaktur- zur Fabrikaturepoche vollzieht. Jedoch geben uns die Darstellungen bei Keesß bereits das Bild eines weitgehenden Wandels der Wirtschaftsform. Die Hand- und Hausspinnerei weicht den maschinellen Spinnfabriken, die Anzahl der Betriebe ist vielfach nicht mehr gewachsen, im Gegenteil, es trat eine Konzentration zu wenig größeren Betrieben ein. Neben den adeligen Grundherrschaften tritt in steigendem Umfang der bürgerliche Händler als Unternehmer auf, der für seine Verdienste aber wieder Adelsprädikate erwirbt. Die bisher vernachlässigte Baumwollwarenindustrie überflügelt Schafwolle und Leinen, welche beiden Branchen in Absatzschwierigkeiten geraten, aber auch die Eisen- und Metallwarenindustrie nimmt einen großen Aufschwung. Sehr große Bedeutung erlangen auch die Lebensmittelindustrien, besonders die Rübenzuckerfabrikation.

PROBLEME DER BÖHMISCHEN GESCHICHTE ZWISCHEN 1848 UND 1914*

Von Friedrich Prinz

Was ich Ihnen hier vortragen will, soll keine zusammenhängende Darstellung der politischen und sozialen Entwicklung von 1848—1914 sein, diese wäre in einem Referat nur sehr grob und schematisch zu leisten. Vielmehr möchte ich an Hand meines Beitrages zum „Handbuch der Geschichte der Böhmisches Länder“ einige Probleme des Zeitraumes von 1848—1914 berühren, Probleme, die meines Erachtens heute, auf Grund neuer gesellschaftsgeschichtlicher Fragestellungen, anders erscheinen als noch vor 20 Jahren; Probleme, die sich ferner aus der im Handbuch versuchten Zusammenschau der Arbeiten der letzten Jahrzehnte und gleichsam als deren Fazit bei der Darstellung von selbst ergeben haben.

Als Grundprinzip der Handbucharbeit — dies sei noch vorausgeschickt — hat mir dabei stets folgendes vorgeschwebt: Die bisherigen tschechischen wie deutschen Darstellungen der böhmischen Geschichte waren weitgehend so angelegt, daß die Entfaltung des jeweils anderen Volkes vornehmlich als Störvorgang der eigentlich richtigen, „prästabilisiert“ harmonischen Entwicklung der böhmischen Geschichte dargestellt worden ist. Den Tschechen wurde immer wieder indirekt zum Vorwurf gemacht, daß sie sich in einem deutschen Mitteleuropa nicht haben völlig einschmelzen lassen, und umgekehrt haben die Tschechen die Sudetendeutschen als koloniale Eindringlinge und fortgesetzte Störer einer rein tschechischen Eigenentwicklung betrachtet, gleichsam als „Sand im Getriebe“. So entstanden böhmische Geschichten, in denen — von tschechischem Standpunkt aus — etwa $\frac{2}{5}$ der Bevölkerung fast völlig von der Bildfläche verschwanden oder nur — um im Bilde zu bleiben — als klimatische Randstörungen auftauchten. Umgekehrt hat sich das Sudeten-deutschtum — wie das bekannte Sammelwerk von 1937 zeigt — viel stärker im historischen Selbstverständnis von der gesamtböhmischen Entwicklung isoliert als dies objektiv gerechtfertigt war. Für mein engeres Thema taucht z. B. das Deutschtum in Zd. Tobolkas Darstellung von 1848—1918 nicht als historische Eigenpersönlichkeit auf, sondern quasi als Störelement der Landesentwicklung, als Obstruktionspartei im böhmischen Landtag, als Propagator einer „Landeszerreißung“. Man könnte die Reihe der Beispiele auf beiden Seiten beliebig fortsetzen, aber um es kurz zu sagen: Böhmisches Geschichte kann nur Geschichte beider Völker heißen, ohne daß man nun schönfärberisch anfangen darf, das häufige Gegeneinander von Deutschen und

* Als Vortrag am 21. Januar 1965 im Collegium Carolinum, München, gehalten und in unveränderter Form hier abgedruckt.

Tschechen nachträglich zu harmonisieren und stillschweigend unter der nebulösen Formel des wechselseitigen Gebens und Nehmens zu begraben. Auch dies wäre unhistorisch und würde unverständlich machen, warum der nationale Gegensatz im 19. und 20. Jahrhundert breiteste Massen wahrhaft aufwühlte. Das Nationale als Movens der Geschichte der Neuzeit darf nicht wegdiskutiert werden, es muß nur in seinen mannigfachen gesellschaftsgeschichtlichen Bedingtheiten betrachtet und verstanden werden, in die es stets eingebettet war.

Dies gilt vor allem für das vieldiskutierte Nationalitätenproblem Böhmens, das man vielfach bis in die jüngste Zeit hinein zu isoliert, d. h. ohne seine unterirdischen Verbindungen zur sozialen Entwicklung, betrachtet hat. Einer der bedeutendsten Forscher auf diesem Gebiet, Harold Steinacker, hat es ausdrücklich abgelehnt, den sozialökonomischen Faktoren einen nennenswerten Einfluß auf die Nationalitätenkämpfe einzuräumen. „Wir meinen vielmehr, daß stets außerwirtschaftliche, blutsmäßig seelische, geistig bedingte Antriebe die nationalen Kämpfe hervorrufen.“ Die in K. G. Hugelmanns Standardwerk über das „Nationalitätenrecht des alten Österreich“ enthaltenen Analysen bieten zwar einen glänzenden Überblick über die formalen Probleme der österreichischen Nationalitätenverfassung, gehen aber mitunter an der nationalitätenpolitischen Wirklichkeit vorbei, die sich auch auf diesem Gebiet mit den Kategorien der klassischen Rechts- und Verfassungsgeschichte nur sehr unvollkommen einfangen läßt.

Ähnlich wie Steinacker will Hugo Hantsch das österreichische Nationalitätenproblem wesentlich als Verfassungs- und Reichsproblem aufgefaßt wissen; auch er legt den wirtschaftlich-sozialen Fragen eine untergeordnete Bedeutung bei. Ähnlich beschränkt sich Robert Kann in seinem Werk über das „Multinational Empire“ auf eine Darstellung der nationalen Bewegung und der übernationalen Reformpläne, bei der die ideengeschichtliche Betrachtung überwiegt. Nun ist es keineswegs so, daß die nationale Frage von wirtschaftlichen Faktoren ausgeht und sie fortlaufend determiniert — dieser Gesichtspunkt wird ja besonders von der marxistischen tschechischen Historiographie nach 1945 bemüht —, vielmehr wird man auf Grund der vorliegenden Einzelarbeiten sagen müssen, daß soziale und wirtschaftliche Faktoren den ideologischen Prozeß der Nationsbildung im modernen Sinne zwar nicht ausgelöst, aber seinen Verlauf und seine Durchschlagskraft wesentlich bestimmt und gesteigert haben. Dabei können nationalpolitische Entscheidungen — wie an Karel Kramář zu zeigen sein wird — sowohl gegen wie auch für die sozialökonomische Entwicklung gefällt werden. Die nationale Ideologie ist kein bloßes Derivat der Nationalökonomie, vielmehr ist Ideologie durchaus in dem Sinne zu verstehen, wie das Karl Bosl in seiner Studie über die deutsche, romantisch-liberale Geschichtsauffassung und slawische Legende dargelegt hat. Diesen hier entwickelten Ideologie-Begriff, der aus einer unausgesetzten Wechselwirkung von Gesellschafts- und Geistesgeschichte entsteht, lege ich ebenfalls zugrunde und setze ihn für die folgenden Darlegungen voraus. Ideologie und historische Wirklichkeit gilt es daher gegenüber-

zustellen, wobei vorausgreifend gleich zu sagen ist, daß dies keine starre und sich gegenseitig ausschließende Gegenüberstellung sein kann, sondern im Verlaufe des 19. Jahrhunderts wird die nationale Ideologie ein Teil der politischen Wirklichkeit, indem sie die nationalen Massen ergreift und national ausformt, und umgekehrt verändert die konkrete Beschaffenheit des gesellschaftlich-politischen Lebens die ursprünglich geschlossene, gleichsam monolithische, ideologische Grundkonzeption: wirtschaftliche, soziale, historische Faktoren erzwingen Korrekturen und Adaptionen im ideologischen Leitbild, ein hochinteressanter Prozeß, den die moderne Sowjetunion jeden Tag aufs neue als lebendigen Anschauungsunterricht bietet.

Ideologie und Wirklichkeit, wie wirken sie sich im Nationalitätenkampf der Böhmisches Länder aus, inwiefern ist der Begriff des Nationalitätenkampfes gleichsam selbst ein ideologisches Spaltungsprodukt aus der Begegnung von Ideologie und historisch-politisch-gesellschaftlicher Wirklichkeit?

Der Nationalitätenkampf in Böhmen ist, wie Eugen Lemberg und Hans Kohn gezeigt haben, ein Teilvorgang jener von West nach Ost wandernden politischen Welle in Europa, in der sich die durch eine allmähliche Fundamentaldemokratisierung formierenden Völker geistig und politisch voneinander abgrenzen, ihren Eigenwert und ihre Individualität postulieren und daraus politische Forderungen ableiten. Gleichzeitig ist der Nationalismus ein Mittel der Selbstbehauptung zivilisatorisch noch weniger entwickelter Völker gegenüber dem politisch-kulturellen Druck vollentwickelter Kulturnationen. Deutschlands Nationalempfinden entzündete sich an der politischen und kulturellen Übermacht Frankreichs, dann wanderte diese Frontstellung nach Osten und wurde zur Signatur des nationalen Erwachens der Westslawen gegenüber der deutschen Vorherrschaft. Die Voraussetzung für diese Entwicklung ist das Entstehen einer breiten, selbstbewußt gewordenen bürgerlichen Schicht, der sich nun die alten adeligen Führungsschichten gegenübersehen. In Österreich hatte die thesesianisch-josephinische Epoche einen funktionsfähigen zentralistischen Beamtenapparat entstehen lassen, der dem Bürgertum politische Aufstiegsmöglichkeit, Einblick in die Staatsgeschäfte und damit steigendes Selbstbewußtsein vermittelt hatte. Der absolutistische Zentralismus war im wesentlichen deutsch bestimmt, freilich nicht aus nationalen Gründen, sondern aus Gründen der Staatsraison und der Verwaltungsvereinfachung, wie man heute sagen würde. In der Metternichära konnten daher der Nationalismus und auch der Liberalismus, als die zweite große Bewegungskraft des Jahrhunderts, gemeinsam gegen das „System“ des Staatskanzlers polemisieren, weil sie zwar verschiedene Seiten desselben, aber immerhin dasselbe System attackierten.

In dieser Epoche gab František Palackýs großes Geschichtswerk (1836 ff.) ein grandioses Muster der Verquickung historischer und ideologischer Tendenzen, für Böhmen das Startsignal eines nationalen Kampfes, der bis zum gewaltsamen Ende des Jahres 1945 von Palackýs Ideen mitgeprägt werden sollte. Es ist sehr merkwürdig, daß die ideologische Durchschlagskraft von Palackýs Ideen gerade vom größten und folgenreichsten Ideologen des

19. Jahrhunderts, von Karl Marx, kraß unterschätzt wurde, für den der tschechische Historiker lediglich ein „übergeschnappter deutscher Professor“ war.

Palackýs Geschichtsbild ist bekannt; in ihm erscheinen die Deutschen Böhmens als gewaltsame Eindringlinge und Kolonisten, die mit Feuer und Schwert als Feudalherrn und Germanisatoren einer geradezu bukolisch geschilderten slawischen Urdemokratie ein Ende bereiteten. Thema der böhmischen Geschichte sei daher seit diesem Zeitpunkt der Kampf zwischen Tschechen und Deutschen, die Hussitenzeit wurde zum glanzvollen Höhepunkt der böhmischen Geschichte, die Schlacht am Weißen Berge 1620 aus einer ständisch-konfessionellen (die politisch-strukturell und mutatis mutandis der französischen Adelsfronde gegen die Anfänge eines absoluten Königtums unter Richelieu entsprach) zu einer nationaltschechischen Katastrophe umgedeutet und die darauffolgende Epoche zum „temno“, zum geschichtslosen Dunkel erklärt. Es darf nicht übersehen werden, daß Palacký nicht nur Repräsentant des national erwachenden tschechischen Großbürgertums sondern auch der böhmischen Stände war, als deren Historiograph er ja seine Geschichte Böhmens geschrieben hatte und die sich, mit einem nationaltschechischen Geschichtsbild gewappnet, an die Spitze der nationalen Bewegung zu stellen und damit über dieselbe die Kontrolle zu behalten gedachten. (Nostiz, Deym, Clam-Martinic, Thun etc.).

Inwieweit klafften nun in Palackýs Geschichtsbild ideologische Tendenzen und historische Wirklichkeit — auf die Situation des Revolutionsjahres 1848 bezogen — auseinander?

Palacký unterstellte in Geschichte und Gegenwart eine nationale Geschlossenheit des tschechischen Volkes und gab damit als gemeinsame Haltung eines gesamten Volkskörpers aus, was in Wahrheit 1848 nur politisches Wunschenken und Ziel einer entschlossenen bürgerlichen Eliteschicht war. Die bewußte nationale Einheit einer tschechischen Nation, die als in ewigem Kampf mit der Einheit der deutschen Nation geschildert wurde, bestand weder in der Vergangenheit — nicht einmal während der Hussitenzeit, wie Ferdinand Seibt gezeigt hat — noch existierte sie bereits in der Realität des Jahres 1848. Die tschechischen Bauern z. B. waren vom nationalen Denken noch sehr weit entfernt, sie hielten sich vorerst noch an die Realität ihrer bäuerlichen Existenz, und die war weitgehend dadurch bestimmt, daß Maria Theresia und Josef II., also das absolutistische Kaisertum, den ersten wirklichen Schutz gegen ihre böhmischen Domanialherrschaften gegeben hatten. Es gab die kaiserlichen Kreisämter als die erste Instanz, durch die der Untertan die ständischen Barrieren zwischen sich und der Staatsspitze überspringen konnte. Er war jetzt einigermaßen sicher gegen plötzliche und willkürliche Abstiftung von Haus und Hof, die ihm jahrhundertlang gedroht hatte. So stand der Bauer der böhmischen Länder, ganz gleich ob er Tscheche oder Deutscher war, der aus dem Großbürgertum erwachsenen, von den Ständen geschützten nationalen Ideologie weitgehend gleichgültig gegenüber, was die tschechische Nationalpartei damals damit quittierte, daß in das Wiener Re-

volutionsparlament kein einziger bäuerlicher Vertreter eines noch überwiegend agrarischen Volkes einzog. Hier haben wir also ein erstes Auseinanderklaffen von ideologischem Anspruch und historischer Wirklichkeit, das den böhmischen Nationalitätenkampf kennzeichnet und in den verschiedensten Konstellationen immer wieder zutage treten sollte.

Die neuere marxistische Historiographie hat aus naheliegenden Gründen auf ein weiteres Faktum des nationalen Kampfes in Böhmen aufmerksam gemacht. Innerhalb der von František Palacký postulierten nationalen Einheit der tschechischen Nation gab es eine radikaldemokratische Gruppe, die besonders bei der ersten Wenzelsbadversammlung in Prag am 11. März 1848 mit ihren demokratischen Forderungen hervortrat, und die zwar bäuerliche und auch schon proletarische Interessen zu vertreten versprach, aber nur in geringem Maße nationale. Repräsentanten dieser Richtung, die aus den angeführten Gründen ohne weiteres mit deutschen Radikalen in Böhmen wie auch in Wien sympathisieren konnten, waren Emanuel Arnold, Josef Václav Frič, Vinzenz Vávra, Karel Sabina u. a. Sie stellten eine politische Konkurrenz der großbürgerlich-ständischen Palacký-Gruppe innerhalb des böhmischen Wählerreservoirs dar, wurden aber mit der Niederschlagung des Prager Pfingstaufstandes durch Windischgrätz politisch fast völlig ausgeschaltet, so daß faktisch im Wiener Reichstag die nationale Palacký-Gruppe vorläufig allein das Feld beherrschen konnte. Es gehört ins Gebiet ideologischer Geschichtsumdeutung, wenn die marxistische Historiographie das Verhältnis zwischen der radikaldemokratischen und der großbürgerlich-nationalen Gruppe dahingehend interpretiert, daß die Palacký-Gruppe durch Überbetonung des nationalen Kampfes die ursprünglich demokratisch-revolutionäre Tendenz des 48er Sturmjahres verfälscht und damit den Nationalismus nur als „Finte“ im Klassenkampf verwendet habe. Dazu war dem politisch aktiven Bürgertum der Nationalismus viel zu ernst, ja, er war etwas wie eine Ersatzreligion des 19. Jahrhunderts, mit Abtrünnigen und Konvertierten, auf jeden Fall aber, wie Eugen Lemberg gezeigt hat, eine Bildungs-idee, die sich unmittelbar aus der Entstehung eines industriellen Bürgertums und dessen ideologischer Selbstinterpretation ergab und die mit der fortschreitenden Industrialisierung und Demokratisierung im Verlaufe des Jahrhunderts immer breitere Volksschichten ergriff, ja, im Sinne nationalen Selbstverständnisses „das Volk“ als politisch-ideologische Einheit überhaupt erst schuf.

Wie stand es nun auf deutscher Seite um das Verhältnis zwischen Ideologie und Wirklichkeit in der nationalen Auseinandersetzung? Auch hier waren die Fronten nicht so klar, wie es oft dargestellt worden ist, denn auch innerhalb des Deutschtums Österreichs und der Böhmischen Länder war eine soziologisch erfassbare Gliederung wirksam, die es dem Historiker verwehrt, das „nationale Blockdenken“, wie man es nennen könnte, in die Schilderung der Ereignisse hineinzutragen.

Es gab eine zwar reformwillige, aber antirevolutionäre, supranationale, wenn auch herkunftsmäßig meist deutsche Beamtenschicht, die josefinisch

geprägt und großösterreichisch oder „schwarz-gelb“, wie man es nannte, orientiert war. Sie wirkte bis weit in das großbürgerlich-liberale Lager hinein und zählte wichtige Männer zu ihren Repräsentanten: Karl von Kübeck, den Iglauer Schneiderssohn, Franz Graf Stadion, Josef Alexander von Helfert, in gewissem Sinne auch Anton von Schmerling in Frankfurt. Für sie alle war der Fortbestand Großösterreichs eine *conditio sine qua non* bei jeder Parteinahme, so verschiedenartig dieselbe auch innerhalb der einzelnen Revolutionsphasen jeweils sein sollte.

Die deutschen Bauern waren bis 1848 von der deutsch-nationalen Propaganda ebenso wenig erreicht wie die tschechischen Bauern von der entsprechenden tschechischen Nationalpropaganda. Durch Mißernten wie durch den daraus resultierenden Steuerdruck herrschte wohl auf dem Lande eine Art revolutionärer Stimmung, die aber weniger grundsätzlich ideologisch-demokratischer Art, geschweige denn national war, sondern auf konkrete bäuerliche Forderungen abzielte, besonders auf die Grundentlastung und die Beseitigung der letzten Reste persönlicher Abhängigkeit vom Gutsherrn. Waren diese Forderungen durchgesetzt, machte sich sehr schnell eine konservative, auch gegen das Landproletariat gerichtete Tendenz bemerkbar, was die deutschen Liberalen und Demokraten zu ihrem Leidwesen verspüren mußten, als sie mit Kudlich die bäuerlichen Forderungen im Wiener Reichstag durchgesetzt hatten. Auch die nationale Formierung der Landbevölkerung blieb somit, wie auf tschechischer Seite, in spärlichen Anfängen stecken und entwickelte sich erst im weiteren Verlaufe des 19. Jahrhunderts als Begleiterscheinung der Demokratisierung. Von nationaler ideologischer Mobilisierung konnte damals noch keine Rede sein. Dies gilt auch von radikal-demokratischen Gruppen, die mit den tschechischen Radikalen aus demokratisch-ideologischen Gründen sympathisierten — Uffo Horn sei hier genannt — und die auch als Radikale, zusammen mit tschechischen Demokraten, 1848 beim Prager Pfingstaufstand in Erscheinung traten.

Blieb also als tragende Schicht der nationalen Auseinandersetzung in dieser Früh epoche das zumeist industrielle deutsche Bürgertum Böhmens, dessen Zusammensetzung etwa mit der großbürgerlich-liberalen Nationalpartei Palackýs, Riegers und Brauners vergleichbar ist, wenn man von der ständischen Komponente auf tschechischer Seite absieht. Pointiert gesprochen könnte man für 1848 sagen, daß der Nationalitätenkampf dieser beiden korrespondierenden, zahlenmäßig noch schwachen Träger der völkischen Idee darin bestand, daß man den eigenen Volksteil dadurch ideologisch-nationalistisch zu mobilisieren versuchte, daß man ihm das radikale nationale Programm der Gegenseite als drohende Zukunftsvision vor Augen malte; wodurch man wiederum Schritt für Schritt den eigenen Volkskörper sowohl als nationale Einheit zu konstituieren, wie auch der eigenen politischen Partei zu integrieren hoffte. Es liegt auf der Hand, daß sich diese ideologische Mobilisierung, die bereits etwas als historische Wirklichkeit ausgab, was sich erst durch ihre Propaganda entfalten sollte, im tschechischen Bevölkerungsteil rascher vollziehen konnte, weil der tschechische Nationalismus in der Gegenwart keinen realen

Anknüpfungspunkt für seine Ziele besaß, während die deutsch-böhmische Nationalpartei immerhin in einem deutsch regierten Großösterreich einen sehr konkreten Garanten seiner nationalen Entwicklungsmöglichkeit hatte, oder zumindest zu haben glaubte. Die Stoßkraft der tschechischen nationalen Ideologie kam also nicht von ungefähr, sondern war der Ausdruck eines kräftig emporstrebenden Bürgertums, das sich mit Hilfe der nationalen Ideologie gegen ein bereits länger und besser etabliertes deutsches Industriebürgertum Böhmens durchsetzen mußte, das seine politischen Interessenvertreter überall in den zentralen Wiener Kommandostellen wußte. Erwähnenswert ist dabei, daß sich das deutsch-böhmische Bürgertum, wie bereits der Teplitzer Kongreß der Liberalen am 28. August 1848 zeigte, hauptsächlich aus der industriellen Gesellschaft rekrutierte, während sich das tschechische Bürgertum, wie neuerdings überzeugend dargelegt wurde, vornehmlich auf der Grundlage des Nahrungsmittelgewerbes entwickelte. Ich glaube, daß dieser Gesichtspunkt bisher noch nicht in seiner vollen Bedeutung für die Tatsache erkannt worden ist, daß in den Böhmisches Ländern der Nationalitätenkampf besonders heiß und scharf entbrannte. Normalerweise pflegt es doch so zu sein, daß gemeinsame wirtschaftliche Interessen auch politische Gemeinsamkeiten zu begründen pflegen, die Arbeiterbewegung ist ja dafür ein sprechendes Beispiel. Warum hat sich dieser Erfahrungsgrundsatz nicht in einem Zusammengehen des deutschen und des tschechischen Bürgertums geäußert? Die Antwort ergibt sich aus dem oben Gesagten: deutsches und tschechisches Bürgertum entfaltete sich auf ganz verschiedenen wirtschaftlichen Grundlagen. Das deutschböhmische, wie das mit demselben politisch eng verbundene deutsch-jüdische Bürgertum war ein spezifisches Industriebürgertum, dessen politische Organisationsform die siegreiche deutschliberale Partei der 60er und 70er Jahre war. Bei den Tschechen hingegen entwickelte sich durch den Aufbau einer hochqualifizierten Nahrungsmittelindustrie ein Bürgertum mit ganz entgegengesetzter wirtschaftlicher Basis. Bier, Zucker, Fleisch- und Mehlproduktion waren seine Grundlagen. Ich erinnere nur an eine Binsenwahrheit, wenn ich sage, daß auch in der Bundesrepublik Industrie und Landwirtschaft diametral entgegengesetzte Interessen vertreten. Man stelle sich, ins Böhmen des 19. Jahrhunderts projiziert, vor, daß diese beiden organisierten Interessengruppen nun auch noch verschiedenen Nationalitäten angehören würden, und niemand braucht sich dann über die Schärfe der politischen Gegensätze zu verwundern, wenn sich, wie in Böhmen, nationale und wirtschaftliche Gegensätze wechselseitig anheizen.

Als seit den 80er Jahren die großindustrielle Gründungswelle immer stärker innerböhmische, d. h. tschechische Gebiete erfaßte und auch das tschechische Volk zu einer ausgesprochenen Industrienation von hohen technischen Qualitäten machte, wurde damit der Gegensatz zum deutschböhmisches Industriebürgertum nicht überwunden, da diese innerböhmische Industrialisierungswelle vornehmlich auf Initiative des deutschen und internationalen Wiener Bankkapitals entstanden war und daher vom nationalen tschechischen

Bürgertum nicht als tschechische, sondern als fremde, Wien hörige Großindustrie mit tschechischem Personal empfunden und abgelehnt wurde. (Kramárs Steuerträgertheorie bezog sich besonders auf solche tschechischen Betriebe unter nichttschechischer Leitung, s. unten!) Das Wiener Großkapital bewirkte somit eher eine Verschärfung der Gegensätze zwischen deutschem und tschechischem Bürgertum, keineswegs jedoch eine durchgreifende „kapitalistische Interessengemeinschaft“ mit politischen Folgen.

Hinzu kommt noch ein weiteres, soziologisches Moment. Das nationale tschechische Bürgertum war zum Großteil Kleinbürgertum, das sich in scharfem Gegensatz zum deutschböhmischem wie zum Wiener deutschen und deutschjüdischen Großbürgertum gleichsam naturnotwendig befand. Dies erklärt zu einem Gutteil den konsequenten Kampf der Tschechen gegen den deutschen Industrieliberalismus und den Aufstieg der kleinbürgerlichen jungtschechischen Partei mit ihrer paramilitärischen Massenorganisation, dem „Sokol“. Umgekehrt erklärt auch die siedlungsmäßige Streulage von Tschechen und Deutschen in Mähren, die keine so scharfe Trennung in deutsches Industriebürgertum und tschechisches Nahrungsmittelbürgertum aufkommen ließ, warum in Mähren der Nationalitätenkampf niemals jene Schroffheit und Unversöhnlichkeit zeigte wie in Böhmen. Mähren erreichte 1905 einen tragfähigen nationalen Ausgleich, als sich deutsches und tschechisches Bürgertum in ihrer Entwicklung etwa die Waage hielten. Dies, und nicht eine aus dem Volkscharakter deduzierte größere Weichheit der Mährer, wie man so oft gesagt hat, bewirkte eine Dämpfung des Nationalitätenkampfes: der wirtschaftliche Gegensatz mit nationalem Akzent spielte bei weitem nicht die Rolle wie in Böhmen.

Die beiden, im Laufe des 19. Jahrhunderts sich ständig durch den Wirtschaftsaufschwung vergrößernden nationalen bürgerlichen Schichten auf tschechischer wie auf deutscher Seite waren also die eigentlichen Protagonisten des nationalen Kampfes und der daraus resultierenden, immer stärker ins Bewußtsein tretenden Trennung der beiden Völker im böhmischen Raum, die ein Ergebnis, nicht — wie sie glauben machen wollten — die Voraussetzung ihres Kampfes war. Die Vision einer aus der ethnisch-sprachlichen Zusammengehörigkeit erwachsenden volklich-politischen d. h. nationalen Einheit ist hier als wirkendes Politikum sehr klar faßbar, auch hier ist die Zukunft — in Vergangenheit und Gegenwart zurückprojiziert — eine „Kategorie des Geschichtlichen“, vorausentworfene Bilder völkisch-staatlicher Einheit entwickeln für die jeweilige Gegenwart eine sehr reale gleichsam „magnetische“ Kraft, die Ideologie wird zur Geburtshelferin ihrer eigenen Verwirklichung und so, wie man Geschichte als rückwärts gerichtete Prophezie bezeichnet hat, könnte man Ideologie in die Zukunft projizierte Geschichte nennen.

Ideologie verliert ihre Unverbindlichkeit und wird zur Politik, wenn sie imstande ist, die Massen zu ergreifen. Nur wenigen der zahllos durch Raum und Zeit schwirrenden Ideologien und Philosopheme ist dies gelungen. Es verdient am Beispiel Palackýs noch einmal kurz beleuchtet zu werden, wie eine

Ideologie zu Blut und Leben kommt und politisch relevante Gestalt annimmt. Hierbei spielt auch der gleichsam mythische, historische Glanz alter Hauptstädte eine Rolle. Es war für die Deutschen der Böhmisches Länder von schicksalhafter Bedeutung, daß ihnen Prag als echter, geschichtlich beglaubigter Landesmittelpunkt entglitt und mehr und mehr Wien das eigentliche Zentrum wurde. Franz Schubert, Adalbert Stifter, Josef Rank, zahlreiche Politiker, Wissenschaftler und Wirtschaftsführer stiegen von Wien aus auf; dies deutete auf einen wesentlichen Substanzverlust in der Heimat, Reichenberg ist nie ein wirkliches Zentrum der Deutschen Böhmens geworden, dies verhinderte schon die geographische Randlage der Sudetenländer um den slawischen Kern. Anders als den Deutschen der Böhmisches Länder bedeutete Prag für die tschechische Intelligenz und kulturelle Elite so gut wie alles. Prag als Zentrum tschechischen Lebens ist gleichermaßen Ergebnis wie selbstgeschaffene Voraussetzung der tschechischen Geistesentfaltung, eine nicht selbstverständliche Tatsache, wenn man das stark deutsch und österreichisch bestimmte Gepräge der Landeshauptstadt um 1800 bedenkt und zum Vergleich Brünn oder Olmütz heranzieht, die noch weit bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein diese Zustände bewahrten, bis auch sie von Prag her nationaltschechisch überformt worden sind.

Palackýs Lebensgang veranschaulicht fast exemplarisch die Entwicklung des tschechischen Geisteslebens aus einer wohlwollenden, manchmal begönnernden ständischen und deutschsprachigen, romantisierenden Klientelschaft zu einer kraftvollen, ja stürmischen Eigenentfaltung, die zwangsläufig die Aufgliederung der barocken böhmischen Kultureinheit in einen tschechischen und deutschen Kulturkreis nach sich zog, eine Spaltung, die trotz aller weiterlaufenden wechselseitigen Beeinflussung nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte. Da die Neuentfaltung der tschechischen Geisteskultur im 19. Jahrhundert zugleich ein wesentlicher Teilvorgang der tschechischen Nationswerdung war, zeichnet sich das tschechische Geistesleben dieser Epoche und darüber hinaus bis zur Gegenwart durch eine besonders enge Verknüpfung mit der Politik und mit allen elementaren Existenzfragen der tschechischen Nation aus, es ist in bemerkenswerter Weise nationalpädagogisch geprägt. Dabei war es keineswegs so, wie die tschechische und deutschböhmische Selbstinterpretation ihres jeweiligen „nationalen Erwachens“ wollte, daß sich eine Wiedergeburt von klar abgegrenzten Völkern, von ethnisch geschlossenen Sozialkörpern vollzog, über die lediglich ein paar Jahrhunderte nationaler Lethargie hinweggegangen und die nun von eifrigen Patrioten einer neuen Blütezeit ihres geschichtlichen Daseins entgegengeführt wurden. Vielmehr handelte es sich bei dieser geistigen und politischen Bewußtwerdung, die auf tschechischer Seite von Jungmann, Palacký, Rieger und ihrem Kreis eingeleitet worden ist, um die nationale, d. h. um die am deutlichsten in Erscheinung tretende Seite einer Umgliederung des gesamten Sozialkörpers der Böhmisches Länder, um einen gesellschaftlichen Strukturwandel, der in Böhmen — wie allenthalben in West- und Mitteleuropa — das 18. vom 19. Jahrhundert trennt. Diese Umgliederung hatte sich

aus dem Übergang von einer ständisch-agrarischen Gesellschaft zu einer sowohl horizontal wie vertikal mobilen, industrialisierenden Massengesellschaft ergeben, wobei die neuen, durch ökonomische Merkmale unterschiedenen Gesellschaftsgruppen, teils im Bunde, teils im Gegensatz zu den Resten der einstmals maßgeblichen ständischen Gesellschaft sich politisch wie geistig eine ideelle Rechtfertigung ihrer Existenz suchen mußten. Diese Rechtfertigung lieferte vornehmlich das Geschichtsbewußtsein, womit sich die sozial arrivierenden Gruppen, d. h. das Bürgertum, „ein Erbrecht, eine Ahnen- und Heroengalerie, Geschichtstiefe, Gesicht und Sendungsbewußtsein“ (E. Lemberg) verschafften. Dieses Geschichtsbewußtsein der arrivierten Schichten konnte aber nicht individuell-genealogisch sein, wie das „natürliche“ Geschichtsbewußtsein des Adels, da dem durch die Wirtschaft aufgestiegenen Bürgertum des Industriezeitalters die historisch relevanten persönlichen Familienerinnerungen des Adels fehlen. Daher konnte nur ein kollektives Geschichtsbewußtsein entstehen, das mit mehr oder minder Recht an das alte, ständisch-genealogische Geschichtsbewußtsein der abtretenden alten Führungsschichten anknüpfte, dieses genealogisch-personelle Geschichtsbewußtsein jedoch mit dem Merkmal der Sprachnation verband und durch diese Verschmelzung ein — für historisch zur Anonymität verurteilte, jedoch wirtschaftlich zur Macht gekommene breite bürgerliche Schichten — kollektives Geschichtsbewußtsein, eine nationale Gesamterinnerung schuf, mit anderen Worten: den Nationalismus als die historisch motivierte Form geschichtsloser, jedoch durch wirtschaftlichen Aufstieg zur politischen Macht drängender bürgerlicher Klassen.

Dieser geistig-gesellschaftliche Vorgang läßt sich gleichsam biographisch am Entwicklungsgang Palackýs ablesen. Seine heiße Begeisterung für das tief in die böhmische Geschichte hinabreichende genealogisch-historische Selbstbewußtsein des Adels, in dessen Häusern er verkehrte (Sternberg, Clam-Martinic, Thun, Kolowrat etc.) und dessen Genealogien er wissenschaftlich erarbeitete, wurde sehr bald der unmittelbare Impuls für sein großes Geschichtswerk, in dem Palacký — selbst ein Arrivierter aus der individuell geschichtslosen Masse — das altständische, genealogische Selbstbewußtsein mit dem Merkmal der tschechischen Sprachnation verband, letzteres wiederum durch die Verherrlichung des Hussitismus durch ein kollektives Phänomen — wie er meinte — untermauerte und stärkte, womit aus der alten, ständisch-genealogischen Erinnerung des böhmischen Adels das kollektive historische Bewußtsein für ein sich allmählich sozial herausformendes tschechisches Volk entstand. Die politische Leistung Palackýs ist damit identisch mit seiner geistigen und nationalpädagogischen: er verpflichtete die bürgerlichen aufsteigenden Gesellschaftsschichten auf sein Geschichtsbild, sein produktiver Blick in die Vergangenheit hatte futurische Wirkung. Er war als Historiker nicht rückwärts gerichtet, sondern ein nach vorwärts in die Zukunft gerichteter Prophet, er hatte historische Erinnerungen gänzlich anderer Art für eine sich ständig verbreiternde soziale Schicht annektiert,

mit welcher dieses kollektiv umgemünzte Geschichtsbewußtsein nun zum allgemeinen Nationalgefühl expandierte. Gerade deshalb konnte die erzwungene politische Windstille des Neoabsolutismus (1850/60) dem In-die-Tiefe-Wachsen des historischen Nationalbewußtseins der Tschechen nichts anhaben, da es mit dem Wachstum der bürgerlichen Schichten zwangsläufig an Gewicht zunahm und seit den 60er Jahren in der jungtschechischen Bewegung dann sogar kleinbürgerlich-proletarische Kreise erfaßte. Daraus ergibt sich auch ein anderes: je reicher die annektierten historischen Erinnerungen einer Nation waren, umso berechtigter mußten ihre politischen Gegenwartsforderungen erscheinen, daher der erbitterte, manchmal groteske publizistische Kampf zwischen Tschechen und Sudetendeutschen um die Einreihung großer geschichtlicher Gestalten in ihre nationale Ahnengalerie, historische Größe wurde zum Rechts- und Herrschaftsanspruch umgemünzt. Gleichzeitig gab Palackýs Interpretation der böhmischen Geschichte als eines ständigen Kampfes friedlichen Slawentums gegen eine deutsche feudale Überherrschaft und Entfremdung der sich stetig verbreitenden nationalen bürgerlichen Kulturschicht des tschechischen Volkes eine eindeutige Frontstellung, welche der soziologischen Trennung von Deutschen und Tschechen und dem Aufbau einer eigenen tschechischen Gesellschaftspyramide eine plausible ideologische Begründung und Vertiefung gab. Durch die Wendung gegen den deutschen Feudalismus als ein fremdes Phänomen stärkte Palackýs Geschichtsbild einerseits das nationaltschechische bürgerliche Bewußtsein, wie er andererseits damit den böhmischen Adel, soweit er sich mit der tschechischen Nationalbewegung liierte, zu liberalen Bekenntnissen zwang. Gleichzeitig war damit die Transformierung eines soziologisch begründeten Gegensatzes in einen nationalen bewirkt, der viele politische Energien des aufsteigenden Bürgertums im tschechischen wie im deutschböhmischen Lager vom politischen Kampf des Liberalismus und Demokratismus auf den Nationalitätenkampf umleitete, was letztlich auf eine Schwächung der konstitutionellen und demokratischen Kräfte insgesamt hinauslief.

Ein weiteres Problem tauchte hier mit aller Deutlichkeit auf. Der Krieg von 1866 war ein wirklicher Wendepunkt in der Innenpolitik der Donaumonarchie; dies ist von zahlreichen Autoren immer wieder mit Recht betont worden. Der auf 1866 folgende Ausgleich mit den Madjaren von 1867 mobilisierte die Bestrebungen der Tschechen, mit Wien ein ähnlich günstiges Übereinkommen auf der Grundlage der böhmischen Staatsrechtsideologie der Wenzelskrone zu erlangen, d. h. die Böhmisches Länder sollten unter Führung Prags vereinigt und nur lose föderalistisch mit der Gesamtmonarchie verbunden werden, und zwar, wie im Falle Ungarns, vornehmlich durch parlamentarische Delegationen, also ohne Zentralparlament. Dies bedeutete die politische Abschnürung der Deutschen in den Böhmisches Ländern von Wien und vom alpenländischen Deutschtum. Damit rief die tschechische Politik den erbittertsten deutschböhmischen Widerstand hervor, der oft panikartige Formen annahm und auf eine ethnische Landesteilung zusteuerte. Alle deutsch-tschechischen Ausgleichsbestrebungen

von Belcredi über Hohenwart, Badeni, Koerber, Beck bis Bienerth scheiterten an diesem deutsch-böhmisch-tschechischen Antagonismus, bei dem die Tschechen Wien gegenüber einen Föderalismus forderten, um ungestört in den Böhmischen Ländern einen Prager Zentralismus aufbauen zu können, bei dem letztlich das Deutschtum assimiliert und „verdaut“ werden sollte. Bekanntlich besetzten die Tschechen, die 17% der Bevölkerung der westlichen Reichshälfte stellten, etwa 12% der Wiener Zentralbehörden, während sie in Böhmen, wo der tschechische Bevölkerungsteil im Jahre 1900 3.93 Mill. betrug (gegenüber 2.34 Mill. Deutschböhmen), 95% der Landesverwaltung in der Hand hielten. Umgekehrt wehrten sich die Deutschböhmen damit, daß sie auf eine möglichst Beibehaltung oder Verstärkung des Wiener Zentralismus hinwirkten (der zu ihren Gunsten war) oder aber, als Kompensation für einen Abbau des deutschen Zentralismus, die Föderalisierung der Böhmischen Länder nach ethnischen Grenzen, d. h. praktisch eine Landesteilung, forderten. All die zahlreichen Ausgleichsversuche bis 1913 bewegten sich auf der Skala dieser entgegengesetzten Bestrebungen.

Hier ist auch das Problem der deutsch-nationalen Bewegung anzuschneiden, die ein Kind des Jahres 1866 war und den Eintritt neuer politischer Schichten ins politische Leben anzeigte.

Mit der Wahlreform vom 4. Oktober 1882, die der Städte- und Landgemeindenkurie durch den relativ niedrigen Fünfguldenzinsus eine bedeutende Erweiterung des Kreises der Stimmfähigen brachte, wurde die Stellung des deutsch-liberalen Großbürgertums auf Kosten neuer kleinbürgerlicher Wähler empfindlich getroffen. Mochten die nächsten Wahlen (1885) der liberalen Opposition auch nur 15 Stimmen kosten, so war doch nicht zu übersehen, daß die Erweiterung des Wahlrechtes neue kleinbürgerliche Schichten zur Mitsprache befugte, die von den Liberalen nicht mehr erreicht wurden und die sich in der christlich-sozialen Partei und in der Deutsch-nationalen Partei Georg von Schönerers organisierten, beides Bildungen, in denen sich der schroffe Gegensatz zum finanzkräftigen Großbürgertum bald in der Form eines radikalen Antisemitismus zu Wort meldete. Innerhalb des tschechischen Parteilebens bereitete dieselbe Wahlreform jenen Umschwung vor, der um 1890 den Sieg der Jungtschechen über die alttschechisch-konservative Partei besiegelte. Deutschnationale und Schönerianer auf der einen Seite und die Jungtschechen auf der anderen entsprechen einander in ihrer sozialen Struktur; ihr kleinbürgerlicher, sich zum intransigenten Chauvinismus steigernder Nationalismus und ebenso ihr ideologischer Doktrinarismus (Germanophilie, böhmisches Staatsrecht) sind das Ergebnis des Eintritts neuer, politisch unmündiger Volksschichten in das parlamentarische Leben. Jungtschechen und Deutschnationalen gemeinsam ist auch der ungemein zähe Zusammenhang mit den älteren bürgerlichen Parteien, aus denen sie hervorgegangen waren, den Liberalen auf deutscher und den Alttschechen auf der anderen Seite, die sie beide politisch zu beerben trachteten.

Ein weiterer Faktor für das Wachstum der deutsch-nationalen Bewegung ist in der Isolierung des österreichischen Deutschtums seit dem Ausschei-

den der Monarchie aus dem Deutschen Bunde 1866 zu suchen; das deutsche Element sah sich in immer stärkerem Maße dem wachsenden politischen und sozialen Gewicht der Slawen Zisleithaniens gegenüber, und dieses Gefühl der nationalen Bedrohung erzeugte in seiner radikalsten Konsequenz einen pro-deutschen, sich an der Bismarckverehrung emporrankenden „Irredentismus“, der zwangsläufig die Lebensgrundlagen der Donaumonarchie verneinte. In den Anfängen der deutsch-nationalen Partei im Schoße des Liberalismus erstrebte man lediglich eine Umgestaltung, jedoch keine Auflösung des Kaiserstaates. So forderte schon das Ausseer Programm von 1867 — eine erste Antwort auf die neue, 1866 geschaffene Lage — die Loslösung von Dalmatien, Galizien und der Bukowina von Zisleithanien, Zuteilung Dalmatiens an Ungarn und Anschluß der beiden anderen Länder an Zisleithanien auf dem Wege der Personalunion; dies alles vornehmlich zu dem Zwecke der Verminderung der slawischen Bevölkerung der Monarchie, wodurch den Deutschen zwangsläufig eine neue zahlenmäßige und politische Überlegenheit in der westlichen Reichshälfte zugefallen wäre. Noch auf der Plattform des Liberalismus befand sich auch das Linzer Programm der deutsch-nationalen Bewegung vom Jahre 1882, dessen führende Männer Heinrich Friedjung, Engelbert Pernerstorfer, Viktor Adler, der spätere Organisator der österreichischen Sozialdemokratie, Julius Sylvester, Robert Pattai und der Niederösterreicher Georg von Schönerer waren. Nimmt man hinzu, daß der Freiherr von Vogelsang zeitweise in engen Beziehungen zu Schönerer stand und daß auch Karl Lueger zu dessen frühen Gefolgsleuten gehörte, so fassen wir hier ein politisches Zentrum von eminenter Bedeutung, von dem entscheidende Impulse auf die nationale, sozialistische, demokratische und christlich-soziale Parteientwicklung ausgingen. Es wiederholte die Forderungen von Aussee, verlangte die Erhebung des Deutschen zur Staatssprache und antikapitalistische Maßnahmen zum Schutze des mittleren und Kleinbürgertums sowie des Arbeiters; ferner wollte man eine überpolitische Gesamtplattform für das deutsche Wirtschafts- und Kulturleben Österreichs schaffen. Das Linzer Programm war weder ausgesprochen antihabsburgisch noch war es, wie die Beteiligung etwa von Friedjung und Adler zeigt, antisemitisch, auch verdient festgehalten zu werden, daß Schönerer sich vorerst nur in seiner niederösterreichischen Heimat parlamentarischen Anhang gewann, daß hingegen seine Beziehungen zu den Deutschen der Böhmisches Länder nur lose waren. Deutschböhmen erfaßte eine starke nationale Welle, als es im Sommer 1881 in Prag zu schweren tschechischen Ausschreitungen gekommen war. Der Gedanke einer administrativ-ethnischen Landesteilung gewann unter den Deutschen Böhmens immer stärker an Boden, da man sich durch die slawophile Politik Taaffes des bisherigen Schutzes der Reichszentrale für beraubt hielt. Doch stieß man dabei auf den Widerstand der Deutschnationalen in den Alpenländern, denen der Gedanke einer administrativen Landesteilung zugunsten nationaler Minderheiten mit Rücksicht auf ihre slawischen und italienischen Minoritäten unsympatisch war. Erst mit Karl Hermann Wolf fand der Radikalismus Schönerers einen adä-

quaten Vertreter in Böhmen. Dagegen war für die Böhmisches Länder als mittelbare Folge der deutschnationalen Sammlungsbewegung die Gründung zahlreicher Vereine, die sich den Schutz deutscher Belange zum Ziel setzten, von großer Bedeutung. So entstand 1880 der „Deutsche Schulverein“ und in der Folge eine Reihe nationaler Schutzvereine wirtschaftlicher und kultureller Art, denen auf tschechischer Seite die „Matice Česká“ die „Matice školská“ die „Založní“ (Vorschußkassen) und die „Živnostenská banka“ entsprachen. Durch diese Organisationen wurde der Nationalitätenkampf in die kleinsten Ortschaften getragen, ohne daß die Erfolge, die auf beiden Seiten errungen wurden, dem Aufwand an Kraft und vielfach auch an Idealismus entsprachen, den beide Seiten investierten, ganz zu schweigen von dem Ausmaß geistiger Vergiftung und wechselseitigen Mißtrauens, das zwangsläufig im Gefolge des nationalen „Kleinkrieges“ auftrat. Die Abwehrreaktionen der Deutschen in den Böhmisches Ländern wurden verstärkt durch die Furcht vor dem scheinbar unaufhaltsamen bevölkerungspolitischen Vormarsch des tschechischen Volksteils, der seit den sechziger Jahren eingesetzt hatte und mit dem industriell bedingten Einstrom tschechischer Landbevölkerung in die gemischtsprachigen Städte im Inneren Böhmens und Mährens deren rasche Tschechisierung bewirkte. Hinzu kam, daß dieser soziologische Prozeß nicht länger durch die Assimilation sozial aufsteigender Tschechen zum deutschen Besitzbürgertum ausgeglichen wurde, vielmehr kam es jetzt vielfach zur Assimilation deutscher Intellektueller zum Tschechentum, da dieses wirtschaftliche und politische Chancen bot, wie die Entwicklung etwa von Tyrš und Fügner zeigt.

Eine besondere Variante politischer Ideologie im Nationalitätenkampf stellte der Antisemitismus in Österreich dar. Die bedeutende Stellung, die jüdische Politiker und Finanziers innerhalb der liberalen Partei Österreichs hatten, die ja in großem Maße von Deutschböhmen getragen wurde, konnte nicht ohne Rückwirkung auf die Böhmisches Länder bleiben. Die Bedeutung jüdischer Finanzhilfe für die deutschen Vereine ist erst kürzlich wieder hervorgehoben worden, ebenso die große Rolle der Juden innerhalb der bürgerlichen deutschen Parteien. Es war diese Lage sowohl Ursache wie Wirkung der Haltung der tschechischen radikalen Nationalisten, die sich gegen Deutsche und Juden gleichermaßen wandten. Mit dem Einzug des Alldeutschen antiliberalen Antisemitismus in Böhmen, der sich in den meisten deutschen Vereinen und Organisationen durch die Einführung des sogenannten „Arierparagraphen“ bemerkbar machte, versetzte sich die deutsche nationale Bewegung in ihrer Gesamtheit einen schweren Schlag. Die deutschen Organisationen gingen naturgemäß der jüdischen Geldhilfen verlustig und die Juden selbst wurden mittelbar zu einer Option für das tschechische Lager gezwungen, wodurch für das Deutschtum oft entscheidende Substanzverluste eintraten. Hier hatte also ein rein ideologisches Moment der nationalen Position auf deutscher Seite beträchtlichen Abbruch getan.

In noch viel höherem Maße war dies der Fall, als sich der Nationalismus einer neuen Weltanschauung als Konkurrent bei den Wählermassen gegen-

übersah, einer Weltanschauung, die mit ganz anderen Werturteilen ausgerüstet war und sich auf Bevölkerungsschichten stützte, die der Nationalismus gegen Ende des Jahrhunderts gerade erst organisatorisch zu erreichen suchte: den Sozialismus und die Arbeiterbewegung, womit eine letzte Problemstellung angegangen sei.

Der bedeutendste Motor der gesellschaftlichen Entwicklung in den böhmischen Ländern war, wie überall in West- und Mitteleuropa, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Industrialisierung; sie bewirkte eine gewaltige Binnenwanderung, sog die mit der Grundentlastung frei werdenden Massen landwirtschaftlicher Lohnarbeiter in die neuen Industriezentren und verschärfte damit die nationalen Gegensätze, sie depossedierte den selbständigen Handwerker und Kleingewerbetreibenden und trieb ihn seit der großen Wirtschaftskrise von 1873, soweit er Industriearbeiter geworden war, an die Spitze der sich bildenden Arbeiterbewegung. Mit der Randlage der böhmischen Industrien am Kerngebiet der mitteleuropäischen Industrialisierungszone hängt es zusammen, daß Tempo und Ausmaß der Wirtschaftsentwicklung, etwa Deutschland gegenüber, merklich abfallen, daß die Exportorientierung nach den großen, unterentwickelten östlichen Absatzgebieten der Donaumonarchie vielfach den Zwang zu äußerster Rationalisierung und Konzentration überflüssig machte, weshalb der Großbetrieb noch nicht das Feld beherrschte. Immerhin erreichte die Zahl der in der Industrie Beschäftigten, zumindest in Böhmen, am Ende des 19. Jahrhunderts nahezu den Durchschnitt des Deutschen Reiches (= 1882 35,5%, 1885 39,1%, 1907 42,8%) und überstieg denselben sogar in den deutschen Gebieten, wo er 43,7% betrug. Bei einem anteilmäßigen Rückgang zugunsten der Schwerindustrie blieb bis zum Weltkrieg in den Böhmisches Ländern die Textilindustrie immer noch führend. Nach der Jahrhundertwende begannen die anderen Gebiete der Monarchie den Vorsprung der Böhmisches Länder allmählich aufzuholen, doch blieb die Zahl der Fabriken und Arbeiter hier immer noch etwas größer als in allen anderen Kronländern Zisleithaniens zusammengekommen. Die Sudetendeutschen waren die „industrielle Nation“ (H. Benedikt) der Donaumonarchie, doch holte der tschechische Volksteil vor allem mit dem Ausbau der Schwer- und Maschinenindustrie rasch auf, wie sich ja die Tschechen schon seit der Jahrhundertmitte durch die Entwicklung einer hochqualifizierten Nahrungsmittelindustrie auf genossenschaftlicher Basis eine besondere Domäne innerhalb der Gesamtwirtschaft aufgebaut hatten. Die Böhmisches Länder erzeugten 90% des Zuckers der westlichen Reichshälfte und waren maßgeblich an dessen Export beteiligt, ebenso stellten sie 60% des Bierausstoßes. Es wurde schon erwähnt, daß diese verschiedenen Grundlagen der Kapitalakkumulation in den tschechischen (Agrarprodukte) und deutschen Gebieten (Industrieprodukte) viel dazu beigetragen haben, den nationalen Gegensatz im Wirtschaftsbürgertum wachzuhalten, weil er durch keine grundsätzliche Übereinstimmung in den ökonomischen Interessen gedämpft wurde. Ein weiterer wesentlicher wirtschaftlich-politischer Faktor für die Böhmisches Länder war die Tatsache, daß der Großteil des die Wirtschaft

Böhmen-Mährens kontrollierenden Kapitals in Wien, d. h. für das tschechische Nationalbewußtsein außerhalb des Landes, konzentriert war, daher die fortgesetzten tschechischen Beschwerden über eine „Ausbeutung“ durch die Reichszentrale und die, vom Standpunkt rationaler Wirtschaftsführung widersinnigen wirtschaftlichen Autarkiebestrebungen der Tschechen, die mit regelmäßigen Appellen zum nationalen Wirtschaftsboykott gegen Deutsche und Juden verbunden waren, zweifellos aber dazu führten, daß man seit der Jahrhundertwende von einer tschechischen Wirtschaft sprechen konnte. Wenn auch 1914 ein Sechstel der Baumwollindustrie und ein Viertel der Tuchindustrie Zisleithaniens in tschechischer Hand waren, gelang es doch nicht, die Vorherrschaft des deutschen Industriebürgertums wesentlich zu beeinträchtigen. Dafür errang der tschechische Akademikernachwuchs erheblichen Einfluß in der Staatsbürokratie und brachte die Landesverwaltung fast ausschließlich an sich. Der Ämter- und Sprachenstreit war somit nicht nur eine ideologische Frage, sondern hing mit den wirtschaftlichen Interessen der tschechischen Bildungsschicht zusammen, der vielfach die wirtschaftliche Unabhängigkeit des deutschen liberalen Großbürgertums versagt blieb und die daher des Aufstiegskanals der bürokratischen Laufbahn dringender bedurfte als die Deutschen. Die zentralistischen Tendenzen des deutschen Liberalismus haben ihre genaue Entsprechung und Begründung in der beherrschenden Rolle des Wiener deutschen und jüdischen Bankkapitals auch für die Böhmisches Länder, wie umgekehrt die Staatsrechtsideologie und der Wirtschaftsnationalismus der Tschechen in dieser Konstellation begründet sind. Dabei ist festzuhalten, daß, objektiv betrachtet, die Kontrolle der böhmisch-mährisch-schlesischen Industrie durch das Wiener Großkapital zwar unleugbar bestand, daß sie aber keinen nationalen prodeutschen Aspekt trug, sondern von rein kapitalistischen Prinzipien geleitet wurde. Vielmehr wäre die wirtschaftliche Erschließung Böhmens, Mährens und Schlesiens ohne die Initiative des Wiener Bankkapitals undenkbar gewesen, wie ja auch die — auf der industriellen Produktionskraft basierende — deutsche Steuerleistung in erheblichem Maße den nichtdeutschen Völkern der Monarchie, vornehmlich den Tschechen zugute gekommen ist. Die industrielle Erschließung der Böhmisches Länder wandte sich, nachdem sie mit der Krise von 1873 in den deutschen Randgebieten einen gewissen ersten Sättigungsgrad erreicht hatte, seit den 80er Jahren immer stärker den tschechischen Landesteilen zu. Das große Reservoir billiger Arbeitskräfte, das durch jene Krise und die Rationalisierung der Landwirtschaft sowie durch den innerböhmischen Bevölkerungsüberdruck entstanden war, bildete hierfür eine günstige Voraussetzung. Damit wurde jedoch auch die Konkurrenzfähigkeit der deutschböhmischen Klein- und Mittelbetriebe bedroht. Der Konkurrenzkampf des tschechischen Klein- und Mittelbetriebes gegen den von Wien aus beherrschten „deutschen“ Großbetrieb und gleichermaßen der Gegensatz zwischen der vom Deutschtum und vom internationalen Kapital beherrschten Schwerindustrie und der tschechischen Verbrauchsgüter- und Nahrungsmittelindustrie komplizierte sich also weiterhin noch durch die Opposition des mittleren und kleinen

deutschböhmisches Unternehmertums gegen die deutschjüdischen liberalen Finanzkreise Wiens. Die erwähnte Verlagerung der Industrie Gründungen des Großkapitals in das industriell günstige, weil auf niedrigen Löhnen beruhende „Neuland“ Innerböhmens schuf somit indirekt die Voraussetzungen für den deutschnationalen, mittel- und kleinbürgerlichen Antisemitismus der älteren deutschen Industriegebiete seit den 80er Jahren. Diese nationalen und ideologischen Implikationen der Industrialisierung, deren Bedeutung für die Arbeiterbewegung noch aufzuzeigen sein wird, muß man bei einer Skizzierung der Wirtschaftsmächte wesentlich mit berücksichtigen, wenn man verstehen will, warum sich die normalerweise vereinheitlichende Kraft wirtschaftlich-industrieller Interessen letztlich doch nicht zugunsten eines Zusammenhaltes der Donaumonarchie auswirken konnte.

Hinsichtlich der wirtschaftlichen Gesamtlage der Monarchie und der Böhmisches Länder ist es schwer, einen eindeutigen Entwicklungstrend festzustellen. Einerseits übertraf die Geschwindigkeit der wirtschaftlichen Expansion vor dem Weltkrieg teilweise die des Deutschen Reiches, die Vorteile eines großen, reich gegliederten wirtschaftlichen Binnenraumes machten sich bemerkbar und ebenso die Tatsache, daß Wien als Finanzzentrum Südosteuropas die anschließenden Wirtschaftsräume mit dem Habsburgerstaat verklammerte. Andererseits darf nicht übersehen werden, daß diese wirtschaftliche Expansion von einem — mit Deutschland verglichen — viel niedrigeren Niveau ausging, daher der Nachholbedarf viel größer war und man, von Böhmen und Niederösterreich abgesehen, noch weit von einem gewissen Sättigungsgrad der Industrieproduktion entfernt gewesen ist. Ebenso bedingte die mangelnde Rationalisierung in vielen Wirtschaftsbranchen eine beträchtliche Stagnation, teilweise sogar einen Rückgang der Ausfuhr, wenn es auch bedenklich ist, bei einem großen Binnenwirtschaftsraum mit starkem Wirtschafts- und Kulturgefälle den Export zum alleinigen Maßstab der Industrieentwicklung zu machen. Doch ist nicht zu übersehen, daß der Großwirtschaftsraum des Gesamtstaates sich nicht voll auswirken konnte, weil vor allem Ungarn aus politischen Gründen bei den jeweiligen Ausgleichsverhandlungen rücksichtslos seine wirtschaftlichen Sonderinteressen durchzusetzen suchte und damit die Gesamtwirtschaftsentwicklung negativ beeinflusste. Bis zu einem gewissen Grad gilt dies auch von den tschechischen Bestrebungen, auf Kosten rationaler gesamtstaatlicher Arbeitsteiligkeit ein relativ autonomes „nationales“ Wirtschaftsgefüge aufzubauen, um sich aus politischen Gründen dem „supranationalen“ zentralistischen Wiener Großkapital und seinen Kontrollen zu entziehen. (Hier liegt eine wesentliche Wurzel des scharfen politischen Gegensatzes zwischen der tschechischen Gesamtpolitik und dem Wiener und deutschböhmisches Liberalismus.) Vom Standpunkt wirtschaftlicher Rationalität und Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt waren jedenfalls solche Bestrebungen schädlich und erhöhten die Kriegsempfindlichkeit der Gesamtwirtschaft, wenn es auch sicher falsch ist, von einem wirtschaftlichen Zusammenbruch des Habsburgerreiches schon vor dem Weltkrieg zu sprechen. Doch hätte es zweifellos noch längerer Zeit bedurft, bis die Ver-

flechtungen der modernen Großindustrie so stark geworden wären, daß sie sich auch politisch als Bindekräfte in der Krise des Gesamtstaates auswirken konnten; 1914 war dieser Zustand noch nicht erreicht.

Eng verflochten mit der Wirtschaft im böhmischen Raum sind die Steuer- und Finanzfragen, die immer wieder die Landespolitik erhitzen und von Deutschen und Tschechen in einer umfangreichen Pamphletliteratur hinsichtlich ihrer nationalpolitischen Aspekte durchleuchtet wurden.

Entkleidet man die tschechisch-deutschen Diskussionen um die Landeseinheit oder Landesteilung Böhmens ihres jeweiligen ideologischen Dekors, so treten die finanziellen Gesichtspunkte als ein wesentliches Kernproblem immer wieder hervor, besonders mußte den Tschechen daran gelegen sein, die größere deutsche Steuerkraft nicht bei einer ethnischen Landesteilung zu verlieren und damit den raschen Aufbau der tschechischen Gesellschaft zu gefährden. Die Erwerbssteuerleistung betrug um 1900 bei den 2,4 Millionen Deutschböhmern 5,7 Mill. Kronen, die der 4,2 Mill. Tschechen nur 3,1 Mill. Vom Landeshaushalt Böhmens, der ca. 100 Mill. Kronen betrug, erbrachten die Deutschen mehr als die Hälfte, erhielten davon aber für ihre wirtschaftlichen und kulturellen Erfordernisse nur 24 Millionen zurück. Selbst wenn man einen gewissen Prozentsatz für gemeinsame Bedürfnisse beider Völker in Anschlag bringt, so profitierte im Sinne des „nationalen Blockdenkens“ der tschechische Volksteil als der sozial weniger fortgeschrittene durch diese steuerliche Konsequenz einer historisch verbrämten Landeseinheit immer noch enorm. Deshalb rief der von den Deutschen Böhmens ausgehende Vorschlag, jede Nation solle aus eigenen Mitteln die Kosten für ihre kulturellen Einrichtungen aufbringen, auf tschechischer Seite Entrüstungstürme hervor, und K. Kramář entwickelte daraufhin seine auch von K. Renner befürwortete Steuerträgertheorie, derzufolge das Steueraufkommen deutscher Unternehmer und Aktionäre von Betrieben mit tschechischer Arbeiterschaft nach einem bestimmten Schlüssel zwischen Tschechen und Deutschen aufgeteilt werden sollte. Wenn dieser Vorschlag jedoch auch tschechischerseits wenig Anklang fand, so lag dies daran, daß der bisherige Zustand für den tschechischen Bevölkerungsteil weitaus günstiger war, denn die „Kompensationspolitik“ von Badeni bis Koerber hatte den Tschechen so große Konzessionen hinsichtlich der Unterhaltung ihres Schulwesens und Kulturlebens gemacht, daß sie sich bei einer wirtschaftlich-kulturellen Autonomie von Tschechen und Deutschen in den Böhmisches Ländern auch bei einer Verwirklichung der „Steuerträgertheorie“ schlechter gestanden hätten. Es verdient dabei festgehalten zu werden, daß diese finanzielle und wirtschaftliche Begünstigung der Tschechen durch die Reichszentrale auf Kosten der anderen nichtdeutschen Nationalitäten des Reiches ging, ohne daß damit der fortgesetzten unzutreffenden Propaganda des tschechischen Wirtschaftsbürgertums über eine „Ausbeutung durch Wien“ Einhalt geboten worden wäre. Diese nüchternen finanziellen Tatsachen erklären dann auch, weshalb ausgesprochen nationalistische tschechische Politiker bis zum Weltkrieg für die Bewahrung der Wirtschaftseinheit der Donaumonarchie eingetreten sind. Not-

wendig mußte sich daraus ein innerer Zwiespalt in der Politik des tschechischen Bürgertums ergeben, das einerseits ein Höchstmaß böhmischer Selbständigkeit und nationale Wirtschaftsautarkie erstrebte, andererseits jedoch der Vorteile einer Großraumwirtschaft teilhaftig bleiben wollte, d. h. die unweigerlichen Nachteile eines Höchstmaßes von nationaler Selbständigkeit scheute. Repräsentant dieser zwiespältigen Wirtschafts- und Nationalpolitik war der Unternehmer K. Kramář, zweifellos die repräsentativste Gestalt des an politischen Profilen so reichen tschechischen Parteilebens.

Wie überall in West- und Mitteleuropa traten auch in der Donaumonarchie und in den Böhmisches Ländern im Gefolge der Industrialisierung schwere gesellschaftliche Schäden auf: die Proletarisierung und Depossidierung des Handwerks, die physische und materielle Ausbeutung des wachsenden Industriearbeiterstandes mit ihren gesundheitlichen und moralischen Folgen, all dies brachte von selbst die ersten organisatorischen Ansätze der Arbeiterbewegung. In der chronologischen Folge des Aufbaus der industriellen Zentren entwickelte sie sich zuerst in Wien und Nordböhmen, dann in Prag. Die Erinnerungen der Führer der Arbeiterbewegung in Böhmen zeigen die üblichen Begleiterscheinungen des Manchestertums: Unterernährung und in ihrem Gefolge Tuberkulose und Typhus, Alkoholismus, Kinder- und Frauenarbeit mit überlanger gesundheitsschädigender Arbeitszeit (bei gleichzeitiger Arbeitslosigkeit der Männer aus lohnpolitischen Gründen), anfängliche Unterdrückung der Koalitionsfreiheit mit militärischen und administrativen Mitteln. Die Kindersterblichkeit betrug in einigen Gebieten Nordböhmens über 40%, überhaupt trafen die Schäden des Frühkapitalismus der 60er und 70er Jahre vorwiegend das Deutschtum, das zunächst den größten Anteil an der Industriearbeiterschaft Böhmens stellte; sie verursachten einen alarmierenden Geburtenrückgang der deutschen Bevölkerung, dem vorerst ein tschechischer Geburtenanstieg in Innerböhmen und Mähren gegenüber stand. Die sozialen Mißstände in den nord- und nordwestböhmisches Industriegebieten dauerten länger an als dies in den vergleichbaren Industrievieren Deutschlands der Fall war, da der Zustrom tschechischer Arbeiter aus den innerböhmisches Agrargebieten, denen sich auch polnische und italienische Arbeiter zugesellten, das Lohnniveau außerordentlich niedrig hielt. Gleichzeitig setzte eine Abwanderung deutschböhmisches Arbeiter ins sächsische Industriegebiet mit seinen günstigeren Arbeitsbedingungen ein, so daß die industrielle Massenwanderung zugleich die nationalen Verhältnisse beeinflusste, indem etwa die nordwestböhmisches Industriebezirke Dux-Brüx rasch „utraquisiert“ wurden. Die Assimilation der tschechischen Zuwanderer wurde vor allem dadurch verhindert, daß man sie ghettoartig in allerprimitivsten, werks-eigenen Wohnungen unterbrachte, um der Gefahr von Arbeiterkoalitionen vorzubeugen, erreichte damit aber nur, daß sich die soziale Erbitterung der Zugewanderten mit der nationalen verband. Die gesellschaftliche Ausschließung der nichtdeutschen Arbeiterschaft durch die deutschliberalen und deutschnationalen Unternehmer führte dazu, daß die tschechischen Arbeiter aus ihrer Heimat Kleinhändler, Gastwirte und Kleingewerbetreibende, später

auch Akademiker nachzogen und somit eine eigene „nationale Sozialstruktur“ entwickelten. Als dann unter dem Druck organisierter Streikbewegungen und mit der Absicht, die deutschliberale Großbourgeoisie wirtschaftlich zu treffen, die Regierung Taaffe mit der Gewerbenovelle von 1885 die Anfänge einer modernen Sozialgesetzgebung nach Schweizer und reichsdeutschem Vorbild schuf und damit die ärgsten Mißstände auszuräumen begann, trat eine allgemeine Besserung der Verhältnisse in den bis dahin vornehmlich deutschen Industriebezirken ein, die auch nationalpolitische Folgen zeitigte. Hatten in der ersten großen Industrialisierungsphase bis zur Krise von 1873 vor allem die deutschen Gebiete die Schäden der Entwicklung zu tragen gehabt, brachte seit den 80er Jahren die wachsende Koalitionsfreiheit der Arbeiter und die zunehmende Technisierung der Industrie einen relativen Anstieg des Sozialniveaus in den deutschen Industrielandschaften, der von einer raschen, jetzt die tschechische Zunahme übersteigenden Bevölkerungsvermehrung begleitet war. Mit den großen Erfolgen der supranationalen Arbeiterbewegung Österreichs schritt auch die Assimilation der tschechischen Zuwanderer kräftig voran. Die mit den 80er Jahren einsetzende Industrialisierung der innerböhmischen tschechischen Gebiete bewirkte einen Rückgang der Zuwanderung in die deutschen Industriegebiete, damit verbunden ein Nachlassen des Lohndruckes und eine gesteigerte nationale Assimilation der schon im deutschen Gebiet ansässigen Tschechen. Wenn auch in Mähren und Schlesien die Dinge teilweise anders lagen (da dort ein von der Industrialisierung hervorgerufener Zuwanderungssog vom tschechischen flachen Land in die deutschen Städte nebst deren inselartigem Umland eine fortschreitende Einschmelzung des Insel- und Streudeutschtums bewirkten), so zeigte sich doch, aufs Ganze gesehen, daß der slawische Bevölkerungsüberdruck, von der deutschnationalen Propaganda immer wieder als Schreckgespenst an die Wand gemalt und von den Tschechen selbst als wünschenswerte Notwendigkeit gern geglaubt, kein unwandelbares Faktum blieb. Vielmehr verfestigte sich, mit Ausnahme einiger industrieller Schwerpunkte, zwischen 1880 und 1890 die Sprachgrenze wiederum. Mit dem allgemeinen Anstieg der Lebenshaltung in den Industriegebieten kehrte sich damals die Geburtenzahl zwischen industriellen und agrarischen Gebieten zuungunsten der letzteren um, so daß bei dem stärkeren Anteil des Deutschtums an der Industrie seine Existenzchancen, auch im Sinne der damaligen Kampfformel von der „Wahrung des nationalen Besitzstandes“, sich günstiger zu gestalten begannen. Diese soziologischen Tatsachen begründeten auch die Überzeugung der deutsch-österreichischen Sozialistenführer (V. Adler, O. Bauer, K. Renner), daß eine großzügige Sozialpolitik letzten Endes auch eine wahrhaft deutsche Politik in Österreich bedeute, eine Überzeugung, die besonders Viktor Adlers Weg vom Mitschöpfer des deutschnationalen „Linzer Programm“ zum Führer der österreichischen Sozialdemokraten bestimmte.

Der Weg der Arbeiterbewegung in den Böhmischem Ländern wie auch in der gesamten westlichen Reichshälfte führte entsprechend den industriellen

Ausgangspunkten in deutschen Gebieten von einem deutsch bestimmten Internationalismus fortschreitend zu einer föderalistischen Organisation mit gesonderten Parteiapparaten in Prag und Wien, wobei sich naturgemäß (und in Wiederholung der „bürgerlichen“ Konstellationen deutschböhmischer Politik im 19. Jahrhundert) die deutsche Arbeiterschaft Böhmens, Mährens und Schlesiens mehr nach Wien als nach Prag orientierte. Der Nationalismus erwies seine Scheidekraft somit auch an einer grundsätzlich internationalen Bewegung.

Wie überall in West- und Mitteleuropa waren auch in den Böhmisches Ländern die Arbeiterbildungsvereine Wegbereiter und Helfer der politischen Organisation der Arbeiterschaft. Reichenberg wurde von 1877 an für dreieinhalb Jahre Sitz des Zentralkomitees der österreichischen Sozialdemokratie, der Eintritt des tschechischen Arbeiters in die von Deutschen bestimmte Organisation oder Gewerkschaft bedeutete für ihn auch eine Art Anerkennung seiner nationalen Gleichberechtigung. In dem Maße, als bei steigender Industrialisierung die Zahl und Bedeutung der ungelernten Arbeiter wuchs, die Arbeiterbewegung also eine immer breitere Grundlage erhielt, wurde auch die nationale Untergliederung eine dringende Notwendigkeit. In die gleiche Richtung wirkte, daß gewisse Berufsgruppen vornehmlich einer Nationalität angehörten und daß vor allem seit den 80er Jahren die Industrialisierungswelle sprunghaft rein tschechische Gebiete erfaßte. Prag gewinnt als Zentrum der tschechischen Sozialdemokratie maßgebliche Bedeutung, während die tschechischen Unterorganisationen Reichenbergs und Brünns, die in engem Zusammenhang mit deutschen Vereinen entstanden waren, an Einfluß verloren. Unter J. Pecka und L. Zápotočský entwickelte sich die tschechische sozialdemokratische Partei sehr rasch, griff auch auf die tschechische Arbeiterschaft Wiens über und nahm in steigendem Maße nationale Zielsetzungen in sich auf, da die gesellschaftliche Entwicklung und der soziale Aufstieg des tschechischen Volkes ja auch ein Teil seiner nationalen Entfaltung war, nationale und soziale Entfaltung somit gleichgerichtete und eng verbundene Prozesse darstellten. Damit war vom ersten großen Einigungsparteitag von Hainsfeld (1889) über das Brünner Nationalitätenprogramm (1899) bis zum Ende der Monarchie im Schoße der Arbeiterbewegung in steigendem Maße der Kampf nationaler Gegensätze durchzufechten, der zur Föderierung der Gesamtpartei in eine hauptsächlich deutsche und in eine tschechische Organisation zwang und schließlich sogar zur nationalen Sprengung der einheitlichen Gewerkschaftsorganisationen (1897) führte, die auch 1904, bei den Fusionsversuchen unter J. Roušar, nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte. Ab 1897 kann man auch von einer Parteiföderation sprechen, ohne daß zunächst die einheitliche Vertretung im Parlament und die einheitliche Führung wesentlich beeinträchtigt worden wäre. Wenngleich die tschechischen Reichstagsabgeordneten noch 1897 die Staatsrechtsideologie in einer Erklärung ausdrücklich ablehnten und das Brünner Nationalitätenprogramm in Fortführung von Löhners Gedanken einen ethnischen Föderalismus Österreichs anstelle des hi-

storischen Föderalismus forderte, so kann die einstimmige Annahme dieses Programmes doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß der programmatische Einheitswille auf hartnäckigen tschechischen Widerstand stieß. Schon der deutsche Standpunkt, den der Deutschböhme J. Seliger auf dem Brünner Parteitag als Referent entwickelte, daß nämlich die Nationalitätenfrage nicht als Machtfrage sondern als kulturelle aufgefaßt werden müsse und daher eine Leitung und Regelung der kulturellen Institutionen durch die nationalen Selbstverwaltungskörper den Grund der Nationalitätenhetze beseitigen werden, entsprach nicht der Auffassung vieler tschechischer Sozialisten (Modráček, Soukup, Meißner), die der Ansicht waren, daß der soziale und nationale Aufstieg ihres Volkes eng miteinander verknüpft sei. Daher wandten sie sich auch gegen eine „verfrühte“ Abgrenzung ethnisch einheitlicher Bezirke, weil sie überzeugt waren, daß der tschechische Bevölkerungsüberschuß auf lange Sicht auch zur territorialen Expansion führen müsse; man sieht, die taktischen Gesichtspunkte der nationalen bürgerlichen Parteien (deutscher „defensiver“ ethnischer Landesteilungsplan und tschechischer „offensiver“ Landeseinheitsgedanke zum Zwecke der allmählichen Durchdringung der deutschen Gebiete) tauchten in der Arbeiterbewegung jetzt wieder auf und durchkreuzten das ideologische und strategische Grundschema des Klassenkampfes. Ebenso opponierten die tschechischen Sozialisten gegen die Staatsrechtsideologie in erster Linie aus nationalen Motiven, weil sie die tschechischen Minderheiten in Wien und Niederösterreich nicht preisgeben wollten, auch hier hoffte man auf deren weitere Expansion im deutschen Sprachgebiet. Die schon erwähnte politische Konkurrenz der nationalsozialistischen tschechischen Arbeiterpartei V. Klobáček trug das ihre dazu bei, daß sich der nationale Trend bis zum Ausbruch des Weltkrieges sowohl ideologisch wie organisatorisch noch verstärkte und daß im Kampf um die weitgehend „utraquistischen“, d. h. deutsch-tschechisch-übernationalen Partei- und Gewerkschaftsorganisationen Mährens innere Zersetzungserscheinungen der österreichischen Gesamtpartei auftraten, ja, die Spaltung der Gewerkschaften führte von der de facto zur de jure Anerkennung der Eigenständigkeit der tschechischen sozialdemokratischen Partei im Jahre 1911. Wie schwer die nationalen Probleme auf der gesamten Arbeiterbewegung lasteten, hat kürzlich H. Mommsen eindrucksvoll dargelegt; die Schicksalsfrage der Donaumonarchie stellte sich in ihrer ganzen Schwere auch dem Arbeiter, wenn es auch seit Hainfeld Viktor Adler durch eine geschickte Ausgleichstaktik immer wieder gelang, ein hohes Maß von politischer Einheitlichkeit in der Arbeiterbewegung trotz alledem zu erreichen, von der auch die tschechische Arbeiterschaft letztlich den größten Nutzen zog. Im Sinne des fortgesetzten pragmatischen Ausgleichs der nationalen Gegensätze war und fühlte sich die österreichische Sozialdemokratie als eine im tieferen Sinne staatserhaltende Partei, die den zentrifugalen Tendenzen in der westlichen Reichshälfte entgegenwirken konnte und dies weitgehend auch getan hat. Das Schicksal der „kleinen österreichischen Internationale“, das vor allem zwischen Tschechen und Deutschen im böhmisch-mährischen Raum

entschieden wurde (ein Schicksal, das in gewissem Sinne auf das Scheitern der II. Sozialistischen Internationale in den Augusttagen des Jahres 1914 vorausdeutete), machte jedoch klar, daß der Nationalismus kein überwundenes Relikt der bürgerlichen Epoche war, wie Marx geglaubt hatte, sondern, ebenso wie der Sozialismus, tiefe Wurzeln in der Gesellschaftsentwicklung hatte: er war Ideologie und Selbstverständnis expandierender und aufsteigender bürgerlicher, dann kleinbürgerlicher und ländlicher Bevölkerungsschichten, deren Kräfte die moderne Industriegesellschaft in den Böhmisches Ländern mitformten. Die notwendig enge Verflechtung sozialer und nationaler Dynamik im tschechischen Volke bedingte auch den starken Einfluß nationaler Gedanken und Ziele in der tschechischen Arbeiterbewegung, die deshalb immer wieder die Tendenz zeigte, sich den nationalen bürgerlichen Parteien des eigenen Volkes zu integrieren. Umgekehrt war der deutsche Arbeiter in den Böhmisches Ländern zwangsläufig stärker auf einen proletarischen Internationalismus hin orientiert, da die Parteien seines eigenen „nationalen Lagers“ — von der in den Böhmisches Ländern damals noch schwachen christlich-sozialen Partei abgesehen — meistens nicht mehr die politischen Willensorgane aufsteigender und expandierender Volksschichten waren, sondern weitgehend in sozialer und nationaler Defensive standen, alte Besitz- und Rechtspositionen verteidigen mußten, und somit eine natürliche Kluft zur deutschen Arbeiterbewegung bestand. Der deutschböhmisches Arbeiter blieb daher bis zum Weltkrieg innerhalb seines Volkes viel stärker und länger ein politischer und gesellschaftlicher „outcast“ als der tschechische Arbeiter in seinem Volke.

Gerade am Schicksal der Arbeiterbewegung in den Böhmisches Ländern kann man die eingangs erwähnte enge Verflechtung nationaler und wirtschaftlicher Faktoren bei der Auseinandersetzung zwischen dem tschechischen und dem deutschen Volke am klarsten erkennen. Damit enthüllt sich der Begriff des „Nationalitätenkampfes“, wenn er losgelöst von der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung allein als Movens der Geschichte des 19. Jahrhunderts in Böhmen betrachtet wird, selbst als ein Derivat der nationalen Ideologie, d. h. als ein wissenschaftlich unbrauchbarer Begriff, der nur unvollständig die wirklichen Vorgänge zu beschreiben vermag. Er ist daher nach Möglichkeit als ein ideologisches Moment aus der wissenschaftlichen Diskussion auszuschalten und durch differenzierte, sozialgeschichtliche Analysen zu ersetzen. Dies wurde wenigstens ansatzweise von mir versucht, inwiefern mir dies gelungen ist, muß ich Ihrem Urteil überlassen.

Lassen Sie mich wenigstens andeutungsweise noch einige Bemerkungen zur Reichsgeschichte anfügen, die sich aus der Betrachtung der böhmischen Entwicklung ergaben. Es sollen dies aber wirklich nur Aperçus sein, deren Berechtigung — wie ich hoffe — sich erst aus meinem Handbuchbeitrag ergeben wird. Dennoch sei es gewagt, sie hier abschließend vorzubringen.

1) Man wird m. E. die vierzehnjährige Ministerpräsidentschaft Taaffes in Hinkunft günstiger beurteilen müssen, fällt doch in diese Epoche einer der letzten großen und wirklich ernsthaft angestrebten und auch gut vorbereite-

ten Ausgleichsversuche in den Böhmisches Ländern. Auch brachte sie die ersten erfolgreichen Ansätze einer positiven Sozialgesetzgebung, einen ausgewogenen Staatshaushalt und endlich die dringend notwendige Besteuerung des mobilen Großkapitals, besonders des Börsenkapitals, das sich bisher der Dienstleistung für die Allgemeinheit weitgehend mit Hartnäckigkeit entzogen hatte. Es ist m. E. unzulässig, die Schädlichkeit des „Taaffeschen Systems“ etwa mit dem ideologielosen Zynismus des Grafen Taaffe zu demonstrieren, seine Immunität gegen jede Art ideologischer Politik, die man ihm als „Fortwursteln“ ankreidete, kann ihn uns heute eigentlich nur empfehlen.

2) Desgleichen wird man m. E. künftig etwas vorsichtiger sein müssen hinsichtlich der Vorschußlorbeeren für den Thronfolger Franz Ferdinand und sein „Schattenkabinett“, und zwar aus folgenden Gründen: Es ist immer mißlich, Projekte zu loben, die sich niemals im Fegefeuer der politischen und gesellschaftlichen Realität bewähren mußten. Von den wirklichen Eingriffen Franz Ferdinands ins politische Leben kann man in einem Falle mit Sicherheit sagen, daß er der Monarchie den schwersten Schaden gebracht hat. Franz Ferdinand war maßgeblich mit in die Intrigen verwickelt, die zum Sturze des erfolgreichsten christlich-sozialen Ministerpräsidenten der Vorkriegszeit, Baron Wladimir Beck's, führten. Beck stand Franz Ferdinand ursprünglich nahe, man hat vermutet, daß Beck's spektakuläre Erfolge die Eifersucht des Thronfolgers erregt hätten, weshalb er kräftig zu seinem Sturz beigetragen habe. Franz Ferdinands Föderalisierungspläne, so berechtigt und notwendig sie an sich auch waren, bildeten für ihn ja kein Regierungsziel, sondern nur Mittel zum Zweck einer österreichischen imperialistischen Politik, die den inneren Frieden nur für ihren Expansionswillen benötigte, d. h. der Thronfolger war in den Sog des nachbismarckischen deutschen Imperialismus geraten, der — wie die Ereignisse zeigten — auch Deutschland zum Schaden ausschlug; um wieviel mehr erst der Donaumonarchie, deren Existenzbedingungen er grundsätzlich widersprach und die auch finanziell gar nicht in der Lage war, imperialistische Politik zu betreiben, wie die niederdrückenden Budgetdebatten des Reichsrates in den Jahren vor dem Weltkrieg zur Genüge beweisen. Der erste zögernde Schritt auf einen österreichischen Balkanimperialismus hin, die Bosnische Annexionskrise, hätte durch die negativen Rückwirkungen auf die Innenpolitik Österreichs jedem einsichtigen Politiker die Unmöglichkeit eines österreichischen Balkanimperialismus deutlich vor Augen führen müssen. Auf Franz Ferdinand verfehlte diese Lektion offenbar ihre Wirkung.

Im Zusammenhang damit wäre ein weiteres Fehlurteil zu korrigieren. Der deutschböhmische Politiker Eduard Herbst wandelt durch fast alle Darstellungen stereotyp als Exponent einer doktrinären realitätsfremden liberalen Prinzipienpolitik. Gerade Herbst aber hat am schärfsten und frühesten die schweren Implikationen der bosnischen Annexion für die innere wie für die Gesamtpolitik der Donaumonarchie erkannt. Auch will es m. E. nicht zum Typ des ideologischen Doktrinärs passen, daß Herbst zusammen mit Leopold von Hasner schon 1866 eine nationale Zweiteilung der Prager Univer-

sität gefordert hatte, also zu einer Zeit, als der deutsche Charakter der Lehranstalt noch unbestritten war, und die Universitätsfrage durch die beiderseitige nationale Propaganda noch nicht zu einem explosiven Politikum aufgebläht wurde wie in den 80er Jahren, als man unter tschechischem Druck die längst notwendige Zweiteilung bewilligte und natürlich dann mit dieser Konzession keine „moralischen Eroberungen“ bei den Tschechen machen konnte.

Man sollte gerade im ideologiegelagerten 20. Jahrhundert ein gewisses Gespür dafür bekommen haben, daß auch ein Politiker, der eine stark ideologische Partei repräsentiert, dennoch Realitäten einzuschätzen versteht; so wird man Eduard Herbst wohl in manchen Punkten gerechter als bisher einschätzen müssen. Daß es ihm nicht gelungen war, die liberale „Seniorenpartei“ fortschreitend zu einer modernen Volks- und Massenpartei zu erweitern, steht auf einem anderen Blatt, aber daran sind ja auch seine Kritiker und innerparteilichen Konkurrenten (z. B. I. v. Plener) gescheitert.

Literaturhinweise

(Auf Anmerkungen und eine größere Bibliographie wurde mit Rücksicht auf den Vortragscharakter der Darlegungen und auch im Hinblick auf die detaillierten Angaben meines Beitrages im künftigen „Handbuch der Geschichte der Böhmisches Länder“ verzichtet.)

Allmayer - Beck, J. Ch.: Ministerpräsident Baron Beck. Ein Staatsmann des alten Österreich. München 1956.

Baernreither, J. M.: Der Verfall des Habsburgerreiches und die Deutschen. Wien 1939.

Bosl, K.: Deutsche romantisch-liberale Geschichtsauffassung und „slawische Legende“. Bohemia-Jahrbuch 5 (1964) 12—52.

Hantsch, H.: Die Nationalitätenfrage im alten Österreich. Wien 1953.

Hugelmann, K. G.: Das Nationalitätenrecht des alten Österreich. Wien 1934.

Kann, R.: The Multinational Empire. Nationalism and National Reform in the Habsburg Monarchie 1848—1918. 2 Bde. New York 1950.

Kohn, H.: Die Idee des Nationalismus, Ursprung und Geschichte bis zur Französischen Revolution. Heidelberg 1950.

Kramář, K.: Anmerkungen zur böhmischen Politik. Wien 1906.

Lades, H.: Die Tschechen und die deutsche Frage. Erlangen 1938.

Lemberg, E.: Geschichte des Nationalismus in Europa. Stuttgart 1950.

Lemberg, E.: Volksbegriff und Staatsideologie der Tschechen. In: Das böhmische Staatsrecht in den deutsch-tschechischen Auseinandersetzungen des 19. u. 20. Jhs. Marburg/Lahn 1960, S. 42—78.

Lemberg, E.: Voraussetzungen und Probleme des tschechischen Geschichtsbewußtseins. In: Geschichtsbewußtsein in Ostmitteleuropa. Marburg/Lahn 1961, S. 94—103.

Molisch, P.: Geschichte der deutschnationalen Bewegung in Österreich von ihren Anfängen bis zum Zerfall der Monarchie. Jena 1926.

Mommsen, H.: Die Sozialdemokratie und die Nationalitätenfrage im habsburgischen Vielvölkerstaat. Wien 1963.

Plaschka, R.: Von Palacký bis Pekař. Geschichtswissenschaft und Nationalbewußtsein bei den Tschechen. Graz-Köln 1955.

Přehled československých dějin [Abriß der tschechoslowakischen Geschichte]. Bd. 1 (bis 1848). Prag 1958; Bd. 2, Tl. 1 u. 2 (1848—1918). Prag 1960.

- Prinz, F.: Hans Kudlich (1823—1917). Versuch einer historisch-politischen Biographie. München 1962. (Veröffentl. d. Coll. Carolinum 11.)
- Prinz, F.: František Palacký als Historiograph der böhmischen Stände. In: Probleme der böhmischen Geschichte. München 1964, S. 84—94. (Veröffentl. d. Coll. Carolinum 16.)
- Purš, J.: Průmyslová revoluce v českých zemích [Die industrielle Revolution in den Böhmischem Ländern]. Prag 1960.
- Redlich, J.: Das österreichische Staats- und Reichsproblem. 2 Bde. Leipzig 1920/26.
- Tobolka, Z. V.: Politické dějiny československého národa od r. 1848 až do dnešní doby [Polit. Geschichte des tschechoslowakischen Volkes v. J. 1848 bis zur Gegenwart]. 4 Bde. Prag 1932/37.
- Udalzov, I. I.: Aufzeichnungen über die Geschichte des nationalen und politischen Kampfes in Böhmen im Jahre 1848. Übers. a. d. Russischen. Berlin 1953.
- Wandruszka, A.: Österreichs politische Struktur. In: Geschichte der Republik Österreich. München 1954, S. 291 ff.
- Wierer, R.: Der Föderalismus im Donaauraum. Graz-Köln 1960.
- Zwitter, F.: Les problèmes nationaux dans la monarchie des Habsbourg. Belgrad 1960.

Hinzuzunehmen sind die bekannten Werke von V. Bibl, B. Bretholz, L. Brügel, R. Charmatz, A. v. Czedik, E. Denis, L. Eisenmann, A. Fischel, H. Friedjung, Hugo Hassinger, J. A. v. Helfert, K. Kazbunda, A. Klíma, J. Kořalka, K. Krofta, J. Pfitzner, E. Rádl, H. Rauchberg, H. Raupach, K. Renner, W. Rogge, F. Roubík, A. Springer, A. Srb, H. v. Srbik, E. Strauß, E. Winter, W. Wostry u. a. m.

DREI STEIRISCHE POLITIKER SUDETENDEUTSCHEN STAMMES

Von Nikolaus v. Preradovich

Ein Jahr vor dem Ausbruch der Französischen Revolution wurde dem Ehepaar Derschatta, das in einfachen Verhältnissen zu Wiese in Böhmen lebte, ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Josef erhielt¹. Herangewachsen, diente Josef Derschatta als einfacher Soldat unter des Kaisers Fahnen². In den Franzosenkriegen zeichnete er sich besonders aus und erhielt in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts den Rang eines Offiziers. Im Jahre 1831 diente der Deutschböhme als Hauptmann im Galizischen Infanterie-Regiment Nr. 58³. Nicht ganz ein Jahrzehnt danach — am 13. September 1839 — wurde dem Grenadier-Hauptmann Josef Derschatta der österreichische Adel mit dem etwas sonderbaren Prädikat „v. Standhalt“ verliehen⁴. Zu Beginn des Revolutionsjahres 1848 hatte Josef Derschatta v. Standhalt den Rang eines Oberstleutnants erreicht. Seine beiden Söhne, Josef und Wilhelm, dienten zu dieser Zeit bereits als Unterleutnants ebenfalls im Infanterie-Regiment Nr. 58⁵. In den schweren Zeiten, die das Kaisertum Österreich innerhalb der nächsten beiden Jahre durchstehen mußte, bewährte sich der mehr als sechzigjährige Soldat auf das vortrefflichste. Er wurde — was schwerlich noch zu erwarten gewesen war — zum General befördert. Zuletzt kommandierte er eine Brigade in der Hauptstadt des Königreiches Dalmatien — in Zara. Dort vermählte sich General v. Derschatta in zweiter Ehe mit dem Edelfräulein Irene Fogolari zu Toldo. Aus dieser zweiten Verbindung ging nur ein Sohn hervor, der am 9. Dezember 1852 in Zara geborene Julius Derschatta, der spätere Politiker⁶. Der Vater des Knaben wurde 1858 mit dem Titel und Charakter eines Feldmarschalleutnants (Generalleutnants) in den Ruhestand versetzt. Er zog sich nach Graz zurück und verstarb in der Metropole der Grünen Mark 1876, im Alter von 88 Jahren.

In der steirischen Landeshauptstadt besuchte Julius Derschatta v. Standhalt das Staatsgymnasium und studierte sodann Rechtswissenschaften an der Karl-Franzens-Universität. Seiner politischen Einstellung nach war er — wie die

¹ Genealogisches Taschenbuch der adeligen Häuser Österreichs. 1908/09, S. 99.

² Militär-Schematismus des österr. Kaiserthums. Wien 1819. Alphabetisches Namensverzeichnis, S. 25: Der Name Derschatta ist in der Liste der Offiziere nicht enthalten; obwohl Josef Derschatta 1819 bereits 31 Jahre zählte, hatte er den Offiziersrang damals noch nicht erreicht.

³ Militär-Schematismus des österr. Kaiserthums. Wien 1831, S. 207.

⁴ Alt-österr. Adels-Lexikon. Wien 1928, S. 56.

⁵ Militär-Schematismus des österr. Kaiserthums. Wien 1848, S. 25—27.

⁶ Gen. Tschb. der adel. Häuser Österreichs 99, 101.

Mehrzahl seiner Kommilitonen — deutschnational. Deshalb wurde er nach kurzem bei der Akademischen Burschenschaft „Arminia“ aktiv. Gleichzeitig ist er zum Sprecher des deutschen akademischen Lesevereins gewählt worden⁷. 1875 promovierte Derschatta zum Doktor beider Rechte. Ein Jahr diente er als Gerichtsauskultant und trat sodann in die überaus angesehene Kanzlei des Hof- und Gerichtsadvokaten Ritter v. Schreiner — der übrigens ebenfalls Sudetendeutscher war — ein. Schon nach vier Jahren wurde Julius v. Derschatta Mitchef und zu Beginn unseres Jahrhunderts alleiniger Vorstand der Advokaturkanzlei. Wegen seiner ungewöhnlichen juristischen Fähigkeiten wurde er bereits mit 29 Jahren zum Mitglied der judiziellen Staatsprüfungskommission ernannt⁸.

Der junge, begabte und ehrgeizige Jurist war jedoch mit seinen Erfolgen auf rein beruflichem Gebiete nicht zufrieden. 1884 ließ er sich in den Grazer Gemeinderat wählen. Ein Jahr danach — am 6. Juni 1885 — zog er in das Abgeordnetenhaus des österreichischen Reichsrats — also das Zentralparlament in Wien — ein. Dort schloß er sich dem „Deutschen Klub“ und 1887 der „Deutschnationalen Vereinigung“ an. Er widmete sich ganz dem Kampf für das bedrohte Deutschtum. In der Steiermark versuchte er den überhandnehmenden Slowenismus zu bekämpfen und nahm auch gegen die Sprachverordnungen des tschechischen Justizministers, Alois Freiherr v. Pražák, energisch Stellung. In diesem Zusammenhang ist vor allem Dr. v. Derschattas Rede im Reichsrat vom 24. Mai 1888 zu erwähnen. Der Politiker legte damals sein Parlamentsmandat nieder, um sich ganz der deutschnationalen Arbeit im Herzogtum Steiermark widmen zu können⁹.

Im Jahre 1886 war der junge Advokat bereits in den Steiermärkischen Landtag entsandt worden. Bald danach — noch in derselben Session — wurde er zum Landesausschußbeisitzer gewählt. Dr. v. Derschatta verwaltete das ihm anvertraute Finanzreferat mit größtem Geschick. Er war es, der unter anderem die Gründung der „Alpinen Montangesellschaft“ — also die Fusionierung des größten Teiles der steirischen Eisenindustrie — energisch betrieb. Ebenso ist er der Initiator der Gründung einer „Grazer Tramway-Gesellschaft“ gewesen, auf der heute die „Grazer Verkehrsbetriebe“ basieren. Schon in der ersten Zeit seiner Tätigkeit im öffentlichen Leben, die sich damals noch vorzüglich auf die Grüne Mark beschränkte, hatte Derschatta wesentlichen Anteil an dem Ausbau des Eisenbahnnetzes. Er war Präsident der steirischen Eisenbahnlinien Gleisdorf-Weiz, Fehring-Fürstenfeld und Fürstenfeld-Hartberg¹⁰.

In der nationalen Arbeit der Südslawen ging man außerordentlich konse-

⁷ „Tagespost“, Graz, vom 7. 2. 1924. — 100 Jahre Deutsche Burschenschaft in Österreich. Graz 1959, S. 158.

⁸ Wer ist's? Unsere Zeitgenossen. Hrsg. von A. L. Degener. 8. Ausg. Leipzig 1922, S. 270. — Preradovich, Nikolaus von: Der Eisenbahnminister Julius v. Derschatta. Vortrag, Sender Graz I vom 15. 9. 1961.

⁹ Österreichisches Biographisches Lexikon. Bd. 1. Wien 1957, S. 179. (zitiert OBL)

¹⁰ „Tagespost“, Graz, vom 7. 2. 1924.

quent vor. In Laibach, der Hauptstadt des Herzogtums Krain, wurde der „Cyrill und Method-Verein“ gegründet, der zielstrebige Slowenisierungspolitik betrieb. Der slowenische Bund kaufte zum Beispiel systematisch deutschen Grundbesitz auf, um so die Volkstumsgrenzen zu seinen Gunsten zu verschieben. Dr. v. Derschatta hatte die Gefahr erkannt. Er ging nun daran, Schutzmaßnahmen zu ergreifen. Am 24. November 1889 trat in Graz die Gründungsversammlung des — nach dem „Deutschen Schulverein“ — wichtigsten Schutzverbandes der „Südmark“ zusammen. Zum ersten Obmann wurde der unbestrittene Führer des Deutschtums in der Steiermark, Julius Derschatta v. Standhalt, gewählt. Der erste Aufruf des Schutzverbandes lautete: „Deutsche Stammesgenossen! Seit zehn Jahren kämpfen wir Deutschen den uns aufgedrungenen Kampf um unseren Boden und um unser Volkstum. Wir haben ihn bisher ohne die nötige Kraft und Entschiedenheit geführt. Darum haben wir auch keinen Erfolg erzielt. Darum ist auch der Übermut unserer Gegner im Süden wie im Norden ins Unermeßliche gestiegen. Wer weiß nicht, daß die deutschen Städte Marburg und Cilli und der Markt Gonobitz gezwungen waren, um die Ausscheidung aus dem wendisch gewordenen Bezirk anzusehen, um nicht mit ihrem Steuergulden die deutscheindliche Wühlarbeit der Wenden bezahlen zu müssen? Wem ist es nicht bekannt, daß in Kärnten einige Hetzer sich abmühen auch in dieses bisher von nationalen Reibereien verschonte Land den Unfrieden zu tragen? National fühlende Männer zu Graz haben den Anstoß gegeben, daß sie den Verein ‚Südmark‘ ins Leben riefen. Dieser nicht politische Verein setzt sich nach den Satzungen die Aufgabe, die deutschen Stammesgenossen wirtschaftlich zu unterstützen, die in den gemischt-sprachigen Bezirken Steiermarks, Kärntens, Krains und des Küstenlandes bereits wohnen oder sich dort niederlassen. Darum rufen wir alle Deutschen, zunächst und am lautesten die der Südmark selbst, aber nicht diese allein, sondern alle in allen deutschen Gauen Österreichs und des Bruderreiches zur Mitgliedschaft und zur Mitarbeit auf. Da der Verein von Deutschen zur Unterstützung ihrer Stammesgenossen gegründet ist, können auch nur deutsche Stammesgenossen als Mitglieder aufgenommen werden.“ Ein Jahr nach der Gründung zählte die Gemeinschaft bereits 20 000 Mitglieder. Ihre Einnahmen beliefen sich auf 100 000 Gulden¹¹.

In der Ära des Ministerpräsidenten Eduard Graf Taaffe, dem es trotz seiner „Versöhnungspolitik“ nicht gelang, die verschiedenen, vor allem slawischen Nationen zu einer fruchtbaren Mitarbeit zu gewinnen, der mit seiner Politik aber die Deutschen in Zisleithanien, die Führung im Reiche der Stephanskronen und die Wilhelmsstraße in Berlin gründlich vor den Kopf stieß, erreichte der Einfluß Dr. v. Derschattas als Führer der Deutschen in der Steiermark ihren Höhepunkt. Seit dem Jahre 1901 saß der rührige Politiker wieder im Abgeordnetenhaus des Österreichischen Reichsrats. Er wurde zum Obmann der „Deutschen Volkspartei“ gewählt. Diese versuchte, zusammen mit

¹¹ Preradovich, Nikolaus von: Der nationale Gedanke in Österreich. Göttingen 1962, S. 5f.

den Deutsch-Klerikalen und der Christlichsozialen Partei, dem Ministerpräsidenten Ernest v. Koerber in der slowenischen Frage scharf zu opponieren. Derschatta, dessen erste Rede im Steiermärkischen Landtag dem heiklen Thema des slowenischen Gymnasiums in Cilli an der San gewidmet gewesen war, gelang es als Obmann der „Deutschen Volkspartei“, diese Gruppe nicht allein zur Opposition, sondern zur Obstruktion zu bewegen. Hierüber ging allerdings die gemeinsame Obmänner-Konferenz aller Deutschen Parteien auseinander: ein Ergebnis, welches gewiß nicht im Sinne des Gesamtdeutschums der Doppelmonarchie war. Immerhin gelang es Derschatta, den Ministerpräsidenten zu der Versicherung zu bewegen, daß er mit seinem Kabinett in Zukunft keinerlei einseitige Maßnahmen in der nationalen Frage treffen werde. Daraufhin bemüht sich der Abgeordnete und Parteiführer Julius Derschatta v. Standhalt, aus eigener Initiative die Führer der verschiedenen deutschen Parteien im Reichsrat Zisleithaniens zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenzufassen. Es gelang ihm, nach nicht geringen Anstrengungen mit den Politikern Dr. Josef Maria Baernreither, Dr. Groß und dem unbestrittenen Führer der damals noch jungen und revolutionären Christlichsozialen Partei, Dr. Karl Lueger, ein Viermännerkollegium zu bilden, das nach seinem eigenen Ausspruch „recht und schlecht eine einheitliche deutsche Politik zu führen bestrebt war“¹².

Zwei Jahre danach — 1903 — trat der Politiker für ein enges Zusammengehen mit den Christlichsozialen gegen die jungtschechische Obstruktion im Reichsrat ein. Schließlich kam der unentwegte Kämpfer Julius v. Derschatta jedoch mit seinen eigenen Parteifreunden in Konflikt. Im Zusammenhang mit der Armeekrise in Ungarn hatte er nämlich erklärt, die Leitung und Organisation des Heeres stehe allein dem Monarchen zu. Im Jahre 1905, nach dem Sturze des ungarischen Ministerpräsidenten Stephan Graf Tisza v. Borosjenö, wurde Derschatta Obmann des parlamentarischen Ausschusses, der zur Prüfung des zukünftigen Verhältnisses zwischen den beiden Reichshälften — des sogenannten „Derschatta-Ausschusses“ — eingesetzt worden war, wegen eines Konfliktes mit dem Ministerpräsidenten, dem Freiherrn Paul Gautsch v. Frankenthurn — dessen Familie aus Markersdorf in Böhmen stammte —, trat er jedoch von diesem Posten zurück¹³.

Ein Jahr danach — im Juni 1906 — wurde Max Vladimir Freiherr v. Beck mit der Bildung eines neuen Kabinetts betraut. Er war ebenso wie Derschatta der Enkel eines sudetendeutschen Häuslers — und zwar aus Butsch in Mähren¹⁴. Neben dem Deutschliberalen Gustav Marchet und dem Deutschnation-

¹² Sutter, Berthold: Die Badenischen Sprachenverordnungen von 1897, ihre Genesis und Auswirkungen vornehmlich auf die innerösterreichischen Alpenländer. Bd. 1. Graz-Köln 1960. „Der Fall Cilli“, S. 107—128. (Veröffentlichungen der Kommission für neuere Geschichte Österreichs 46.)

¹³ Wer ist's 270. — ÖBL 170. — Zur Herkunft Gautschs vgl. Gen. Handbuch des Adels. Frhrl. Häuser B. Bd. 3. 1963.

¹⁴ Preradovich, Nikolaus von: Die Führungsschichten in Österreich und Preußen (1804—1918). Mit einem Ausblick bis zum Jahre 1945. Wiesbaden 1955, S. 61.

nenen Heinrich Prade wurde auch der Deutsche Volksparteiler Dr. Julius v. Derschatta als Minister in die neue Regierung berufen. Seiner Tätigkeit in der Steiermark eingedenk, betraute man ihn mit dem Portefeuille für das Eisenbahnwesen¹⁵. Der steirische Politiker sudetendeutschen Stammes war unter allen Umständen dafür, die wichtigsten Eisenbahnlinien zu verstaatlichen und die gesamte Organisation auf eine neue und bessere Grundlage zu stellen. Minister v. Derschatta erklärte im Reichsrat: „Ich stehe nicht an zu erklären, daß nicht bloß ich, sondern auch meine Amtsvorgänger und jene sachverständigen Beiräte, die ich im Ministerium besitze, sich in der Meinung vereinen, daß die gegenwärtige Organisation der Staatsbahnen nicht aufrecht zu erhalten ist, daß es eine dringende Notwendigkeit ist, die gegenwärtige Organisation . . . zu verbessern. Ich sehe ganz davon ab, und da spricht vielleicht nicht so sehr der gegenwärtige Chef des Ressorts, sondern derjenige, der früher mit dem Eisenbahnministerium wiederholt zu tun hatte, daß gerade das unvermeidliche Zusammenleben einerseits der Staatshoheit und andererseits der Führung eines geschäftlichen Unternehmens als solchem vielfache nachteilige Konsequenzen mit sich bringt, die von größeren Gesichtspunkten aus nicht ganz zu billigen sind. Ich verkenne auch nicht, daß es notwendig sein wird, gerade in dem Kreise der Agenden und ihrer Führung, der Generalinspektion eine Besserung, eine Änderung eintreten zu lassen, und ich bin gewiß der letzte, der nicht anerkennen würde, daß gerade das große geschäftliche Unternehmen, das größte, welches der Staat besitzt und welches überhaupt in Österreich existiert, von gewissen bürokratischen Schlacken . . . gereinigt und in eine kaufmännische Führung hinüber geleitet werden muß¹⁶. Im Oktober 1906 ging die sogenannte „Kaiser-Ferdinand-Nordbahn“ in den Besitz des Staates über. Sie verfügte über ein Schienennetz von 1312 Kilometern. Als nächste der großen Privatbahnen folgte die „Böhmische Nordbahn“ mit 348 Kilometern.

Dem Minister gelang es auch, bei den Ausgleichsverhandlungen mit Ungarn Vorteile für Österreich — wie die „Im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder“ im Sprachgebrauch genannt wurden — zu erringen. Er erreichte die Aufhebung der im Jahre 1903 vereinbarten gegenseitigen Bindung der Tarife im Übergangsverkehr mit dem Ausland. Die Bediensteten der Staatsbahnen endlich verdanken ihm wesentliche Verbesserungen ihrer wirtschaftlichen Lage¹⁷.

Wegen der nationalen Konflikte in Nordböhmen trat Eisenbahnminister Dr. Julius v. Derschatta am 15. Januar 1908 von seinem Posten zurück. Noch in demselben Jahre wurde er Präsident der Graz-Köflacher Bergbau- und Eisenbahngesellschaft. Im darauffolgenden Jahr erreichte ihn die Ernennung

¹⁵ Spuler, Bertold: Regenten und Regierungen der Welt. Teil 2. Bielefeld 1953, S. 375. — Knauer, Oswald: Österreichs Männer des öffentlichen Lebens von 1848 bis heute. Wien 1960, S. 26.

¹⁶ Czédik, Alojs Freiherr von: Der Weg von und zu den österr. Staatsbahnen. Bd. 1. Teschen-Wien-Leipzig 1913, S. 452 f.

¹⁷ 100 Jahre Deutsche Burschenschaft 158.

zum Präsidenten des Österreichischen Lloyd, eine Position, die er bis zum Jahre 1918 inne hatte¹⁸.

Im Alter von 54 Jahren hatte sich der Politiker mit der Witwe Flora Steinbrecher geb. Dobrawa aus Mährisch-Trübau verbunden. Die Ehe blieb kinderlos. Julius Derschatta von Standhalt war mit der Würde eines Wirklichen Geheimen Rates ausgezeichnet und mit dem Großkreuz des Leopold-Ordens sowie mit dem Orden der Eisernen Krone I. Klasse dekoriert worden. Zahlreiche Städte der Steiermark — Hartberg, Pettau, Rohitsch-Sauerbrunn —, der Sudetenländer — Budweis, Leipnik, Tachau —, aber auch die tirolerische Landeshauptstadt haben ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannt. Auch nach seinem Rücktritt, als Präsident des Österreichischen Lloyd, war Dr. v. Derschatta in mehreren Industrieunternehmen tätig. Er verstarb in der einstigen Kaiserstadt am 3. Feber 1924. Der Minister war ein Mann, der in der Volkstumsarbeit, in der steiermärkischen Landes- und in der zisleithanischen Reichspolitik des Kaiserstaates eine bedeutende und — an den Umständen gemessen — fruchtbare Rolle gespielt hat¹⁹.

Die Familie Gürtler hatte im vergangenen Jahrhundert industrielle Erzeugungsstätten zu Deutsch-Gabel in Böhmen aufgebaut. Kurz nach der Gründung des Zweiten Deutschen Reiches vermählte sich der damalige Chef der Betriebe, Wilhelm Gürtler, mit Maria Schwab. Ein Oheim der Braut war der bekannte Kirchenrechtler an der Universität Budapest, Prof. Dr. Eduard Schwab. Am 30. Oktober 1875 wurde das Paar durch die Geburt eines Sohnes erfreut, der in der Taufe den Namen Alfred erhielt. Herangewachsen, besuchte der junge Gürtler das Gymnasium zu Prag. Sodann begann er das Studium der Rechtswissenschaft an der Prager Deutschen Universität²⁰. Seiner deutsch-nationalen Einstellung entsprechend wurde er bei der akademischen Burschenschaft „Carola“ aktiv²¹. Später studierte Alfred Gürtler auch an der Karl-Franzens-Universität der steirischen Landeshauptstadt und an der kurz vorher eröffneten Franz-Josefs-Universität in der Metropole des Buchenlandes. Von 1903 bis 1909 war der junge, 1902 promovierte Doktor beider Rechte Assistent und Schüler von Prof. Ernst Mischler. 1907 habilitierte er sich an der Grazer Hohen Schule zum Privatdozenten für das Fach Statistik, Nationalökonomie und österreichisches Finanzrecht. Mit 36 Jahren wurde Privatdozent Dr. Alfred Gürtler als a. o. Professor seines Faches an die Alma Mater Carola-Franziska berufen²².

Ein Jahr nach seiner Ernennung vermählte sich Professor Gürtler mit Irene, einer Tochter des Sanitätsrates Dr. Eduard Miglitz, des Besitzers eines Sanatoriums in Laßnitzhöhe bei Graz. Der Verbindung entsprossen drei Töchter: Liselotte, Annemarie und Magdalene²³. In seiner ersten Grazer Zeit konnte

¹⁸ Wer ist's 270. — ÖBL 170.

¹⁹ Gen. Tschb. der adel. Häuser 101.

²⁰ Wer ist's 540.

²¹ 100 Jahre Deutsche Burschenschaft 114.

²² Kürschners Deutscher Gelehrtenkalender. 4. Ausg. Berlin-Leipzig 1931, Spalte 965.

²³ Wer ist's 540.

er sich ganz der Wissenschaft widmen. In rascher Folge erschienen die Bücher: „Österreich-Ungarns und des Deutschen Reiches Anteil am Welthandel“, „Zollgemeinschaft und Pragmatische Sanktion“ und zuletzt, immer noch während des Ersten Weltkrieges „Verlorenes Bauernland“²⁴. Wie schon erwähnt, war der Gelehrte deutsch-national eingestellt; seiner Konfession nach war er evangelisch. Als der langerwartete Auseinanderbruch der Doppelmonarchie Tatsache geworden war, versuchten verantwortungsbewußte Männer aus den vorhandenen Restbeständen das bestmögliche zu machen. Alfred Gürtlers Kandidatur zur Konstituierenden Nationalversammlung im Winter 1918/19 war von den Deutsch-Freiheitlichen in Frage gestellt worden. Deshalb wandte sich Professor Alfred Gürtler der „Christlichsozialen Vereinigung“ zu. Er begründete diese Schwenkung mit dem Wunsche, eine möglichst sachliche Wirtschaftspolitik treiben zu wollen. Darüberhinaus hatte er sich ausdrücklich Handlungsfreiheit in allen kulturellen Dingen ausbedungen²⁵. National im Sinne eines Zusammenschlusses aller Deutschen in einem Staat sind zu der damaligen Zeit mit Ausnahme der Kommunisten alle Parteien gewesen. Der Gelehrte wurde also als Kandidat der Christlichsozialen aufgestellt. Er zog im März des Jahres 1919 als Abgeordneter des Wahlkreises Graz-Umgebung in die Konstituierende Nationalversammlung ein. Es gelang dem Volkswirtschaftler sehr bald, sich eine angesehene Stellung im parlamentarischen Leben zu verschaffen. Die Grazer „Tagespost“ schreibt in ihrem Nachruf auf Alfred Gürtler: „Selbst eine Kampfnatur, gehörte er während seiner ganzen politischen Laufbahn zu den umstrittensten Männern in der österreichischen Politik. Seit seinem Eintritt einer der hervorragendsten Vertreter der damaligen ‚Christlichsozialen Vereinigung‘ und späteren ‚Christlichsozialen Partei‘, war er ein ebenso mitreißender Redner, wie kenntnisreicher Fachmann. Sein Scharfblick, sein sicheres Urteil und seine sachliche, klare Darstellung der Probleme, sowie seine ungewöhnliche Gewandtheit in der parlamentarischen Technik sicherten ihm stets einen Platz am oberen Ende der Tafel.“ Seinem akademischen Fachgebiet entsprechend, war er Mitglied des Finanz- und des Budgetausschusses. Als Hauptreferent für den Voranschlag und Referent zahlreicher Finanzvorlagen, darunter des Gesetzes, das die einmalige große Vermögensabgabe betraf, hat der Professor eine umfassende politische Tätigkeit entwickelt²⁶.

Vom Mai bis zum September 1919 begleitete der Sudetendeutsche Alfred Gürtler als Vertreter seiner Partei und als politischer Beirat den damaligen österreichischen Staatskanzler, den Sudetendeutschen Karl Renner, zur Entgegennahme des Diktates von St. Germain nach Paris²⁷. Es war seinem politischen Fingerspitzengefühl stets gelungen, mit der „Sozialdemokratischen Partei“ auf einem leidlich guten Fuß zu bleiben. Als er bei der Rekonstruktion des Kabinetts Schober im Oktober 1921 den Posten des Finanzministers übernahm, „erfreute sich seine Finanzpolitik einer gewissen günstigen Beur-

²⁴ ÖBL 103.

²⁵ „Tagespost“, Graz, vom 16. 3. 1933. — 100 Jahre Deutsche Burschenschaft 29.

²⁶ „Tagespost“, Graz, vom 16. 3. 1933.

²⁷ Mikoletzky, Hanns Leo: Österreichische Zeitgeschichte. Wien 1962, S. 67.

teilung durch die Sozialdemokratische Partei“²⁸. Dennoch sollte er über diese stürzen. Er versuchte die Erste österreichische Republik durch Auslandskredite über Wasser zu halten. Solche wurden ihm tatsächlich von Frankreich, England und Italien, zuletzt sogar von der Tschechoslowakischen Republik — auf Grund des Vertrages von Lana — gewährt. Trotz allem aber gelang es nicht, die Staatsfinanzen ins Gleichgewicht zu bringen. Nach einer ministeriellen Tätigkeit, die nur wenige Monate gedauert hatte — 7. Oktober 1921 bis 10. Mai 1922 — stürzte er, drei Wochen vor dem Rücktritt des Gesamtministeriums. Die „Sozialdemokratische Partei“ hatte Minister Alfred Gürtler wegen der Erhöhung des Goldzollaufschlages ihre Mißbilligung ausgesprochen²⁹. Es war Gürtler zwar gelungen, den Abbau der Lebensmittelzuschüsse durchzusetzen und durch die Erhöhung aller Tarife, Gebühren und Steuern mehr Geld in die Staatskassen zu pumpen. Es war ihm jedoch dennoch nicht beschieden gewesen, den weiteren Sturz der Krone aufzuhalten. Als der Grazer Gelehrte Minister wurde, stand die Krone in Zürich auf 0,2 Schweizer Franken. Bei seinem Rücktritt, nur sieben Monate danach, notierte die österreichische Währung mit 0.06 in der Schweiz³⁰.

Minister a. D., Prof. Dr. Alfred Gürtler, kehrte nun nach der Metropole der Grünen Mark zurück. Von diesem Zeitpunkt an befaßte er sich vorzüglich mit der heimatlichen Landespolitik. Am 4. April 1926 veröffentlichte der Gelehrte einen Artikel im christlichsozialen „Grazer Volksblatt“ unter dem Titel Anschlußgedanken: „Es muß erlaubt sein“ — so schrieb er — „über Anschlußprobleme nachzudenken. Und eines dieser Probleme entsteht daraus, daß sowohl das Deutsche Reich als auch die Republik Österreich Bundesstaaten sind, deren Verfassungen große Übereinstimmungen aufweisen. In beiden Staaten ist die Verwaltung grundsätzlich Sache der Länder, beide haben ein aus unmittelbaren Wahlen hervorgehendes Zentralparlament (Reichstag, Nationalrat), gegen dessen Beschlüsse eine aus Organen der Länder bestehende 1. Kammer (Reichsrat, Bundesrat) ein gewisses Einspruchsrecht hat. Nun stellen sich wohl die meisten Anschlußfreunde einen Anschluß so vor, daß Österreich einfach ein deutsches Bundesland wird. Das würde in Österreich eine vollständige Umwälzung der bestehenden Verhältnisse auf allen Gebieten der Verwaltung bedeuten, schüfe ein neues Bundesland, größer als Bayern, dessen Hauptstadt sich stets als Konkurrentin der Reichshauptstadt fühlen würde. Außerdem sind die großen Länder immer stärkere Partikularisten, als die kleinen. Es würde also ein Eintritt Österreichs in das Deutsche Reich als ein Land einen neuen Hort partikularistischer Bestrebungen schaffen und ein staatliches Aufgehen im Reiche verhindern. Vor allem aber würde er in Wien einen Zentralapparat entstehen lassen, den man jetzt mühsam abbaut. Dabei wären auch ungeheure politische Widerstände zu überwinden, denn die österreichischen Länder würden ihre Selbstverwaltung nur sehr ungern an eine Wiener Zentrallandesregierung abtreten. An eine Drei-

²⁸ Spuler 383. — „Tagespost“, Graz, vom 16. 3. 1933.

²⁹ Geschichte der Republik Österreich. Hrsg. von Heinrich Benedikt. Wien 1954, S. 122.

³⁰ „Tagespost“, Graz, vom 16. 3. 1933.

teilung Reich, Land Österreich, österreichische Unterländer ist natürlich nicht zu denken. Allen diesen Schwierigkeiten ginge man aus dem Wege, wenn die einzelnen österreichischen Bundesländer als selbständige Länder in das Deutsche Reich eintreten würden. Es entfielen dann, als gänzlich überflüssig der Nationalrat, der Bundesrat, die Bundesregierung und alle sonstigen Zentralstellen in Wien. Wien selbst wäre nicht die Hauptstadt eines deutschen Landes, wenn auch des zweitgrößten, sondern ein selbständiges Land, also in vielen Belangen unabhängiger als Berlin, und wir würden als Steirer, Kärntner, Wiener usw. viel inniger an das deutsche Volk angeschlossen sein, als durch die österreichische Zwischenstufe. Also, wenn schon, denn schon³¹! Dazu ist zu bemerken, daß die „Sozialdemokratische Partei“ in genauem Gegensatz dazu stets eifrig für den Anschluß Gesamtösterreichs an das Deutsche Reich eintrat. Wenige Monate nach diesen Grundsatzserklärungen — am 22. Oktober 1926 — wurde Alfred Gürtler als Nachfolger des aus Westfalen stammenden Univ. Prof. Dr. Anton Rintelen mit den Stimmen seiner eigenen und jenen der Großdeutschen Partei zum Landeshauptmann der Steiermark gewählt. Der Sudetendeutsche bekleidete dieses verantwortungsvolle Amt nur wenige Monate, bis zum 21. Mai des folgenden Jahres. Seine kämpferische Art und vor allem seine Herkunft aus deutschnational-evangelischem Milieu haben ihn seinen neuen Parteigenossen nicht in jeder Hinsicht empfehlenswert gemacht. Im April 1927 wurde Prof. Gürtler von seiner eigenen Partei nicht mehr als Kandidat aufgestellt. An seine Stelle trat der Landtagsabgeordnete Prof. Hans Paul. Als letztes öffentliches Amt bekleidete der Minister a. D. den Posten eines Ersten Nationalratspräsidenten, nachdem der bisherige Vorsitzende des Parlamentes, Wilhelm Miklas, zum Präsidenten der Bundesrepublik Österreich gewählt worden war. Am 13. Dezember 1928 wurde Gürtler mit den Stimmen aller Parteien für sein letztes Amt gewählt. Er verblieb in diesem bis zum Herbst des Jahres 1930³². Danach zog er sich von der Tagespolitik völlig zurück und widmete sich ausschließlich seiner Lehrtätigkeit. Als erste Frucht dieser relativen Mußezeit erschien bereits im Jahre 1931 die gehaltvolle Schrift: „Jesus Christus oder Karl Marx?“ Alfred Gürtler war nicht allein ein hervorragender Theoretiker auf dem Gebiet der Nationalökonomie, er betätigte sich auch sehr nachdrücklich in der Praxis der Wirtschaft. Der Politiker war unter anderem Vizepräsident der Burgenländischen Versicherungsanstalt, Präsident des Aufsichtsrates der Alpenländischen Bausparkasse und Präsident des Verwaltungsrates der Steirer Versicherung. Im Studienjahr 1932/33 bekleidete er das hohe Amt des Dekans der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät. Erst am Ausgang des sechsten Lebensjahrzehnts stehend, erlag der Gelehrte und Politiker, dem seine Wahlheimat Steiermark so viel zu danken hat, am 16. März 1933 in Graz einem Gehirnschlag³³.

³¹ „Grazer Volksblatt“ vom 4. 4. 1926.

³² Knauer 39, 68. — „Tagespost“, Graz, vom 16. 3. 1933.

³³ Preradovich, Nikolaus von: Landeshauptmann Univ. Prof. Dr. Alfred Gürtler. Vortrag, Sender Graz I vom 19. 7. 1963. — „Tagespost“, Graz, vom 16. 3. 1933.

Reinhard Machold — Jahrzehnte hindurch der führende Politiker der „Sozialdemokraten“, seit 1945 der „Sozialistischen Partei“ in der Steiermark — wurde am 11. November 1879 zu Bielitz in Österreichisch-Schlesien geboren. Sein Vater, Franz Machold, war Musiklehrer und Kapellmeister. Seine Mutter Theresia war eine geb. Kandler³⁴. Als Reinhard eben sechs Jahre alt geworden war, übersiedelte Franz Machold mit seiner großen Familie von Bielitz nach Teschen. Hier besuchte der spätere Politiker die Volks- und Bürgerschule. Daneben nahm er Musikunterricht. Für den Knaben war es nämlich eine ausgemachte Sache, den Beruf des Vaters zu ergreifen. Sein stets einsatz- und hilfsbereiter Charakter zeigte sich bereits in der Jugend. Reinhard Machold rettete unter eigener Lebensgefahr zwei Schulkameraden aus den Fluten der Olsa³⁵. Die ungünstige finanzielle Lage der Familie zwang Reinhard schließlich, sein angestrebtes Berufsziel aufzugeben. Einer seiner älteren Brüder wirkte als Konzertmeister zu Kronstadt in Siebenbürgen. Reinhard hatte ihn begleitet, um sich dort weiter auszubilden. Nach einem Jahr jedoch mußte der Versuch als gescheitert betrachtet werden. Der junge Machold war gezwungen, sich raschestens auf eigene Beine zu stellen. So ließ er sich als Setzer ausbilden³⁶. Im Jahre 1894 trat er bei der k. k. Hofdruckerei Karl Prohaska in Teschen als Lehrling ein. Seine musikalischen Vorkenntnisse ermöglichten es ihm, sich auch in der sehr gesuchten Sparte der Notensetzerei unterweisen zu lassen.

Schon damals — also in ungewöhnlich jungen Jahren — begann sich Reinhard Machold für die Politik zu interessieren. Er organisierte eine gewerkschaftliche Protestaktion gegen die Verwendung von Frauen an gesundheits-schädlichen Stellen des Druckereigewerbes. Diese erste politische Tätigkeit erregte das Mißfallen seines Arbeitgebers. Machold verließ deshalb die Firma Prohaska und begab sich auf die Wanderschaft. Seit 1898 durchquerte er Mähren, Nieder- und Oberösterreich sowie Salzburg. Dann führte ihn sein Weg nach Bayern, Sachsen und Preußisch-Schlesien. Zuletzt begab sich der Wandergeselle wieder nach der Markgrafschaft Mähren und zwar nach Mährisch-Ostrau. Der kaum mehr als zwanzigjährige Setzer hatte erkannt, daß Einzelaktionen zu nichts führten. Also versuchte er seine Kollegen zu überzeugen, daß nur ein enger Zusammenschluß erfolgversprechend sei. Als erstes Gemeinschaftsunternehmen wurde die Teilnahme an der „1. Mai-Feier“ 1901 organisiert. Die darauffolgende polizeiliche Untersuchung bezeichnete Reinhard Machold als den Rädelführer. Im Gegensatz zu späteren Zeiten wurde Machold jedoch weder verhaftet noch eingekerkert. Immerhin hielt er es jedoch für besser, einen Ortswechsel vorzunehmen³⁷.

³⁴ Who's Who in Austria. 4th Edition. 1959/60, S. 333.

³⁵ Dr. Hans Sprinzl, Schriftleiter der Grazer Tageszeitung „Neue Zeit“, hat mir seine Aufzeichnung: „Reinhard Machold“ freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Ihm und dem Herrn Hauptschriftleiter Dr. Heinz von Paller sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

³⁶ Who's Who 333.

³⁷ Sprinzl 1.

So kam der musikalische Setzergehilfe im Jahre 1901 nach der Metropole des damaligen Herzogtums Steiermark³⁸. Diese Stadt hatte unter den Buchdruckern einen sehr guten Namen. Die Firma Leykam nämlich — damals in Privatbesitz, von 1938 bis 1945 Gauverlag und ab jenem Zeitpunkt in den Händen der „Sozialistischen Partei Österreichs“ — gab das Wiener Adreßbuch heraus. Hierzu wurden sehr viele gutausgebildete Setzer benötigt. Zuerst arbeitete Machold bei Leykam, bald jedoch in der Druckerei der Zeitung „Der Arbeiterwille“. Später war er bei der Universitätsdruckerei Styria als Korrektor und Notensetzer beschäftigt. Neben seinem Beruf widmete er sich mit ganzer Kraft der Gewerkschaftsbewegung. Rasch wurde der Schlesier zum Obmann des Gehilfenausschusses des Gremiums der Buchdrucker, sodann zum Gewerkschaftsobmann dieses Berufszweiges in der Steiermark und zuletzt zum Mitglied des Tarifamtes für das Buchdruckereigewerbe in Wien gewählt. Offensichtlich hatte es Machold verstanden, bereits in seinen jungen Jahren das Vertrauen seiner Arbeitskollegen zu gewinnen³⁹. Auch die „Sozialdemokratische Partei“ hatte die Qualitäten des jungen Setzers erkannt. Sie berief Machold 1907 in die Parteivertretung der Steiermark und wählte ihn bald danach zum Obmann der Parteikontrolle. Nicht allein auf politischem, sondern eben so sehr auf beruflichem Gebiet konnte der junge Schlesier rasche Fortschritte erzielen, wenngleich es unverkennbar ist, daß diese beiden Sparten in vorliegendem Fall eng gekoppelt waren. 1910 wurde er, wenig mehr als dreißig Jahre alt, zum Direktorstellvertreter der sozialdemokratischen Parteiunternehmungen, insbesondere der Druckerei des „Arbeiterwillen“ bestellt. Diesen Posten bekleidete Reinhard Machold bis zum Jahre 1916. Mittlerweile war er bereits 1911 in den Grazer Gemeinderat eingezogen. Schon zwei Jahre später gehörte er der städtischen Regierung als Stadtrat an. Im August 1916 — es machten sich bereits kriegsbedingte Versorgungsschwierigkeiten bemerkbar — ist Reinhard Machold mit der Leitung der Steirischen Konsumgenossenschaft betraut worden. Er war es, der sogleich den „Kriegsverband der steirischen Konsumvereine und Konsumanstalten“ ins Leben rief, um so die Versorgung der Bevölkerung — zumindest jenes Bevölkerungsanteiles, der in den damals noch nicht sehr zahlreichen Konsumgeschäften einkaufte — besser regeln zu können⁴⁰.

Nach dem Auseinanderbruch der Doppelmonarchie stand Machold, der sich als Teilorganisator der Lebensmittelversorgung offensichtlich gut bewährt hatte, an der Spitze jenes zwölfgliedrigen Exekutivausschusses, dem nunmehr die Versorgung der gesamten Bevölkerung oblag. Es waren stürmische Wochen. Der Politiker entging einmal nur mit knapper Not einem „Grazer Fenstersturz“. Er hatte sich sehr entschieden gegen verschiedene Aspirationen der Kommunisten gestellt. Diese waren durchaus geneigt, sich des lästigen Gegners durch die oben angedeutete Methode zu entledigen. In der 1919 ge-

³⁸ Lexikon der Persönlichkeiten und Unternehmungen in Steiermark. Graz 1955, S. 179.

³⁹ Sprinzi 2.

⁴⁰ „Südost-Tagespost“, Graz, vom 7. 2. 1961.

bildeten steirischen Regierung des Landeshauptmannes Univ.-Prof. Dr. Anton Rintelen bekleidete Machold den Rang eines Landesrates — Landesministers, wie man in der Bundesrepublik Deutschland sagen würde. Er übernahm das Sanitätsreferat. Dieses Ressort behielt er bis zum Jahre 1934. Zu diesem Zeitpunkt wurde er durch die Regierung Dollfuß seines Postens enthoben. Nach dem Mai 1945 bis zu seinem Ausscheiden aus der Steiermärkischen Landesregierung hatte der Schlesier erneut sein altes Referat inne. Wegen seiner beträchtlichen Verdienste, die er sich auf dem Gebiet des Sanitätswesens in jahrzehntelanger Arbeit erworben hatte, wurde der ehemalige Setzerlehrling aus Teschen als einziger Nichtakademiker im Jahre 1949 mit dem Ehrendoktorat der Medizinischen Fakultät der Universität Graz ausgezeichnet⁴¹.

Bereits 1925 hatte ihn die „Sozialdemokratische Partei“ zu ihrem Vorsitzenden gewählt. Reinhard Machold blieb Landesparteiobmann der SPÖ — mit Ausnahme der Verbotsjahre in der Zeit von 1934 bis 1945 — bis zum Jahre 1960. 1928 übernahm der erfolgreiche Politiker das Direktorat der Kreiskrankenkasse in Graz. Mit seiner ganzen Kraft widmete sich Reinhard Machold seiner neuen Aufgabe. Er reorganisierte und verbesserte das Landeskrankenkassenwesen in der Steiermark von Grund auf. Um dieselbe Zeit vermählte er sich mit dem Fräulein Hilda Stierbauer. Der Verbindung blieb die Nachkommenschaft versagt. Im Mai 1932 war der bisherige Landwirtschaftsminister Dr. Engelbert Dollfuß an die Regierung gekommen. Er hatte das neue Kabinett aus seiner eigenen Partei, der christlich-sozialen, der nationalliberalen Bauernpartei, dem sogenannten „Landbund“, der unter der Leitung von Ing. Franz Winkler aus Böhmisches-Leipa stand, und dem „Heimatblock“, der parlamentarischen Vertretung der Heimwehren, gebildet. Im März des folgenden Jahres hatte Bundeskanzler Dollfuß das Parlament ausgeschaltet bzw. dessen Selbstausschaltung genutzt. Die „Sozialdemokratische Partei“ stand der Regierung in scharfer Opposition gegenüber. 1933 wurde wohl die NSDAP und die KPÖ nicht aber die SPÖ aufgelöst. Die Lage spitzte sich aber von Monat zu Monat immer mehr zu. Zuletzt brach in der oberösterreichischen Landeshauptstadt der sozialdemokratische „Februarputsch“ des Jahres 1934 aus. Nach schweren Kämpfen, die auf beiden Seiten 311 Tote und 802 Verwundete forderten, wurde der Aufstand niedergeworfen⁴². Landesrat a. D. Reinhard Machold wurde sogleich als „geistiger Führer“ der Revolte in der Steiermark verhaftet. Zuerst ist er in dem Konzentrationslager Waltendorf bei Graz, dann in dem Konzentrationslager Wöllersdorf bei Wien gefangengehalten worden. Er wurde seiner sämtlichen Ämter enthoben und ohne Zuerkennung einer Versorgung seiner Stellungen für verlustig erklärt. Nach seiner Freilassung verwies man ihn aus der Landeshauptstadt der Grünen Mark. An seinem neuen Wohnort mußte er sich allwöchentlich bei der Gendarmerie

⁴¹ Sprinzel 2. — Vorlesungsverzeichnis der Karl-Franzens-Universität zu Graz, Sommersemester 1960, S. 7.

⁴² Who's Who 333. — Sprinzel 2f. — Mikoletzky 282.

melden. Nach dem Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich im März des Jahres 1938 blieb der sozialdemokratische Politiker von den neuen Machthabern unbehelligt. Erst nach dem Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944, als eine ziemlich ziellose Verhaftungswelle über das Land ging, ist Machold für kurze Zeit inhaftiert worden⁴³.

Nach der Kapitulation der Deutschen Wehrmacht und kurz vor dem übrigen völlig unrechtmäßigen Einzug der Roten Armee in Graz — die ganze Steiermark war nämlich den Briten zugesprochen worden — ist Reinhard Machold, der Wahlsteirer aus Schlesien, zum provisorischen Landeshauptmann der Steiermark bestellt worden. Er bekleidete diesen Posten vom 8. Mai bis zum 28. Dezember des denkwürdigen Jahres 1945⁴⁴. Lassen wir den Politiker über diesen wichtigsten Abschnitt in seiner öffentlichen Laufbahn selbst sprechen: „In den Morgenstunden des 8. Mai 1945 war es bekannt geworden, daß der Gauleiter und Reichsstatthalter von Steiermark Dr. [Siegfried v.] Überreither Graz verlassen und seine Funktionen an [den Gauhauptmann] Prof. [Dr.-Ing. Armin] Dadiou übergeben habe. Auf diese Nachricht hin bildete sich nach internen Beratungen aus ehemaligen Mitgliedern der Sozialdemokratischen Partei und der Christlichsozialen Partei sowie aus der Widerstandsbewegung eine Gruppe, die sich gegen Mittag des 8. Mai unter meiner Führung ins Grazer Rathaus zum Oberbürgermeister Dr. [Julius] Kaspar begab, der uns in Beisein des [Stadt-] Kämmerers Dr. Pagl empfing. Wir stellten ihm die Forderung auf Übergabe der Geschäfte der Landeshauptstadt Graz. Dr. Kaspar erklärte sich hiezu und zu seinem Rücktritt bereit.

Anschließend kam auf unsere Aufforderung Prof. Dadiou von der Burg ins Grazer Rathaus, um mit uns zu verhandeln. Von ihm verlangten wir die Übergabe der Landesregierungsgeschäfte, welchem Verlangen er entsprach: gleichzeitig erklärte er seinen Rücktritt. Daraufhin wurde mit mir als Prov. Landeshauptmann und dem ehemaligen Christlichsozialen Landeshauptmann von Steiermark Prof. Dr. [Aloys] Dienstleder als Prov. Landeshauptmannstellvertreter eine Prov. Landesregierung gebildet, welche die Regierungsgeschäfte unverzüglich übernahm. Zum Polizeipräsidenten von Graz und Sicherheitsdirektor wurde Hauptmann [Alois] Rosenwirth bestellt. Mit der Führung der Gemeindegeschäfte in Graz wurde [Gymnasial-]Prof. Engelbert Rückl betraut, der bald nach dem Einzug der Russen infolge schwerer Erkrankung von [Gymnasial-]Prof. Dr. Eduard Speck abgelöst wurde.

In der Nacht vom 8. auf den 9. Mai zog die Rote Armee über die Ries in Graz ein. Die Besetzung der Hauptstadt durch die Russen kam für uns unerwartet, da wir auf Grund vertraulicher Informationen die Engländer erwartet hatten. Die britischen Truppen waren aber in und bei Triest aufgehalten worden und kamen nur bis Köflach [einer Bergbaustadt westlich von Graz], wo sich ihnen russische Panzer entgegenstellten.

Die am 8. Mai gebildete Landesregierung blieb nicht einmal 24 Stunden im

⁴³ Sprinzl 3.

⁴⁴ Knauer 60.

Amt; sie wurde von der russischen Besatzungsmacht gleich nach dem Einzug aufgelöst. Nach tage- und nächtelangen Verhandlungen mit dem russischen Kommando wurde dann eine neue Prov. Landesregierung gebildet, der ich als Prov. Landeshauptmann vorstand. Hauptmann Rosenwirth wurde als Polizeipräsident von Graz und als Sicherheitsdirektor von Steiermark bestätigt.

Mit dem Wiederaufbau der Landesverwaltung, die am 8. Mai praktisch nicht existierte, wurde der von den Nationalsozialisten außer Dienst gestellte, als äußerst versierter und gewissenhafter Verwaltungsjurist und Fachmann bekannte frühere Landesamtsdirektor, Dr. Ludwig Koban, beauftragt. Mit dem wirtschaftlichen Aufbau wurde der allseits als bedeutender Wirtschaftsfachmann anerkannte [Minister a. D.] Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Taucher betraut; gleichzeitig wurde er zum Präsidenten der Handels- und Gewerbekammer bestellt. Die Behandlung der agrarischen Angelegenheiten wurde dem anerkannten Agrarfachmann Landesalpeninspektor Ing. Schneiter übertragen. Ihm oblag besonders die damals hochwichtige Leitung der Ernährungswirtschaft und des Aufbringungsapparates.

Die von den Russen eingesetzte Prov. Landesregierung wurde nach dem Einzug britischer Truppen am 24. Juli 1945 von der Britischen Besatzungsmacht aufgelöst. Gleichzeitig wurde ich vom Chef der Britischen Militärregierung, Oberst Wilkinson, zum Prov. Landeshauptmann designiert und mit der Bildung einer neuen Prov. Landesregierung betraut. Diese wurde nach langwierigen Verhandlungen am 7. August 1945 neu gebildet und war bis zum 28. Dezember des Jahres im Amt⁴⁵.

Die ersten demokratischen Landtagswahlen, die nach mehr als einem Dutzend von Jahren am 25. November 1945 in der Steiermark abgehalten wurden, brachten der Österreichischen Volkspartei — der Nachfolgerin der ehemaligen Christlichsozialen Partei — mit mehr als 52 v. H. aller Stimmen die absolute Mehrheit. Der bisherige Prov. Landeshauptmann Reinhard Machold trat von seinem Posten zurück und übernahm jenen des Ersten Landeshauptmannstellvertreters. Im Jänner 1953 legte der bisherige Erste Landeshauptmannstellvertreter Dr. med. h. c. Reinhard Machold dieses Amt nieder⁴⁶. Sieben weitere Jahre leitete er noch die „Sozialistische Partei“ als deren Landesobmann. 1960 trat er auch von dieser Stellung, 81 Jahre alt, zurück. Bis an das Ende seines arbeits- und erfolgreichen Lebens vertrat er aber seine Wahlheimat Steiermark im Bundesrat⁴⁷.

Die Grazer „Tagespost“, das Blatt der „Österreichischen Volkspartei“, jener Machold durchaus gegnerischen Gruppe in der österreichischen Innenpolitik, schrieb in ihrem Nachruf auf den Politiker: „Die Steiermark hat in dieser profilierten Persönlichkeit einen Mann verloren, der im Geiste seiner Überzeugung das Beste für sein Land gewollt und in sachlicher Zusammenarbeit mit seinen politischen Gegnern dem Wiederaufbau der Heimat nach zwei furchtbaren Niederbrüchen mit beispielhafter Energie gedient hat.“ Der in der

⁴⁵ Steirische Bewährung, 1945—1955. Graz 1955, S. 12 f.

⁴⁶ Ebenda 33—36, 43.

⁴⁷ Steirische Persönlichkeiten 179. — Sprinzi 3.

Grünen Mark seßhaft gewordene Schlesier verstarb in der Steirischen Landeshauptstadt am 6. Februar 1961⁴⁸.

Die Zweite Österreichische Republik verfügte von 1945 bis 1965 über drei Staatsoberhäupter: Karl Renner aus Unter-Tannowitz in Mähren, Theodor Körner Edler v. Siegringen aus Kratzau in Böhmen und Adolf Schärf, der in Nikolsburg geboren wurde, dessen Familie jedoch aus Brück stammt. Im April des Jahres 1963 wurde der Bundespräsident neu gewählt. Drei Kandidaten hatten sich gestellt: Adolf Schärf, dessen Herkunft eben charakterisiert worden ist, Julius Raab, dessen Vater aus der Gegend von Freudenthal nach Niederösterreich einwanderte und der Repräsentant einer Splittergruppe, der Gendarmeriegeneral i. R. Josef Kimmel aus Meedl, Kreis Sternberg in der ehemaligen Markgrafschaft Mähren. Wir hoffen, es möge uns gelungen sein, den Beweis zu führen, daß nicht allein in Wien, sondern auch in den österreichischen Bundesländern das sudetendeutsche Element an der Führung stark beteiligt war und ist.

⁴⁸ „Südost-Tagespost“, Graz, vom 7. 2. 1961.

DEUTSCHLAND UND SEINE MITTELEUROPAPOLITIK*

Von Paul Klucke

Der heutige Vortrag dient der Durchleuchtung eines Problems, das zahlreichen europäischen Völkern in der Geschichte eines Jahrhunderts in der einen oder anderen Form begegnet ist, ihnen wiederholt viel zu schaffen gemacht hat und das vielleicht auch heute noch als eine lebendige politische Aufgabe der Gegenwart vor uns steht. Das mir aufgetragene Thema führt ganz in das Zentrum der historisch-politischen Problematik unseres Gegenstandes hinein. Denn hier geht es nicht nur um die Analyse politischer Anschauungen einzelner Staatsmänner oder Gruppen, oder um die Haltung eines einzelnen Volkes zu einer Frage lediglich seines eigenen engsten Lebensbereiches. Es werden vielmehr außer dem deutschen auch alle seine Nachbarvölker mitberührt: eine deutsche Mitteleuropapolitik bringt wesentliche Entscheidungen über das Dasein Deutschlands und seiner Nachbarn in einer bestimmten Form mit sich. Es ist einfach eine Folge des materiellen Gewichts, der zahlenmäßigen Größe des deutschen Volkes, seines Siedlungsraumes, seiner wirtschaftlichen Kraft, seiner militärischen und staatlichen Potenz, daß mit seiner Politik und seinem Schicksal auch das Schicksal seiner Nachbarvölker aufs engste verbunden ist. So ist der mir zuteil gewordene Auftrag für die heutige Tagung zwar sehr ehrenvoll, aber auch sehr dornig, ist jedenfalls als eine Aufgabe von besonderer Verantwortung empfunden worden. Unvollkommenheiten ihrer Erfüllung liegen nicht in oberflächlich-eilfertiger Erledigung, sondern im persönlichen Vermögen und vielleicht auch in der Sache.

Es ist schlechterdings unmöglich, ein Problem, das selbst in seinem deutschen Aspekt so komplex ist, in seinem ganzen Umfange und in allen Verästelungen im Rahmen eines kurzen Vortrages zu behandeln. Selbstverständlich hat es ja auch in Deutschland selbst in häufiger und intensiver Diskussion gestanden, Vorstufen vieler Art sind da, Anpassungen an spätere Gegebenheiten; Bücher und Zeitschriften haben sich vielfach mit ihnen beschäftigt. Aber, abgesehen von dem Gebot der Zeit, brauchen wir uns umso weniger mit ihnen im einzelnen auseinanderzusetzen, als diese Erörterungen in dem bekannten Buche von Henry Cord Meyer dargestellt wurden, das aus der Schule Hajo Holborns in Yale stammt und das noch die bei weitem gründlichste Darstellung unseres Gegenstandes ist, auf der wir in vielem auch hier dankbar fußend stehen. Vor allem die Formulierung des Themas gebietet, von seiner literarischen Erörterung abzusehen und meine Ausführungen auf die tatsächliche Politik abzustellen, so wie sie wurde und sich in der rauen Welt der Machtauseinandersetzungen entfaltet hat.

* Vortrag, der anlässlich einer Tagung des Collegium Carolinum in Regensburg am 22. November 1963 gehalten wurde.

Nur soviel sei mir noch gestattet zur allgemeinen Einleitung zu sagen, daß der Begriff Mitteleuropa zunächst ein geographischer, rein äußerlicher war und doch selbst hier schon längst problematisch erschien. Denn was umfaßte Mitteleuropa? Uns begegnen die Gegenüberstellungen West- und Ost-, Süd- und Nordeuropa, und wie hebt er sich davon ab, wo liegen die Abgrenzungen? Schon hierbei hat es die verschiedensten Antworten gegeben, mit Einbeziehung dieser und jener Räume aus den anderen Teilen Europas; das führte zu einem solchen Ineinander von Umschreibungen, daß die Geographen selbst sich wieder von ihren Begriffen zu distanzieren begannen, gleich, ob es der Wiener Hugo Hassinger war, der am intensivsten darum gerungen hatte und doch (1917 in einem Vortrage über das geographische Wesen Mitteleuropas) nur bekennen konnte, daß „seine Umrisse schwankend bleiben“, oder Alfred Herkner, der seine Grenzen als „unbestimmt“ erklärte. Die Ratlosigkeit wurde schließlich so groß, daß schon bald einer aus der Zunft, Ludwig Neumann, in einem Handbuch von 1909 gesagt hat, daß nur eine Möglichkeit bliebe, „zu einer unzweideutigen Feststellung des Begriffes Mitteleuropa zu gelangen, nämlich die, es politisch zu erfassen“¹.

Gerade diesem Versuch nachzugehen, es politisch zu erfassen und zu erschaffen, das soll uns beschäftigen; hier beginnt nun erst recht das Problem.

Es ist bekannt, daß in der Mitte des 19. Jahrhunderts, als alle deutschen Dinge in Fluß gerieten, auch die politische Debatte um die Idee einer um Deutschland zentrierten mitteleuropäischen Ordnung eröffnet wurde; und zwar von dem Freiherrn von Bruck, dem großen Wirtschaftsminister des sich noch einmal konsolidierenden Österreich der Schwarzenberg-Epoche, wie im Norden durch Paul Lagarde. Es ist aber auch bekannt, daß die deutsche Politik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts davon nicht im entferntesten angerührt worden ist. Wenngleich Bismarck sich in den Anfangsjahren seiner Staatsführung die Wege nach verschiedenen Richtungen offenzuhalten verstand, in eine vielleicht ganz neue Zukunft hinein auch mit den neuen Kräften von Volkstum und von Arbeitern zu gehen erkundete, so hat er sich doch sehr bald von allen jenen Tendenzen distanziert, die er nicht sicher zu beherrschen und für seine Zwecke in den Rahmen der von ihm gesetzten Politik einzuspannen vermochte. Das galt erst recht, als die große Entscheidung von 1866 schnell und siegreich durchgefochten war. Nicht nebelhaften Konzeptionen wollte er nachjagen, sondern die Politik als Kunst des Möglichen führen, mit möglichst rational durchzurechnenden Faktoren, unter weitgehender Anerkennung der bestehenden Mächte, und so führte er eine Politik aus dem Kabinett und mit den Kabinetten. Er spielte jenes Spiel mit den fünf Kugeln, den anderen europäischen Großmächten und ihren Interessen, zwischen denen im Ausgleich, in dem Zueinanderführen, aber auch in der Aufrechterhaltung und Vertiefung großmächtlicher Rivalitäten, ein in sich und seinen Grenzen ruhendes deutsches Kaiserreich sein Dasein zu behaupten

¹ Vgl. dazu Rumpf, Helmut: Mitteleuropa. Zur Geschichte und Deutung eines politischen Begriffs. HZ 165 (1942).

hatte. Es war eine Politik tief durchdachter Staatsräson, die schließlich sogar in Gefahr geraten mochte, zur Staatsmechanik zu werden. Aber es war eine außenpolitische Beweglichkeit nach dem gegebenen Mächtesystem mit seinen festen geographischen Abgrenzungen und mit den Großmächten als den fast absolut gesetzten Kategorien für außenpolitisches Denken und Handeln. Demgegenüber wurden andersartige, übergreifende Ideen gern ironisiert und leicht beiseitegeschoben. „Qui parle de l'Europe a tort“, lautet ein bekanntes Wort Bismarcks. Ebenso hat der erste Reichskanzler auch keinen Gedanken an ein Mitteleuropa verschwendet. Nicht einmal das Wort hat er gebraucht, solange er im Amte war. Es war ein Österreicher, Baron Haymerle, der zuerst von dem deutsch-österreichischen Zweibund als dem Kern eines Bündnisses in „Mitteleuropa“ sprach. Bismarck hat erst im Alter, als ihn österreichische Studenten in Friedrichsruh besuchten, ein ähnliches Wort aufgegriffen, als er zu ihnen von Zentraleuropa redete.

Bismarck aber setzte Standard und Beispiel, er bestimmte die Vorstellungswelt wie die Handwerkstechnik der Wilhelmstraße für seine Nachfolger, auch wenn längst Deutschland in seiner Wirtschaft und Gesellschaft über die Anfangsjahrzehnte des Reiches hinausgewachsen war. Auch später dachte man in seinen Kategorien, man suchte wie er zu handeln, womöglich mit seinen Rezepten, wenn schon nicht mit seinen genialen Einsichten, man rechnete immer mit den europäischen Großmächten als festen Größen. Was ist aufschlußreicher als ein Wort Holsteins, das er 1891, als der Imperialismus der europäischen Mächte in voller Entfaltung war, um für eineinhalb Jahrzehnte die Weltgeschichte mit seinen hervorstechenden Zügen zu charakterisieren, zum Botschafter Grafen Monts gesprochen hatte, um jeden Gedanken an eine grundsätzliche Umgestaltung dieses bestehenden Mächtesystems von innen heraus von sich zu weisen? Monts hatte ihn nach eingehenden Gesprächen in Wien auf die drohenden Gefahren im Donaauraum aufmerksam machen und für die zukunftssträchtigen Möglichkeiten gewinnen wollen, falls bei einem planvoll-freudigen deutschen Einsatz über die bestehenden Grenzen hinaus sich ein mitteleuropäischer Raum als Aktionsgebiet eröffnen sollte. Holstein, der damalige wahre Lenker der Politik der Wilhelmstraße, aber schob alle solche Verlockungen kühl beiseite mit dem Wort: Er verstehe zu wenig von wirtschaftlichen Dingen, um das Problem der Raumnot aufgreifen zu können².

Wilhelm II. griff zur Einleitung einer deutschen Weltpolitik in unruhigem Umhertasten nach Stützpunkten in aller Welt, die deutsche Zukunft lag für ihn und für einen großen Teil des begeistert lauschenden deutschen Volkes auf dem Wasser, Tirpitz baute die Flotte, Deutschlands Handel und Wirtschaft näherten sich in ihrem Volumen dem englischen Stand und begegneten sich mit der altenglischen Weltmacht vielfach auf der Suche nach Absatzgebieten. Aber noch immer änderte sich in Europa nichts am Stile der deutschen Diplomatie, und Reichskanzler Bülow, der als der wahre Nach-

² H. C. Meyer 49. — Monts, A. Graf: Erinnerungen und Gedanken. S. 290.

folger des alten großen Reichskanzlers posierte, bewegte sich auf die gleiche Weise zwischen Thronen und höfischer Welt und gedachte mit Außenministern und militärischen Kräften und ihren Aufmarschplänen in dem gegebenen Staatensystem des alten Erdteils die deutsche Stellung zu behaupten.

Wir haben jedenfalls das Faktum zu konstatieren, daß ganz plötzlich, erst unter dem Geschützdonner der ersten Schlachten des Weltkrieges, bei der deutschen Reichsleitung eine Mitteleuropakonzeption auftauchte, als eine bisher nicht einmal vorgedachte, nur eine „angedachte“ Idee, keinesfalls aber als ein mit all seinen Voraussetzungen und Konsequenzen durchüberlegtes Thema; gleichwohl wurde diese Idee nun zum Kernpunkt des deutschen Kriegszielprogramms gemacht. Es ist eine Konzeption, die in Überlegungen deutscher Regierungsmitglieder uns zum erstenmal greifbar wird in dem Entwurf eines Programms, das sich Reichskanzler Bethmann-Hollweg Anfang September 1914 für einen erfolgreichen Kriegsausgang skizzierte, ehe noch der deutsche Vormarsch à la Schlieffen an der Marne seinen entscheidenden Rückschlag erhalten hatte. Daraus entfaltete sich eine Konzeption, die zwar nicht in allen Einzelheiten, aber doch in gewissen Zügen, bis in das letzte Kriegsjahr die Politik von Reichskanzlei und Auswärtigem Amt mitgeformt hat. Es erübrigt sich in diesem Kreise von Sachverständigen zu sagen, daß wir im folgenden für das Faktische weithin den Forschungen und Aktendarbietungen von Fritz Fischer³ folgen; ebenso erübrigt es sich auch zu betonen, daß Fischers Interpretation der deutschen Kriegspolitik als eines von Anfang bis Ende konsequent und aggressiv durchgehaltenen Griffs nach der Weltmacht scharfen Widerspruch hervorgerufen hat, einen Widerspruch, in welchem zu Recht darauf hingewiesen wird, daß insbesondere Bethmanns Politik vielmehr als Diagonale aus der Verteidigung und aus dem Handeln unter einem übermächtigen Zwang zu verstehen sei, sehr viel mehr jedenfalls denn als eine vorbedacht planende, aktive Gestaltung der Zukunft. Wir brauchen uns mit diesen Fragen hier nicht eingehender auseinanderzusetzen, denn uns geht es nicht um die rechte Interpretation deutscher Gesamtpolitik, als vielmehr um das Verständnis der darin eingeschlossenen Mitteleuropapläne. Dafür jedenfalls stellen allein schon die Aktendarbietungen Fischers eine einzigartige Quelle dar, die auch durch eine Edition französischer Historiker⁴ aus den Akten des Auswärtigen Amtes, bisher für die erste Kriegshälfte vorliegend, nur ergänzend bestätigt wurde.

Das nationalpsychologische Faktum des Kriegsausbruches war die englische Blockade, die Abschneidung Deutschlands, das bis unmittelbar an das Niveau Englands als Industriemacht emporgeblüht war und sich nun auf einmal von den Rohstoffen wie den Absatzmärkten in Übersee getrennt sah. Und diese Abschnürung hatte geschehen können trotz der deutschen Schlachtflotte, für und mit deren Bau Tirpitz, der Meister, der erste deutsche Köhner

³ Fischer, Fritz: Griff nach der Weltmacht. Düsseldorf 1961 (Droste).

⁴ L'Allemagne et les problèmes de la paix pendant la première guerre mondiale. Publ. par André Scherer et Jacques Grunewald. Bd. 1. Paris 1962.

der Massenpropaganda, so viele überschwängliche Hoffnungen in seinen Landsleuten zu wecken verstanden hatte. Nun erwies sich auf einmal die Marine mit ihren schweren Schlachtschiffen als ein halbchimärischer Luxus, hingegen wurde überwältigend die Abhängigkeit der Industrienation von weltweiten Beziehungen, von der Sicherung eines genügend großen Wirtschaftsraumes vor Augen geführt. Daraus aber erwuchs in der aufflammenden Begeisterung des Kriegsbeginnes nicht etwa ein Gefühl der Schwäche, der hoffnungslosen Isolierung, sondern im Gegenteil der Wagemut zur trotzigen und siegesgewissen Behauptung auch gegen eine Welt von Feinden. Es erschien als der gerechte Preis des Ringens, einem solchen Behauptungswillen auch die unerschütterlichen geographischen und materiellen Grundlagen zu verschaffen. Bei führenden Männern der Wirtschaft, wie bei Arthur von Gwinner, dem Direktor der Deutschen Bank, oder bei Walter Rathenau begann das Suchen nach einem Raume, der der großen deutschen Industrie immer zur Verfügung stände. Vor allem Rathenau, von der Berliner Handelsgesellschaft und von der AEG her in weiträumigen Beziehungen denkend, jetzt Organisator der Rohstoffabteilung des Kriegsministeriums, hat Bethmann-Hollweg auf diese Notwendigkeit hingewiesen und dargelegt, daß nur ein durch „Mitteleuropa“ verstärktes Deutschland in Zukunft in der Lage sei, sich neben den beiden angelsächsischen Weltmächten und Rußland unabhängig zu behaupten. Dabei war Rathenau optimistisch genug, auch Frankreich, mit dem ein Ausgleich herbeizuführen sei, in diesen Raum einzubeziehen. Er ist damit, von Gwinner unterstützt, der auch vor blinden Annexionen warnte und stattdessen aufforderte, Deutschlands wirtschaftliche Vorherrschaft in Europa zu etablieren, zu einem der wichtigsten Anreger der Mitteleuropakonzeption der Reichsregierung geworden. Er hat Bethmann tief beeindruckt. Aber schon im Entstehen des Gedankens zeigte sich neben der ganz einseitigen wirtschaftspolitischen Ausrichtung der Außenpolitik zugleich auch die raumpolitische Problematik, indem in dieses Mitteleuropa eben auch Frankreich, die westeuropäische Macht, einbezogen werden sollte. Immerhin, Bethmann griff die Anregung auf, und in seinem September-Programm, das als allgemeines Ziel die „Sicherung des deutschen Reiches nach Ost und West auf erdenkliche Zeit“ aufstellte, erschien als der vierte Punkt (wörtlich): „Es ist zu erreichen die Gründung eines mitteleuropäischen Wirtschaftsverbandes durch gemeinsame Zollabmachungen unter Einschluß von Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark, Österreich-Ungarn, Polen und evtl. Italien, Schweden und Norwegen. Dieser Verband, wohl ohne gemeinsame konstitutionelle Spitze, unter äußerlicher Gleichberechtigung seiner Mitglieder, aber tatsächlich unter deutscher Führung, muß die wirtschaftliche Vorherrschaft Deutschlands über Mitteleuropa stabilisieren⁵.“

Hier, anscheinend am Vorabend des großen Westsieges, wurde der mitteleuropäische Raum nun noch weiter als in allen bisherigen Überlegungen ausgedehnt, er reichte vom Nordkap bis nach Sizilien, und auch Polen wurde

⁵ Fischer 112.

einbezogen. Wenn auch die wirtschaftlichen Aspekte herausgestellt wurden, so stand doch unausgesprochen dahinter die Erinnerung an den Deutschen Zollverein mit der preußischen Hegemonie und verführte vielleicht dazu, was aber auch durch die überstürzende Neuheit der Konzeption zu erklären ist, dem politischen Problem sehr wenig Beachtung zu schenken. Das beschäftigte wohl den Kanzler etwas, denn er überlegte weiter, wie Holland in ein noch „engeres Verhältnis zum deutschen Reich“ gebracht werden könne, wie man der „Eigenart der Holländer“ ein Verhältnis schaffen könne, das zwar frei von jedem Gefühl des Zwanges sei, welches aber doch, ohne eine Änderung im Gang des holländischen Lebens herbeizuführen und ohne militärische Pflichten bei einer äußeren Unabhängigkeit, die innerliche Abhängigkeit herstellen könne.

So wenig ausgearbeitet das Konzept des Reichskanzlers war, so wurde darin aber doch der verfassungspolitische, sozialstrukturelle Hintergrund leidlich deutlich: Es war das Programm für das Handeln eines Obrigkeitsstaates, der die Schwierigkeiten damit zu überwinden gedachte, daß er allein mit den ihm vertrauten Macht- und Herrschaftsmitteln auch den weiteren Raum fest in den Griff zu bekommen vermeinte. Die Fragen, die das 19. Jahrhundert schon der deutschen Geschichte gestellt hatte und die durch Bismarcks Reichsgründung und durch die Überlagerung der preußischen Regierungsformen über Deutschland zurückgestellt waren, nämlich die nach der liberalen oder gar demokratischen Strukturierung eines Raumes im Zusammenhang einer Staatsbildung, nach der Herstellung demokratischer Lebensformen bzw. auch nach den Möglichkeiten ihrer Rückgängigmachung, wo sie schon erreicht waren, wie in Holland, Skandinavien, gar in Frankreich, sind in den Bethmannschen Überlegungen der Septemberrniederschrift noch gar nicht gestellt worden. Sie wurden von der deutschen Politik erst recht gegenüber dem Osten und Südosten, den vorhandenen oder erwachenden slawischen Nationalitäten ausgeklammert.

Insofern hat die deutsche Polenpolitik schon der ersten Kriegsmonate grundsätzliche Bedeutung auch für eine Urteilsbildung über die Mitteleuropakonzeption Berlins. Hier wurde ja zunächst Graf Hutten-Czapski, der polnisch-preußische Magnat, Ritter des souveränen Malteserordens, Mitglied des preußischen Herrenhauses und Oberstleutnant im Generalstabe, mit der Insurgierung Kongreßpolens betraut, und er sollte auch das polnische und ukrainische Problem im Generalstabe bearbeiten⁶. Doch wurde ihm schon im September 1914 dieser Auftrag entzogen, weil bei ihm doch zuviel propolnische Haltung zum Ausdruck kam und weil eine nach seinen Vorstellungen eingeleitete polnische Insurrektion auch die Anerkennung nationalpolnischer Ansprüche, wenigstens in gewissem Umfange, bedingt hätte. Berlin hat sich aber niemals die alleinige Bestimmung über das polnische Schicksal aus der Hand winden lassen wollen, und so erschienen denn auch sehr früh

⁶ Vgl. dazu Bogdan Graf Hutten - Czapski: 60 Jahre Politik und Gesellschaft. 2 Bde. 1936.

im politischen Gespräch über das Polenproblem die deutschen Ansiedlungsexperten für den Raum im Osten mit ihren „Grenzstreifenforderungen“ und ähnlichen Bedingungen. Umgekehrt aber nötigten auch Hoffnungen auf einen Sonderfrieden mit dem Zaren, die damals bestanden, zu einer besonderen Zurückhaltung gegenüber der polnischen Frage. Erst als Ende 1915 die russische Absage auf Friedensfühler kam, da stellte sich auch die Aufgabe an den Sieger im Osten, nun von sich aus das polnische Problem in vollem Umfange auch zur Lösung zu bringen, und sie hat seitdem auch die gesamte Mitteleuropapolitik mit ihrem Schwergewicht belastet.

Zu dieser Zeit⁷ (September 1915) hat der deutsche Generalstabschef, General Falkenhayn, die Schaffung eines mitteleuropäischen Staatenbundes gefordert, zunächst aus dem Zusammenschluß der vier miteinander kämpfenden Mächte, nämlich auch Bulgariens und der Türkei, zu einem langfristigen Schutz- und Trutzbund, dem auch wirtschaftliche und kulturelle Ziele zu stecken seien. Doch war es für Falkenhayn nicht ein in sich erstrebenswertes großes Ziel, sondern, da er die Planung eines Erschöpfungskrieges durch die Westmächte voraussah, weit eher ein „taktisches Kriegsmittel“⁸, um einen psychologisch-propagandistischen Effekt damit zu erzielen, der Welt Sand in die Augen zu streuen. Militärisch hat sich Falkenhayn von diesem Konzept gar nichts versprochen, da er Österreich für „ein Kadaver“ hielt; sollte hingegen, so überlegte er im gleichen Augenblick, aus einer deutsch-österreichischen Militärkonvention die „zu schlaffe“ und „schlampige“ österreichische Armee etwas „lernen“, so würde sie beim nächsten Krieg nur gegen Deutschland fechten, und es wäre überhaupt der Kampf um die Hegemonie mit Österreich aufzunehmen.

Angesichts solcher Zwiespältigkeiten im Urteil des Generals konnte Bethmann dessen Vorschlag auf sich beruhen lassen. Er wünschte nicht eine nur taktisch gesehene und letztlich doch zwecklose Abnützung einer Idee und konnte stattdessen an seinem eigenen Gesamtkonzept umso eher festhalten. Dieses letzte große Ziel war gar nicht so unähnlich dem, wie es damals der Historiker Hermann Oncken in einem Heidelberger Vortrag des gleichen Jahres⁹ zu formulieren suchte, als er Mitteleuropa als eine enge, organische Liga bezeichnete, eine „weltpolitische Betriebsgemeinschaft von zwei unabhängigen Großmächten, gezwungen, durch ihre Lage und den Haß der anderen, durch ihre Geschichte und ihre Zukunftsprobleme eine neue politische Existenzbasis zu suchen“. Nur daß sich bei dem Reichskanzler, wenn er ein solches Ziel anvisierte, sehr viel mehr als in dem harmonisierenden Bilde des akademischen Vortrages, doch die innerstaatliche Problematik des verbündeten Habsburgerreiches immer konkreter vor Augen schob und die deutsche Regierung vor ein Dilemma stellte, das mit den Mitteln der bisherigen Staatsführung unmöglich zu lösen war. Denn wenn für die Mitteleuropapolitik

⁷ Vgl. Scherer - Grunewald: Dokumente Nr. 134, 135, 137, 139—141.

⁸ Fischer 247.

⁹ Oncken, Hermann: Bismarck und die Zukunft Mitteleuropas. — Dazu Meyer 155.

auch lediglich deutsche Wirtschaftsinteressen vorangestellt wurden und diese weit nach Südosten auf den Balkan und die Türkei wiesen, so blieb doch schon selbst in diesem ökonomischen Bereich Österreich-Ungarn das Bindeglied in der geographisch entscheidenden Zwischenposition. Der deutsche Botschafter Tschirschky in Wien hat es so ausgedrückt: Für die Orientpolitik bleiben „wir auf ein eng an uns angeschlossenes Reich an der Donau als Durchgangsland angewiesen“¹⁰. Das heißt, ein gesunder Zustand des Habsburgerreiches war unerläßliche Vorbedingung jeder dauerhaften Südostpolitik, und auch Überlegungen um ein Wirtschaftsimperium konnten das österreichisch-ungarische Reichsproblem nicht außer Acht lassen. Wenn aber dazu auch noch die polnische Frage hinzugebracht wurde, die seit dem großen Ostsieg 1915 zwischen den kaiserlichen Verbündeten als unbeantwortet stand, so kommen wir von hier aus nun in den Kern der Dinge hinein. Die austropolnische Lösung, zu der damals die deutsche Reichsleitung neigte, mochte nämlich benutzt werden, um an eine Überlassung Polens an die Wiener Krone solche Bedingungen zu knüpfen, wie der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Jagow es vorschlug, daß Österreich für alle Zukunft an der deutschen Seite gehalten werden konnte. Aber die Hinzufügung der polnischen Nation zum Habsburgerreich mußte andererseits dem schon jetzt so unruhig-bedrohlichen slawischen Element der Monarchie vollends das Übergewicht verleihen, während doch allein das bis jetzt noch vorherrschende Deutschtum den Bestand des Reiches und damit auch die gesamte Mitteleuropakonzeption garantierte. So befürchtete denn auch die deutsche Politik, die Überlassung des eroberten Polens möchte eine trialistische Form des Habsburgerstaates herbeiführen, aus welcher sie auch den Zerfall des Reiches kommen sah. Den Zerfall hielt sie aber für die größte Katastrophe, selbst wenn, wie es ebenfalls Tschirschky ganz im Einklang mit den Auffassungen der Wilhelmstraße formuliert hat, „dabei die deutschen Provinzen Österreichs gewonnen würden, was aus anderem bekannten Grunde für uns kaum wünschenswert wäre“¹¹.

Je näher man sich also an den Mitteleuropagedanken herantastete, umso deutlicher erkannte man auch seine innere Problematik an dem österreichischen Nationalitätengefüge. War es als bestimmender Faktor einzukalkulieren, war es zu ignorieren? Insgesamt läßt sich sagen, daß in einem gewissen Grade die Berliner Anschauungen hierüber konform gingen mit denen der meisten Sprecher des deutschen Bevölkerungsanteils Österreichs, insbesondere den böhmischen Stimmen um Franz Jesser und Ullmann, die nämlich den eindeutig deutschen Charakter Österreichs erhalten wollten und gerade zur Stärkung des österreichischen Deutschtums eine reichsdeutsche Mitteleuropapolitik bejahten. Ein solches Mitteleuropakonzept führte aber auch beinahe naturnotwendig zu einer wachsenden Ingerenz Berlins in die Wiener Staatsführung, die ohnehin schon längst nur noch mit dem Notstandsparagraphen zu arbeiten vermochte, zu einer Ingerenz dahingehend, daß von Deutschland

¹⁰ Vom 29. 10. 1915, zitiert nach Fischer 249.

¹¹ Fischer 250.

aus gesehen ebenfalls die österreichische Nationalitätenproblematik gänzlich negiert werden sollte bzw. daß man allein es unternahm, sie in einer politischen Kühltruhe mit Untertemperaturen auf dem gegenwärtigen Zustand zu erhalten, um dem Mitteleuropagedanken nachzujagen.

Dies sind die allgemein-politischen Voraussetzungen, von denen aus auf einer Konferenz im November 1915 Reichskanzler Bethmann gegenüber seinem österreichischen Gesprächspartner Baron Burián sein Mitteleuropaprojekt durchzusetzen versucht hat¹². Er schlug ihm vor, durch die Bildung eines unüberwindlichen mitteleuropäischen Blocks einem künftigen neuen Angriff vorzubeugen, um alle Möglichkeiten einer gesicherten Friedensperiode zu eröffnen. Bethmann forderte dazu zwar nur den Abschluß eines langfristigen Zollbündnisses, jedoch war die Grundlage seiner Vorschläge letztlich doch ein weltpolitisches Gesamtbild, das sein Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Jagow, damals in die Worte gekleidet hat, daß der Krieg der Entscheidungskampf zwischen Germanen und Slawen sei. Demgemäß forderte Jagow bei diesen Verhandlungen auch von den Bundesgenossen eine solche Interpretation des Bündnisses von 1879, daß dieses immer auf der deutschen bzw. auf der ungarischen Vorherrschaft in den beiden habsburgischen Reichshälften aufzubauen sei, und er wünschte aus „einem Gebot der Selbsterhaltung“ von Wien geeignete Vorkehrungen für eine Erhaltung der deutschen Vorherrschaft in Cisleithanien, „damit eine fortschreitende Slawisierung Österreichs verhindert und dem germanischen Element die im Interesse Österreichs als germanischer Ostmark zukommende führende Stellung wieder zugewiesen werden wird“. Burián, selbst ungarischer Abstammung, mochte sich gegen den Ausdruck „germanischer Osten“ wehren und auch die Slawen Österreichs nicht als grundsätzlich deutschfeindlich erklären; es steckte eben doch in dem Mitteleuropaprojekt auch solcher Männer, die dem Alldeutschtum so fern standen und so wenig zum Chauvinismus neigten, wie Bethmann und Jagow, die Deklassierung der österreichischen Reichsidee, und vor allem enthielt sie den Bannstrahl, die Achterklärung gegen das Slawentum, dem in diesem Konzept keinerlei politische Entwicklungsmöglichkeiten zugebilligt wurden.

In jenen gleichen Tagen des Spätherbstes 1915 erschien Friedrich Naumanns Mitteleuropabuch, das einen aufsehenerregenden Erfolg hatte, überhaupt wohl die wichtigste politische Broschüre aus deutscher Feder während des Weltkriegs wurde und den Mitteleuropagedanken so recht populär gemacht hat. Naumann hatte in seiner Frühzeit einem demokratischen Imperialismus angehangen, hatte aber in der Daily-Telegraph-Krise von 1908 das Vertrauen zum Flotten- und Industriekaiser verloren, er erahnte Gefahren eines hybriden Nationalismus und er hat auch schon früh versucht, die Anforderungen des Industriezeitalters mit kulturellen und sozialen Aufgaben der deutschen Nation in Übereinstimmung zu bringen. Theodor Heuß hat es¹³ so formuliert: Wenn Naumann in die Fußstapfen Friedrich Lists trat,

¹² Vgl. dazu Fischer 252ff. und Scherer - Grunewald: Dokument 165.

¹³ In seiner Naumann-Biographie, S. 255 ff.

so forderte er ein nationales System sozialer Ökonomie, in welchem ökonomische Instrumente dem sozialen Ziel zu dienen hatten. 1899 hatte Naumann seinen ersten Besuch in Österreich gemacht, die Freundschaft mit Richard Charmatz vertiefte sein Verständnis österreichischer Dinge und ließ ihn auch Ideen des Freiherrn von Bruck aufnehmen. Mit dem Verlust der deutschen Kolonien rechnete er nach Kriegsausbruch definitiv, und er sah den strategischen Rückzug Deutschlands aus der Welt auf den europäischen Kontinent als endgültig an. Aber er sah auch, daß hier nicht die Deutschen allein mit sich rechnen und planen dürften, daß kein einzelnes Wirtschaftsgebiet dieses Raumes groß genug für sich allein, für ein Volk allein sein würde: „Mitteleuropa wird im Kern deutsch sein, wird von selbst die deutsche Welt- und Vermittlungssprache gebrauchen, muß aber vom ersten Tage an Nachgiebigkeit und Biegsamkeit gegenüber allen mitbeteiligten Nachbarstaaten zeigen,“ muß „Träger einer um das Deutschtum herum wachsenden vielgliedrigen starken und inhaltreichen Kultur“ werden¹⁴. Sein Mitteleuropabuch suchte die Idee tiefer in das Mittelalter zurückzudatieren, enger mit der alten Reichsidee zu verknüpfen, als es in Wirklichkeit haltbar war, durchaus in der inneren Kenntnis, daß die historische Forschung hier ihren Protest anmelden würde, aber in dem bewußten Anlauf zur Schaffung einer historischen Legende, die er nicht gerade für falsch, sondern nur für einseitig ausgewählt erklärte. Aber, so fragen wir heute, steckt nicht auch hierin schon das Eingeständnis einer gewissen Hilflosigkeit? Auch wenn Naumanns Buch die Wirtschaftsaufgaben und Zollfragen in den Vordergrund rückte und breiter behandelte, so erahnte er gewiß auch das darunter liegende Völkerproblem. Er verwahrte sich emphatisch gegen jede deutsche Einmischung in habsburgische Angelegenheiten — wie sie doch tatsächlich im selben Augenblick von Jagow und Bethmann geübt wurde — als ein gefährliches Experiment: „Österreich muß seine inneren Angelegenheiten selbst ordnen! Nur auf dieser Basis kann die Verbindung von Staaten dauerhaft sein¹⁵.“ Und er bejaht auch das Recht nichtdeutscher Nationalitäten, ihre nationale Individualität zu erhalten und eine demokratische politische Aktivität zu entfalten. Er sah, daß es künftig in Mitteleuropa, wie bislang noch in Rußland, nicht möglich sein werde, eine zwangsweise Germanisierung zu versuchen. Er kleidete das einmal, in Ausführungen gegen Entfranzösisierungsbestimmungen im Elsaß, in den Satz: „Wenn man verbieten wollte, auf dem Markte von Kolmar französisch zu sprechen, so würde man dort einfach französisch lachen.“ Er war aber optimistischer- und sehr irrtümlicherweise der Meinung, daß die Deutsch-Österreicher hierbei gerade die Reichsdeutschen belehren könnten, wie man mit anderen Nationalitäten gut zusammenleben könne. Er harmonisierte und idealisierte diese Grundlagen und wich damit doch dem tieferen Problem aus. Sein Mitteleuropa sollte ein wirtschaftlicher und ein militärischer „Oberstaat“ werden, der im übrigen die bestehenden Staaten unangetastet ließe,

¹⁴ Naumann: Mitteleuropa 101.

¹⁵ In der „Hilfe“ 1915, S. 175, zitiert nach Meyer 197.

so wie sie jetzt seien. Denn „kein Staat, der am neuen Oberstaat sich beteiligt, will dabei seine Staatshoheit, seine eigene schwer erworbene und blutig verteidigte Souveränität opfern“¹⁶. Und so blieben denn seine konstitutionellen Erörterungen über das zu schaffende mitteleuropäische Gebilde nicht nur vage, sie vertrauten auf das allmähliche Wachsen eines übernationalen Wirtschaftsstaates¹⁷, sondern Naumann überließ auch vertrauensvoll die Ausführung aller seiner Vorschläge „denselben Händen, die schon jetzt unsere Staaten geleitet haben“¹⁸.

Soviel einsichtiger und umfassender Naumanns Mitteleuropa-Buch war als alles, was bisher zum Thema gesagt wurde, und wie sehr er damit das Denken der weit über hunderttausend Käufer und der Millionen Leser vorangetrieben hat, so wenig Einfluß auf die Entwicklung ist damit von ihm erreicht worden, eben weil es die Dinge in den Händen derer ließ, „die uns bisher geleitet hatten“. Deutsch-Österreicher der ausgleichenden Richtung, wie Friedjung, Baernreither, Gustav Stolper, mochten die Schrift begrüßen, unüberhörbar war jedoch die eindeutige Gegenforderung Ullmanns, der die energische Beherrschung des Raumes durch die Deutschen verlangte. Unüberhörbar auch in Deutschland selbst die Entgegnung des dem Alldeutschtum zugewandten Historikers in Freiburg, Georg von Below, der sich empörte über Naumanns Neigung, „mit nichtdeutschen Elementen zu fraternisieren“. So wie in der innerdeutschen Diskussion die Alldeutschen immer mehr die öffentliche Meinung zu beherrschen, zu terrorisieren suchten — Belows Stimme ist nur beispielhaft für viele andere ähnliche von uns angeführt worden —, so ist bekanntlich auch in der politischen Führung Deutschlands die Reichsleitung immer mehr von der Obersten Heeresleitung, die sich in Ludendorff politisch mit dem Alldeutschtum eng verbunden fühlte, zurückgedrängt worden.

Die Reichskanzlei und das Auswärtige Amt hielten im großen und ganzen bis in den Sommer 1918 an ihrem Mitteleuropa-Konzept fest. So geschah es etwa in der Aussprache mit der Obersten Heeresleitung in Kreuznach am 7. Oktober 1917, am Vorabend der bolschewistischen Revolution, daß Kühlmann an der Ostfront auch eine austro-polnische Lösung befürwortete, allerdings dafür als Gegengabe die deutsche Beherrschung des Balkans forderte, insbesondere Rumäniens mit seinem Öl- und Getreidereichtum, und auch mit einer „deutschen“ Durchdringung Österreichs¹⁹, dem unter dieser Voraussetzung sogar eine trialistische, aber durch Zollunion und Militärkonvention mit Deutschland unwesentlich gemachte staatliche Auflockerung zugebilligt wurde. So wurde, entsprechend der zunehmenden Schwäche des habsburgischen Bundesgenossen, auch in dieser Konzeption die deutsche Hegemonie, um nicht zu sagen, das imperiale Moment in der Mitteleuropapolitik immer stärker zum Ausdruck gebracht. Im Januar 1918 meinte Kühlmann sogar prophezeien zu

¹⁶ Naumann: Mitteleuropa 232.

¹⁷ Ebenda 249.

¹⁸ Ebenda 231.

¹⁹ Fischer 564.

können, daß die erstrebte ökonomische und militärische Angliederung Österreichs „bei einigermaßen geschickter Führung auch zu einer bedeutenden Zunahme unseres Einflusses auf die auswärtige Politik der habsburgischen Monarchie führen muß“²⁰.

Und doch war selbst diese eindeutig hegemoniale Konzeption überhaupt schon nicht mehr bestimmend für die deutsche Politik, die vielmehr von der militärischen Seite her geprägt wurde. Ludendorff hatte sich schon 1915 als Herr in Oberost bezüglich Polens gegen eine austro-polnische Lösung gewandt. Jetzt, als die führende Persönlichkeit der 3. OHL, entwickelte er erst recht aus der überragenden Machtposition im Zentrum des militärischen Befehlsapparats nach dem russischen Zusammenbruch im Osten, angesichts des Fortgangs der schweren Westkämpfe und der bedrängenden Nöte der Blockade, aus Hybris und Not zugleich, die extreme Setzung für die deutsche Politik der zweiten Kriegshälfte, die durch den Namen Brest-Litowsk gekennzeichnet ist. Sie geht weg von Mitteleuropa, nach Osten und Nordosten und später auch weit nach Südosten; Mitteleuropa ist für diese Expansionspolitik im Osten allenfalls noch Flankenschutz, nicht mehr Selbstzweck; unter dem Diktat der OHL kündigt sich der „totale Krieg“ der späteren Zeit bereits an, in manchen konkreten Forderungen wie im politischen Stil und in der Argumentation. Ludendorff begründete seine Maßnahmen mit der Notwendigkeit, schon jetzt — anscheinend im Siege — sich auf den zweiten kommenden Krieg mit den angelsächsischen Mächten vorzubereiten, und es tauchte auch die völkische Ideologie mit allen darin verborgenen Keimen auf: nach seiner Meinung bestimmte der „Rassenhaß“ die Gegnerschaft im Osten²¹. Hier wurde der „Bodenkampf“ durchgeführt, es wurden weite Gebiete nicht nur zur Ansiedlung deutscher Bauern in Anspruch genommen, sondern auch bereits die Aussiedlung von Polen und von Juden gefordert²². Wenn in dieses Bild der alldeutschen Militärpolitik, so wie es sich in Ludendorffs Kopf abzuzeichnen begann, Österreich mit einem angegliederten Polen noch hineingepaßt werden sollte, dann nur noch in einer ganz zweitrangigen Rolle. So wurde etwa in Kreuznach eine Abtretung Österreichisch-Schlesiens erörtert, um eine direkte Eisenbahnverbindung mit Ungarn und Rumänien zu haben, und verknüpft mit „völkischen“ Schutzmaßnahmen zugunsten des Deutschtums in Polen. Das dreifache Bündnis schließlich, wirtschaftlich, militärisch und politisch, das Kaiser Karl und Burián im Großen Hauptquartier im Mai 1918, während der letzten Erfolge der deutschen großen Westoffensive unterschrieben, war jedenfalls keine Partnerschaft mehr und war kein mitteleuropäischer Ansatz.

Die eigentliche Wirkung, so möchte man sagen, hat Naumann paradoxerweise nicht bei den Mittelmächten, sondern bei dem Gegner ausgeübt. Hier war man durch den großen buchhändlerischen Erfolg seines Buches hellhörig

²⁰ So Kühlmann an Hertling am 7. Januar 1918, siehe Fischer 693.

²¹ Fischer 564.

²² Denkschrift vom 5. 7. 1918. Angeführt bei Fischer 704 und als Dokument Nr. 8 bei Geiß, Im.: Der polnische Grenzstreifen. Hamburg 1960, S. 170 ff.

geworden. Dabei denken wir gar nicht so sehr an die Pariser Wirtschaftskonferenzen vom März und Juni 1916, die gegen die Errichtung eines mitteleuropäischen Wirtschaftsimperiums eine Verschärfung der Blockade und eine Planung für die Fortdauer der Wirtschaftsmaßnahmen gegen die Mittelmächte auch nach dem Ende der Feindseligkeiten beschlossen hatten²³, als vielmehr an die politischen Folgerungen. In London saß als Haupt- und Wortführer der tschechischen Emigration T. G. Masaryk und hatte um Henry W. Steed und R. W. Seton-Watson einen Freundeskreis gefunden, der der Mitteleuropaidee ein anderes politisches Bild entgegensetzte, das er in einer neuen Zeitschrift, dem „New Europe“, zu entwickeln unternahm: das Bild jenes Europa, von Liberalismus und Demokratie aus dem Selbstbestimmungsrecht aller Nationen geprägt, die nach ihrer nationalen Befreiung von der Herrschaft dominierender Völker, der Deutschen wie der Russen des Zarismus, in Harmonie nebeneinander leben könnten, mit dem selbstverständlichen Schutz andersnationaler Minderheiten und unter der Überwölbung eines Völkerbundes. Es war jene Ideologie, die Masaryk etwas später in seiner Kampfschrift gleichen Namens, „New Europe“, in Rußland unter den Zuckungen der bolschewistischen Revolution begonnen und in Amerika 1918 vollendet, entwickelt hat, jene Ideologie, die schon von London auch dem amerikanischen Präsidenten nahegebracht wurde und die in Wilsons Ansprachen und Programmen der Welt verkündet worden ist. Es sind jene Gedanken, die z. T. unvollkommen und andernteils verfälscht, die Grundlage der Versailler Ordnung gebildet haben.

In der bolschewistischen Revolution andererseits, die den großen deutschen Ostsieg ermöglichte, entstand das Gegenprogramm der Weltrevolution, die jedoch in der Leninschen Ideologie auch dem Selbstbestimmungsrecht der Nationen ihren Platz zuwies, wenigstens in der vorübergehenden Auflockerung der alten Staaten und Gesellschaften, um sie zur Aufnahme der Saat der sozialistischen Revolution bereit zu machen. Von hier aus ist aus Ost und West die Ideologie geschaffen worden, die die Schlußphase des Weltkrieges bestimmt hat.

Wir haben schon vorweggenommen, wie Ludendorffs Antwort hierauf der Anruf eines völkisch umgeformten Nationalismus und die Maßlosigkeit der äußeren Expansion, nach innen die militärische Herrschaftsform, gewesen sind. Gegenüber dieser Antwort ist wohl die Mitteleuropakonzeption der politisch-diplomatischen Reichsleitung sehr viel maßvoller gewesen, aber schon unwirksam gegenüber der bisher vorhandenen Lage und erst recht völlig hilflos gegenüber den Ideen, die die westlichen Demokratien nun in der zweiten Kriegshälfte in ihren Dienst stellen konnten, à la longue auch hilflos gegenüber der so geschmeidigen bolschewistischen Ideologie. Die Mitteleuropa-Konzeption hat, als sie 1915 die Politik zu beeinflussen unternahm, nur den wirtschaftlichen Ausgangspunkt im Auge gehabt und die nationalen

²³ Cd. 8271, Recommendations of the Economic Conference of the Allies, held at Paris, June 1916. Siehe Meyer 240 f.

wie erst recht die sozialen Gegebenheiten aus der mitteleuropäischen Völkerfamilie zu bedenken nicht für nötig befunden. Wenn Jagow 1915 als Grundlage für die deutsche Mitteleuropapolitik auf die Situation des Bismarck-Bündnisses von 1879 verwiesen hat, so hieß das einfach vierzig Jahre europäischer Geschichte nicht zur Kenntnis zu nehmen; wenn Kühlmann in Brest-Litowsk glaubte, das Selbstbestimmungsrecht lediglich manipulieren zu können, um mit dieser Formel nach seinen eigenen Worten „zu nehmen, was man brauchte“, so wirkten Hochmut und hilflose Abkapselung vor der Weltentwicklung noch krasser. Denn in Wirklichkeit waren dem Mitteleuropa-Projekt, das bestenfalls auf einer statischen Weltsicht, wenn nicht auf einem nackten Wirtschafts imperialismus basierte, die ideellen Grundlagen längst entzogen.

Wir befinden uns mit dieser Darlegung, die doch einen Aspekt deutscher Außenpolitik bis zum Ende des Deutschen Reiches behandeln soll, erst im Jahre 1918, und ich habe Ihre Zeit schon so lange in Anspruch genommen; doch ich kann mich jetzt kurz fassen. Nach dem Zusammenbruch war die deutsche Regierung für Jahre ohnmächtig und jeder eigenen aktiven Politik unfähig. Sie hatte alle Hände voll zu tun, die Fortsetzung des Krieges auch nach Versailles mit anderen Mitteln in Ost und West abzuwehren, sodann aber sich aus Inflation und Reparationen herauszuarbeiten. Aber nun war auch die Umwelt eine ganz andere geworden. Statt der beiden anderen Kaisermächte gab es in Ostmitteleuropa den „Cordon sanitaire“ mit seiner doppelten Funktion der Abwehr des Bolschewismus und der Umzäunung Deutschlands, mit seiner Ausrichtung auf Paris als dem kontinentalen Machtzentrum. Und die Staaten dieses Gürtels selbst, sie betrachteten sich nicht nur als Funktionäre im wörtlichsten Sinne, sondern sie lebten aus eigenem Recht der Nationalitäten, auch der kleinsten, wie es in idealer Form von Masaryks neuem Europa verkündet, von Wilson unter einer weltweiten Idee in Verbindung mit den individuellen Freiheitsrechten der Demokratie hergestellt und unter die Gesamtordnung eines Völkerbundes gebracht werden sollte, eines Völkerbundes reifer und allgemein verantwortlicher Nationalgesellschaften. Die so unvollkommene Realität eines solchen Völkerbundes und der ihm zugewiesenen europäischen Ordnung rührte dann nicht nur von dem Fernbleiben der sich wieder freiwillig isolierenden USA her, sondern auch von dem nationalistischen Überschwang der neuen Staaten, die sich auch jedem regionalen größeren Zusammenschluß widersetzen würden. Eine deutsche Mitteleuropapolitik hatte daher in dieser Staatenwelt gar keinen Ansatz mehr. So urteilte sehr richtig aus dieser Situation heraus Fritz Hartung, als er 1923 den Mitteleuropaartikel für das von Paul Herre herausgegebene „Politische Handwörterbuch“ schrieb, daß wohl die Auflösung der durch so viele gemeinsame Erinnerungen und Interessen einst verbündeten beiden Kaiserreiche zu der Frage drängte, wie auf ihrem Raum überhaupt ein friedliches Zusammenleben ermöglicht werden könne; Hartung sah aber auch, daß die Hindernisse der Vergangenheit und die nationalen Gegensätze der Gegenwart schärfer als je seien und wirtschaftliche Interessen keinesfalls überall

einigen dürften. „So lautet die mitteleuropäische Frage heute nicht mehr: wie kann Mitteleuropa zur Einheit zusammengefaßt werden, sondern nur, wie kann die Balkanisierung Mitteleuropas verhindert werden?“

Es ist auch wohlbekannt, daß auf eine solche Frage nur von ganz wenigen Leuten in Deutschland mit einem Hinweis etwa auf den Völkerbund und dessen zu aktivierende Politik geantwortet wurde. Beinahe überwiegend, jedenfalls von den Rechtsparteien bis weit in die Mitte hinein, wurde vielmehr der Völkerbund abgelehnt. Hier wurde die Antwort auf die obige Frage des Historikers vielmehr zunächst in einer Zusammenfassung des Deutschtums gesucht, und in dem Schutz der jetzt als Minderheiten in den neuen, sich als Nationalstaaten gebärdenden, Staaten lebenden Deutschen; deutsche Volksgruppen bildeten sich. Für ihren Schutz und die Erhaltung des deutschen Gedankens setzte sich der Verein für das Deutschtum im Auslande ein, jedoch entwickelte sich auch bei ihm, mit den Vorgegebenheiten des Alldeutschtums, immer stärker der völkische Gedanke, der die endgültige Lösung nur in der deutschen Wiedererstarkung und der Beherrschung des Raumes durch das Deutschtum zu finden meinte.

Selten wurde eine ideelle Verbindung deutscher Lebensaufgaben mit den neugeschaffenen nationalen Gegebenheiten der Umwelt unter der Mitteleuropaidee gesucht. Manche Nachklänge finden sich noch bei Eugen Schiffer, der ja während des Krieges sich im Dienste dieser Idee vor allem mit einer Angleichung der deutschen und österreichischen Rechtsinstitutionen befaßt hatte²⁴, jetzt führendes Mitglied der Demokraten und öfters als Reichsjustizminister in Kabinetten tätig. Er hat einmal in einer Unterhaltung von 1921 den Gedanken von den drei Kreisen geäußert, die anstelle des gegenwärtig unhaltbaren Zustandes treten müßten: „Deutschland und Österreich als ein innerer Kern, um den sich dann Mitteleuropa als nächster, gleichfalls sich von dem weiteren abhebender Völkerkreis abhebe, während diese weitere Umwelt ihrerseits jene Gesellschaft der Nationen bilde, die im Völkerbund ihren Ausdruck gesucht, aber noch nicht gefunden hat.“ Ein andermal spricht er in ähnlicher Weise von den „Vereinigten Staaten von Mitteleuropa“ als vielleicht dem ersten Ansatz zu den vielerörterten „Vereinigten Staaten von Europa“²⁵.

Gegenüber solchen Überlegungen, die im stillen Kämmerlein angestellt wurden und dort verblieben, war es die große Leistung von Stresemann, daß er die deutsche Politik über das bloße Reparations- und Sicherheitsgespräch hinausgeführt und es auch verstanden hat, Völkerbundspolitik und zukunftssträchtige Politik des deutschen Reiches wie des deutschen Volkstums in Einklang zu bringen. Dabei hat er dann nicht nur die Tribüne in Genf als ein Weltforum zum Schutz deutscher Minderheiten benutzt, wie etwa in Südtirol, für das er als deutscher Außenminister

²⁴ Meyer 147.

²⁵ Eugen Schiffer, Nachlaß im Bundesarchiv, Rep. Bd. 1, S. 170 und Aufzeichnung datiert auf den 27. 1. 1922 im Nachlaß Bd. 4, Blatt 865. Die Mitteilung verdanke ich Herrn Dr. H. Seier.

völkerrechtlich gar nicht zuständig war, sondern er sah auch als ein notwendiges innerpolitisches Gegenbild, um solche Außenpolitik glaubwürdig zu machen, auf deutscher Seite eine ganz freiheitliche und wohlfundamentierte Minderheitenschutzordnung an. Die Interdependenz innerpolitischer Form und außenpolitischer Zielsetzung, über die alle Projekte der Reichsleitung bis 1918 mit hartem Tritt glaubten hinwegschreiten zu können, war ihm selbstverständlich und ist die Grundlage seiner außenpolitischen Konzeptionen geblieben. So forderte er etwa²⁶ ein Minderheitenrecht in Deutschland gerade wegen seiner außenpolitischen Zielsetzungen, von denen das nächstliegende Ziel die schrittweise Revision der politisch und wirtschaftlich unhaltbarsten Grenzbestimmungen der Friedensdiktate sei; das Fernziel bleibe jedoch „die Schaffung eines Staates, dessen politische Grenzen alle deutschen Volksteile umfaßt, die innerhalb des geschlossenen Siedlungsgebiets in Mitteleuropa leben und den Anschluß an das Reich wünschen“.

Nun, weil dank Stresemanns Leistung das Ausland auch nach dem Tode des großen Außenministers den Glauben an eine Fortführung solcher deutschen Volkstums- und auch deutschen Minderheitenpolitik im Rahmen einer europäischen Gesamtordnung sich lange bewahrt hat, ist dann Hitler die Politik seiner ersten Jahre, bis hin nach München, zumal von englischer Seite aus ermöglicht worden.

Wenn Hitler sich dieser Tarnung auch selbst recht gern bedient hat, so hat er es doch niemals für nötig befunden, auch die eigentliche Mitteleuropaidée im engeren Sinne in solchen Dienst zu stellen. Nicht einmal der Begriff kommt in seinem Wörterbuch vor. Die Millionenmassen der Anhänger haben wohl nicht in ebensolcher Eingleisigkeit und mit gleicher Brutalität wie der „Führer“ den Lebensraumkampf der Deutschen gegen andere Völker als Daseinsaufgabe angesehen: doch hat auch bei ihnen der Mitteleuropagedanke nicht nachgewirkt. Nur zwei Historiker älterer Schule, die damals noch lehrten, die aus ihrer bisherigen Lebensarbeit noch einer gesamt- oder großdeutschen Geschichtsbetrachtung nahestanden, suchten wohl in jenen Jahren die Kontinuität deutscher Vergangenheit und Gegenwart darzulegen, indem sie die Politik der Gegenwart an mitteleuropäische Raumideen anzuknüpfen unternahmen, nämlich Heinrich von Srbik und Wilhelm Mommsen. Aber sie zogen sich später enttäuscht in die Vereinsamung zurück; sie hatten zudem aus ihren unmittelbaren Erfahrungen an verschiedenen Universitäten doch übereinstimmend mit Bedauern feststellen müssen, daß ihre Studenten von dem Wirken Friedrich Naumanns und seinem Mitteleuropabuch nichts mehr wußten und sogar den Namen des Mannes kaum noch kannten²⁷. Wenn aber von einer der nationalsozialistischen „Bewegung“ näheren Geschichtsinterpretation die Mitteleuropa-Idee doch einmal aufgegriffen wurde, so geschah es, um dem älteren Begriff seine geographische Unbestimmtheit zu beschei-

²⁶ In einer Denkschrift vom 13. Januar 1925. Zitiert von Höltje, Christian: Die Weimarer Republik und das Ostlocomo-Problem. S. 101 ff.

²⁷ Vgl. W. Mommsens Besprechung der Naumann-Biographie von Theodor Heuß: Zur Biographie Friedrich Naumanns. Miszelle in der HZ 161 (1940) 539.

nigen, dagegen den — radikal überbetonten — politischen Inhalt als seine alleinige Wesenhaftigkeit hervorzukehren und zu erklären, daß gerade „die expansive Tendenz aller Mitteleuropa-Bilder“, die meist den „Anschluß an den Vordenen Orient“ gesucht hätten, einer wahrhaft „imperialen Denkweise“ entsprochen habe²⁸.

Damit mochte eine geistige Verwandtschaft behauptet werden, und mit einer solchen ehrenden Charakterisierung versehen, konnte allenfalls auch die Mitteleuropa-Idee „rechtlich und politisch als Vorstufe und Vorhof zum Reich“ ihre nationalsozialistische Anerkennung finden. Nun, das mochte in die Willkürdeutungen damaligen Geschichtsverständnisses passen, sachlich ist die Herstellung solcher Zusammenhänge nicht vertretbar. Wenn sich im Ersten Weltkriege irgendwo Analogien zu oder Keime für den Hitlerschen Kampf um den Lebensraum finden, so sind sie in der Ostpolitik Ludendorffs und der alldeutschen Ideologie zu suchen. Doch geht es nicht an, die Mitteleuropapolitik des Auswärtigen Amtes mit der Deklaration einer Vorstufe des nationalsozialistischen Expansionismus zu belasten.

Ich darf zusammenfassen. Eine deutsche Mitteleuropapolitik als konkretes Konzept deutscher Diplomatie ist ein Kind des Ersten Weltkrieges gewesen. Sie zeigte auch, um im Bilde zu bleiben, alle Schwächen einer Notgeburt, sie war und blieb vor allem mit der „englischen Krankheit“ behaftet, d. h. sie konnte niemals verleugnen, daß sie als Abwehrmaßnahme gegen die englische Blockade, die Abschneidung von der Weltwirtschaft, zur Schaffung eines unverletzlichen Wirtschaftsraumes konzipiert war, und sie hat sich nicht über die wirtschaftsimperialistischen Grundlagen hinausbewegt. Ihre Befürworter in der Regierung haben dagegen von dem englischen Gegner jenseits des Kanals, mit dem sie die Wirtschaftskriegsführung als ein entscheidendes Kampfmittel anerkannten, nicht auch andere seiner Regierungsmaximen zu übernehmen verstanden, nämlich die Bereitschaft, sich rechtzeitig den großen politischen Tendenzen der Zeit anzupassen. Sie haben es unterlassen, sich ausreichend mit den nationalen, sozialen, demokratischen Ideen der Zeit als einer weiteren unerläßlichen Vorbedingung für die Schaffung eines Mitteleuropablocks, der ein Vielvölkergebilde sein mußte, auseinanderzusetzen. So hat für die deutsche Außenpolitik die Mitteleuropa-Idee, dieses Notkind des Ersten Weltkrieges, auch mit diesem selbst als praktische Zielsetzung und raumordnende Möglichkeit ihr Ende gefunden.

²⁸ Rumpf, Helmut: Mitteleuropa. Zur Geschichte und Deutung eines politischen Begriffs. HZ 165 (1942) 510 ff., hier das Zitat auf S. 524. Dieses Datum und jenes nur zwei Jahre früher liegende von Mommsens Naumann-Besprechung sind nicht uninteressant für den Zusammenhang des wissenschaftlichen Gesprächs mit der Hitlerschen Expansion der ersten Kriegshälfte.

ÖSTERREICH UND MITTELEUROPA*

Von Hugo Hantsch

Vor 47 Jahren, am 21. November 1916, starb Kaiser Franz Joseph, dessen Regierungszeit mitten in jenen kritischen Tagen der Revolution begann, als neben den großen Existenzproblemen der Monarchie auch ihre mitteleuropäische Machtstellung in Deutschland und Italien zur leidenschaftlichen Diskussion gestellt wurde. Auf den Kaiser von Österreich fiel der letzte Abglanz der römisch-imperialen Kaiser- und Reichsidee, einerseits durch seine Herrschaft in Italien, andererseits durch die Prinzipatstellung im Deutschen Bund. Obwohl zwischen dem römischen Reich deutscher Nation und dem Deutschen Bund, wie bekannt, ein wesentlich öffentlichrechtlicher Unterschied bestand, indem die alte feudale Reichsrechtsordnung einer vertragsmäßigen auf der Basis der Gleichberechtigung souveräner Fürsten aufgebauten föderativen Neuordnung Platz gemacht hatte, so erinnerte die primitiale Ehrenvorstellung des Kaisers von Österreich doch noch deutlich genug an einen Zusammenhang mit dem alten Reich, dessen territorialer Umfang auch im Deutschen Bund im wesentlichen gewahrt blieb. Auch Österreich gehörte nur mit jenen Territorien zum Deutschen Bund, die früher dem römischen Reich angehörten, also mit seinen erbländischen Königreichen und Ländern, nicht aber mit Ungarn und den italienischen Besitzungen, über die sich die einstigen Reichsrechte schon längst nicht mehr effektiv erstreckt hatten.

Die Revolutionszeit warf bekanntlich die Frage einer Neukonstituierung Deutschlands auf, die Frage der Ersetzung des lockeren, als Machtfaktor kaum in Betracht kommenden Bundes durch ein auf nationaler Basis zu errichtendes Reich, das als politische Einheit ungleich eindrucksvoller in Erscheinung treten sollte. Wir kennen die erregende und aufschlußreiche Diskussion um das österreichisch-großdeutsche und das preußisch-kleindeutsche Konzept, um die konservative übernationale Reichsidee und die liberale nationalstaatliche Idee, deren demokratische Elemente schon in der parlamentarischen Behandlung dieser Frage zum Ausdruck kamen. Wir wissen, daß sich das Frankfurter Parlament von dem alten Reichsgedanken löste und die kleindeutsche Formel annahm, was die österreichischen Abgeordneten veranlaßte, Frankfurt zu verlassen. Trotz der Ausschaltung der Donaumonarchie aus einem deutschen Nationalstaat hielt man es doch für notwendig oder wenigstens nützlich, Österreich in Form eines erweiterten Bundes mit dem deut-

* Bei den nachstehenden Ausführungen handelt es sich um einen Vortrag, der anläßlich einer Tagung des Collegium Carolinum in Regensburg gehalten wurde.

schen Mitteleuropa in politischen und wirtschaftlichen Zusammenhang zu bringen.

Obwohl diese Beschlüsse des Frankfurter Parlamentes zu keiner wirklichen Neuordnung führten und die konservativen Mächte über sie hinweggingen, sind sie doch für die Zukunft nicht ohne Bedeutung gewesen. Der nationale Liberalismus hielt sich an diese Lösungsmöglichkeit der deutschen Frage, die schließlich auch realisiert wurde, und als dann später der Zweibund ins Leben trat, konnte man leicht die Linie zu den dreißig Jahre vorher in Frankfurt geäußerten Ideen eines engeren und weiteren Bundes ziehen, die das Bild eines Mitteleuropäischen Machtkomplexes vollendeten, der nach Osten und Westen ausstrahlte.

Vorerst aber war nach der inneren Restauration der österreichischen Monarchie und der Neubegründung ihrer Machtstellung von Felix Schwarzenberg den Frankfurter Ideen der Plan einer Einbeziehung der gesamten Monarchie in das Bundesverhältnis entgegengesetzt worden. Innere und äußere Motive lagen diesem Plan zugrunde: die Stärkung der inneren Stabilität des Vielvölkerreiches, dessen nationale Problematik während der Revolutionszeit und auf dem Kremsierer Reichstag zum ersten Mal das komplizierte Objekt ernsthafter Diskussion gebildet hatte, und zugleich die Befestigung der Primatstellung Österreichs im Deutschen Bund, andererseits das Staatsinteresse, das des Rückhalts durch den Deutschen Bund nicht entbehren konnte. Es kam aber weder zu einer Lösung in dem einen noch in dem anderen Sinn, sondern es blieb alles beim alten, aber es war nach den vorhergegangenen aufwühlenden Ereignissen doch nicht mehr das alte, und das neue machtstaatliche Streben, das nicht wenig von wirtschaftlichen Interessen durchsetzt war, suchte mit steigender Intensität nach Möglichkeiten der Verwirklichung der nationalen Staatsidee.

Österreichs Einfluß im mitteleuropäischen Raum hing aber wesentlich von der bundesstaatlichen Struktur Deutschlands ab. Der damalige absolutistisch regierte Einheitsstaat Österreich, in den auch Ungarn eingeschlossen war, konnte diese Einheit nicht einem nationalen Prinzip opfern, das seiner eigenen Struktur widersprach. Wenn Österreich auch rechtlich nur mit einem Teil seiner Provinzen zum deutschen Bund gehörte, so war es doch faktisch die ganze kaiserliche Macht, die in der Primitivstellung zum Ausdruck kam. Welche Interessen Österreichs waren dem Bunde homogen, so daß der Bund verpflichtet war, sie zu verteidigen? Die Schwierigkeit, diese Frage zu beantworten, offenbarte sich im Krimkrieg und im Krieg mit Piemont-Sardinien im Jahre 1859. Die Anerkennung einer hegemonialen Stellung Österreichs, die eine effektive Unterstützung Österreichs durch den deutschen Bund zur Folge gehabt hätte, rief nicht nur das Widerstreben Preußens hervor, sondern traf auch auf das Mißtrauen anderer Bundesglieder. Obwohl das ablehnende Verhalten Preußens sicher den Ausschlag gab, so ist es doch nicht allein verantwortlich für den Gegensatz, der sich aus diesen Ereignissen herausbildete oder jedenfalls durch sie verschärft wurde. Der Gegensatz lag vielmehr in der Natur der Sache, in der ganz verschiedenartigen Struktur des staatlichen

Aufbaues und seiner ethnischen Grundlagen. Liberalisierung und in gewissem Sinn Demokratisierung bedeuteten für Österreich ein Staatsproblem ersten und eigentümlichen Ranges, ein Existenzproblem, das den anderen Mitgliedstaaten des Bundes fremd war.

Ein mehr oder minder absolutistisches Regierungssystem muß nicht immer eine Willkürherrschaft sein. Unter Umständen ist es eine Notwendigkeit, und der junge Kaiser Franz Joseph glaubte sicher ehrlich, daß die Kraft und die Einheit seines Reiches nur durch die Dynastie und die ihr zur Verfügung stehende militärische und administrative Macht erhalten bleiben könne. Deshalb war die Einführung eines liberaleren Systems durch das Oktoberdiplom von 1860 und das Februarpatent von 1861 eine sehr folgenschwere Entscheidung, an der sogleich wieder die ganze Problematik des Vielvölkerstaates sichtbar wurde, als die Absenzpolitik der Ungarn, später auch der Tschechen und Kroaten, die Fragwürdigkeit des Einheitsstaates dokumentierte. Es war sicher nicht nur das innere Finanzproblem, das diese Liberalisierung des Donauraumes motivierte, obwohl in der historischen Literatur stets das Hauptgewicht darauf gelegt wird. Es sollte vielmehr auch die Stellung Österreichs zum deutschen Bund eine Stärkung erfahren, indem man sich der Sympathien des deutschen Liberalismus versicherte, der dem österreichischen Absolutismus ein gehäuftes Maß von Mißtrauen entgegengebracht hatte. Das Verhalten des Bundestages in den Krisen des Krimkrieges und des italienischen Krieges war dazu angetan, den dreißigjährigen Monarchen zu überzeugen, daß die Monarchie in einem ohnmächtigen und entschlußunfähigen Bund keinen Rückhalt finden konnte. Daher ergriff er in jugendlichem Optimismus die Initiative, um dem sterilen Bund neues Leben einzuhauchen und den österreichischen Einfluß zu bekräftigen. Der berühmte Fürstentag von Frankfurt, der vor hundert Jahren stattfand, sah den Kaiser zum letzten Mal im Kreise der deutschen Fürsten. Es war wie ein Abschied von der alten Reichstradition, die trotz allen Wandlungen noch immer in den Herzen vieler schlummerte, und gerade bei dieser Gelegenheit oft zu überraschend lebhaftem Ausdruck kam. Erst im Jahre 1908, anlässlich des 60jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josephs, fanden sich, geführt von Kaiser Wilhelm II., die deutschen Fürsten wieder gemeinsam in Wien ein, um dem alten Monarchen ihre Huldigung darzubringen, ein abendlicher Widerschein einer langen gemeinsamen Geschichte.

Der Widerstand Preußens und vor allem Bismarcks, der Österreich auch nicht den Schein einer führenden Stellung zugestehen wollte, machte die auf eine Renovatio des Bundes hinzielenden Beschlüsse des Fürstentages und die Hoffnungen des Kaisers zunichte. Die österreichische Regierung sah sich gezwungen, einen Bund beiseite zu schieben, der sich zu keiner aktiven Leistung fähig erwies, und sich in gesonderter Verständigung mit Preußen zu widerwilliger Anerkennung der Gleichberechtigung des Königreiches zu bequemen, um auf diese Weise wenigstens dem Widersacher keine einseitigen Vorteile einheimen zu lassen. Das dritte Deutschland, das Deutschland der mittleren und kleineren Territorien, sah darin nur die Manifestation des eigenen öster-

reichischen Interesses, der eigenen Macht- und Prestigepolitik, sah sich zum Opfer und Zuschauer eines Rivalitätskampfes verurteilt, der schließlich doch über das Schicksal Mitteleuropas entscheiden sollte.

Diese Entscheidung, die am Anfang allen Ungemaches und aller Katastrophen steht, die Deutschland und Österreich in der Zukunft durchzukämpfen hatten, fiel bekanntlich im Jahre 1866, als die Niederlage Österreichs bei Königgrätz dem preußischen Ministerpräsidenten Bismarck die Möglichkeit gab, die politische Struktur Mitteleuropas nach seinen von preußischen Interessen und vom preußischen machtsstaatlichen Streben aus diktierten Ideen zu gestalten, das heißt, Mitteleuropa den preußischen Interessen zu unterwerfen oder es wenigstens in den Rahmen dieser Interessen einzubeziehen. Die Gründung des norddeutschen Bundes, die Schutz- und Trutzbündnisse mit den süddeutschen Mittelstaaten verlagerten entscheidend das Gewicht der politischen Machtentfaltung, der die Wirtschaftspolitik der Zollunion bereits die Wege vorgezeichnet hatte. Vergebens hatte Österreich versucht, an dem mitteleuropäischen Wirtschaftssystem teilzunehmen; immer war es durch ebenso geschickte wie rücksichtslose Ausnützung der wirtschaftlichen Abhängigkeitsverhältnisse durch Preußen daran gehindert worden, sich einer wirtschaftlichen mitteleuropäischen Gesamtordnung einzugliedern und damit die Zukunft der österreichischen Wirtschaftsentwicklung, die wenigstens damals durchaus auf deutscher Grundlage beruhte, innerhalb eines großen Wirtschaftsraumes zu sichern.

Diese Verdrängung Österreichs aus dem mitteleuropäischen Wirtschaftsraum war ein wichtiger Schritt und eine Vorbedingung für die Verdrängung der Monarchie aus dem politischen Raum Mitteleuropas, zu der sie sich nach ihrer militärischen Niederlage verstehen mußte. *Hinc illae lacrimae!* Diese Ausschaltung Österreichs aus dem Deutschen Bund, aus einer 1000 Jahre alten Verbundenheit mit der mitteleuropäischen Reichsordnung, die einen übernationalen Charakter hatte, war eines der schicksalhaftesten Ereignisse der neueren europäischen Geschichte, dessen Auswirkungen sich bis in unsere Tage erstrecken. Hatte die Mitgliedschaft und Prinzipalstellung Österreichs im Deutschen Bund noch immer die Kontinuität des alten Reichsgedankens in sich geschlossen, so bedeutete nun der Verzicht Österreichs auf seine mitteleuropäische Stellung und damit auf seinen Einfluß bei der Gestaltung der mitteleuropäischen Verhältnisse den Bruch mit einer tief verwurzelten Vergangenheit zugunsten des im Vormarsch begriffenen nationalen Staatsgedankens, der der ganzen ethnographischen Struktur der Monarchie widersprach. Es ist also schon ein Kern von Wahrheit darin, wenn man sagt, daß die letzte schwache Erinnerung an das römische Reich, das alte Imperium Romanum, das einst den mitteleuropäischen Raum erfüllte, in dem übernationalen österreichischen Kaisertum repräsentiert war. Insofern erscheint auch die Bewahrung der alten Reichskrone in der Schatzkammer der Wiener Hofburg durchaus gerechtfertigt.

Unter den durch die Ereignisse von 1866 geschaffenen Umständen konnte es nur eine Frage der Zeit sein, daß die Ideen der nationalliberalen Staatsauf-

fassung im deutschen Mitteleuropa zur gestaltfordernden Reife gelangten, und soviel Bismarcks politisches Einfühlungsvermögen und politisch-diplomatisches Geschick zur Verwirklichung des nationalen Staates beigetragen haben mag, so war es doch vor allem der Druck der neuen Zeitideen in der Periode des aufstrebenden raumheischenden bürgerlich-liberalen industriellen Lebens, der seine Entschlüsse mitbestimmte. Die französische Revolution hatte einst die nationalen und liberalen oder demokratischen Ideen und Kräfte in Bewegung gesetzt, die sich nun auch in ihrem West-Ostgefälle in Mitteleuropa zu Geltung brachten und in ihrem Durchbruch den italienischen und deutschen Nationalstaat erstehen ließen. Dem weiteren Vordringen der nationalstaatlichen Idee stellte sich das übernationale Donaureich der Habsburger entgegen, wenn auch die kurz darauf folgende Aufspaltung in zwei gleichberechtigte Staatskörper, Österreich und Ungarn, erkennen läßt, daß die Neugestaltung Mitteleuropas nicht ohne Einfluß auf das österreichische Reichsproblem gewesen ist.

Die Funktion Österreichs war, solange das heilige römische Reich bestand und selbst darüber hinaus, diejenige, die bereits Gottfried Wilhelm Leibniz dargelegt hatte. Er versicherte: „Die Einheit und Harmonie des Reiches wird vollständig zerstört sein und wir werden immer unter eine tyrannische Oligarchie kommen . . . , wenn Österreich erniedrigt ist und keinen Vorrang mehr vor den anderen und keine Herrschaft über die anderen besitzt.“ Für den Philosophen des kosmischen Ordnungssystems stand die Würde der Nation mit den besonderen Aufgaben und Verpflichtungen der Reichsidee in einem wesentlichen Zusammenhang. „Die deutsche Nation“, so läßt er sich etwa vernehmen, „hat unter allen christlichen Nationen den Vorzug wegen des heiligen römischen Reiches, dessen Würde und Rechte sie auf sich und ihr Haupt gebracht, welchem die Beschirmung des wahren Glaubens, die Vogtei der allgemeinen Kirche und die Beförderung des Besten der ganzen Christenheit obliegt. Daher ihm auch der Vorsitz über andere Häupter ohn zweifelhaft gebühret und gelassen worden. Derowegen haben die Teutsche sich desto mehr anzugreifen, daß sie sich dieser Würde würdig zeigen.“ Nicht viel später wurde anlässlich der Garantie der Pragmatischen Sanktion durch das Reich auf dem Reichstag in Regensburg (1730) die Funktion des österreichischen Gesamtstaates als Bollwerk der Sicherheit und Freiheit der europäischen Mitte und als Kulturfaktor im neugewonnenen Osten ins Licht gestellt. Noch im Jahre 1849 hatte Palmerston im englischen Unterhaus erklärt: „Österreich ist das wichtigste Element im europäischen Mächtegleichgewicht. Österreich liegt im Mittelpunkt Europas, eine Schutzwehr gegen Übergriffe auf der einen und gegen Invasion auf der anderen Seite. Die politische Unabhängigkeit und die Freiheit Europas beruhen . . . auf der Erhaltung und Unversehrtheit Österreichs als einer europäischen Großmacht . . .“ Es darf aber nicht vergessen werden, daß Österreich, um dieser Funktion gerecht werden zu können, immer wieder stärkste Kräfte aus Mitteleuropa an sich gezogen hat. Die Befreiung Wiens im Jahre 1683 wäre z. B. ohne entscheidende Mitwirkung der Reichstruppen nicht denkbar gewesen und ebenso wenig die Befreiung Ungarns

von der osmanischen Herrschaft und der kulturelle Neuaufbau in den eroberten und der Besiedlung harrenden Territorien.

Noch für Metternich ist diese mitteleuropäische Rangordnung eine unumstößliche Basis der Neukonstituierung Europas nach den Befreiungskriegen.

Diese Funktion Österreichs in der mitteleuropäischen Welt ändert sich nun mit dem Austritt aus dem vernichteten Deutschen Bund. Das Deutschtum Österreichs verliert eine Kraftquelle und sieht sich unerwartet und auch unvorbereitet einer slawischen Majorität gegenüber, die sich sogleich anschickt, nicht nur ihre innere Solidarität zu bekunden, sondern auch das Programm des nationalen und politischen Selbstbewußtseins zu entwickeln. Die Problematik des Nationalitätenstaates bekommt nach 1866 einen anderen Sinn, weil das nichtdeutsche, bei weitem überwiegende Element die führende Stellung der Deutschen immer mehr zu überwinden strebt. Noch Metternich konnte die Monarchie als einen deutschen Staat bezeichnen; denn — so sagt er — „er ist deutsch durch die Geschichte, durch den Kern seiner Provinzen, durch seine Zivilisation.“ Auch nach dem Ausgleich und der Begründung des Dualismus behielt das österreichische Deutschtum seine Bedeutung als staaterhaltende und völkerverbindende Kraft, aber der wirtschaftliche, kulturelle und politische Aufstieg der österreichischen Slawen zwang offenbar zur Überprüfung der bisherigen nationalpolitischen Machtverhältnisse. Weist der ethnographische Zusammenhang die Deutschen nach Westen, so findet das Slawentum sein Schwergewicht im Osten. Die Monarchie faßt also die zwei Welten zusammen und sucht in einer einmaligen Synthese verschiedene Völker zu einem Machtkomplex zusammenzufassen, der weit nach Osten reichend doch auch schon durch die lange historische Tradition dem Westen verbunden ist und durchaus mitteleuropäisches Gepräge trägt. Heute spricht man, der Begriffsbildung Oskar Haleckis folgend, von einem Ostmitteleuropa, zu dem man die gesamte slawische Welt außerhalb Rußlands rechnet; aber dieser Begriff konnte doch erst entstehen, als die Donaumonarchie zertrümmert worden war, deren Antlitz mitteleuropäische Züge trug.

Die österreichisch-ungarische Monarchie war in Wirklichkeit eine Welt für sich, eine Welt voll von Gegensätzen und Widersprüchen, aber auch voller Möglichkeiten und schöpferischen Ideen, eine Welt reich an Kontrasten, aber eben deshalb auch reich an Spannungen und Bewegungen, die einem lebendigen Organismus zu eigen sind. So alt die Monarchie in ihren unionistischen Grundformen war, als Herrschaftsgebiet der Habsburger, so jung war sie doch eigentlich in ihrer neuen staatsrechtlichen Gestalt, die über den Dualismus hinaus nach jenen neuen Entwicklungsmöglichkeiten Ausschau hielt, die bei der Erhaltung des Ganzen als europäischen Machtfaktor, als wichtiges Glied im Gleichgewicht der Mächte Europas, den einzelnen Völkern und Stämmen, die sie zusammenfaßte, eine so freie Entwicklung und Entfaltung ihrer eigenen nationalen Kräfte zugestand, wie sie mit der Sicherung der Großmachtstellung vereinbar war. Man kann wohl sagen, daß bis zum Ersten Weltkrieg bei den österreichischen Slawen der Zug zu einem neuen föderalistischen Aufbau des Staatswesens stärker war als der zum Separatismus, das Streben nach

nationaler Autonomie stärker als das nach staatlicher Souveränität. Der Austroslawismus hat sich, wie schon in dem Begriff zu erkennen ist, an das bestehende Staatswesen gehalten, wenn er ihm auch eine andere innere Form zu geben versuchte. Die Frage war nur, welchen Umfang eine Autonomie erhalten sollte, um zu verhüten, daß sie zur vollen Auflösung führte. Das war der Kern des Nationalitätenproblems in der Monarchie und auch das Hindernis, rechtzeitig zu friedlichen und befriedigenden Lösungen zu gelangen, auf deren theoretische Ausarbeitung viel Geist und Mühe verwendet wurde. Der Weg, den die dualistische Reichsgestaltung vorgezeichnet hatte, konnte auch für die weitere innere Entwicklung gangbar sein, aber unleugbar enthielt er auch zahlreiche für die Erhaltung der Gesamtmacht und der Gemeinsamkeit gefährliche Momente, für die gerade die zur Untergrabung der Gemeinsamkeit zielenden Tendenzen der ungarischen Unabhängigkeitsbewegung ein warnendes Beispiel waren.

Fast die ganze Problematik des Nationalitätenstaates war bereits in den Revolutionsjahren 1848/49 zutage getreten, besonders als in Frankfurt die Frage des deutschen Nationalstaates zur Debatte gestellt wurde. Es war die große mitteleuropäische Idee des Fürsten Schwarzenberg, die Gesamtmonarchie in einen neuen staatsrechtlichen Zusammenhang mit der deutschen Mitte zu bringen, einen mitteleuropäischen Machtblock zu begründen, der von der Nord- und Ostsee bis an die Gestade des Mittelmeeres reichte und beispiellose Möglichkeiten der Sicherheit und des wirtschaftlichen und kulturellen Potentials in sich barg. Solche Träume machte der Austritt Österreichs aus dem Deutschen Bund, das Aufgeben der Reichsidee zugunsten der nationalstaatlichen Idee, endgültig zunichte. Die Monarchie war nach Osten gedrängt und hatte sich politisch auszurichten. Außenpolitisch gesehen übte der gewaltige russische Machtblock von nun an einen umso größeren Druck auf die Monarchie aus, je mehr hier die panslawistischen und neopanslawistischen Bestrebungen und Macht Tendenzen fühlbar wurden. Aber es beweist den mitteleuropäischen Zusammenhang, daß dieser Druck sogleich auch für das neue deutsche Reich von Bedeutung wird, indem er sich gleichsam indirekt fortpflanzt, so daß die Erhaltung der Monarchie, der man eben erst die Tür gewiesen hat, auch für die Sicherheit des deutschen Reiches notwendig erscheint. Das hat auch Bismarck bald erkannt und im Zweibund von 1879 Österreich-Ungarn wieder herangezogen und damit in irgendeiner Weise die Idee des engeren und weiteren Bundes, wie sie Baron Gagern in Frankfurt darlegte und befürwortete, verwirklicht. Dieser Zweibund war, wenn er auch nicht verfassungsmäßig verankert war, wie es manche wollten, ein Schicksalsbund, der auf demselben Prinzip aufgebaut war, das seit der Pragmatischen Sanktion die Grundlage des Verhältnisses Österreichs zu Ungarn bildete, nämlich auf dem Prinzip der Gesamtverteidigung als dem gemeinsamen überragenden Interesse. Es war unausbleiblich, daß die Wege, die der deutsche Nationalstaat einschlug, in andere Richtungen führten als die Wege, die der Nationalitätenstaat gehen mußte. Ein aufstrebendes, in einer ungeheueren dynamischen Entwicklung begriffenes homogenes Staatswesen hat natürlich seine

eigenen Zielsetzungen, die nicht immer mit denen übereinstimmten, die ein mit Spannungen und mit — dem deutschen Partner fast unbekannten — nationalen Problemen erfüllter Staatskörper anstreben konnte. In seiner inneren Entwicklung durch die inneren Gegensätze wesentlich gehemmt, konnte Österreich-Ungarn gewissermaßen nur einen Schritt tun, wenn Deutschland zwei machte. Die deutsche Weltpolitik, mit deren Problemen die Donaumonarchie indirekt eben durch die Auswirkungen und Verpflichtungen des Bündnisses verflochten war, erzeugte an der Donau ebensoviel Unbehagen, wie die Balkanpolitik, die Österreich-Ungarn ständig beschäftigte, in Deutschland. Durch an und für sich fremde oder doch wenigstens fernliegende Interessen in Auseinandersetzungen gezogen zu werden, die das Verhältnis mit Staaten berührten, zu denen keine wesentlichen Gegensätze bestanden, war für beide eine Belastung, die bisweilen die Vorteile des Bündnisses in Frage stellte. Ich brauche nur an die deutsche Maroccopolitik einerseits, an die Annexionspolitik andererseits zu erinnern. Die Monarchie hatte keinerlei Interesse, mit Frankreich oder England in Gegensatz zu geraten, Deutschland aber widerstrebte ein Konflikt mit Rußland, in dem es nichts zu gewinnen hatte, zu dem aber der Balkan Anlaß geben konnte. In den Dokumenten der österreichisch-ungarischen und der deutschen Außenpolitik kommt diese Diskrepanz oft zum Ausdruck, aber ebenso oft wird betont, daß eine Auflösung des Bündnisses nicht in Frage kommen könne, daß beide Mittelmächte aufeinander angewiesen seien, wenn sie nicht riskieren wollten, isoliert einer gegnerischen Übermacht gegenüberzustehen. Die Integrität der Habsburger-Monarchie und ihre Großmachtstellung im europäischen Staatensystem zu erhalten, war die Aufgabe und Pflicht der österreichisch-ungarischen Staatsführung, aber auch ein lebenswichtiges Interesse des deutschen Reiches, und es war diese Überzeugung, die das Reich bestimmte, den Kampf der Monarchie gegen die großserbischen, gegen die Integrität der Monarchie gerichteten Bestrebungen zu unterstützen, der sich dann freilich zu dem weltweiten Machtkampf entwickelte, in dessen Folge der Vielvölkerstaat zugrunde ging und eine Reihe von ohnmächtigen Kleinstaaten an seine Stelle traten, die trotzdem außer Österreich und Ungarn keine reinen und homogenen Nationalstaaten waren. In ihrem Bereich hatte sich das Nationalitätenproblem als inneres Staatsproblem erhalten und widerstand einem friedlichen Ausgleich ebenso hartnäckig wie einst in der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Österreich-Ungarn gehörte zu Mitteleuropa, aber seine kulturelle Funktion erstreckte sich weit nach Osten, so daß es zugleich eine Brücke darstellte, die West und Ost im Rahmen einer zivilisatorischen Idee verband. Man muß sich vor Augen halten, daß zwischen Bregenz und Czernowitz eine Entfernung bestand, die in einer Bahnfahrt von 24 Stunden zu überwinden war. Eine Reise von dem rein deutschen Vorarlberg bis in die von 4 Nationen bewohnte Bukowina, wo sich polnische, rumänische, ruthenische und deutsche Kultur begegneten, eine Reise vom Sudetenland in das serbokroatische Dalmatien, wobei auch Gebiete mit italienischer Bevölkerung passiert wurden, konnte den weitgespannten Bogen dieser Kulturbrücke von Mitteleuropa nach Osteuropa

veranschaulichen. Doch Wien war das Zentrum und in seiner vielfältigen Einwohnerschaft zugleich das Paradigma der Kulturdurchdringung; aber Wien war eine mitteleuropäische Stadt, ebenso wie Prag und Budapest. Wien strahlte seine Kulturkraft bis in die entlegendsten Provinzen und in der Eigenart, wie sie eben nur der übernationale Staat hervorbringen konnte, gab es dieser kulturellen Schöpfungskraft oder Schaffenskraft ihren besonderen Sinn und Gehalt. Die Lebensauffassungen, das kulturelle Gesamterlebnis, Sitte und Brauch ändern sich nicht so rasch wie sich Staatsgrenzen ändern können, und die Wege, die von der Natur gewiesen werden, werden seit undenklichen Zeiten immer wieder beschritten; und ob sich Schlagbäume und Ideologien stärker erweisen als natürliche Gegebenheiten wird erst die Zukunft lehren. Hier ist, das scheint doch unzweifelhaft zu sein, ein neuralgischer Punkt Europas und der Europaidee, und er ist umso bedeutsamer, weil ein Europa ohne Mitteleuropa nicht denkbar ist und ein zerrissenes Mitteleuropa nicht ein ganzes Europa ermöglichen kann.

Seinerzeit erweckte die Mitteleuropaidee Friedrich Naumanns beträchtliches Aufsehen. Während des Ersten Weltkrieges hielt Naumann darüber auch in Wien Vorträge, damals als gewisse großangelegte Pläne für eine Neuorganisierung des Bündnisses der beiden mitteleuropäischen Großmächte zur Debatte standen, die natürlich in den Reihen des deutschen Nationalverbandes besonderen Anklang fanden, aber auch in Ungarn viele Anhänger gewannen, weil sie ja eine klare Vorherrschaft des deutschen bzw. madjarischen Elementes zur Folge gehabt haben würden. Ob sie der eigenständigen Entwicklungsidee des Vielvölkerstaates entsprochen hätten, wurde aber vielfach, gerade in den konservativen und patriotischen Kreisen, bezweifelt, denen Seipels föderatives Programm einer übernationalen, auch für Europa zukunftsweisenden Idee, angepaßter erschien, so wie etwa Seipel das Verhältnis zwischen Nationalstaaten und Nationalitätenstaaten beschreibt, wenn er sagt: „Jene, nämlich die Nationalstaaten, sind die einheitlichen und darum festgefügteten Pfeiler, diese, die Nationalitätenstaaten, die kühn geschwungenen Bogen im Prachtbau der Menschheitsorganisation. Zu einem einheitlichen Prachtbau sollten sich endlich auch die Staaten der Erde zusammenfügen. Bis jetzt ragen von ihm nur die einzelnen Säulen in die Luft. Jene, die aus lauter Besorgnis um die ungetrübte Souveränität der Einzelstaaten . . . sie möglichst zu isolieren trachten, bauen an einer künstlichen Ruine. An der letzten und höchsten politischen Organisation der Menschheit, die der Zukunft erst noch zu verwirklichen bleibt, werden die übernationalen Staaten den allerhervorragendsten Anteil haben.“ Aus solchen universalen Gedanken, die gewiß auch in der Vorstellung von der universalen Funktion des alten Reichsgedankens fundieren, schließt Seipel auf die ethische und allgemein humanitäre Bedeutung des Nationalitätenstaates, der diese universale Idee auf kleinem Raum zur Anschauung brachte. — Jedenfalls steht auch in diesem Gedankenbild, nur auf anderen ethischen Grundlagen als bei Naumann, die mitteleuropäische Idee im Vordergrund. Das völkerverbindende Mitteleuropa erscheint als Voraussetzung und Modell eines völkerverbindenden Europas

und der Welt. Die Völkerbundidee ging dann allerdings andere Wege, indem sie nicht den übernationalen Völkerstaat, sondern den Nationalstaat zur Grundlage einer universalen Organisation erhob.

In den heute bestehenden Gegebenheiten hat Österreich sein Janusgesicht, von dem der Geograph Hugo Hassinger gesprochen hat, bewahrt, nicht national, nicht politisch, aber wirtschaftlich, wie es das Problem der Zugehörigkeit zu den großen Wirtschaftssystemen Europas dokumentiert. Daß das heutige Österreich weder die EFTA noch die EWG entbehren kann, entspricht eben seiner Lage, die keine eindeutige Entscheidung für das eine oder andere System herausfordert, sondern sie zu vermeiden sucht und zu Kompromissen neigt. Das bedeutet, daß Österreich seine alte Stellung in Mitteleuropa gewahrt haben will. Wenn der spanische Kulturphilosoph Salvadore Madariaga, sicherlich nicht aus einer besonderen Vorliebe für Österreich, sondern aus allgemeinen Betrachtungen heraus, jüngst in Wien geäußert hat, daß Wien von Natur aus zur Hauptstadt Europas bestimmt sei, so konnte er das nur behaupten, weil er weiß, daß Wien nicht am Rande von Europa, sondern in der Mitte Europas liegt.

So wölben sich also die Bogen über die Jahrhunderte, die Österreichs Schicksal in vielen Wandlungen sahen. Wenn Österreich auch im Laufe der Zeit und ihrer Ideen auf vieles verzichten mußte, was früher einmal seine Größe ausmachte, so kann es doch niemals darauf verzichten, zu Mitteleuropa zu gehören; denn ein solcher Verzicht müßte eine Verleugnung seiner Geschichte und seines Wesens und damit seinen Untergang im historischen Sinn bedeuten.

OSKAR LENZ, AFRIKAFORSCHER UND PRAGER UNIVERSITÄTSPROFESSOR

Von Karl Ad. Sedlmeyer

Von dem verstorbenen Hamburger Geographen Siegfried Passarge¹ werden zwei Typen von Afrikaforschern unterschieden. Der erste repräsentiert die rücksichtslosen Willensmenschen, die sich in ihrer unbedingten Zielstrebigkeit schonungslos Bahn brechen, zuweilen mit „brutaler Ellbogengewalt“. Stanley und die meisten Angelsachsen reiht Passarge in diese Kategorie. Zum zweiten Typ rechnet er die zähen Dulder, deren unbegrenztes Vertrauen auf Erfolg, auf Glück und diplomatisches Geschick gestützt ist. Diesem Typus gehören die übrigen Forscher an und zu denen muß man zweifellos auch Oskar Lenz zählen.

Seine Bescheidenheit bewirkte, daß man ihn nach seinem Tode bald vergessen hat. Doch die Gegenwart verlangt nach einer Würdigung dieses Forschers, dem die Afrikaforschung manche Entdeckung verdankt. Anlässlich der 15. Wiederkehr seines Todestages habe ich in einem Aufsatz² seiner Person und Verdienste gedacht. Diese Würdigung ist heute schwer zugänglich. Jetzt, nachdem es mir gelungen ist, sein afrikanisches Forschungsgebiet näher kennenzulernen, sehe ich mich nicht nur als letzter Vertreter des geographischen Lehrstuhles der Prager Deutschen Universität veranlaßt, diesem Manne ein wissenschaftliches Denkmal zu setzen, wie er es längst verdient hätte³.

Leider sind Originalunterlagen für seine Lebensbeschreibung nur in geringer Anzahl vorhanden. Im österreichischen Staatsarchiv befinden sich die Schriftstücke, die anlässlich der Verleihung des Ritterkreuzes des Franz Josef-

¹ Passarge, Siegfried: Mittl. d. geogr. Gesellschaft. Hamburg 1925.

² Sedlmeyer, Karl Ad.: Oskar Lenz, der Afrikaforscher. Firgenwald-Reichenberg 1940.

³ Dem Collegium Carolinum danke ich, daß es mir den Aufenthalt in Wien ermöglicht hat, um den Nachforschungen bezüglich des Nachlasses von Oskar Lenz an Ort und Stelle nachzugehen. — Ferner danke ich den Herren Prof. Dr. Fritz Knoll, meinem ehemaligen Botaniklehrer an der Deutschen Universität in Prag und jetzigen Generalsekretär der Akademie der Wissenschaften in Wien, Dr. Oberhummer, Leiter der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften, Wien, Ernst Casper, Wien, meinen Kollegen Martin Gusinde, St. Gabriel bei Wien, Leopold Scheidl, Hochschule für Welthandel, und E. Lehmann, Deutsches Institut für Länderkunde, Leipzig, Pfarrer i. R. Walther Lenz, Kassel, Walter Lenz, Rheineck/Schweiz, ferner dem Staatsarchiv in Wien und der Geologischen Bundesanstalt in Wien und besonders Nationalrat und Bürgermeister von Soos, Herrn Leopold Fischer für weitere Unterstützung dieser Arbeit durch Hinweise und Überlassung von Photographien, von Bildern und Handschriften.



Prof. Dr. Oskar Lenz

* 13. April 1848

† 2. März 1925

Ordens gewechselt wurden⁴, wie jene, die seine Ernennung zum Professor an der Prager Universität mit deutscher Vortragssprache betreffen. Die geologische Bundesanstalt in Wien hat in ihrem Archiv keine diesbezüglichen Akten mehr, aber dafür zwei Lichtbilder von Lenz aus den Jahren seiner Zugehörigkeit zur k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien. Das Archiv der Geographischen Gesellschaft in Wien ist verbrannt. Im Forscherarchiv des Deutschen Instituts für Länderkunde in Leipzig sind wenigstens 5 Briefe, eine Postkarte und ein Telegramm von Oskar Lenz an den Verein für Erdkunde (1881), an die Gesellschaft für Erdkunde (1901), an Ferdinand Zirkel (1884), an A. Stübel (1904) und an Prof. Josef Partsch (1890, 1909 und 1920) erhalten. Die älteste gedruckte Biographie von Oskar Lenz finden wir im Jahrbuch der Mittelschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in Aarau, Bd. 3. 1889. Ferner gibt die 456 Seiten starke „Chronik des alten Adelsgeschlechtes der von dem Lentze nebst den bürgerlichen Abzweigungen der Lenz (Lentz, Lentze)“, entworfen von H. Kypke, Pastor em. (Verfasser der Familien-Geschichte von Kleist), die von 1229 bis 1912 reicht⁵, auf Seite 371 über Dr. Heinrich Oscar Lenz Auskunft. Schließlich gibt die Selbstbiographie von Oskar Lenz⁶ die wichtigsten Hinweise auf sein Leben.

Oskar Lenz wurde mitten hinein geboren in das Jahrhundert der intensiven Erforschung Innerafrikas. Oskar Lenz leitet seine Autobiographie mit folgenden Sätzen ein: „Wenn man in höherem Alter rückwärts schauend, Personen und Ereignisse aus früheren Tagen an sich vorüberziehen läßt, so wird man sich wohl öfters die Frage vorlegen: War es Zufall oder war es Schicksal? War das Zusammentreffen mit einer Person, die für dich von größter Bedeutung war, oder eines tief einschneidenden Ereignisses wirklich nur zufällig, oder steht der Mensch unter dem Einfluß eines unabänderlichen Schicksals?“ In seinem Leben spielte der Zufall wirklich eine große Rolle. Er wurde am 13. April 1848 als der älteste von vier Söhnen des Schuhmachermeisters Heinrich Wilhelm Lenz in Leipzig geboren. Über seine frühe Jugendzeit finden wir nirgends nähere Angaben. In der Mitte der fünfziger Jahre entstand in Leipzig ein neuer Schultypus, das „Moderne Gesamt-Gymnasium“ unter der Leitung des Theologen Dr. M. Zille, welches Volks-, Mittel- und Oberschule umfaßte, wobei berechnet war, daß die Schüler etwa mit dem 18. Jahr reif für das Abitur waren. Der Lehrplan war derart, daß vom 12. Jahre an neben den üblichen Gegenständen Englisch unterrichtet

⁴ Vortrag des Min. f. Cultus und Unterricht, Sigmund Frh. Conrad v. Eybesfeld am 11. Dezember 1881. (Verleihung des Ritterkreuzes des Franz-Josef-Ordens) Staatsarchiv, Wien.

⁵ Magdeburg 1912.

⁶ Lenz, Oskar: Mein Leben und Schaffen. Neue Illustrierte Zeitung. Jg. 25, Nr. 7. Wien, 10. September 1920. Leider ist dieses Exemplar sehr selten geworden. Trotz eifrigen Suchens und der großen Gefälligkeit des Herrn Direktors Dr. Kienauer von der Nationalbibliothek in Wien war dieses Blatt nicht zu finden. Ein Exemplar stellte mir in liebenswürdiger Weise Herr Pfarrer Walther Lenz in Kassel, ein Neffe von Oskar Lenz, zur Verfügung.

wurde, vom 13. Jahre an kam Französisch dazu, vom 14. Jahre an Latein und vom 15. Jahre an Griechisch. Die sogenannten klassischen Sprachen wurden also in drei, beziehungsweise in vier Jahren absolviert, statt in acht Jahren wie an den damaligen Gymnasien. Dazu kam, daß schon damals von frühester Jugend an Stenographie getrieben wurde, dann Turnen, Exerzieren und Fechten. Das größte Schulhindernis bestand jedoch darin, daß diese Schule kein Öffentlichkeitsrecht besaß, um Abiturprüfungen abzuhalten. Diese mußten an einem öffentlichen Gymnasium abgelegt werden und waren so erschwert wie heutzutage, so daß es nur wenigen Absolventen, und dann mit Hilfe von Privatstunden gelang, die Reifeprüfung zu bestehen.

Nun einer jener Zufälle im Leben von Oskar Lenz brachte es mit sich, daß seine in sehr bescheidenen Verhältnissen lebenden Eltern mit Dr. Zille bekannt wurden. Dieser nahm die Kinder des Ehepaares umsonst in seine Lehranstalt auf. So kam auch Lenz in eine völlig neue Umgebung und unter Mitschüler, die fast ausschließlich den reichsten Familien Leipzigs angehörten. „Letzteres hat seine Übelstände“, bemerkt Lenz in seiner Selbstbiographie an dieser Stelle. Zehn Jahre verblieb er an diesem Gymnasium bis zum Jahre 1865. Siebzehnjährig bezieht er das öffentliche Nikolai-Gymnasium, wo er ein Jahr darauf seine Abiturprüfung ablegt.

„Das Prinzip der Zilleschen Schule war gewiß gut“, urteilt Lenz, „aber die Ausführung aus finanziellen Gründen schwierig; es konnten nicht so gute Lehrkräfte angestellt werden, wie an öffentlichen Schulen, und die Disziplin ließ zu wünschen übrig, da man ungezogene Schüler aus reichen Häusern nicht leicht entlassen konnte ohne finanziellen Schaden.“ Das Moderne Gesamtgymnasium ist denn dann auch nach dem Tode des Gründers wieder eingegangen. Zille war eben ein Mann, der seiner Zeit weit vorausseilte.

Auch schon damals war es unverständlich, daß man ein Studium wählte, das kein Brotstudium war. So hatte man dem jungen Lenz auch angeraten, Theologie, Juristerei oder Philologie zu studieren. „Aber ich hatte schon auf dem Gymnasium ganz andere Pläne, die Natur hatte es mir angetan, Reisen in fremde Länder war ein Traum und ich ließ mich als Student der Naturwissenschaften an der Universität meiner Vaterstadt inskribieren“, so schreibt Oskar Lenz. Diese Inskription hatte für ihn den großen Nachteil, daß er keinen Anspruch auf ein Stipendium hatte. „Diese waren alle für brave Normalstudenten der üblichen akademischen Berufe bestimmt, nicht aber für solche out-siders im akademischen Leben“, bemerkt er etwas betrübt. So mußte er sich auch an der Universität vier Jahre lang fortretten wie am Gymnasium. Nebenbeschäftigungen mußten die nötigsten Mittel zum Studium einbringen. „So manche Nacht, die andere Kommilitonen fröhlich durchschwärmten, mußte ich mit Schreibereien verbringen, die mit dem eigentlichen Studium nichts zu tun hatten“, schreibt er noch nach 55 Jahren im Gedenken an seine Hochschulzeit. Lenz studierte Naturwissenschaften, besonders Mineralogie und Geologie. Damals wurde Geologie und Geographie noch nicht gelesen. Erst 1869 kam der bekannte Geologe Wilhelm Credner als Privatdozent an die Leipziger Universität und im gleichen Jahre habili-

tierte sich der Realschullehrer Delitsch für Geographie, der auch der Gründer der Zeitschrift „Aus allen Weltteilen“ war, die Lenz später einige Zeit redigierte. Am 8. Juni 1870 wurde Oskar Lenz zum Doktor der Philosophie promoviert mit einer Arbeit über die Jura-Ablagerungen an der sächsisch-böhmischen Grenze. Damit war sein Studium abgeschlossen und ziemlich ratlos stand er nun da, weil er keine Lehramtsprüfung in irgendeinem Fach nachweisen konnte. Und hier trat nun wieder einer jener „Zufälle“ ein, die in seinem Leben eine große Rolle spielen. Von dem Ruhm der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien hatte er öfters vernommen, und dorthin zu kommen, war sein heißester Wunsch. In Döbling bei Wien hatte ein Landsmann eine Privatschule gegründet und an diese kam Lenz nun als Lehrer. Vom Oktober 1870 bis Ende 1871 lehrte er an dieser Anstalt, da er militärfrei war. Nebenbei hat er Beziehungen zur Geologischen Reichsanstalt in Wien aufgenommen und es erreicht, daß er als Volontär hier arbeiten konnte. Da kam die Wiener Weltausstellung 1873. Auch die Geologische Reichsanstalt brauchte Hilfskräfte für ihre Ausstellung und so wurde er Anfang 1872 als Praktikant mit einem Tagegeld von 1 fl 30 kr dort angestellt. Im gleichen Jahr wurde die erste Aufgabe von seiten der Geologischen Reichsanstalt an ihn herangetragen, die Untersuchung der Fruška Gora in Slawonien. Das Hauptergebnis war die Feststellung, daß dieser Höhenzug eine Fortsetzung der Südalpen ist. Im gleichen Jahr entdeckte der junge Geologe das Gräberfeld von Libochovan bei Leitmeritz. Fast könnte man sagen, daß dadurch seine zweite Beziehung zum böhmischen Raume geschaffen wurde. Die von dieser Fundstätte mitgebrachte Sammlung konnte bei der Weltausstellung der anthropologischen Gesellschaft in der Rotunde zu Wien mitverwendet werden. Wir finden ihn 1873 im Bregenzer Wald mit der geologischen Aufnahme beschäftigt und im Herbst des gleichen Jahres begann für ihn ein neuer Lebensabschnitt. 1873 wird für Lenz zum Schicksalsjahr. Bei einer Reorganisation der Beamtenschaft der Geologischen Reichsanstalt wurde er definitiv in den Staatsdienst als Adjunkt übernommen. Seit dieser Zeit ist er österreichischer Staatsbeamter und gleichzeitig österreichischer Staatsbürger. Im Jahre 1874 ist er mit der Auswertung der Gesteinsproben beschäftigt, welche die 2. deutsche Nordpolexpedition nach Hause brachte. Bei dieser Gelegenheit wurde er mit Ferdinand von Hochstetter, dem Professor der Geologie an der Wiener Technischen Hochschule und dem „hervorragenden Naturforscher der Österreichischen NAVARA-Expedition“ näher bekannt. Wieder so ein Fall, wo der Zufall scheinbar mitspielte. Dieser wohnte in der Nähe der Schule in Döbling, an der Lenz 1870—1871 Unterricht erteilte, und dessen Sohn war sein Schüler. So kam er in persönliche Berührung mit diesem liebenswürdigen Gelehrten, der stets ein Freund und Förderer jüngerer Talente war.

Trotz dieser günstigen Verhältnisse ließ ihn die Sehnsucht nach überseeischen Ländern nicht zur Ruhe kommen. Schon als Lehrer in Döbling suchte er Verbindung mit verschiedenen ausländischen Gelehrten, so mit Prof. Dr. Philippi in Santiago (Chile), dem dortigen Direktor des naturwissenschaftlichen

Museums, ebenso mit Prof. Dr. Burmeister in gleicher Eigenschaft in Buenos Aires. Er wandte sich nach den Niederlanden, um nach den Sunda-Inseln zu kommen, aber alle diese Versuche waren vergeblich. Doch war es eigentlich Afrika, das ihn am meisten anzog. Ein Ereignis in seiner Kindheit spielte dabei eine große Rolle. Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war der Sohn eines in Leipzig sehr bekannten Schuldirektors, Dr. E. Vogel, als Teilnehmer der großen englischen Sahara-Expedition verschollen und erst in den siebziger Jahren ist durch den bekannten Afrikaforscher Gustav Nachtigal festgestellt worden, daß Vogel in Wadai ermordet wurde. Die damals noch kleine Stadt Leipzig nahm regen Anteil an diesem Schicksal des jungen Forschers. Die Schwester des Ermordeten, die derzeit bekannte Schriftstellerin Elise Polko, veröffentlichte seine Briefe, deren Inhalt Oskar Lenz zutiefst berührte. Dazu kam, daß der bekannte Zoologe und Reisende, Dr. Brehm, einige Zeit Lehrer am Modernen Gymnasium war und in seiner drastischen Art und Weise den Schülern allerhand über Afrika erzählte. An der Universität zählte der Zoologe Professor Pöppig, der selbst Forschungsreisender war, zu seinen Lehrern. Wenn auch nach Lenz' Meinung dessen Vorlesungen weniger anregend waren, so waren es andererseits doch seine Schriften über seine Forschungen in Südamerika.

„Das alles hat meine Phantasie auf das Lebhafteste erregt“, bekennt Oskar Lenz in späten Jahren, „und einmal ein Afrikareisender zu werden, war natürlich mein lebhaftester Wunsch“. Dieser Wunsch seines Jugendtraumes sollte bald in Erfüllung gehen, und sogar in einem Ausmaß, wie er es sich nie erhofft hatte.

Im Jahre 1873 wurde in Berlin die Deutsche Afrikanische Gesellschaft gegründet, die es sich als Aufgabe stellte, wissenschaftliche Forschungs- und Studienreisen in wenig bekannte Teile Afrikas ohne jede politische Ambitionen durchzuführen. Da nun der Direktor der Geologischen Reichsanstalt in Wien, Hofrat Franz von Hauer, sowie Hofrat Ferdinand von Hochstetter von seinen Plänen unterrichtet waren, empfahlen sie Lenz der Afrikanischen Gesellschaft in Berlin für eine derartige afrikanische Expedition. Die Afrikanische Gesellschaft in Berlin reagierte mit einer Einladung an Oskar Lenz.

Die Afrikanische Gesellschaft in Berlin hatte als ihr Forschungsgebiet die äquatoriale Westküste von Afrika gewählt, weil von hier aus die unbekannten Gebiete Innerafrikas der Küste am nächsten lagen. Oskar Lenz nahm die Einladung der Afrika-Gesellschaft an, nachdem er von der Geologischen Reichsanstalt „in liberalster Weise“ beurlaubt wurde.

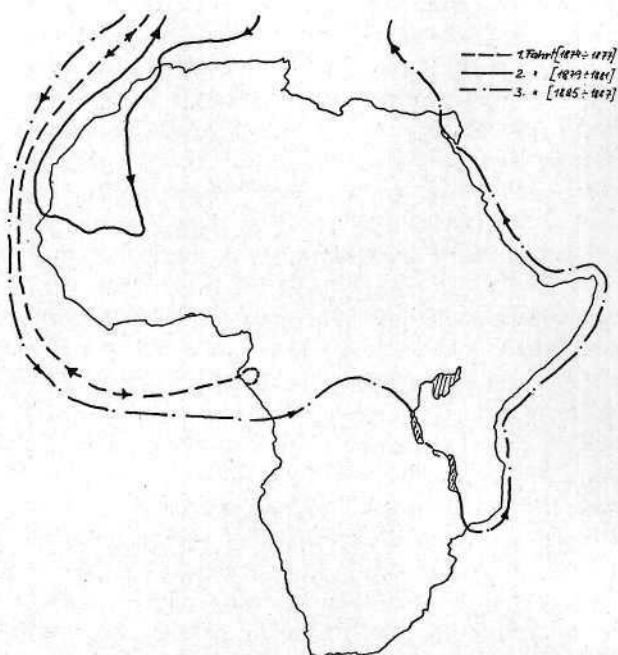
Drei Expeditionen wurden ausgerüstet: Die eine führte Dr. Pogge von der portugiesischen Kolonie Angola aus, eine zweite unter Dr. Güssfeld gründete an der Loangoküste eine Station und versuchte von da in das Innere des Kontinentes zu gelangen. Direkt am Äquator wurde Oskar Lenz das französische Gabungebiet sowie das Stromgebiet des Ogowe als Forschungsgebiet zugewiesen. Jetzt bewährte sich die gründliche naturwissenschaftliche Ausbildung, die Lenz genossen hatte. Paul Pogge gelang es zwar, ziemlich weit

in das afrikanische Innere vorzustößen, aber seine mangelhafte naturwissenschaftliche und geographische Vorbildung zeitigte keine besonderen Ergebnisse. Die Expedition an der Loangoküste unter Paul Güssfeld konnte nicht sehr weit gegen Osten vordringen und beschränkte sich deshalb auf eine gründliche landeskundliche Erforschung dieses Küstenstreifens. Oskar Lenz erreichte am Ogowe nur die Mündung des rechtsseitigen Zuflusses Ivindo, ohne die Wasserscheide dieses Stromgebietes gegen das Kongobecken zu erreichen. Dies gelang erst seinem Nachfolger, dem Franzosen P. Savorgnan de Brazza 1876, dessen Name im Ortsnamen Brazzaville heute noch an ihn erinnert.

Fast drei Jahre verbrachte Oskar Lenz ganz allein in diesem mörderischen Klima. Heute muß man sich nur wundern, wie dies überhaupt möglich war, denn abgesehen von den klimatischen Unbilden sind es hier vor allem die Tropenkrankheiten, die dem Europäer stark zusetzen, auch heute noch. Er fand keine Unterstützung bei den französischen Behörden in Gabun, die im Gegenteil sehr mißtrauisch seine Forschungen verfolgten. Sie sandten ihm stets S. de Brazza nach, der ostentativ jedes Stück Landes, jedes Dorf für die Franzosen in Anspruch nahm und dabei von Senegalischen Soldaten begleitet und geschützt war. Lenz meint, daß es nicht richtig von der Afrikanischen Gesellschaft war, ein solches ungeheures tropisches Waldgebiet mit einer feindseligen und mißtrauischen Negerbevölkerung als Ausgangsbasis für eine solche Expedition zu wählen. Dies konnte man nur mit der geringen Erfahrung der Gesellschaft entschuldigen. Trotz alledem waren die wissenschaftlichen Ergebnisse, die Lenz nach Hause brachte, nicht unbeträchtlich, wie die Berichte im Korrespondenzblatt und in den Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft beweisen. Sie enthalten eine Fülle geographischer, ethnographischer und naturwissenschaftlicher Einzelheiten. Diese ersten deutschen afrikanischen Expeditionen an der Westküste Afrikas hatten später allerdings auch eine politische Auswirkung, indem Togo und Kamerun als deutsche Kolonien erworben werden konnten.

Als geologisches Ergebnis dieser Expedition sei hervorgehoben die Entdeckung einer der Kreideformation angehörenden, versteinerungsreichen Ablagerung in Gabun und auf den Elobi-Inseln in der Coriseo-Bai, ferner stellte er fest, daß das westafrikanische Randgebirge aus kristallinen Schiefern mit dem selten vorkommenden Itabirit besteht. Hier hat Lenz auch den Laterit, der schon lange im tropischen Asien und Amerika bekannt war, gefunden. Die reichen ethnographischen und zoologischen Sammlungen mit zahlreichen Schädeln von Gorillas, die heutzutage nicht ohne weiteres ausgeführt werden dürfen, sind in Berlin aufbewahrt gewesen. Auf Wunsch der „Literarischen Gesellschaft in Wien“ schrieb er 1895 dann sein heute noch sehr aktuelles Buch „Wanderungen in Afrika, Studien und Erlebnisse“.

Es ist wieder ein Zufall gewesen, wie Oskar Lenz berichtet, daß er überhaupt nach Westafrika gelangte. Als er nämlich im April 1874 die erste Ausfahrt mit einem Liverpooler Dampfer machen wollte, versäumte er diesen. Er nahm die Einladung des Herrn Woermann in Hamburg an, mit einer klei-



Afrika-Reisen von Oskar Lenz

nen Segelbarke zu reisen, und kam nach 59-tägiger Fahrt, ohne irgendwo zu landen, am Ziel an. Als erste Neuigkeit erfuhr er, daß der Aprildampfer „Liberia“, den er benutzen wollte, nicht angekommen, sondern irgendwo zwischen England und Madeira mit Mann und Maus untergegangen sei.

Der Ogowé und sein Einzugsgebiet gehören heute der Republik Gabun an. Damals aber, als Lenz an seinem Laufe forschte, wurden nur Handelsfaktoreien der verschiedenen Handelshäuser bald hier bald da errichtet und sie boten Handelswaren Europas in Form von bunten Glasperlen, Tuch, Tabak, Gewehren, Munition, Messingdraht, Salz usw. an. Dafür brachten die Eingeborenen Gummi, Elfenbein, Edelholz und andere Produkte des tropischen Waldes. Die vorgeschobenste Faktorei am Ogowé war die des Handelshauses Woermann, Hamburg, in der Nähe der Nguniemündung, die Lenz als Stützpunkt benützte. Lenz gibt folgende Schilderung dieses Gebietes: „Soweit ich ins Innere gekommen bin, konnte ich nur den von der Natur vorgeschriebenen Wegen, den Wasserläufen folgen; durch den Busch zu dringen, um irgendeinen Punkt zu erreichen, ist mit Schwierigkeiten, Mühsalen und Kosten verknüpft, die nicht in geringstem Verhältnis zu den etwaigen Erfolgen stehen. So sind auch die auf den Karten angegebenen Hügel und Berge völlig mit dichtem Urwald bewachsen und ein Besteigen der durchgehends unbedeutenden Erhebungen in den meisten Fällen nicht durchführbar und auch zu-

gleich zwecklos, da eine Orientierung doch nicht ermöglicht wird. Sind also für den Reisenden, dessen Aufgabe das möglichst weite Vordringen in das Innere ist, diese Waldungen verschlossen, und endlich auch nicht von dem Nutzen, wie die mit zahlreichen Dörfern besetzten Flüsse, so findet dagegen der Jäger und Zoologe hier ein ergiebiges Feld der Tätigkeit. Das reiche, üppige Pflanzenleben gibt einer ebenso reichen Tierwelt die Existenzbedingungen.“ Was Lenz psychisch und physisch aber ertragen mußte, geht am besten aus einem Bericht an die Afrikanische Gesellschaft hervor, in dem er schreibt: „Mein Gesundheitszustand in den Monaten Feber, März und April, also während der großen Regenzeit, war durchaus unbefriedigend. Die entsetzliche Hitze und die häufigen Regengüsse brachten mir ein Fieber nach dem anderen. Besonders bedenklich waren mir aber die häufigen Anfälle von Schwäche und Schwindel, daß ich mich kaum aufrecht erhalten konnte. Es verging kein Tag, an dem nicht wenigstens 31° im Schatten waren . . . die häufig schlaflosen Nächte schwächten mich ungemein. Das Reisen zu Lande war mir kaum möglich und es war allmählich eine höchst anstrengende Tour für mich, wenn ich bei den Franzosen in Lope einen Besuch machen wollte, obgleich man den Weg recht gut in 2½ Stunden zurücklegen konnte.“

Im Feber 1877, nach dreijähriger Abwesenheit von Europa, landete Lenz in Lissabon. Wenn er auch die Quellen des Ogowe nicht erreicht hat und die Widerlegung der Theorie, daß dieser Fluß nur ein Seitenarm des Kongo ist, einer späteren Forschung vorbehalten blieb, so steuerte dafür das geologische, ethnographische (besonders die Entdeckung der Abongozwerge) und meteorologische Material sehr zur Landeskunde dieses Tropengebietes bei. Leider kennt die moderne naturwissenschaftliche Literatur diese Arbeiten nicht. Nach dieser Forschungsreise kehrte Lenz wieder auf seinen Posten als Adjunkt der Geologischen Reichsanstalt zurück. Im Sommer des Jahres 1877 arbeitet er bereits wieder als Geologe am Dnjestr in Galizien, wo ihn besonders die Gipsfrage interessiert. Drei Jahre beteiligte er sich an der geologischen Landesaufnahme in Ostgalizien, mit der mehrfach prähistorische Ausgrabungen verbunden waren.

Doch schon im Sommer 1879 stellte ihm die deutsche Afrikanische Gesellschaft die Leitung einer weiteren Expedition in den Hohen Atlas und nach Marokko in Aussicht. 9000 Mark wurden ihm vorläufig auf ein Jahr hierzu zur Verfügung gestellt. Der Plan der Reise und die Wahl des Reisenden ging von dem bekannten Geographen Ferdinand von Richthofen, dem damaligen Präsidenten des Berliner Vereines für Erdkunde, aus. Diese Expedition war für Lenz die bedeutendste hinsichtlich der Leistungen und sie bezeichnet den Höhepunkt seiner Forschertätigkeit und seiner Erfolge. Durch das Zusammentreffen einer Reihe günstiger Umstände wurde aus diesem kleinen Unternehmen, wie es anfangs gedacht war, eine der bedeutendsten Forschungsreisen, die seinerzeit großes Aufsehen erregte, aber heute leider fast vergessen ist.

Sein Weg ging zunächst über Paris nach Marseille, nach Cartagena, Malaga, nach Gibraltar und Tanger, wo er am 13. November 1879 eintraf. Zwei

Jahre sollte diese Forschungsreise dauern. In Tanger änderte er seinen eigentlichen Forschungsplan, denn er lernte hier einen Scherif kennen, der ihm Aussicht machte, nach Timbuktu, jener damals heiligen Stadt der Wüste, zu kommen. Zunächst zog also Lenz nach Marakesch, der Hauptstadt des Landes. Bis hierher hatten marokkanische Gendarmen als behördlicher Schutz ihn begleitet. Nun hieß es von Nachtquartier zu Nachtquartier immer wieder neue Führer anheuern, denn es galt in schweren Märschen das Hohe Atlasgebirge zu überqueren. Dieser Gebirgsweg war sehr schwierig: „Eine Zeit von Unruhe und Arbeit“, nennt ihn Lenz. Er hatte aus Vorsicht vor den fanatischen Bewohnern dieser Landstriche seine Kleider gewechselt: Er war vom Europäer zum Orientalen geworden. Als türkischer Militärarzt aus Konstantinopel gab ihn seine Umgebung aus. Vier Tage lang ging es von Tarudaut im Wad sūs durch die Wohngebiete der räuberischen Kabylen, über den Anti-Atlas, bis er schließlich nach Illergh kam. Der Empfang in dieser Stadt war nicht gerade vielversprechend. Durch wüstes, unbewohntes Gebirge, das voll von Straßenräubern war, kam er nach Tizgi, an den Rand der Wüste Sahara.

Viele Forscher vor ihm hatten den Versuch, von hier aus die Wüste zu durchqueren, mit dem Leben bezahlt. Lenz sollte dieses Großunternehmen gelingen. Der Schutz eines hochangesehenen Scheichs bewahrte ihn auf diesem Weg vor manchen Unbilden. Sein Saharaerlebnis schildert Lenz mit folgenden Worten: „Es ist in der Wüste eine außerordentlich reine und gesunde Luft und Krankheiten kennt man dort nicht, mit Ausnahme von Augenleiden, die aber nur der Unreinlichkeit der Bevölkerung zuzuschreiben sind. Als besonders gesunde Kur gegen verschiedene Leiden möchte ich die heißen Sandbäder in den Dünen empfehlen; es ist ein wahrer Genuß, in dem reinen, völlig staubfreien, lockeren Quarzsand herumzulaufen. Die Wüste ist schön, sehr schön, trotz der Hitze und der Dünen. Die ungeheure Einöde hat etwas Gewaltiges, Erhabenes, wie der weite unendliche Ozean. Ein Sonnenaufgang in der Sahara oder eine milde Mondnacht daselbst sind von unbeschreiblichem Zauber, von großartiger Schönheit und rufen Eindrücke hervor, die unverwischbar sind. Wer dann ausgestattet mit Empfänglichkeit für alles Große und Schöne in der Natur und beglückt ist mit einem leichteren Sinn, wenn nicht die beständige Furcht vor etwaigen Gefahren befangen macht in der Betrachtung all dieser Herrlichkeit, der wird gewiß mit aufrichtiger Freude der in der Sahara verbrachten Zeit gedenken, dankbar einem freundlichen Geschick, welches ihm all diese Wunder bei gesundem Leib und gesunder Seele genießen ließ.“

In der Sahara hat Lenz das seltene Phänomen des tönenden Sandes als erster beobachtet. Der Schall dieser Erscheinung nimmt Trompetenstärke, ja sogar die Stärke gewaltiger Donner an.

Schrecklich litt Lenz unter den Dschaui, wie hier die Sandstürme bezeichnet werden.

„In der Nacht vom 14. zum 15. Juni hatten wir“, so schreibt Lenz in seinem Timbuktuwerk, „einen der schlimmsten und furchtbarsten dieser Dschaui

und ich spürte schon mehrere Stunden vorher den Eintritt eines solchen. Ich bekam Kopfschmerzen, wurde nervös und konnte über die geringste Kleinigkeit in die größte Aufregung geraten, fühlte mich überhaupt in jeder Beziehung unbehaglich. Schon abends 10 Uhr war die Luft außerordentlich schwül. Ich versuchte einzuschlafen, hatte aber schwere Träume und Beängstigungen; gegen 1 Uhr wurde ich durch einen furchtbaren Sturm aufgeweckt und von allen Seiten drangen die Sandmassen in das Haus ein. Bald war alles mit einer Schicht fahlen Sandes gleichförmig überzogen, nichts ist hiervor sicher. Gutverschlossene Kisten zeigen beim Öffnen eine Sandschicht, man mag das Gesicht noch so fest verhüllen, der Sand dringt in die Augen, Ohren, Mund und Nase, selbst in die Taschenuhren! Während des Phänomens, welches kaum eine halbe Stunde dauert, fallen auch zuweilen einzelne schwere Regentropfen. Wenn man beim Ausbruch eines solchen Dschauis sich in einem Hause aufhält, so ist er eher noch zu ertragen, als wenn man im Freien von ihm überfallen wird und auch das ist mir wiederholt passiert. Schon eine Stunde vor Ausbruch des Dschauis sieht man im Süden die schweren gelben Wolken langsam heranziehen: die Luft wird schwüler und schwüler und man fühlt sich beängstigt, selbst die Kamele werden unruhig. Wenn dann der Sturm losbricht, ist es nötig, die Tiere niederlegen zu lassen, und zwar mit dem Rücken gegen den heranziehenden Sturm, die Menschen hüllen sich fest in ihre Kleider ein, das Gesicht wird vollständig und möglichst dicht, freilich vergeblich, verdeckt und dann läßt man die heiße Windsbraut vorüber sausen; dieser eigentliche Sturmesausbruch dauert bei den gewöhnlichen Dschauis, die wir in Arauan fast täglich gegen 4 Uhr zu bestehen hatten, in der Regel nicht länger als 10 Minuten.“

Am 1. Juli 1880 erreichte Lenz Timbuktu, das afrikanische Athen oder die Königin der Wüste, wie es früher genannt wurde. 27 Jahre vor ihm war Heinrich Barth, der Klassiker der Afrikaforschung in dieser Stadt gewesen und außer dessen Bericht lag keine genauere Beschreibung vor. Lenz selbst blieb hier drei Wochen. Diese Zeit benützte er zu Beobachtungen aller Art. Allerdings in die Umgebung der Stadt konnte er nicht gelangen wegen der ständigen Feindseligkeiten der Bevölkerung, die in allem, was sie nicht erklären konnte, Spionage fremder Völker vermutete, so besonders bei den astronomischen Messungen. Timbuktus Bedeutung lag und liegt auch heute in seiner Eigenschaft als wirtschaftliches Zentrum Westafrikas. Erzeugnisse des Nordens werden hier gegen solche des Südens ausgetauscht.

Von Timbuktu führte der Weg durch bisher unbekannte Gebiete zum Senegal. Räuberische Überfälle waren abzuschlagen. Krankheiten überfielen die Mannschaft seiner Karawane. Und es bedeutete für Lenz viel Selbstvertrauen, wenn er an einen glücklichen Ausgang seiner Reise dachte. Anfang November erreichte er gleichfalls auf neuen Wegen den ersten französischen Militärposten am Senegal in Medina. Volle 11 Monate hatte die Durchquerung Westafrikas gedauert, und nicht weniger als 5000 km hatte Lenz dabei zurückgelegt. Eine große Strecke in verhältnismäßig kurzer Frist für die damalige Zeit.

Gelbfieber hielt ihn in St. Louis noch vor seiner Rückreise nach Europa auf afrikanischem Boden zurück. Am 21. Jänner 1881 landete Lenz in Bordeaux. Seine Reise führte durch Landschaften, die bald darauf von den Franzosen okkupiert wurden, und so ist es verständlich, daß in Frankreich seine Reise das größte Interesse erregte und er bei seinen Vorträgen über diese Expedition in Bordeaux, Marseille, Montpellier, Lyon und Paris mit Ehrenbezeugungen überschüttet wurde.

In den folgenden Jahren oblag Lenz die Auswertung des reichen Materials seiner Reise. Ihr Ergebnis war sein größtes Werk, sein zweibändiges Timbaktuwerk. Es erschien fast gleichzeitig französisch, denn vor allem hatten die Franzosen praktisches Interesse für seine Leistungen. Nach Wien zurückgekehrt wurde Lenz wieder in der Geologischen Reichsanstalt zu Aufnahmen in Galizien verwendet. Am 19. Dezember 1883 wurde er zum Geologen befördert, übernahm dann die Redaktion der Zeitschrift „Aus allen Weltteilen“ und war so auf diese Weise von der rein geologischen Tätigkeit mehr und mehr auf das Gebiet der Geographie gekommen. Dabei wollte er auch bleiben, wie er in seiner Autobiographie besonders betont, und strebte nun eine Professur für Geographie an, die ihm im Jahre 1885 als ordentlicher Professor der Geographie an der Universität in Czernowitz in der Bukowina auch zuteil wurde. Zuvor wurde er noch Generalsekretär der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien, schied allerdings am 7. März 1885 aus dem Verband der Geologischen Reichsanstalt in Wien aus. Aber es kam wieder anders als Lenz es vorhatte und er konnte diese Professur nicht einmal antreten. In Wien war es nämlich der k. k. Geographischen Gesellschaft gelungen, die Mittel für eine Expedition aufzubringen, die zunächst den neuerrichteten Kongo-Staat kennenlernen und dann versuchen sollte, vom Oberen Kongo aus in nordöstlicher Richtung die Oberen Nilgebiete zu erreichen. Geplant war, von hier aus nordwärts vorzustoßen, um die durch den Mahdistenaufstand abgeschnittenen Europäer Junker, Casati und Lupton, die sich in der Afrikaforschung einen Namen gemacht haben, zu befreien. Die Ausführung dieses Planes gelang nicht, weil Lenz selbst unter sehr widrigen Verhältnissen zu leiden hatte. Seine Arbeit „Die deutschen Kolonien in Afrika und Ozeanien“ blieb deshalb auch unvollendet. In die Zeit der Vorbereitung fällt seine Vermählung, am 3. Mai 1884, mit Paula Ridolfi in Wien.

Als Leiter der österreichischen Kongo-Expedition wählte er Oskar Baumann zum Begleiter, der zwar unterwegs so schwer erkrankte, daß Lenz ihn zurücksenden mußte, der aber später selbst in Ostafrika einige ergebnisreiche Expeditionen durchgeführt hatte. Eine Reihe widriger Umstände, vor allem der Mangel einer genügend großen militärischen Macht, veranlaßte ihn, seinen ursprünglichen Reiseplan zu ändern. Die verworrenen und desolaten Zustände im Kongostaat, die viel Ähnlichkeit mit den gegenwärtigen aufweisen, lähmten sein Fortkommen, dazu ein Kampf mit den Eingeborenen, bei welchem sein gesamtes Sammlungsmaterial verloren ging, dann die Herrschaft der arabischen Sklavenhändler, besonders des vielgenannten Tibbu Tip in Kasongo am Oberen Kongo, die Erkrankung seines Begleiters, die

Blatternepidemie unter seiner Negerbegleitung. Tibbu Tip hielt es für unmöglich, daß Lenz mit nur wenig schwarzen Begleitern in die Gegend nördlich vom Kongo eindringen könne; es hat sich später wirklich erwiesen, daß nur ein Heer von Bewaffneten, wie sie Stanley zur Verfügung standen, einen solchen Versuch wagen konnte. Lenz fuhr also auf Kanus den Lualaba-Kongo aufwärts bis zur bekannten Arabersiedlung Nyangwe, reiste dann in das Hauptquartier von Tibbu Tip nach Kasongo, von da über Land zum Tanganjikasee, fuhr diesen abwärts bis zum Südende und zog hierauf wieder über Land zum Nordufer des Nyassasees. Nachdem Lenz den Nyassasee der Länge nach befahren hatte, gelangte er durch den südlichen Abfluß, den Schire, in den Zambesi, und diesen abwärts ziehend nach der an der Mündung des Kwakwa liegenden portugiesischen Stadt Quihimane in Südafrika. Lenz hat eine vollständige Durchquerung des afrikanischen Kontinentes von der Mündung des Kongo am Atlantischen Ozean bis zur Küste des Indischen Ozeans durchgeführt. Dadurch war die 9. Durchquerung Afrikas wieder auf neuen Wegen erfolgt. Auch diese Fahrt ging von Hamburg aus und zwar auf dem gleichen Segler „Carl Wörmann“, der Lenz schon einmal nach Afrika gebracht hatte. Über Sansibar, Aden und durch den Suezkanal erfolgte die Heimreise. Trotzdem konnte der Neid die Kollegen nicht zurückhalten, diese Expedition aus einer sicheren Bequemlichkeit heraus als gescheitert anzusprechen zu einer Zeit noch, als Lenz sich auf afrikanischem Boden befand.

Diese Expedition beschließt die Wanderjahre von Oskar Lenz. Im März 1887 ist Lenz wieder in Wien. „Nachdem ich so große Teile von Afrika kennengelernt hatte“, heißt es in seiner Selbstbiographie, „konnte ich den großen Unterschied zwischen dem Osten und Westen in klimatischer Beziehung konstatieren, und kann es heute (1920) noch nicht begreifen, wie ich auf meinen früheren Unternehmungen dem mörderischen Klima Westafrikas entgangen bin.“ Leider hat Oskar Lenz einen umfassenden Reisebericht über diese Reise nicht geschrieben, nur im Jahrbuch der Mittelschweizerischen Geographisch-Commerziellen Gesellschaft in Aarau, Fernschau 1889, ist ein Bericht über die österreichische Kongo-Expedition in den Jahren 1885 bis 1887 unter dem Titel „Vom Congo zum Zambesi“ von Oskar Lenz erschienen. Als ich im Jahre 1962 in Monrovia mit der „Nigeria“, einem Motorschiff der Wörmann-Linie, Hamburg, ankam, wurde eine Anzahl von Kru-Negern als Verladearbeiter an Bord genommen. Sie fuhren mit dem Schiff bis Kriwi, um dann bei der Rückkehr des Schiffes in Monrovia wieder an Land zu gehen. Sie standen unter der Führung eines Hetman und führten einen eigenen Koch mit sich. Diese Episode erinnerte mich an eine Stelle in dem erwähnten Bericht von Lenz, wo er berichtet, daß er seine Begleiter vom Stamme der Why, einer kleinen Kolonie in der Nähe von Monrovia, wählte. Diese nahm Lenz bis Wien mit und schickte sie über Hamburg nach ihrer Heimat zurück. „Im Interesse späterer Expeditionen liegt es, daß diese Leute Vertrauen in die Worte des weißen Mannes haben und so legte ich großen Wert darauf, daß meine Diener in jeder Weise befriedigt zu ihren Verwandten zurückkehrten“, schreibt er. Zur Weltausstellung nach London 1906 wurde dann

auch eine Gruppe der Pygmäen vom Ituri eingeladen. „Die Whyboys sind gute, unerschrockene Diener und können vielleicht noch mancher von Westafrika ausgehenden Expedition nützen. Der Stamm Why hat eigene Schriftzeichen [eine Art Geheimschrift], die kein anderer Negerstamm zu lesen imstande ist,“ so fährt Oskar Lenz fort. Mir war es leider nicht möglich, an Ort und Stelle über diesen Stamm etwas zu erfahren. Nach dankenswerter Auskunft von M. Gusinde ist wahrscheinlich der liberische Volksstamm „Ve“ gemeint.

In der Zwischenzeit wurde die Geographische Lehrkanzel der Universität mit deutscher Unterrichtssprache in Prag vakant. Professor Dionys Ritter von Grün trat am 29. November 1885 in den Ruhestand. Das Collegium der philosophischen Fakultät der obigen Universität hat in der Sitzung vom 28. Jänner 1886 einstimmig beschlossen, „dem hohen k. k. Ministerium zur Besetzung der durch die Versetzung des bisherigen Professors der Geographie Dionys Ritter von Grün in den dauernden Ruhestand erledigten Lehrkanzel der Geographie den bisherigen Privatdozenten an hiesiger Universität Dr. Ferdinand Löwl vorzuschlagen und dessen Beförderung zum außerordentlichen Professor zu beantragen“⁷. Doch der k. k. Minister für Kultus und Unterricht etc., Dr. Paul Gautsch von Frankenthurn, entschied folgendermaßen: „Gleichwohl nehme ich Anstand, den Genannten [Ferdinand Löwl] für die Verleihung der erledigten Prager Professur zu nominieren. Die Prager Universitäten [die deutsche und die tschechische] sind, was die Bezüge der an derselben bestehenden Lehrkanzeln anlangt, besser dotiert als die anderen Universitäten mit Ausnahme von Wien. Es erscheint mir demnach gerechtfertigt, bei Besetzung der Prager Professuren zunächst jene Persönlichkeiten in Betracht zu ziehen, die schon längere Zeit einen weniger gut dotierten Posten mit entsprechendem Erfolge bekleidet haben und auf jüngere Dozenten, wie dies auch Dr. Löwl ist, erst dann Rücksicht zu nehmen, wenn Candidaten von längerer Dienstzeit und hervorragenderen Leistungen nicht vorhanden sind. Dies ist nun rücksichtlich des Lehrfaches der Geographie der Fall. Zu den Vertretern dieses Faches, welche eine verhältnismäßig lange Staatsdienstzeit und anerkannte Leistungen aufzuweisen haben, zählt der ordentliche Professor der Geographie an der Czernowitzer Universität, Dr. Oskar Lenz, und ist es mir nicht unbekannt, daß derselbe die Erlangung einer Professur an einer größeren Universität und damit eines umfangreicheren Wirkungskreises anstrebt“⁸.

So ernannte Kaiser Franz Joseph am 7. Juni 1887 Oskar Lenz zum ordentlichen Professor der Geographie in Prag mit Rechtswirksamkeit vom 1. Oktober 1887. Ein Geographisches Institut besaß die deutsche Prager Universität nicht. Oskar Lenz las 42 Semester bis zum Sommersemester 1909 an

⁷ Laut Vorschlagsbericht des Dekanats der deutschen philosophischen Fakultät in Prag vom 29. 1. 1886.

⁸ Österreichisches Staatsarchiv, Wien.

der Prager deutschen Universität, am längsten von allen Geographieprofessoren, im ganzen waren es 207 Wochenstunden Vorlesungen, 46 Stunden Übungen (ab Sommersemester 1892 bis Sommersemester 1903) und von da an wöchentlich noch 2 Stunden Besprechungen. Am häufigsten erscheint unter den Titeln der Vorlesungen die „Allgemeine Geographie“ vertreten, fünfmal wurde sie als solche angekündigt und zwölfmal erscheint sie als „Physikalische Geographie“. Diese Kollegien waren immer vierstündig. Insgesamt 68 Stunden widmete Lenz der Allgemeinen Geographie und 117 Wochenstunden der Länderkunde, davon 35 Stunden den europäischen Ländern und 18 Stunden Afrika in 5 Vorlesungen. Im Sommersemester 1900 war Lenz krankheitshalber beurlaubt. Mein Geographielehrer Alfred Krogner am deutschen Staats-Gymnasium in Budweis war ein Schüler von Oskar Lenz. Er berichtete, daß Oskar Lenz aus einem Skriptum las. Sein Vortrag war fesselnd und gemeinverständlich. Lenz hatte die Absicht, ein Geographisches Seminar zu errichten und das Professorenkollegium stützte seinen Antrag, aber der Referent der k. k. Statthalterei in Prag beantragte beim Ministerium in Wien, diese Bitte abzulehnen. Doch am 28. Dezember 1892 konnte Lenz eine Bewilligung mit Vorbehalt ab Sommersemester 1893 von 100 bis 200 Gulden pro Semester für Honorierung schriftlicher Seminararbeiten durchsetzen. Am 28. April 1903 beantragte Lenz fernerhin die Errichtung einer Assistentenstelle, nachdem das tschechische Geographische Seminar eine solche schon seit 1894 besaß. So wurde ab 1. Oktober 1904 Karl Schneider als Assistent auf zwei Jahre bestellt. Unter der Ägide von Lenz wurden drei Dissertationen angefertigt. Die jährliche Dotation des Seminars betrug anfangs 400 ö. Kronen. Ab 2. März 1906 bewilligte das Ministerium für Kultus und Unterricht in Wien die Erhöhung der Dotation auf 600 ö. Kronen bis 1909 und eine außerordentliche Dotation von 1000 ö. Kronen. Doch diese a. o. Dotation lehnte die k. k. Statthalterei zunächst ab. 1908 wurde jedoch eine solche der Lehrkanzel zugewiesen. Aus diesem Vorgang ist schon zu erkennen, welche bürokratischen Schwierigkeiten Lenz zu überwinden hatte, um einen vertretbaren Lehrbetrieb aufrecht zu erhalten. Exkursionen konnten nur in der Umgebung von Prag unternommen werden, da jedweder Exkursionsfonds fehlte.

Mit der allgemeinen Zunahme der Hörer an der Universität stieg auch die Hörerzahl der Geographiestudierenden, welche die Prüfung für das Lehramt an Mittelschulen (Höheren Schulen) ablegten. Am 30. August 1897 wurde eine neue Prüfungsvorschrift erlassen, wonach auch Frauen zum ordentlichen Universitätsstudium zugelassen wurden. Bis 1911 wurde das Fach Geographie nur in Verbindung mit dem Fach Geschichte abgelegt. Lenz war in den letzten Jahren seiner Lehrtätigkeit in Prag öfters krank und einigemal beurlaubt, so in den Sommersemestern 1900, 1902 und 1907. Über seinen Aufenthalt in Prag schreibt er in seiner Selbstbiographie: „Wurde auch mein Aufenthalt in Böhmens Hauptstadt durch die nationalen Kämpfe ungünstig beeinflusst, so wurde das wieder wettgemacht durch den engen Zusammenschluß und das lebenswürdige Entgegenkommen der Kollegen an der deutschen Universität, und ich genoß sowohl die Zuneigung meiner Schüler, wie das Ver-

trauen der Professoren, so daß mir auch im Laufe der Zeit die verschiedenen akademischen Würden zufließen: 1891 war ich Dekan der philosophischen Fakultät⁹ und 1902 Rektor Magnificus der Universität.“ In Anerkennung seiner Verdienste wurde ihm 1906 der Titel Hofrat verliehen. Nebenbei bemerkt sei, daß Lenz auch Direktor der Prüfungskommission für das Lehramt an höheren Handelsschulen und Leiter des Turnlehrerbildungskurses war.

Die beschwerlichen Reisen in seiner Jugend zeigten schließlich doch ihre bösen Folgen, und so nahm er 1910 seinen Abschied von der Prager deutschen Universität, wie er schreibt, „da ich meine Stellung nicht mehr voll und ganz auszufüllen glaubte“.

Bevor ich auf den Lebensabend von Oskar Lenz eingehe, möchte ich es nicht versäumen, auch seiner Frau ein Denkmal zu setzen. Auch da ist es am besten, Lenz' eigene Worte zu zitieren: „Oft wurde mir gesagt: Du hast viel Glück in deinem Leben gehabt: Wenn dem so ist, so gilt dies aber ganz besonders für meine Ehe. Eine hochgebildete Wiener Dame war es, mit der ich mich im Mai 1884 vermählte. Als echte Wienerin mit dem feinsten Gefühl und Verständnis für Musik und Theater, war auf dieselbe, als Erbteil ihrer Vorfahren, die schon zur Zeit des großen Napoleon höhere Beamtenposten inne hatten, jene feine Altwiener Kultur übergegangen, die das Leben zur Biedermeierzeit so anmutig machte. Trotzdem verstand sich meine Frau auch in meine Berufstätigkeit zu finden, und auf den häufigen Reisen, die wir besonders an die Adria unternahmen, zeigte dieselbe großes Verständnis für die Natur. Wir waren die ersten Gäste in dem neu entdeckten Abbazia, wir gehörten zu den Ersten, welche die großartigen Kulturleistungen Kupelwiesers [Leopold K. war Historiker kirchlicher Richtung (1796—1862)] auf Brioni zu bewundern Gelegenheit hatten, ja dieser erste Aufenthalt daselbst begeisterte meine Frau zu einer ganz guten Beschreibung dieser herrlichen Insel, welcher Aufsatz in der jetzt eingegangenen Zeitschrift ‚Deutsche Rundschau f. Geographie‘ abgedruckt ist.“ Ein weiterer Aufsatz aus ihrer Feder ist betitelt „Ein Ausflug nach Malta“ und ist in der Neuen Illustrierten Zeitung, Wien 1920, abgedruckt.

Von Prag übersiedelte Oskar Lenz in ein kleines, sonniges Dorf bei Wien, nach Soos, das heute durch seinen „Roten“ als Weinort bekannt ist. Wenn man von der Durchgangsstraße von Wien zum Wienerwald in die Hauptstraße des Weindorfes abbiegt, so fällt einem sogleich ein Gebäude mit Sternbildern und durch seine massive Bauweise auf. Es ist der „Paulahof“, der zum Bürgermeisteramt geworden ist. Wie Lenz gerade hieher an den Fuß des Wienerwaldes verschlagen wurde, erfährt man aus einem Artikel von Anton Krispin, der die Überschrift trägt: „Ein Besuch bei Hofrat Oskar Lenz“ in der Badener Zeitung vom 14. März 1914. Im Jahre 1894 las Lenz während seines Aufenthaltes mit seiner Frau in Baden in der Badener Zeitung eine Annonce,

⁹ Ludwig, Walter: Die Geographie an der Deutschen Universität in Prag seit der Begründung des geographischen Lehrstuhles (1872—1932). Arb. d. Geogr. Inst. d. D. Univ. i. Prag. N. F. Heft 15. Prag 1934.

in welcher dieses Sooser Haus zum Kauf angeboten wurde. Man besichtigte es und trotz seines desolaten Zustandes wurde es erworben. Durch gründliches Ausbessern erhielt das Haus ein stattliches Aussehen. Gerade aus diesem Zeitungsbericht ist die gepflegte Atmosphäre des Lenz'schen Hauses zu entnehmen. „Während der launigen Erzählung hatten wir [Ehepaar Lenz und der Berichterstatter] den interessanten Teil des Gelehrtenheimes, das Studierzimmer betreten. Eine geräumige Veranda wurde zu einem solchen umgewandelt und hier finden sich die wertvollsten Erinnerungen an die wissenschaftlichen Expeditionen des Eigentümers. Die Luft Afrikas scheint all diese Gegenstände zu umwehen . . . Wer mit dem vielgereisten Manne verkehrt, wird daran erinnert, daß das wahre Verdienst sich stets mit persönlicher Bescheidenheit paart, denn Hofrat [Lenz] spricht von seinen hervorragenden Leistungen nichts oder nur im Tone schlichter Selbstverständlichkeit. Zum Schlusse betraten wir durch eine Verbindungstür die Bibliothek. Tausende von Büchern und Broschüren der einschlägigen Literatur sind in dem großen Raume untergebracht.“

Aus diesem bescheidenen Bericht tritt doch die Persönlichkeit jenes Forschers hervor und auch von seiner gepflegten Umgebung kann man sich ein Bild machen. Vergeblich suchte ich nach den Resten dieser Bibliothek. Sie scheint wie vom Erdboden weggefegt zu sein. Sein Neffe, Walther Lenz, Pfarrer i. R., schrieb mir, er vermute, daß die Bibliothek von Oskar Lenz an seinen Bruder Eugen in Leipzig übergegangen ist, denn dieser sprach „von dem Oskar Lenz-Archiv“. Mit seinem unverheirateten Bruder Eugen (1859—1934), der in Leipzig Buchhändler war, hatte er stets enge Verbindung gehalten.

Aus einem Schreiben vom 16. 8. 61 von Ernst Casper, Wien, der ein Landsmann von Oskar Lenz ist, im freundschaftlichen Verkehr mit dem Ehepaar stand und dem nach dem Tode von Lenz das Exemplar der „Chronik des Adelsgeschlechtes der von Lentze“, welches im Besitze des Forschers war, von den Erben übergeben wurde, erfahre ich, daß Oskar Lenz sich kurz nach dem Ersten Weltkrieg im Krankenhaus von Wiener Neustadt einer Augenoperation unterziehen mußte. Paula Lenz lag kurz vor ihrem Ableben im Krankenhaus von Bad Vöslau. Frau Paula Lenz wurde am 23. 5. 1855 geboren und verstarb, laut ihres Grabsteines in Soos, am 26. März 1924. Lebendige Erinnerungen an das Ehepaar Lenz hatte nur Ernst Casper. Er schildert mir liebevoll, wie er an einem Lichtbildervortrag über Afrika im Festsaal der Wiener Universität teilgenommen hat und dann auch bei dem Abendessen der Professoren im Lokal Meissl und Schadn auf dem Neuen Markt anwesend war. Auch Dr. Oberhummer, der Leiter der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften in Wien und Sohn des bekannten Wiener Geographen, erinnert sich noch daran, wie sein Vater mit einigen Herren anlässlich des Geburtstages von Hofrat Lenz im Fiaker von Wien nach Soos fuhren. Am 2. März 1925, im Alter von 77 Jahren, verstarb dieser große Mensch und bescheidene Forscher Oskar Lenz in Soos, wo er an der Seite seiner Gattin im Friedhof dieses sonnigen Weinortes am Wienerwald begraben liegt.

Wie zahlreiche seine Ehrungen gewesen sind, geht aus dem Verzeichnis im Anhang hervor.

Ein Bericht sei aber hier zum Abdruck gebracht, der nicht nur die Anerkennung der Forschungen deutscher Afrikareisender bestätigt, sondern auch heute noch von besonderem Interesse ist, weil er die europäische Zusammenarbeit von damals charakterisiert. Im Leipziger Tagblatt vom 24. Februar 1904 heißt es: „Erinnerungstafeln für Afrikaforscher. In Timbuktu fand Ende November des vorigen Jahres [1903] eine interessante Feierlichkeit statt, veranstaltet von den Offizieren der dortigen französischen Besatzung. Es wurden nämlich Erinnerungstafeln enthüllt an denjenigen Häusern der Stadt, welche von Forschungsreisenden bewohnt gewesen sind, und zwar in der Zeit vor der französischen Okkupation. An der Feierlichkeit nahmen u. a. teil: Oberstleutnant Dagneaud, Kommandant des Distrikts, Kapitän Carnus vom 2. senegalischen Tirailleur-Regiment, sowie der zufällig anwesende englische Konsul für Französisch-West-Afrika, Kapitän C. F. Cronie. Ebenso wohnte der gegenwärtige Chef der jetzt wieder aufblühenden Stadt, Alfa Seidon, welcher 1893 Timbuktu den Franzosen übergeben hatte, der Zeremonie bei. Vier Forschungsreisende sind es, die in dieser Weise von den französischen Behörden geehrt wurden: 1826 gelangte von Tripolis aus der Engländer Gordon Laing in jene Stadt; er wurde später in der Gegend Arauan ermordet, und seine Tagebücher sind bisher nicht auffindbar gewesen. 1828 erreichte der Franzose René Caillié vom Senegal aus Timbuktu; 1853 bis 1854 hielt sich durch volle acht Monate der Deutsche Heinrich Barth, vom Tsadsee herkommend, dort auf, und am 1. Juli 1880 gelang es Professor Dr. Oskar Lenz, einem geborenen Leipziger und Nikolaischüler, von Marokko aus, nach Durchkreuzung der westlichen Sahara, diesen vielerstrebten Ort zu erreichen. Die an den betreffenden Wohnhäusern angebrachten Erinnerungstafeln sind aus Holz und enthalten die Namen der Reisenden, sowie das Datum ihres Aufenthaltes in dieser jetzt französischen Handelsstadt an der Grenze zwischen Sahara und Sudan.“ Heute liegt Timbuktu in den Grenzen von Mali.

Nachrufe und Würdigungen wurden geschrieben im Namen der Geologischen Bundesanstalt in Wien durch Hofrat Dr. F. Kerner-Marilaun, im Namen der Prager Deutschen Universität findet man eine fast dreiseitige Würdigung in der Veröffentlichung des Rektors im Studienjahr 1927/28. In der Hauptversammlung der Geographischen Gesellschaft in Wien heißt es im Bericht des Generalsekretärs Dr. Hermann Leiter am 18. 5. 1925: „Mehr als 50 Jahre war Hofrat Prof. Dr. Oskar Lenz . . . Mitglied und Amtswalter der Geographischen Gesellschaft . . . Lenz als Forschungsreisender und Gelehrter kann erst an anderer Stelle gewürdigt werden.“ Auch in der Versammlung am 8. 2. 1927 zur Erinnerung an den 70jährigen Bestand der Geographischen Gesellschaft in Wien erwähnte der Präsident Professor Dr. Eduard Brückner das Dahinscheiden von Hofrat Prof. Dr. Oskar Lenz. Eine Würdigung seiner Persönlichkeit von dieser wissenschaftlichen Gesellschaft steht bis zum heutigen Tag jedoch aus.

Es scheint eine gewisse Schicksalsverbundenheit zu sein, daß sein Tod zeit-

lich mit dem eines anderen berühmten Afrikaforschers zusammenfällt, nämlich mit dem von Georg Schweinfurt (1836—1925). Gerade so wie Oskar Lenz im Laufe der Zeit nicht nur von den Fachgelehrten und seinem Volke vergessen wurde, so auch ein anderer Afrikapionier, nämlich der Schweizer Werner Munzinger-Pascha (1832—1875), dem Lee van Dovski¹⁰ kürzlich eine Würdigung schenkte. Beide dürfen wir an die Seite von Albert Schweitzer, dem weißen Afrikaner stellen, denn sie alle sind durchglüht von hohem Idealismus. Deshalb ist es notwendig, daß man ihnen ein würdiges Denkmal setzt und sie der Vergessenheit entreißt. Die Erforschung Afrikas geht eben nicht nur auf Abenteurer zurück, die das Bild des weißen Menschen in diesem Kontinent so verzeichnet haben, sondern auch auf Menschen, beseelt von Menschenliebe und Forschergeist.

Als Kartograph betätigte sich Oskar Lenz schon im Dienste der Geologischen Reichsanstalt bei seiner geologischen Aufnahme der Fruška Gora in Syrmien, im Bregenzer Wald wie in Ostgalizien und in der Bukowina. Auf seinen Reisen in Afrika hat er seine Wege durch Routenaufnahmen fixiert und diese bilden noch heute die Grundlage der Karten dieser Gebiete. Es sei auf die „Notiz an Petermanns Geographischen Mitteilungen über die Ogowe-karte“, 1878, oder auf die „Ethnographische Karte des Ogowegebietes“ in den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien, 1878, hingewiesen. Seinen Reisebericht von Timbuktu hat er 1881 schon mit einer Karte in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde versehen. Sein Reisewerk „Timbuktu“ selbst enthält mehrere Karten auf Grund seiner Routenaufnahmen und ebenso hat er seine Durchquerung Afrikas kartographisch aufgenommen. In einer speziellen Karte hat er den oberen Kongolauf festgehalten.

Die Beiträge zur physischen Geographie, abgesehen von den geologischen Forschungen, beschäftigen sich mit den „Erratischen Erscheinungen“ im nördlichen Vorarlberg wie dem alten Rheingletscher. Auf dem afrikanischen Kontinent waren vor allem die Lateritfrage, die polierten Felsen in den afrikanischen Flußbetten und schließlich die Formen der Sahara, die Wüstendünen und der tönende Sand Gegenstand seiner Untersuchungen.

Man würde fast annehmen, daß Oskar Lenz wegen seiner naturwissenschaftlichen Ausbildung, und da vor allem als Geologe, wenig Interesse an anthropogeographischen wie völkerkundlichen Fragen hätte, doch dem ist nicht so. 1878 erschien seine Studie über die Fang in Südkamerun und dann seine Beobachtungen über die Zwergvölker in Westafrika, die Martin Gusinde in seinem Twidenwerk¹¹ zitiert. Über die Anthropophagen und Zwergvölker, wie über die Ruwafa, die Rifbewohner Marokkos und über die Fala-chas, abessinische Juden, und die marokkanischen Juden sowie über die Eingeborenen von Tripolitanien veröffentlichte er gesonderte Studien.

Schon während seiner geologischen Tätigkeit hatte er großes Interesse an prähistorischen Funden und Ausgrabungen, so auch in Afrika, wo er sich

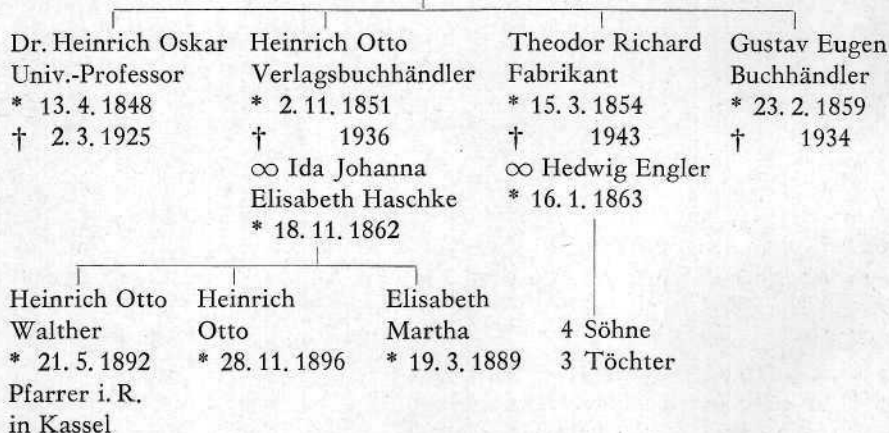
¹⁰ Dovski, Lee van: Ein Leben für Afrika. Zürich 1954.

¹¹ Gusinde, Martin: Die Twiden. Wien 1956.

mit den Steinwerkzeugen aus der Sahara beschäftigte, mit der Steinzeit in Afrika überhaupt, mit den Ruinenstätten im Maschonaland und deren Beziehungen zum biblischen Ophir. Erwähnt sei ferner seine Untersuchung über die Bedeutung der Termiten für die Erdbewegung und natürliche Bodenkultur. Doch die Beiträge zur Länderkunde überwiegen unter seinen geographischen Arbeiten. Es ist vor allem Westafrika, dem er naturgemäß seine besondere Aufmerksamkeit widmete: Skizzen aus Westafrika (1878), das Timbuktuwerk, Britisch-Zambesia, das Sultanat Marokko, die Malta-Gruppe; Einzelstudien sind vereinigt in seiner Geographie von Afrika im Handbuch der Geographie zum Andre'schen Atlas. Abgesehen von seinen vier Hauptwerken liebte er meist kleine Berichte, Zeitschriften- und Zeitungsartikel und deshalb ist es eben nicht verwunderlich, daß seine Forschungsarbeit so schnell vergessen wurde. Aber sein Forschergeist soll heute nicht vergessen werden, denn er liebte die Kürze im Ausdruck und nicht den Wortschwall, wie die wissenschaftliche geographische Literatur seiner Zeit, die deshalb so langweilig wirkte. Er schrieb Biographien und Nachrufe für Gustav Nachtigal, Henry Stanley, Oskar Baumann, Emil Holub und Hermann von Wißmann. Seiner Prager Lehrzeit verdanken wir die ersten Bibliographien der Geographie und Prähistorik der Deutschböhmen. Zum Schluß seien noch die zahlreichen Artikel erwähnt, die sich mit der Kolonialfrage in Afrika auseinandersetzen und heute vielfach ihre Antwort finden.

Oskar Lenz und seine Geschwister

Heinrich Wilhelm Lenz ∞ Ernestine Pauline geb. Hiller
Schuhmachermeister * 4. 4. 1822 † 27. 7. 1891
* 2. 10. 1807 † 2. 8. 1876



Ebrungen

Ritter des kaiserl. österr. Franz Joseph-Ordens; Inhaber der kaiserl. österr. großen goldenen Medaille „pro litteris et artibus“; Offizier des Königl. belgischen Leopold-Ordens; Ritter des Königl. preuß. Kronen-Ordens III. Klasse; des Königl. sächs. Albrechts-Ordens I. Klasse; des Königl. italienischen Kronen-Ordens; des Königl. portugiesischen mil. Christus-Ordens; Inhaber der großen goldenen Medaillen der geographischen Gesellschaften von Paris und Marseille und der Ritter-Medaille des Vereins für Erdkunde in Berlin.

Ehrenmitglied der geographischen Gesellschaften von Wien, Budapest, Berlin, Leipzig, Dresden, Bremen, München, St. Gallen, Bern, Neapel, Marseille, Montpellier, Madrid, Victoria, Kairo.

Korrespondierendes Mitglied der geographischen Gesellschaften von Rom, Lyon, Genf, Halle, Hannover, Brüssel, Aarau.

Mitglied der k. k. wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen, Direktor der Prüfungskommission für Handelswissenschaften, Mitglied der Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher.

Ordentliches Mitglied der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen etc. und des Instituts Colonial International.

Publikationen von Professor Dr. Oskar Lenz 1870—1925

- 1870 Über das Auftreten jurassischer Gebilde in Böhmen (mit 2 Tafeln). Ztschr. f. d. ges. Naturwissensch. Halle a. S., Mai-Heft 1870.
- 1871 Geognostische Skizze der Umgebung v. Döbling. Jahresber. d. Lehranstalt „Albertinum“ i. Döbling.
- 1872 Über Juraablagerungen an d. sächsisch-böhm. Grenze. Verh. d. k. k. geolog. Reichsanstalt [RA]. Wien 1872, S. 92.
- 1872 Ethnogr. u. naturhist. Sammlungen v. F. Bayern in Tiflis. Verh. d. k. k. geolog. RA (1872) 223.
- 1872 Die Frusca-Gora. Verh. d. k. k. geolog. RA (1872) 230.
- 1872 Neue Funde v. Mammutresten. Verh. d. k. k. geolog. RA (1872) 268.
- 1872 Jura-Fossilien aus Böhmen. Verh. d. k. k. geolog. RA (1872) 274.
- 1872 Aus dem Baranyer Komitat. Verh. d. k. k. geolog. RA (1872) 290.
- 1872 Die „Transaction of the Bombay geograph. Society“. Mittl. d. k. k. geogr. Ges. Wien 15 (1872) 142.
- 1872 Der Yellowstone Park. Mittl. d. k. k. geogr. Ges. 15 (1872) 220.
- 1873 Geognostische Verhältnisse der Frusca-Gora. Verh. d. k. k. geol. RA (1873) 18.
- 1873 Geolog. Mitteil. aus dem Baranyer Komitat. Verh. d. k. k. geolog. RA (1873) 89.
- 1873 Aus dem Bregenzer Wald. Verh. d. k. k. geolog. RA (1873) 223.
- 1873 Geolog. Reisebericht aus dem Bregenzer Wald. Verh. d. k. k. geolog. RA (1873) 240.

- 1873 Die brachiopodenreiche Austernbank bei Klien in Vorarlberg. Verh. d. k. k. geolog. RA (1873) 749.
- 1873 Beiträge zur Geologie d. Frusca-Gora i. Syrmien. Jb. d. k. k. geolog. RA (1873).
- 1873 Die Ausstellung d. k. k. geolog. RA auf der Wiener Weltausstellung 1873. Deutsche Zeitung, Wien 24. 5. u. 14. 6. 1873.
- 1874 Beschreibung der Gesteine, welche auf der 2. deutschen Nordpolexpedition gesammelt wurden. Die 2. deutsche Nordpolexpedition Bd. 2. Wissensch. Ergebnisse. 2. Abt. Geologie. Leipzig 1874.
- 1874 Geolog. Notizen aus der Frusca-Gora i. Syrmien. Verh. d. k. k. geolog. RA (1874) 58.
- 1874 Erratische Erscheinungen i. nördl. Vorarlberg. Verh. d. k. k. geolog. RA (1874) 85.
- 1874 Über den alten Rheintalgletscher. Jb. d. k. k. geolog. RA (1874).
- 1874 Geologische Notizen aus Westafrika. Verh. d. k. k. geolog. RA (1874) 285.
- 1874 Exkursionen v. Gabun auf dem Como-Fluß. Verh. d. k. k. geolog. RA (1874) 319.
- 1874 Reisen in Westafrika. Verh. d. k. k. geolog. RA (1874) 363.
- 1875 Reise auf dem Ogowe-Strom. Petermanns geogr. Mittl. Gotha 1875.
- 1875 Geologisches aus Westafrika. Verh. d. k. k. geolog. RA (1875) 149.
- 1875 Vom Ogowestrom. Brief an F. v. Hochstetter. Mittl. d. k. k. geogr. Ges. 18 (1875) 319.
- 1874/75 Reiseberichte aus Afrika an die deutsche Afrik. Ges. in Berlin. Mit 1 Karte. Korrespondenzbl. d. deutschen afrik. Ges. Berlin, Bd. 1, S. 151, 156, 231, 247, 282, 286, 335, 349, 360.
- 1875/76 Reiseberichte aus Afrika an die deutsche Afrik. Ges. in Berlin. Korrespondenzblatt d. deutschen Afrik. Ges. Berlin, Bd. 2, S. 1, 19, 32, 141, 149, 157, 221, 271, 275.
- 1876 Geologisches aus Afrika. Verh. d. k. k. geolog. RA (1876) 230.
- 1877 Resumé meiner Reise im Ogowegebiet. Verh. d. Ges. f. Erdkunde. Berlin 1877, S. 76.
- 1877 Geologischer Reisebericht aus Ostgalizien. Verh. d. k. k. geolog. RA (1877) 187.
- 1877 Zur Gypsfrage i. Ostgalizien. Verh. d. k. k. geolog. RA (1877) 277.
- 1877 Petrefakten v. d. Loango-Küste. Verh. d. k. k. geolog. RA (1877) 278.
- 1878 Gabbro v. d. westafrik. Küste. Verh. d. k. k. geolog. RA (1878) 52.
- 1878 Polierte Felsen i. d. Betten afrik. Flüsse. Verh. d. k. k. geolog. RA (1878) 101.
- 1878 Die Geologie d. Goldküste in Westafrika. Verh. d. k. k. geolog. RA (1878) 119.
- 1878 Geolog. Mittl. aus Westafrika. Verh. d. k. k. geolog. RA (1878) 148.
- 1878 Itabirit aus dem Okandeland (Westafrika). Verh. d. k. k. geolog. RA (1878) 168.
- 1878 Beziehungen zwischen Nyirok, Laterit u. Berglehm. Verh. d. k. k. geolog. RA (1878) 79.

- 1878 Erläuterungen z. geolog. Karte des Stanislauer Kreises. Verh. d. k. k. geolog. RA (1878) 108.
- 1878 Geologischer Reisebericht aus Ostgalizien. Verh. d. k. k. geolog. RA (1878) 283.
- 1878 Aus Ostgalizien. Verh. d. k. k. geolog. RA (1878) 324.
- 1878 Gypstegeel u. Süßwasserkalk in Ostgalizien. Verh. d. k. k. geolog. RA (1878) 337.
- 1878 Analysen v. Laterit aus Westafrika. Verh. d. k. k. geolog. RA (1878) 351.
- 1878 Land u. Leute in Westafrika. Mit Abb. Leipziger Illustr. Zeitung 1878, Nr. 1833.
- 1878 Notiz an Petermanns geogr. Mittl. über die Ogowekarte. Petermanns geogr. Mittl. Gotha 1878.
- 1878 Die Handelsverhältnisse in Westafrika. Deutsche geogr. Blätter Bremen, Bd. 2, S. 58.
- 1878 Die Fan in Westafrika. Deutsche geogr. Blätter. Bremen, Bd. 2, S. 65.
- 1878 Reise in das Okandeland. Mittl. d. k. k. geogr. Ges. 21 (1878) 457.
- 1878 Skizze aus Westafrika. Mit Übersichtskarte. A. Hoffmann & Co. Berlin 1878
- 1878 Über Zwergvölker in Westafrika. Mittl. d. k. k. geogr. Ges. 21 (1878) 28.
- 1878 Ethnograph. Karte des Ogowegebietes. Mittl. d. k. k. geogr. Ges. 21 (1878) Heft 10.
- 1878 Die Fan. Ein Anthropophagenvolk. Die „Gegenwart“ (1878).
- 1879 Die Arbeiterverhältnisse i. d. Faktoreien Westafrikas. Monatsschrift f. d. Orient, Wien 1879, Nr. 1.
- 1879 Die Goldküste in Westafrika. Monatsschrift f. d. Orient. Wien 1879, Nr. 2, 3, 4.
- 1879 Land u. Leute in Westafrika. Mit Abbild. Leipziger Illustr. Zeitung 1879, Nr. 1861, 1878, 1833.
- 1879 England u. die Eingeborenen Afrikas. Neue Freie Presse. Wien, 15. Februar 1879.
- 1879 Ein deutscher Kolonisationsversuch i. Westafrika vor 200 Jahren. Neue Freie Presse. Wien, 21. 3. 1879.
- 1879 Skizzen aus Westafrika. Neue Freie Presse. Wien, 5. April 1879.
- 1879 Über Süßwasserkalke bei Tlumaz (Ostgalizien). Verh. d. k. k. geolog. RA (1879) 114.
- 1879 Die Juraschichten von Bukowina (Ostgalizien). Verh. d. k. k. geolog. RA (1879) 201.
- 1879 Reisebericht aus Ostgalizien. Verh. d. k. k. geolog. RA (1879) 280.
- 1880 Reisebriefe an die afrik. Ges. in Deutschland. Mittl. d. afrik. Ges. in Deutschland. Berlin, Bd. 1, S. 246.
- 1880 Reisebriefe an die afrik. Ges. in Deutschland. Mittl. d. afrik. Ges. in Deutschland. Berlin, Bd. 2, H. 1 u. 2.
- 1881 Reise nach Timbuktu. Mit Karte. Ztschr. d. Ges. f. Erdkunde 16 (1881).
- 1881 Timbuktu. Wiener Allg. Zeitung, 27. 8. 1881.

- 1881 Voyage par le Maroc à Timbouctou. Bullet. de la Soc. de Geogr. Paris 1881.
- 1882 Tanger. Mit Abb. Wiener Illustr. Zeitung 1882, Nr. 7 u. 8.
- 1882 Anthropophagen u. Zwergvölker in Westafrika. Jb. d. geogr. Ges. in Bern (1882).
- 1882 Die Machaznigah in Marokko. Mit Abb. Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Statistik. Wien, Bd. 4, S. 505.
- 1882 Die Ruwafa (Rifbewohner) Marokkos. Wiener Allg. Zeitung, 8. 7. 1882.
- 1882 Die Militärverhältnisse Marokkos. Die „Gegenwart“. Berlin 1882, Nr. 34.
- 1882 Zwei afrikan. Wüstenstädte. Mit Abb. Leipziger Illustr. Zeitung. Leipzig 1882, Nr. 2061.
- 1882 Die franz. Eisenbahnunternehmungen in Sahara und Sudan. Rodenberg's Deutsche Rundschau. Berlin 1882.
- 1883 Steinwerkzeuge aus der Sahara. Das „Ausland“. Nr. 1 (1883).
- 1883 Zur Kenntnis der Tertiärlagerungen i. N- u. Westafrika. Verh. d. k. k. geolog. RA (1883) 225.
- 1883 Islam u. Afrikaforschung. „Aus allen Weltteilen“ 14 (1883) 289.
- 1883 Tetuan u. die Landschaft Andschira. „Aus allen Weltteilen“ 15 (1883) 1.
- 1883 Reise von Tanger nach Fes. „Aus allen Weltteilen“ 15 (1883) 65.
- 1883 Ein Naturgemälde aus Westafrika. Österr. Rundschau. Wien 1883.
- 1883 Mikuasa in Marokko. Österr. Rundschau. Wien 1883.
- 1883 Aus der Sahara. Schriften z. Verbreitung naturwissenschaftl. Kenntnisse. Wien 1883.
- 1883 Geogr. Monatsbericht f. d. Jahr 1883. Mittl. d. k. k. geogr. Ges. (1883) 36, 84, 137, 188, 252, 507, 631.
- 1884 Bericht über die inneren Angelegenheiten d. k. k. geogr. Ges. in Wien. Mittl. d. k. k. geogr. Ges. (1884) 129.
- 1884 Bericht über die Aufnahmen d. k. k. geolog. RA. In: Mittl. d. geogr. Ges. (1884) 144.
- 1884 Geogr. Monatsbericht f. d. Jahr 1884. Mittl. d. geogr. Ges. (1884) 39, 80, 517, 563.
- 1884 Die deutschen Kolonialbestrebungen i. Westafrika. Österr. Monatschrift f. d. Orient. Wien, Okt. 1884.
- 1884 Die Steinzeit in Afrika. Verh. d. anthropol. Ges. in Wien, Nov. 1884.
- 1884 Reise über den Hohen Atlas u. durch die Steinwüste. Mit Abb. Leipziger Illustr. Zeitung 1884, Nr. 2125.
- 1884 Angra Pequena. Mit Abb. Illustr. Welt. Stuttgart 1884, Nr. 3.
- 1884 Deutsche Besitzungen in Westafrika. Leipziger Illustr. Zeitung 1884, Nr. 2151.
- 1884 Timbaktu-Reise durch Marokko, die Sahara u. den Sudan. 2 Bde. Mit zahlr. Abb. u. Karten. Brockhaus, Leipzig 1884 (2. Aufl. 1885).
- 1884 Timbouctou. Voyage au Maroe, au Sahara et au Soudan. 2 vol avec des gravures et cartes. Hachette & Co, Paris 1884.

- 1884 Der Schauplatz der deutsch. Erwerbungen in Westafrika. Mit Karte. „Aus allen Weltteilen“ (1884) 24.
- 1885 Geogr. Monatsberichte (Jan./März 1885). Mittl. d. k. k. geogr. Ges. (1885) 35, 103.
- 1885 Österreichs Anteil an der Erforschung Afrikas. Österr. Jb. 9 (1885). Volksschriftenverein Wien.
- 1885 Henry Stanley u. der Kongo. „Aus allen Weltteilen“ April/Mai-Heft (1885).
- 1885 Die deutschen Kolonien i. Afrika u. Ozeanien. Mittl. d. k. k. geogr. Ges. (1885).
- 1885 Gustav Nachtigal, Nekrolog. Wiener Allg. Zeitung, 8. Mai 1885.
- 1885 Voyage à Timbouctou. Le Globe. Journal Geographique. Nov./Jan.-Heft (Genf 1885).
- 1885 Die österr. Kongo-Expedition. Österr. Ztschr. f. d. Orient. Wien, Mai 1885.
- 1885 Reiseberichte v. d. österr. Kongo-Expedition. Mittl. d. k. k. geogr. Ges. (1885) 348, 402, 503, 557.
- 1886 Von der österr. Kongo-Expedition. Österr. Ztschr. f. d. Orient. Wien, Febr 1886.
- 1886 Reiseberichte v. d. österr. Kongo-Expedition. Mittl. d. k. k. geogr. Ges. (1886) 26, 102, 141, 257, 337.
- 1886 Karte des oberen Kongolaufes. Mittl. d. k. k. geogr. Ges. (1886) 575.
- 1886 Die österr. Kongo-Expedition. Petermanns geogr. Mittl. Gotha 1886, S. 121.
- 1887 Reisebericht v. d. österr. Kongo-Expedition. Mittl. d. k. k. geogr. Ges. (1887) 86.
- 1887 L'Expedition Autrichien au Congo. Bulletin de la Soc. royal de Geogr. Brüssel 1887, Nr. 3.
- 1887 Aus dem marokkanischen Sultanat. Wiener Allg. Zeitung, 12. Okt. 1887.
- 1888 Henry Stanley. Wiener Allg. Zeitung, 28. Febr 1888.
- 1888 Mon dernier Voyage à travers l'Afrique. Bulletin de la Soc. Khédiviale de Géogr. Ser. 3, Nr. 1. Kairo 1888.
- 1888 Henry Stanley's neueste Reise in Afrika. Galiguanis Messenger. Nizza, 10. Dez. 1888.
- 1888 Henry Stanley in Afrika. The Sunday Interoccean Chicago, 2. Dez. 1888.
- 1888 Mr. H. Stanley's Expedition in Afrika. The Springfield Sunday Republican. Springfield/Mass., 2. Dez. 1888.
- 1888 Henry Stanley in Afrika. Boston Evening Transcript. Boston, 1. Dez. 1888.
- 1888 The East-African-Question. The Times. London, 27. Nov. 1888.
- 1888 Die gegenwärtigen Verhältnisse im tropischen Afrika. Neue Freie Presse. Wien, 20. u. 23. Okt. 1888.
- 1889 Über die Sahara. Naturw. Verein „Lotos“. Prag 1889.

- 1889 Die Bedeutung des Zambesi-Shire für die Erreichung der innerafrikanischen Seengebiete. Österr. Monatsschrift f. d. Orient. Wien, April 1889.
- 1889 Über eine der Pororoca ähnliche Fluterscheinung am Quaquafluß i. SO-Afrika. Petermanns geogr. Mittl. Heft 8, Gotha 1889.
- 1889 Reise vom Kongo zum Zambesi (mit Portrait u. Biographie). Fernschau. Jb. d. geogr. Ges. Aarau 3 (1889).
- 1889 England u. Portugal in Südafrika. Neue Freie Presse. Wien, 21. Dez. 1889.
- 1890 Britisch Zambesia. Fernschau. Jb. d. geogr. Ges. Aarau 4 (1890).
- 1890 Geogr. Miscellen: Kongobahn, Senegalbahn, Zambesimündung. Fernschau. Jb. d. geogr. Ges. Aarau 4 (1890).
- 1890 Eisenbahnen u. Dampfschiffe im tropischen Afrika. Neue Freie Presse. Wien, 25. u. 26. Juli 1890.
- 1890 Die portugiesischen Kolonien in Ostafrika. Mit Karte u. Bildern. Monatshefte. Velhagen & Klasing, Leipzig, März 1890.
- 1891 Ein Ausflug nach Madeira. Mit Abb. Velhagen & Klasing. Feber 1891.
- 1891 Henry Stanley u. seine Entdeckungsreisen. Fernschau. Jb. d. geogr. Ges. Aarau 6 (1891).
- 1891 African Pygmies. The Sunday InterOcean. Chicago, 4. 1. 1891.
- 1891 Das Sultanat Marokko. Von Fels zu Meer. Heft 10. Stuttgart 1891.
- 1891 Die Landschaft Uhehe in Deutsch-Ostafrika. Neue Freie Presse. Wien, 18. 9. 1891.
- 1892 Das Nyassa-Shiregebiet in Südostafrika. Ausland, Nr. 8. München 1892.
- 1892 Über die sog. Zwergvölker Afrikas. Deutsche geogr. Blätter. H. 1 (1892).
- 1893 Die vulkanischen Ausbrüche bei Pantelleria 1891 und am Ätna 1892. Naturwiss. Verein „Lotos“. Prag 1893.
- 1893 Arbeiten der Deutschen in Böhmen auf dem Gebiet d. Geographie u. Prähistorik. Jb. d. deutschen Ges. zur Förderung von Wissenschaft in Böhmen. Bd. 1. Prag 1893.
- 1894 Historisches über die sog. Zwergvölker. Verh. d. 42. Versammlung deutscher Philologen. Leipzig 1894.
- 1894 Über Zwergvölker. Verein z. Verbr. naturw. Kenntnisse XXXIV. Wien 1894.
- 1894 Die marokkanische Frage. Westöstl. Rundschau. Leipzig 1894.
- 1894 Historisches u. Ethnographisches über die Zwergvölker. Westöstl. Rundschau. Leipzig 1894.
- 1894 Sizilien u. der Ätnausbruch i. Sommer 1892. Westöstl. Rundschau. Leipzig 1894.
- 1894 Arbeiten der Deutschböhmen auf dem Gebiet der Geographie u. Prähistorik i. J. 1892. Jb. d. deutsch. Ges. z. Förd. v. Wissenschaft in Böhmen. Bd. 2. Prag 1894.
- 1894 Die Besetzung der Stadt Timbuktu durch die Franzosen. Neue Freie Presse. Wien, 30. 1. 1894.
- 1894 Timbuktu. Deutsche Wochenschrift. Berlin, Feber 1894.

- 1894 Das Institut Colonial International. Neue Freie Presse. Wien, 11. 6. 1894.
- 1894 Die politische Situation in Marokko. Neue Freie Presse. Wien, 5. 7. 1894.
- 1894 Eine internat. Kolonialakademie. „Von Fels zu Meer“. Stuttgart 1894.
- 1894 Die Gründung d. Institut Colonial-International. Österr. Monatsschrift f. d. Orient. Wien, Okt. 1894.
- 1895 Arbeiten d. Deutschen in Böhmen auf d. Gebiete d. Geographie u. Prähistorik i. J. 1893. Jb. d. deutsch. Ges. zur Förd. v. Wissenschaft in Böhmen. Bd. 3. Prag 1895.
- 1895 Die Bedeutung der Termiten f. Erdbewegung u. natürliche Bodenkultur. Mittl. d. k. k. geogr. Ges. (1894).
- 1895 Über Geld bei Naturvölkern. Sammlung gemeinverständl. Wissensvorträge. Hamburg 1895.
- 1895 Wanderungen in Ostafrika. Studien u. Erlebnisse. Literarische Ges. in Wien 1895.
- 1895 Die Malta-Gruppe. Mit Abb. Deutsche Rundschau f. Geographie u. Statistik 18 (1895) 1, 61.
- 1896 Aus Deutsch-Ostafrika. Begleit. Text zu Hölzels geogr. Charakterbild „Massai-Steppen“. Wien 1896.
- 1897 Ophir u. die Ruinen von Zymbabye. Deutscher wissensch. Ver. f. Volkskunde u. Linguistik in Prag. Heft 4.
- 1897 Ruinenstätte im Maschonaland u. deren Beziehungen zum bibl. Ophir. Mittl. d. k. k. geogr. Ges. Nr. 3 u. 4 (1897).
- 1897 Arbeiten der Deutschböhmen auf dem Gebiete d. Geographie u. Prähistorik i. J. 1894. Schriften d. deutsch. Ges. z. Förd. v. Wissenschaft in Böhmen. Bd. 3.
- 1899 Literatur über Geographie v. Böhmen 1897 u. 1898. Sieger's geogr. Litber. aus Österreich. Bd. 2 u. 3.
- 1899 Geographie v. Afrika. Handbuch d. Geographie zu Andres Atlas. Leipzig 1899.
- 1899 Biographie von Dr. Oskar Baumann. „Die Zeit“. Wien, 21. Okt. 1899.
- 1899 Über Laterit. Verh. d. VII. Internat. Geographenkongresses. Berlin 1899.
- 1900 Arbeiten der Deutschböhmen auf d. Geb. d. Geographie u. Prähistorik i. J. 1895 u. 1897. Schriften d. deutsch. Ges. z. Förd. v. Wissenschaft in Böhmen. Bd. 4.
- 1900 Bemerkungen zu den spanischen Kolonien i. Nieder-Guinea. Koloniale Zeitung. Bd. 1, Nr. 7. Leipzig 1900.
- 1902 Die Militärstationen der Engländer auf dem Wege nach Indien: Gibraltar, Malta, Aden. „Deutsche Arbeit“. Bd. 1, Heft 5. Prag 1902.
- 1902 Biographie von Emil Holub. „Die Zeit“. Wien, 1. März 1902.
- 1902 Tetuan. Neue Freie Presse. Wien, 20. Nov. 1902.
- 1903 Zur marokkanischen Frage. Neue Freie Presse. Wien, 26. Jänner 1903.
- 1903 Die Reise d. k. k. Schiffes „Josef u. Theresia“ nach Afrika u. Asien 1776—1781. Neue Freie Presse. Wien, 16. Juli 1903.

- 1904 Biographie v. Henry Stanley. „Die Zeit“. Wochenausgabe 1904.
- 1904 Wüstendünen u. tönender Sand. „Deutsche Arbeit“. Feber/Heft. Prag 1904.
- 1905 Biographie v. Herm. von Wißmann. Neue Freie Presse. Wien, Juni 1905.
- 1906 Die Falachas (abessyn. Juden). Neue Freie Presse. Wien, Sept. 1906.
- 1907 Marokko, Geschichte, Land u. Leute. Mit 16 Illustr. Hilgers Verlag, Berlin 1907.
- 1908 Über marokkanische Juden. „Deutsche Arbeit“ 8/1 (1908).
- 1909 Das Rif u. die Rifbewohner. „Die Zeit“. Wien, 8. Aug. 1909.
- 1909 Nord- u. Südpol. Neue Freie Presse. Wien, 15. Sept. 1909.
- 1910 Geographie v. Afrika. Mit zahlr. Abb. u. Karte. Handbuch d. Geographie zu Andres Atlas. Leipzig 1910.
- 1911 Französisch Kongo u. Agadir. Neue Freie Presse. Wien, 31. Aug. 1911.
- 1911 Tripolitanien. Neue Freie Presse. Wien, 26. Sept. 1911.
- 1911 Die Eingeborenen v. Tripolitanien. Neue Freie Presse. Wien, 10. Okt. 1911.
- 1911 Die politischen Veränderungen in Nordafrika. Vossische Zeitung. Berlin, 26. 11. 1911.
- 1913 Frankreich, Spanien u. Deutschland in Marokko. Österr. Rundschau, Dez. 1913.
- 1916 Sechzig Jahre k. k. geogr. Ges. „Fremdenblatt“. Wien, 19. Nov. 1916.
- 1920 Mein Leben und Schaffen. Neue Illustr. Zeitung. Wien, Nr. 7, 10. Sept. 1920.

BEMERKUNGEN ZUR STUDIE E. SKÁLA ÜBER DIE ENTWICKLUNG DER KANZLEISPRACHE IN EGER

Von Heribert Sturm

In seiner Habilitationsschrift, von der zunächst nur eine gekürzte Fassung vorliegt¹, verwertet Emil Skála das umfangreiche Archivmaterial von Eger als „Prüffeld aller Thesen, die sich bis jetzt um die Deutung des Fragenkomplexes Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache bemüht haben“. Das Hauptgewicht der Untersuchungen ist darauf gelegt, die Egerer Kanzleisprache im Zeitraum vom 14. bis 17. Jahrhundert nach ihrer Struktur und in ihren Elementen zu analysieren und sie gegenüber der Sprache der luxemburgischen Kanzlei in Prag sowie der Sprache Luthers abzugrenzen, um damit ihr Verhältnis und ihre Stellung zur entstehenden neuhochdeutschen Schriftsprache aufzuzeigen.

Für die Wahl Egers als Forschungsobjekt zu diesem Zweck werden verschiedene Gründe angeführt: Abgesehen von der Einmaligkeit der reichen schriftlichen Überlieferung, die selbst Prag übertreffe und auch in Deutschland wenig ihresgleichen aufweise, könne seit Beginn des 14. Jahrhunderts in Eger eine Schriftsprache festgestellt werden, die der Prager Kanzleisprache zeitlich nahe stehe, mit ihr auch in allen wesentlichen Punkten übereinstimme und dennoch von ihr nachweisbar nicht beeinflusst sei. Vielmehr lasse sich bei den Egerer Schriftstücken vom Beginn der Überlieferung an und in zeitlichem Vorsprung vor Prag ein erstaunliches Maß von Erscheinungen nachweisen, durch die der Weg zum Neuhochdeutschen gekennzeichnet ist. Ein weiterer Grund ergebe sich aus der Lage Egers an der Nahtstelle zwischen dem Oberdeutschen und dem Mitteldeutschen, wobei sich hier die in der Hauptsache oberdeutsche Grundstruktur bereits frühzeitig mit verschiedenen mitteldeutschen Elementen, vor allem im Wortschatz, vermengte. Da Eger „auch mit deutschen Städten“, im besonderen mit Nürnberg, Regensburg und Leipzig, intensive wirtschaftliche Beziehungen pflegte, wäre zumindest zum Teil jene Vermengung von Ober- und Mitteldeutsch im Egerer Sprachgebrauch zu erklären. Und schließlich hätte sich auf die spezifisch sprachliche Entwicklung günstig ausgewirkt, daß Eger von 1322 an auf die Dauer politisch mit Böhmen vereinigt wurde, wenn es auch wirtschaftlich bis in das 17. Jahrhundert Sonderrechte besessen habe, die es lange mit Erfolg zu verteidigen wußte, „wie nur wenige Städte in Böhmen.“

¹ Skála, Emil: Die Entwicklung der Kanzleisprache in Eger (1310—1660). Zur Entstehung der deutschen Schriftsprache. Acta universitatis Carolinae — Philologica 2: Germanistica Pragensia II. Prag 1962, S. 3—29. Die Habilitationsschrift selbst ist als Bd. 2 der Schriftenreihe „Bausteine zur Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen“ im Akademie-Verlag Berlin angekündigt.

Hier gilt es — und zwar auch und im besonderen im Hinblick auf die geschichtliche Fundierung der Ergebnisse der sprachgeschichtlichen Untersuchungen — den schemenhaft von der Gegenwart her gesehenen historischen Tatbestand richtigzustellen, nämlich daß Eger seit 1322 mit Böhmen „politisch vereinigt“ gewesen sei. Im Gegenteil war Eger, seit der Revindikationspolitik K. Rudolfs von Habsburg von einer Königsstadt zur freien Reichsstadt emporgestiegen und 1322 von K. Ludwig dem Bayern an den Böhmenkönig Johann von Luxemburg verpfändet, bis zur Auflösung des alten Reiches zu Beginn des 19. Jahrhunderts niemals ein inkorporierter und damit integrierender Teil des Königreiches Böhmen, sondern stand lediglich als Reichspfandschaft mit diesem in Verbindung. Deshalb handelte es sich bei den Rechten, die Eger lange, und zwar bis in das 18. Jahrhundert, mit Erfolg zu verteidigen wußte, wie überhaupt keine andere Stadt in Böhmen, nicht um irgendwelche wirtschaftlichen Sonderrechte, sondern um die Wahrung der politischen und administrativen Unabhängigkeit des Pfandlandes, die in der als ein staatsrechtlicher Vertrag zu wertenden Urkunde K. Johanns von Luxemburg vom 23. Oktober 1322 verfassungsrechtlich garantiert war, und um die Abwehr der seit der Erstarkung der Ständemacht im Königreich Böhmen unternommenen Versuche, Eger trotz formeller Anerkennung seines Status als Reichspfandschaft in eine engere, vor allem verwaltungsmäßige Beziehung und letztlich Bindung zu Böhmen zu bringen². Und gerade darin liegt die geschichtliche Begründung für die von E. Skála getroffene Feststellung: „Es lagen keine besonderen Gründe vor, die aus politischen Überlegungen eine forcierte Rücksichtnahme auf die Prager sprachlichen Schreibgewohnheiten gefordert hätten.“

Um für die allgemeinen Ergebnisse der sprachgeschichtlichen Untersuchungen die entsprechenden historischen Grundlagen deutlich zu machen, lohnt es sich, auf die als Forschungsunterlagen herangezogenen Quellen einzugehen und im besonderen ihre engere Provenienz, die Amtsbereiche, aus denen sie erwachsen sind, festzustellen. Emil Skála stützt sich für die Zeit von 1310 bis 1500 vor allem auf die ungedruckte Prager Dissertation von Maria Nowak „Zur Kanzleisprache Egers im 14. und 15. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der Mundart und des Frühneuhochdeutschen“ (1929/30) sowie auf die hauptsächlichsten Quellenpublikationen der Egerer Archivare Heinrich Gradl³ und Karl Siegl⁴ und führt für die Folgezeit bis 1660 eine Reihe von

² Sturm, Heribert: Eger. Geschichte einer Reichsstadt. Bd. 1. Geislingen/Steige 1960, im besonderen das Kapitel „Die staatsrechtlichen Beziehungen Egers zu Böhmen“, hier mit weiteren Literaturangaben.

³ Die Chroniken der Stadt Eger. Deutsche Chroniken aus Böhmen. Bd. 3. Prag 1884. — Das Buch der Gebrechen am Egerer Schöffengericht. AGA Ofr. 15/Heft 2 (1882) 213 ff.; nicht genannt sind die Monumenta Egrana. Denkmäler des Egerlandes als Quellen für dessen Geschichte (800—1322). Eger 1886.

⁴ Das Egerer Achtbuch aus der Zeit von 1310 bis 1390. MVGDB 39 (1901) 227 ff., 375 ff. — Das Achtbuch II des Egerer Schöffengerichtes von 1391—1668. MVGDB 41 (1903) 345 ff., 524 ff. — Materialien zur Geschichte der Egerer Lateinschule von 1300—1629. JbGymn. Eger 1902. — Alt-Eger in seinen Gesetzen

Archivalien aus dem Stadtarchiv Eger an, darunter von den geschlossenen Serien im besonderen die Jahreshände von Stadtrechnungen⁵. Andere Stadtbücher⁶, vor allem aus dem 14. Jahrhundert, sowie die umfangreichen, ebenfalls in das 14. Jahrhundert zurückreichenden Akten- und Urkundenbestände⁷ werden bei der Angabe der ungedruckten Quellen nicht eigens genannt.

Zu den archivalischen Quellen im einzelnen: Mit der gleichen Zeit der sprachgeschichtlichen Untersuchungen, um 1310, setzt das älteste Egerer *Achtbuch* ein, das Eintragungen bis 1390 enthält und seine Fortsetzung bis 1668 in einem zweiten Bande findet⁸. Die Ächtungsurteile, die hier verzeichnet sind, erfließen aus einer Teilfunktion der seit K. Friedrich I. ausgebauten zentralen Verwaltung des Reichslandes Eger, an der seit der Mitte des 13. Jahrhunderts die Stadt Eger in zunehmendem Maße partizipierte. Vor der Verpfändung von 1322 stand an ihrer Spitze der vom römisch-deutschen König eingesetzte reichsministeriale Landrichter, dem die vornehmsten egerländischen Reichsministerialen und die ihnen gleichberechtigten ratsfähigen Bürger der Stadt beigeordnet waren. Nach der Verpfändung gingen die obrigkeitlichen Rechte des Landes Eger vollends auf die Stadt über. Daher lautet der Eingangseintrag im ältesten Achtbuch: „Hie an disem brief stent so getane recht, di also her sint kumen von keiser und von kunigen biz uf dise czit. Swer der ist, der an disen brief geschriben wirt mit gericht und mit rechter urteile, der ist in des richez echte und in des landes echt und auch in der stat echt.“ Die Ächtungsurteile wurden also als Reichsacht, als egerische Landesacht und als Egerer Stadtacht in einem ausgesprochen. Das aus den Reichslandverhältnissen erwachsene eigenständige und unabhängige Egerer Gerichtswesen, das keinen Rechtszug an ein Appellationsgericht⁹, sondern lediglich den Gnadenweg an den Kaiser kannte, wurde mit Urkunde K. Albrechts I. vom 25. Juni 1305 förmlich anerkannt und in der Folgezeit von sämtlichen Herrschern immer wieder erneut bestätigt¹⁰. Erst im 18. Jahr-

und Verordnungen. Augsburg 1927. — Das Musterungsbuch der Egerländer Bauernschaft vom Jahre 1395. UE 22 (1918). — Die Egerer Zunftordnungen. Ein Beitrag zur Geschichte des Zunftwesens. Prag 1909. — Briefe und Urkunden zur Geschichte der Hussitenkriege. MVG Mähren 22 (1918) und 23 (1919).

⁵ StA Eger, Ausgabenbücher 1500—1660; Getreideregister 1566—1569; Lösungsbücher 1500—1660.

⁶ Genannt sind die Proclamabücher (Stadtverordnungen) 1562—1597, ein Ehegerichtsbuch von 1569—1579, ein Urgichtenbuch von 1543—1579, ein Supplikationsbuch von 1559, nicht aber z.B. die mit 1387 einsetzenden dickleibigen Bände der Schuldenprotokolle oder das Urfehdenbuch ab 1389 oder für das 16. Jahrhundert die Serie der Ratsprotokolle u. a.

⁷ Siegl, Karl: Die Kataloge des Egerer Stadtarchivs. Eger 1900. — Sturm, Heribert: Das Archiv der Stadt Eger. Eger 1936.

⁸ Publiziert von Karl Siegl. Vgl. Fußnote 4.

⁹ Die Behauptung, daß sich ein „Appellationsgericht“ für Eger in Regensburg befunden haben soll, ist falsch. Eger gehörte kirchlich zur Diözese Regensburg und unterstand daher auch nur bei kirchlichen Jurisdiktionsstritten den zuständigen Gremien in Regensburg.

¹⁰ StA Eger, Urk. Nr. 8. — Siegl, Kat. 3; hier auch im einzelnen die Bestätigungs-urkunden der auf K. Albrecht I. folgenden Herrscher.

hundert verlor es seine Selbständigkeit, als 1725 dekretiert wurde, daß die bereits 1707 für Böhmen, Mähren und Schlesien erlassene Halsgerichtsordnung K. Josephs I. auch für Eger zu gelten habe. Die übrigen territorialen Hoheitsrechte wurden ebenfalls durch die Verpfändung von 1322 nicht außer Kraft gesetzt; vielmehr war die völlige Unabhängigkeit der Reichspfandschaft „stadt und land ze Eger“ vom Königreich Böhmen durch die bereits erwähnte Urkunde K. Johanns vom 23. Oktober 1322 ausdrücklich garantiert und wurde von dessen Sohn K. Karl IV. durch die Umwandlung des zunächst persönlichen Pfandschaftsverhältnisses zu Johann von Luxemburg in eine Pfandschaft des Reiches an die Krone Böhmen staatsrechtlich verankert¹¹. Von diesen Voraussetzungen und nicht von der Vorstellung aus, daß Eger schon damals eine der Städte in Böhmen gewesen ist, sind die zu den sprachgeschichtlichen Untersuchungen herangezogenen Quellen zu beurteilen, gleich, ob sie sich auf die Stadt oder auf das Land Eger beziehen. Dazu gehören jene Niederschriften von beschworenen Urfehden und Straffällen gegen den Landfrieden sowie wegen Mordes, Meineides und anderer Verbrechen ab 1389, die H. Gradl als das „*Buch der Gebrechen*“ veröffentlichte¹². Darin tritt im besonderen die ineinander verflochtene und gegenseitig übergreifende Verbundenheit Egers vor allem mit heute oberfränkischen und vogtländischen Gebieten in Erscheinung, die einem der Ergebnisse der sprachgeschichtlichen Untersuchungen entspricht, nämlich der im 14. Jahrhundert feststellbaren fortschreitenden Vermengung und Verschmelzung von oberdeutschen mit mitteleutschen Elementen im Prozeß der Mischung der sprachlichen Schreibgewohnheiten als ein wesentlicher Faktor der Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Auf die Stadt Eger selbst bezieht sich die geschlossene Reihe der *Losungsbücher* ab 1390¹³ mit den jährlichen Eintragungen der Einnahmen aus der Egerer Stadtsteuer, die nicht nur bis in das 17. Jahrhundert, sondern bis 1758 „erhalten“ sind, weil sie — Ausdruck der autonomen städtischen Verwaltung auch während der langandauernden Verpfän-

¹¹ Einer der Willebriefe der Kurfürsten, und zwar der des Pfalzgrafen bei Rhein, Ruprecht d. Ä., vom 4. Dezember 1353, dann die mit den Willebriefen der Kurfürsten übereinstimmende Erklärung der Stadt Eger zur Verpfändung an das „kunigreich und der cronen zu Beheim“ vom 20. April 1354 sowie die gleichartige Erklärung des Adels des Egerlandes vom 11. Mai 1358 sind im Anhang von Kürschner, Franz: Eger und Böhmen. Die staatsrechtlichen Verhältnisse in ihrer historischen Entwicklung (Wien 1870) abgedruckt.

¹² Der Text beginnt mit dem Eintrag: „Anno domini m^occc^oLxxxix^o feria secunda proxima post Valentini. Wir . . . der burgermeister . . . der rat, die sechsunddreizzig und der rat gemein der burger der stat czu Eger sein czu rate und uberein worden umb sölch gebrechen und ungnade, die fur uns chomen sein umb meyneide, swern, umb mörde und umb unfuge, die geschehen sint und furbaz mugen geschehen, also daz wir dieselben umb sölche sache, die iczunt genant sint und in daz geinbertige puch geschrieven werden, also zühtigen, pussen und weren schüllen und wellen, wie des der . . . rat dan czu rate wirt“. Zur Publikation vgl. Fußnote 3.

¹³ Das älteste Losungsbuch ist veröffentlicht von Siegl, Karl: Das älteste Stadtsteuerbuch vom Jahre 1390. KfE 1931 und 1932.

dung — bis zu diesem Zeitpunkt geführt wurden. Die mit 1392 einsetzende Parallelreihe der *Klauensteuerbücher*, die die Einnahmen aus der egrischen Landsteuer enthalten und jahrgangweise ebenfalls bis ungefähr zum gleichen Endzeitpunkt, nämlich bis 1757, laufen¹⁴, wird unter den Quellen nicht genannt, obwohl gerade in den älteren Jahrgängen dieser Rechnungsbände sich ein früherer Zustand des territorialen Umfanges des Landes Eger widerspiegelt und damit allein durch die Nennung der Ortschaften konkrete historische Fakten gegeben sind, die jenes immer wieder betonte landschaftliche Übergreifen erhärten. Dafür wird aber als weitere Quelle für die Dissertation von M. Nowak, auf deren Material sich für die Zeit von 1310 bis 1500 die Studie E. Skálas stützt, das *Musterungsbuch* von 1395 angeführt, das wohl als ein Dokument der Eigenständigkeit des Landes Eger gewertet werden, kaum aber für sprachgeschichtliche Feststellungen ergiebig sein kann, weil es die nach Dörfern innerhalb der zehn egrischen Kirchspiele zusammengefaßten Listen der wehrpflichtigen Bauern enthält und zu den Namen von Personen lediglich deren Ausrüstung in stets gleichbleibenden Abkürzungen verzeichnet¹⁵. Die *Stadtsatzungen* in der Fassung von 1352 und ergänzt durch die Fassungen von 1400 und 1460¹⁶ sind als Hauptteil in einem gemischten Stadtbuch niedergeschrieben, das daneben auch andere Aufzeichnungen, z. B. einige städtische Einnahmen, dann Vormerkungen über den Zoll oder die Leibgedinge an Nürnberger und Regensburger Bürgern aus der Zeit von 1352 bis 1367 sowie als „di urteil von Nueremberg“ Rechtsbelehrungen bis 1432 eingetragen hat, womit auch hier die engen Beziehungen Egers besonders zu den beiden Reichsstädten unterstrichen sind. Weitere Quellen ergeben sich aus den von K. Siegl zusammengestellten *„Materialien zur Geschichte der Egerer Lateinschule“* von 1300—1629¹⁷ sowie aus den gleichfalls noch in das 14. Jahrhundert zurückreichenden *Ausgabenlisten*, die in den Lösungsbüchern und in den Landsteuerregistern (Klauensteuerbüchern) bis 1441 im Anhang und von da an als selbständige *Ausgabenbücher* geführt und auszugsweise in der Chronikenausgabe von H. Gradl veröffentlicht wur-

¹⁴ Nach 1757 sind nur noch vereinzelte Bände der Landsteuer geführt worden, und zwar für 1763, 1764, 1783 und 1789. — Die Klauensteuerbücher bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts sind in einer ungedruckten maschinenschriftlichen Dissertation von Wilhelm Heisinger, Prag 1938, verwertet.

¹⁵ „1 p. und w. d. g.“ (= ein panzir und was dazu gehort), „1 ar. und w. d. g.“ (ein armbrust und was dazu gehort), weiters „g“ für goppe, „s“ für Spieß, „e. h.“ für Eisenhandschuh u. ä. Lediglich „1 gancz drabgeschir“ ist meist ausgeschrieben. Nachweis der Veröffentlichung durch Karl Siegl bei Fußnote 4.

¹⁶ Auszugsweise veröffentlicht von Siegl, Karl: *Alt-Eger in seinen Gesetzen und Verordnungen*. Augsburg 1927. Auf die Leibgedinge und die „urteil von Nueremberg“ ist hier nur kurz hingewiesen. Ältere Textveröffentlichungen: Mayer, Martin Franz: *Über die Verordnungsbücher der Stadt Eger 1352—1482*. AÖG 60 (1880) und K h u l, Ferdinand: *Die Stadtgesetze von Eger aus den Jahren 1352—1460*. Gymn.Progr. Graz 1880/81.

¹⁷ Vorwiegend aus Egerer Archivalien, dazu aber auch aus anderer Provenienz in dem dadurch stark erweiterten Jahresbericht des Egerer Gymnasiums für das Schuljahr 1901/02 veröffentlicht.

den¹⁸. Damit sind die hauptsächlichsten Quellen und Quellenpublikationen aufgezählt, auf die sich nach eigener Angabe die Untersuchungen E. Skálas und die von ihm für den Zeitabschnitt vor 1500 verwertete Dissertation von M. Nowak stützen. Für die Archivalien aus dem Zeitraum vom 15. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts ergibt sich provenienzmäßig die gleiche Zuordnung zu verschiedenen Verwaltungszweigen Egers, allerdings nicht als einer Stadt im Königreich Böhmen, sondern als dem Repräsentanten des Pfandlandes, dessen Eigenständigkeit gerade in der autonomen Verwaltung bis zu den zentralistischen Maßnahmen des habsburgischen Absolutismus nach der Mitte des 18. Jahrhunderts im wesentlichen gewahrt blieb.

Die für die sprachgeschichtlichen Untersuchungen herangezogene schriftliche Überlieferung erwuchs also aus einer mit eigener Territorialhoheit ausgestatteten geschlossenen Landschaft, nämlich dem in seinem Gebietsumfang bis in die ersten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts allerdings erheblich verminderten¹⁹ Reichsland Eger, das als eine zur Krone Böhmen gekommene, in das Königreich Böhmen jedoch zu keinem Zeitpunkt inkorporierte Reichspfandschaft bei zunehmender Dauer dieses Pfandschaftsverhältnisses um seiner Selbstbehauptung willen sich gegen Eingriffe und Übergriffe von Böhmen her zur Wehr setzen mußte. Diese besonderen geschichtlichen Verhältnisse im und um das Pfandland Eger, auf die das tschechische Schrifttum in der Regel nicht eingeht²⁰, bewirkten neben anderem eine stärkere Konzentration nach innen und infolge der seit dem 16. und im besonderen im 17. Jahrhun-

¹⁸ Gradl, Heinrich: Die Chroniken der Stadt Eger (Prag 1884) 183 ff.: Die Ausgablisten der Stadt Eger. Als weitere Beilagen sind S. 241 ff. die zum Land Eger gehörenden Orte nach dem Klauensteuerbuch von 1395 sowie zahlreiche Aktenstücke aus dem Zeitraum vom Ende des 14. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts abgedruckt. Die geschlossene Serie der Ausgabenbücher setzt im StA Eger mit 1441 ein.

¹⁹ Gradl, Heinrich: Die Minderung des Egerlandes. Ein Beitrag zur Geschichte der sogenannten Sechsamter. AGA Ofr. 15/Heft 3 (1883) 1 ff. — Siegl, Karl: Zur Geschichte des Fahnenschwingers der Egerer Fleischerzunft. MVGD 51 (1912) 82 ff. — Das Verzeichnis „Nota, das von dem lande ist enczogen worden von unserm herrn purggrafen Johannsen“ aus 1416/17 abgedruckt bei Siegl, Karl: Eger und das Egerland im Wandel der Zeiten. Eger 1931, S. 42 ff.

²⁰ E. Skála nennt als für die geschichtliche Darstellung der Entwicklung des Egerlandes im Zeitabschnitt seiner sprachgeschichtlichen Untersuchungen einschlägig außer dem marxistischen Sammelwerk „Přehled československých dějin [Übersicht der tschechoslowakischen Geschichte]. Prag 1958–1960: Šimák, J. V.: Středověká kolonizace v zemích českých [Mittelalterliche Kolonisation in den böhmischen Ländern]. Prag 1938, worin auf 90 Seiten ganz Westböhmen behandelt wird, den Artikel „Cheb“ (Eger) von J. Čelakovský im Handbuch „Ottův slovník naučný Bd. 12. Prag 1897, S. 106 ff., der die mit den historischen Fakten in Widerspruch stehende Behauptung enthält, daß Eger eine kaiserliche oder königliche oder fürstliche Stadt, nie aber eine Reichsstadt gewesen sei, und schließlich F. Palacký, „dessen fünfbandige, auch deutsch erschienene Geschichte Böhmens immer noch das materialreichste Buch über die böhmische Geschichte bis 1526 ist“. Dazu bemängelt er, daß ich in meiner zweibändigen Geschichte der Reichsstadt Eger, deren Darstellungsweise er mit der Wertung „nationalistisch“ abtut, die tschechische Geschichtswissenschaft nicht herangezogen habe.

dert gegenüber der zuvor nicht gefährdeten Eigenständigkeit in verstärktem Maße in Erscheinung tretenden Notwendigkeit zur Selbstbehauptung eine Beharrlichkeit im Festhalten an dem Überkommenen. Zu einem gleichartigen Ergebnis kommt E. Skála von der sprachgeschichtlichen Seite, wenn er die an sich im wesentlichen bekannte Feststellung trifft: „Das Egerland war eine ausgeprägte mundartliche Landschaft vom Mittelalter bis zur Neuzeit, gekennzeichnet durch tiefgehende Sonderentwicklung des Vokalismus, vor allem durch die ‚gestürzten Diphthonge‘, durch Beharrlichkeit der Morphologie, durch syntaktische Besonderheiten, wie die Arbeiten von W. Roth, O. Eichhorn und J. Schiepek klar genug erkennen lassen²¹.“ Von dieser Voraussetzung ausgehend entwickelt E. Skála folgende These: In den meisten europäischen Sprachen sei jeweils eine Landschaft an der Herausbildung der Nationalsprachen maßgeblich beteiligt gewesen, so die Isle de France für Frankreich, Böhmen für das Tschechische, das Großfürstentum Moskau für das Russische u. a. m. In Deutschland seien die historischen und sprachlichen Verhältnisse keineswegs so eindeutig zugunsten einer führenden Landschaft mit einem Mittelpunkt gegeben gewesen, sondern es hätten mehrere Zentren bestanden, ähnlich wie Posen, Krakau und Warschau für das Neupolnische. Für die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache komme immer wieder das breite Mittelstück Deutschlands mit Franken, Nordbayern, Thüringen und Sachsen in Frage und in dieser Beziehung nehme Eger eine Schlüsselstellung ein.

Da die sprachlichen Eigenheiten selbstverständlich nicht erst mit dem Einsetzen der schriftlichen Quellen entstanden sind, hier im besonderen mit der um die Wende zum 14. Jahrhundert sich durchsetzenden Gepflogenheit, die amtlichen Niederschriften nicht mehr ausschließlich in lateinischer Sprache zu fertigen²², reicht die Ausgangsentwicklung der Egerer Kanzleisprache, die im 14. Jahrhundert „einen bis jetzt von der Forschung unbeachteten Vorsprung vor der Prager Kanzleisprache, später auch vor Luther“ aufweist, in einen früheren Zeitpunkt zurück. Gerade eine der auffallendsten sprachlichen Besonderheiten des Egerländischen, die „gestürzten Diphthonge“, läßt sich bereits bei dem vor der Mitte des 13. Jahrhunderts geborenen Mainfranken Hugo von Trimberg, dem Schulmeister in Teunstadt vor Bamberg, in seinem Lehrgedicht „Der Renner“ als damals bekannter kennzeichnender Unterschied zu anderen Mundarten nachweisen²³. Dabei wird das Egerer Gebiet als

²¹ Roth, W.: Die Mundart des engeren Egerlandes. Reichenberg 1928. — Eichhorn, O.: Die südegerländer Mundart. Reichenberg 1928. — Schiepek, J.: Der Satzbau der Egerländer Mundart. 2 Bde. Prag 1899 und 1908. — Ergänzend dazu wäre auf Braun, Hermann: Wortgeographie des Historischen Egerlandes. Mitteldeutsche Studien/Arbeiten aus dem germanistischen Seminar der Univ. Leipzig, Heft 12 (Halle a/Saale 1938) zu verweisen.

²² Die früheste deutsch geschriebene Urkunde ist aus dem Jahre 1298 überliefert. Siegl, Karl: Die ältesten deutschen Urkunden aus dem Egerlande. UE 27 (1923) 109 ff.

²³ „Swāwe ir wörter spaltent / die Franken ein teil sie valtent / die Baire sie zerzerrent / die Düringe sie ufsperrent / die Sahsen sie beguckent / die Rinliut sie verdruckent / die Wetterreiber sie würgent / die Mîsner sie wol schürgent /

ein gegenüber den Nachbarschaften abgegrenztes eigenständiges Territorium während des 13. Jahrhunderts vielfach urkundlich belegt²⁴, so auch, wenn die Vögte Heinrich von Weida, Heinrich von Plauen und Heinrich von Gera nach dem Verzicht auf die ihnen verpfändet gewesenen egerländischen Burgen Kinsberg und Wogau am 30. Mai 1261 die Zusicherung machten, „infra terminos, quae dicitur Egerlant“, weder Burgen noch andere Befestigungsanlagen mehr zu errichten²⁵. Im übrigen ist durch die Forschungen von Karl Bosl²⁶ und Walter Schlesinger²⁷ längst dargelegt, daß jenes „breite Mittelstück Deutschlands mit Franken, Nordbayern, Thüringen und Sachsen“ in der Stauferperiode eine historische Realität gewesen ist, nämlich durch die enge Verbindung der unter K. Friedrich I. entstandenen und gleichartig organisierten drei Reichsländer Nürnberg, Eger und Pleißenland um Altenburg in Thüringen. Die oberdeutsche Grundlage des Egerländischen, ein wesentliches Element in der Schlüsselstellung zur Entwicklung der frühneuhochdeutschen und dann neuhochdeutschen Schriftsprache ergibt sich aus der vorangegangenen siedlungsmäßigen Erschließung der 1135 erstmals urkundlich bezeugten „regio Egere“ als eines Teiles des bayerischen Nordgaues²⁸. Insofern ist die Aussage, „die Egerer Kanzleisprache läßt sich in die Reihe der territorialen Kanzleisprachen eingliedern, wie sie sich im 14. und 15. Jahrhundert herausgebildet haben; sie ergab sich aus der geschichtlichen Entwicklung der nordbayerischen Grundlage auf der verkehrsgeographischen und politischen Lage Egers an der Grenze Böhmens, Bayerns und Sachsens“, von Grund auf zu revidieren. Daß gegen die Mitte und noch mehr gegen das Ende des 14. Jahrhunderts in der Egerer Kanzleisprache das Oberdeutsche gegenüber

Egerland sie schwenket . . .“ — Textausgabe in der Bibliothek des Stuttgarter Litterarischen Vereins 247 (1908), 248 (1909), 256 (1911). Vgl. zuletzt: Geschichte der Textüberlieferung der antiken und mittelalterlichen Literatur. Bd. 2 (1964), S. 679 und 777.

²⁴ Gradl, Heinrich: Monumenta Egrana Nr. 145 (1218: provincia Egreensis), Nr. 202 (1243: terra Egreensis), Nr. 226 (1254: Egra et attinentia), Nr. 243 (1261: Egerlant), Nr. 350 (1284: dominium Egreense), Nr. 442 (1292: territorium Egreense), Nr. 517 (1300: land ze Eger), Nr. 714 (1322: Eger, die stadt und das land) u. a.

²⁵ Gradl: ME Nr. 243.

²⁶ Bosl, Karl: Die Reichsministerialität als Träger staufischer Staatspolitik in Ostfranken und auf dem bayerischen Nordgau. 69. JbHV Mfr. (1941). — Ders.: Die Reichsministerialität der Salier und Staufer. Schriften der MGH 10, (1950 und 1951). — Ders.: Die Entwicklung Ostbayerns bis zur Eingliederung in den wittelsbachischen Landesstaat. Bayerland 55 (1953) 284 ff.

²⁷ Schlesinger, Walter: Egerland, Vogtland, Pleißenland. Zur Geschichte des Reichsgutes im mitteldeutschen Osten. Forschungen zur Geschichte Sachsens und Böhmens. Hrsg. von Rudolf Köttschke. Dresden 1937; neuerdings in (Ders.): Mitteldeutsche Beiträge zur deutschen Verfassungsgeschichte des Mittelalters. Göttingen 1961.

²⁸ Sturm, Heribert: Oberpfalz und Egerland. Ausgewählte Vorträge. Geislingen/Steige 1964. — Ders.: Tirschenreuth. Sechshundert Jahre Stadt. Tirschenreuth 1964. — Ders.: Grundzüge der Geschichte des Landkreises Tirschenreuth. In: H. Schnell - F. Sproß - H. Sturm: Der Landkreis Tirschenreuth. Geschichte, Wirtschaft, Kunst. München-Zürich 1963.

mitteldeutschen Sprachelementen zurücktritt und in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die typisch oberdeutsch-bayerischen Merkmale mehr und mehr verschwinden, also ein Ausgleichsprozeß mit dem Mitteldeutschen stattfindet, ist aus den historischen Vorgängen während jenes Zeitabschnittes, die ihre Wurzeln im staufischen Reichsland Eger haben, ohne weiteres erklärbar, wenn man diese nicht unter allen Umständen als Teilerscheinungen der Geschichte des böhmischen Raumes — was sie nicht waren — auffaßt.

Auf die sprachgeschichtlichen Forschungen selbst einzugehen, muß den kompetenten Sprachwissenschaftlern vorbehalten bleiben; hier gilt es nur, die wesentlichsten Hauptergebnisse festzuhalten. Eine „Wiege“ der neuhochdeutschen Schriftsprache im Sinne ihrer Entstehung aus einem bestimmten Zentrum, im besonderen aus der luxemburgischen Kanzlei in Prag, gebe es nicht. Damit wird die von Konrad Burdach und Alois Bernt vertretene These²⁹ abgelehnt, zumal die luxemburgische Kanzlei weder auf die wettinische noch „auf manche böhmische Kanzleien (Südböhmen, Eger)“ einen entscheidenden sprachlichen Einfluß ausgeübt habe und Prag im 14. Jahrhundert kein „Strahlungszentrum“ der deutschen Schriftsprache darstelle. Obwohl in ganz Deutschland keine der Mundarten alle Merkmale des Neuhochdeutschen vereinige, stünden dieser Sprachform trotz aller Ausnahmen die obersächsisch-thüringischen Mundarten in Verbindung mit der durch das Egerer Quellenmaterial und durch Nürnberger sprachgeschichtliche Studien bekannt gewordenen mainisch-nordbayerisch-thüringisch-meißnischen Einheit in der Schreibtradition, die schon um 1400 stark ausgebildet war, weitaus am nächsten. Der in der Egerer Kanzleisprache seit Beginn des 14. Jahrhunderts erkennbare fortschreitende Misch- und Auswahlprozeß zwischen oberdeutschen und mitteldeutschen Elementen habe zu einer Vereinheitlichung und im besonderen zu einem neuhochdeutschen Lautstand geführt, der bereits um 1500, also noch vor den Auswirkungen Luthers, erreicht wurde. Dabei ergebe sich, daß nicht nur in der Laut- und Formenlehre, sondern auch im Wortschatz die Egerer Kanzleisprache über die landschaftliche Gebundenheit hinausgreift, eine Tendenz, die auch die Schriftsprache Luthers und die neuhochdeutsche Schriftsprache kennzeichnen. Für die Entstehung der frühneuhochdeutschen Schreibsprache als der Vorstufe des Neuhochdeutschen stehe fest, daß diese Entwicklung nicht von einem Ort ausging, vielmehr von mehreren Zentren getragen wurde, zu denen auch Eger — und das in einer besonderen Schlüsselstellung — gehörte.

Dem von seiner früheren Berufsstellung — als Leiter des Archivs der Stadt Eger — her mit der Geschichte des Egerlandes, seiner archivalischen Überlieferung und der weitverästelten Spezialliteratur vertrauten Historiker erscheinen solche sprachgeschichtlichen Forschungsergebnisse mit jenem Ge-

²⁹ Burdach, Konrad: Die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Halle/S. 1884. — Ders.: Reformation, Renaissance, Humanismus. Berlin ²1926. — Bernt, Anton: Die Entstehung unserer Schriftsprache. Vom Mittelalter zur Reformation. Bd. 11. Berlin 1934; dazu die kritische Besprechung von Ernst Schwarz in der Deutschen Literaturzeitung 57 (1936) 704 ff.

schichtsbild, das die Entwicklung des Reichslandes Eger in der staufischen Periode und die seit der luxemburgischen Zeit Jahrhunderte währende Selbstbehauptung des Pfandlandes berücksichtigt, durchaus vereinbar, nicht aber mit der von der Gegenwart her beeinflussten Vorstellung, daß Eger womöglich seit je, zumindest aber seit dem 14. Jahrhundert, ein Teil von Böhmen gewesen sei.

PROBLEME DER DEUTSCHEN HAENKE-FORSCHUNG

Von Josef Kühnel

Die Persönlichkeit Thaddaeus Haenkes ist der wissenschaftlichen Forschung wohl stets ein Problem gewesen: kometenhafter Aufstieg und tragischer Sturz, Abenteuer und Wissenschaft, Forschungsreisen und landeskundliche Erforschung südamerikanischer Landschaften — wer könnte sich dieser Überfülle des Interessanten auch entziehen! Haenkes Name leuchtete in den letzten 25 Jahren zunehmend heller auf: im wissenschaftlichen Gespräch einiger weniger, in Aufsätzen und Reden. Sein Name klang schließlich vertrauter — doch die meisten konnten keine klaren Vorstellungen mit seinem Leben und seinen wissenschaftlichen Leistungen verbinden. Abenteuerlich war nicht nur Haenkes Leben, sondern auch die Entfaltung einer eigentlichen Haenke-Forschung, von der hier Wesentliches berichtet werden soll.

Haenke, geboren 1761 in Kreibitz im deutschen Nordböhmen, gestorben 1817 in Cochabamba in Bolivien, hatte nach Studienjahren in Prag und Wien als Botaniker an einer spanischen Südsee-Reise (1789—1794) unter dem italienischen Kapitän Alessandro Malaspina di Mulazzo teilgenommen und war danach bis an sein Lebensende als wissenschaftlicher Berater der spanischen Kolonialregierung auf dem Territorium der heutigen südamerikanischen Republiken Argentinien, Bolivien, Chile und Peru tätig gewesen.

In allgemein gehaltenen Abhandlungen und Einzelstudien kam regelmäßig das Bedauern zum Ausdruck, daß Haenke 100 Jahre nach seinem Tode in der Geschichte der Wissenschaften nicht die ihm gebührende Beachtung gefunden hätte. Sein Wirken und seine Schriften, ja sogar sein Name schienen ausgelöscht zu sein. Nun — so ganz vergessen war Haenke in den letzten 100 Jahren wiederum nicht. Das schönste Denkmal wurde ihm schon bald nach seinem Tode von Kaspar von Sternberg (1761—1838) mit dem prächtigen Werk „*Reliquiae Haenkeanae*“ (1825—1835)¹ gesetzt, in denen Haenkes floristische Sammlungen während der Südsee-Reise von K. B. Presl und J. Sv. Presl bearbeitet wurden. Auch Goethe erwähnte Haenke, und Alexander von Humboldt² erwartete schon 1791 von Haenke eine Bereicherung der botanischen

¹ *Reliquiae Haenkeanae seu descriptiones et icones Plantarum quas in America meridionali et boreali, in insulis Philippinis et Marianis collegit Thaddaeus Haenke, phil. doctor, phytographus regis Hispaniae*. Prag 1825.

² Siehe die Besprechung von Haenkes Arbeit: Die botanischen Beobachtungen auf Reisen nach dem böhmischen Riesengebirge durch Alexander von Humboldt in den „*Annalen der Botanik*“. Bd. 1, 1791/92 von Dr. Paulus Usteri in Zürich. Dort heißt es: „Möge dieser treffliche Mann [Haenke], unter einem günstigen Schicksale, alle die großen Erwartungen erfüllen, zu denen uns seine Kenntnisse, und sein Eifer für die Wissenschaft berechtigen!“ Siehe Beck, Hanno: Thaddaeus Haenke und Alexander von Humboldt. Forschungen und Fortschritte (1961).

Wissenschaft. K. F. Ph. von Martius, der berühmte Naturforscher und Brasilien-Reisende, gedenkt Haenkes in der „Flora brasiliensis“³, irrte allerdings bei seinen Angaben über Haenkes Reisen in den Jahren 1793/94.

Aufschlüsse über Haenkes Leben und seine Bedeutung als Botaniker gaben Vinzenz Maiwald in seiner „Geschichte der Botanik in Böhmen“ (1904) und E. M. Kronfeld in seiner Geschichte von „Park und Garten von Schönbrunn“ (1922). Unter Forschungsreisenden erinnerten Erland Nordenskiöld („Indianer und Weiße in Nordostbolivien“, 1922), Theodor Herzog („Die Pflanzenwelt der bolivianischen Anden und ihres östlichen Vorlandes“, 1923)⁴ wie Dr. Richard N. Wegner („Zum Sonnentor durch altes Indianerland“, 1936) an Haenke und sie bezogen sich dabei dankenswerterweise auf dessen verdienstvolle Tätigkeit in den Anden und im östlichen Tiefland Boliviens. Die fruchtbarsten Beiträge zur Haenke-Forschung wurden allerdings Ende des 19. Jahrhunderts in Südamerika erarbeitet, und zwar von Pablo Groussac (1848—1929), Direktor der Nationalbibliothek in Buenos Aires, Ricardo Palma (1838—1919), Direktor der Nationalbibliothek in Lima und den Historikern M. V. Ballivian und Pedro Kramer in La Paz. Bis in die letzten Jahre wurden deren Arbeiten erfolgreich von dem Embryologen Dr. Carlos Henckel in Concepción de Chile, dem Botaniker Gualterio Looser in Santiago de Chile, Prof. Dr. Guillermo Schulz und Prof. Lorenzo R. Parodi in Buenos Aires fortgesetzt. Daneben haben sich zahlreiche spanische und andere südamerikanische Naturforscher und Historiker mit Haenke beschäftigt, aber die oben angeführten Namen mögen genügen, handelt es sich doch bei unseren Betrachtungen vor allem um Probleme der deutschen Haenke-Forschung.

Eine systematische deutsche Haenke-Forschung begann im Jahre 1938, als sich in einer von Dr. Karl Sedlmeyer in das Geographische Institut der Karlsuniversität in Prag einberufenen Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Erdkunde der Einberufenen der Versammlung, das Ehepaar Josef und René Gicklhorn und der Verfasser zu einer Haenke-Forschungsgemeinschaft zusammenfanden.

Mit Hilfe des Ibero-Amerikanischen Instituts in Berlin, vornehmlich dank des dort tätigen Prof. Dr. Otto Quelle, und durch Beschaffung von Photokopien von Haenkeana aus der Manuskriptenabteilung des Britischen Museums in London konnte von mir die deutsche Prager Haenke-Forschung eingeleitet werden. Zum erstenmal wurden nun Schriften Haenkes, die im deutschen Sprachgebiet bisher kaum dem Namen nach bekannt waren, geprüft. Mit Unterstützung der „Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in der Tschechoslowakischen Republik“ erschien 1940 meine volkstümliche

³ Martius, K. F. Ph. von (1794—1868): Flora brasiliensis. Tabula Geographica Brasiliae et Terrarum Adjacentium exhibens Itenera Botanicorum.

⁴ Der floristische Beitrag Haenkes zur Botanik Boliviens ist nach Herzogs Meinung größtenteils verloren gegangen. In Haenkes Reiseskizzen aus den Jahren 1793 bis 1817, die im Botanischen Garten in Madrid liegen, finden sich allerdings viele Angaben über seine in Bolivien gesammelten Pflanzen. (Siehe Kühnel, Josef: Verzeichnis von Haenke-Schriften in der Bibliothek des Botanischen Gartens in Madrid. Bohemia-Jahrbuch 4 (1963) 384—392.

Haenke-Biographie, und an sie schloß sich eine lange Reihe von Studien des Ehepaars Gicklhorn an.

Die Gicklhorns erwarben sich Verdienste um Haenke, indem sie seine Bedeutung als Forscher dem Bewußtsein deutscher wissenschaftlicher Kreise nahebrachten und einige Haenke-Schriften aus dem Spanischen ins Deutsche übertrugen. Ein Fehler haftete allerdings einem Teil dieser Publikationen an, da die Authentizität einiger Haenke-Arbeiten nicht mit der nötigen Gründlichkeit geprüft und die in Südamerika aufgetauchten Zweifel an deren Echtheit außer acht gelassen wurden. Dadurch kam es zu einer überspitzten Bewertung von Haenkes theoretischen Leistungen, z. B. zu einer wissenschaftlichen Rangangleichung an das Gesamtwerk Alexander von Humboldts⁵ und Charles Darwins.

Schon während des Zweiten Weltkrieges und nach der Katastrophe von 1945 mit der Ausweisung der Deutschen aus ihrer Heimat trat in der Haenke-Forschung ein Stillstand ein. Erst um das Jahr 1960 wurde sie mit Unterstützung des Collegium Carolinum in München wieder aufgenommen. Meine vom Collegium Carolinum 1960 herausgegebene Haenke-Biographie enthüllte eine Reihe neuer Tatbestände über Haenkes Leben und Wirken⁶.

Schwierigkeiten der Haenke-Forschung

Der Biograph Haenkes sieht sich vor eine schwierige Aufgabe gestellt, da wir zur Aufhellung des Privatlebens dieses Forschers nur wenige Anhaltspunkte besitzen. Es fehlen aufschlußreiche Tagebuchaufzeichnungen und ausreichende konkrete Zeugenaussagen von zweiter Seite, die Angaben über sein Leben erbringen könnten. Haenke war ein säumiger Briefschreiber, und sein Briefwechsel beschränkt sich zum Großteil auf die Korrespondenz mit seinen Eltern und Geschwistern in Böhmen, mit einfachen Menschen, denen er wenig von dem mitteilte, was ihn als Forscher beschäftigt haben dürfte. Von Haenkes Hand geschriebene deutsche Briefe sind nur wenig mehr als zwei Dutzend vorhanden und diese befinden sich fast alle in der Bibliothek des böhmischen Landesmuseums in Prag. Die meisten an seine Verwandten und Landsleute in Böhmen gerichteten Briefe sind nur als Abschriften in einer Sammlung von Haenkes Bruder Josef enthalten. Dieser hatte in den Jahren seines Ruhestandes von den Briefen seines Bruders mehrere Niederschriften angefertigt, die nach seinem Tode in verschiedene Hände gerieten⁷.

⁵ Haenkes Bedeutung als Forschungsreisender und Geograph auf das richtige Maß zurückgeführt zu haben, ist das Verdienst des Bonner Geographen und Wissenschaftshistorikers Dr. Hanno Beck. Siehe oben: Thaddaeus Haenke und Alexander von Humboldt.

⁶ Kühnel, Josef: Thaddaeus Haenke. Leben und Wirken eines Forschers. München 1960, 276 S. (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 9.)

⁷ „Biographie nebst Sammlung von Briefen des Vaterländischen Botanikers und Böhmisches Weltumseglers Thaddaeus Haenke. Sowohl dessen Reisen, als langwährender Aufenthalt in Südamerika betreffend. Gesammelt und zusammengetragen von seinem Bruder Joseph Haenke, Pensionirten k. k. Tranksteuergefällen Einnehmer in Böhmischkamnitz“.

Josef Haenke (1752—1830), der Chronist der Haenke-Sippe, hatte das Jesuiten-Seminar in Neuhaus in Südböhmen besucht, und da mit dem Verbot dieses Ordens (1773) auch dessen Schulwesen in Mitleidenschaft gezogen wurde, mußte Josef die Anstalt verlassen. Er wurde Zollbeamter und verrichtete viele Jahre hindurch in allen Teilen Böhmens seinen Dienst. Josef Haenke hat leider seine Briefabschriften durch Zutaten und Abstriche als Dokumente recht fraglich gemacht. Der tschechische Haenke-Biograph František Khol konnte ihm die verhängnisvolle „Bearbeitung“ nachweisen. Was Josef Haenke nun zu den Korrekturen der Briefe seines Bruders veranlaßt hat, ist nicht ganz klar. Vermutlich wollte er damit irgendwie dem Ansehen seiner Familie und seines Bruders nützen. Es scheint aber auch nicht ausgeschlossen, daß er nicht mehr im Besitze der Originalbriefe war, als er die Sammlung zusammenstellte und sich zu dem verfehlten Schritt verleiten ließ, die Briefe aus dem Gedächtnis oder mit Hilfe vorhandener Aufzeichnungen zu rekonstruieren.

Wir wissen, daß Josef Haenke Briefe seines Bruders dem Wiener Universitätsprofessor Julius W. Ridler gab. Darüber ist in den Kopierbüchern der Haidaer Glasfirma Hiecke, Zincke und Rautenstrauch zu lesen: „... als der Herr Ridler vor einigen Jahren persönlich hier war [bei Josef Haenke in Kreibitz], so schien ihm alles daran zu liegen, um in den Besitz aller Briefe und Dokumente des Herrn Thaddeus zu gelangen. Um seiner Unterredung mehr Nachdruck zu geben, legte er zwar eine volle Geldbörse auf den Tisch, die er aber ungeöffnet wieder einsteckte, sobald er sich im Besitz der gewünschten Papiere sah.“ Ridler hat diese „Papiere“ für einen Aufsatz über Haenke im „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte“ (Wien 1814) benützt. 18 Briefe Haenkes erhielt von seinen Kreibitzer Verwandten ein Herr D. Iwan, die dann 1811 in den Vaterländischen Blättern für den österreichischen Kaiserstaat veröffentlicht wurden. Schließlich überließ Josef Haenke auch Briefe dem Grafen Kaspar von Sternberg für eine Haenke-Biographie. Sternberg schenkte diese dem böhmischen Landesmuseum in Prag, wo sie heute noch liegen.

So problematisch nun diese Abschriften als Quelle zur Haenke-Forschung sein mögen, so geben sie aber doch in gewissem Umfange Aufschlüsse über Haenkes Leben. Deshalb hat wohl auch Khol kurze Inhaltsangaben in Schlagworten von den Briefabschriften gegeben, ein Verfahren, dem ich mich in meiner Haenke-Biographie angeschlossen habe⁸.

⁸ Hier — und in der Folge noch öfter — sehe ich mich veranlaßt, zu einer Besprechung meiner Haenke-Biographie aus dem Jahre 1960 in der tschechischen Zeitschrift „Československý Časopis historický“ 12 (1964) 56—59 Stellung zu nehmen.

Die Verfasser der Rezension behaupten, daß von mir veröffentlichte Haenke-Briefe Übertragungen aus der tschechischen Haenke-Biographie von František Khol seien. Diese Behauptung ist falsch. Meine Briefesammlung ist reicher als die Khol's. Ich veröffentlichte unbekannte und wichtige Briefe aus dem Museo Naval in Madrid, aus dem Britischen Museum in London, solche aus den Vaterländischen Blättern des österreichischen Kaiserstaates wie aus der Colección Gabriel René-Moreno des

Fragen und Aufgaben der Haenke-Forschung, die einer Klärung bedürfen, bzw. bedurften, ergeben sich insbesondere bei Betrachtung des Lebens und Wirkens dieses Forschers während der Südseereise (1789—93) und des anschließenden Aufenthalts in Südamerika.

Bei Darstellung dieses Lebensabschnittes des Forschers erwachsen Probleme aus seiner glücklich-unglücklichen Verkettung mit dem traurigen Schicksal des Kommandanten der Expedition, Malaspina, der in Verbannung starb. Alessandro Malaspina (1754—1810), aus einer angesehenen italienischen Familie stammend, hatte die ihm von dem spanischen König Karl IV. aufgetragene Südseereise ausgezeichnet vorbereitet und sich mit einer Reihe vortrefflicher Offiziere und Wissenschaftler umgeben. Die Expedition (1789—1794) verlief harmonisch und erfolgreich, und als Malaspina nach Spanien zurückkehrte, wurde er vom Hofe mit allen Ehren empfangen. Zur Bearbeitung des reichen Forschungsmaterials wurde ihm der gelehrte Pater Manuel Gil zur Verfügung gestellt. Plötzlich, mitten in seiner Arbeit, wurde er 1795 verhaftet und im Kastell San Antonio bei La Coruña festgesetzt.

Welche Gründe führten nun zu seiner Verhaftung? Am Hofe Karls IV. herrschte eine ungezügelter Frivolität und eine unheilvolle Intrigenwirtschaft. Die treibenden Kräfte hierbei waren die intelligente, jedoch sittenlose Königin Maria Luise von Parma und ihr intimer Freund, der Minister Manuel Godoy, der erste Diktator der Neuzeit. Trotz der fast unbegrenzten Gunst, die der „Friedensfürst“ (Godoy's Ehrenname) bei der Königin genoß, suchte er zwischendurch immer wieder galante Abenteuer, die dann natürlich zwi-

„Archivo de Mojos y Chiquitos“. Eine Reihe dieser Dokumente kannte Khol offenbar nicht, denn er erwähnt davon nichts.

Was die Briefe in der Bibliothek des böhmischen Landesmuseums in Prag betrifft, so gab mir der ehemalige Direktor der Bibliothek, Dr. Volf, Gelegenheit, von den Briefen Abschriften zu machen, die ich noch besitze. Die Briefsammlung des Josef Haenke aber war mir schon lange bekannt, ehe Khol in sie Einblick genommen hat. Diese Briefsammlung befand sich im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts im Besitze des Postmeisters W. Stelzig in Schönfeld bei Kreibitz in Nordböhmen, einem geistig sehr beweglichen Achtundvierziger-Liberalen, der großes Interesse an Haenke nahm und verschiedene Dokumente über ihn besaß. Nach seinem Tode kam die Sammlung an den Arzt Dr. Josef Rothe in Kreibitz, der sie der Bibliothek des „Deutschpolitischen Fortbildungsvereins“, dessen Vorsitzender er während vieler Jahre war, einverleibte. Nach Errichtung des Ortsmuseums in Kreibitz wurde die Sammlung in einem Glasschrank des Museums verwahrt. Da ich beim Aufbau und der Verwaltung dieser Einrichtung tätig mitgeholfen habe, bekam ich die Briefabschriften immer wieder in meine Hände, sie standen mir jederzeit zur Verfügung und ich habe ihren Inhalt gründlich kennengelernt.

Die Kreibitzer Abschriften gingen in den unruhigen Jahren von 1938 bis 1945 verloren und sie standen mir 1960 bei Fertigstellung meiner Haenke-Biographie nicht zur Verfügung. Deshalb übernahm ich bei 5 bis 6 Inhaltsangaben Daten von Khol, was ich auf Seite 182 meiner Biographie auch vermerkt habe. Dem Autor Khol ist also kein Unrecht zugefügt worden. Es handelt sich bei meinen Inhaltsangaben nicht um Rückübersetzungen aus dem Tschechischen ins Deutsche. Meine Texte sind teils kürzer, teils umfangreicher als die Khols. Aus alledem ist ersichtlich, daß für mich keinerlei Veranlassung bestand, neben Originalbriefen Haenkes noch Abschriften seines Bruders von Khol zu übernehmen.

schen ihm und der Königin zu Zwistigkeiten führten⁹. Während einer solchen Episode verlangte Maria Luise von Malaspina Reformvorschläge für die Regierung Godoys, um damit dem Ungetreuen mit einem Vertrauensentzug zu drohen, ihn zu strafen oder zu reizen.

Die Vorschläge Malaspinas, in lauterster Absicht gegeben, verschwanden unbenützt in einem Geheimfach der Königin, als diese sich — wie immer sehr bald — mit Godoy ausgesöhnt hatte. Unglücklicherweise gelangte aber das Schriftstück in die Hände Godoys, worauf dieser Malaspina als Feind des bourbonischen Königshauses verdächtigte. So kam es zu seiner Verhaftung. Erst auf Verlangen Napoleons I. wurde Malaspina im Jahre 1803 freigelassen, aber aus Spanien verbannt. Tief gekränkt und verbittert zog sich dieser auf seinen italienischen Besitz nördlich Spezia zurück. Er nahm seinen Wohnsitz in Pontremoli im Tal der Magra, in der herrlichen Landschaft Lunigiano. In dieser Stadt ist er gestorben und beerdigt worden. Beim Umbau des Campo Santo wurde auch Malaspinas Grabstätte entfernt und seine Gebeine verstreut. Heute erinnert in dieser kleinen Stadt nur noch der Name der engen, dunklen Straße, in der sein Sterbehaus steht, an den kühnen Seefahrer und seinen Namen trägt ein öffentliches Gebäude: Magistrado Alesandro Malaspina. In Spanien verbot die Regierung jede Bearbeitung der von Malaspinas Expedition erzielten Ergebnisse.

Alexander von Humboldt schrieb in seinem „Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neuspanien“: „Malaspinas Arbeiten blieben in den Archiven begraben, nicht weil die Regierung die Bekanntmachung von Geheimnissen scheute, deren Verborgenheit ihr etwa nützlich scheinen konnte, sondern weil der Name dieses furchtlosen Seemannes in ewiges Schweigen gehüllt werden sollte.“

Der Versuch, den Schleier des Vergessens über die vierjährige mühevollen Arbeit und die wichtigen Resultate der Weltreise zu breiten, traf nun auch Haenke schmerzlich. Sein Anteil an den Ergebnissen der Forschungsreise ist in vollem Ausmaße nicht ohne weiteres festzustellen, woraus wiederum Probleme für die Haenke-Forschung erwachsen.

Malaspina trug sich mit großen Plänen der Publikation seiner Forschungsergebnisse. Er dachte an zahlreiche Bände, unter denen auch die Arbeiten Haenkes erscheinen sollten. Aus den oben angeführten Gründen kam es aber nicht zur Verwirklichung dieser Projekte. Die größte Zahl der Einzelarbeiten, die von den Wissenschaftlern der Expedition Malaspina zur Kenntnis gebracht wurden, kamen in das Depósito hidrográfico nach Madrid, dessen Verwalter die Teilnehmer an der Reise, die Seeoffiziere Felipe Bauzá und José Espinosa y Tello wurden. Diese veranlaßten oder besorgten selbst die Zusammenfassung des Materials zu geschlossenen Berichten. Der erste Bericht sollte sich ohne ausführlichere Berücksichtigung der einzelnen wissen-

⁹ Eine sehr lebendige romanhafte Darstellung des Lebens am Madrider Hofe unter Karl IV. findet sich in dem Buche „Goya“ von Lion Feuchtwanger (Hamburg 1959).

schaftlichen Ergebnisse allgemein mit dem Ablauf der Reise beschäftigen¹⁰.

Diese Zusammenstellungen aus dem Dokumentenschatz des Depósito hidrográfico wurden wohl bei der Veröffentlichung von Generalberichten über die Expedition benützt, wie bei dem „Diario trabajado en el viaje de las corbetas de S. M. C. ,Descubierta‘ y ,Atrevida‘ los años 1789—1793“ (Montevideo 1849) von Fr. Xavier de Viana, bei der Arbeit „Viaje politico científico alrededor del mundo por las corbetas ,Descubierta‘ y ,Atrevida‘ . . .“ (Madrid 1885) von Pedro de Novo y Colson, und wohl auch bei der Schrift „62 Meses a bordo. La expedición Malaspina según en diario del Teniente de Navio don Antonio de Tova Arredondo . . . 1789—1794“ (Madrid 1943) von Sanfeliu Ortiz. Diese schwer erreichbaren Arbeiten wurden für meine Haenke-Biographie benützt. Sie würdigen am Rande auch Haenkes vielfältige wissenschaftliche Tätigkeit während der Expedition, ohne freilich ein umfassendes Bild von seinem Wirken zu erstreben.

Eine weitere Zusammenfassung des Materials aus dem Depósito hidrográfico zu Landeskunden erscheint in dem Manuskriptenbündel Nr. 17592, das in der Manuskriptenabteilung des Britischen Museums in London liegt. In ihm finden sich die Landeskunden von Peru und Chile, die beide Kompilationen darstellen. Die Landeskunde von Peru (Descripción del Perú) erschien auf Anregung von Ricardo Palma, dem ehemaligen Direktor der Nationalbibliothek in Lima, im Jahre 1901 in der Imprenta „El Lucero“ in Lima als Werk Haenkes. Palma hatte irrtümlicherweise Haenke als Verfasser dieser Landeskunde bezeichnet.

Nun findet sich in der Manuskriptenabteilung des Britischen Museums unter Nummer 17591 ein Manuskript mit dem Titel „Descripción del Perú“, das von Haenke unterzeichnet ist. In Wirklichkeit handelt es sich bei dieser Handschrift aber um Haenkes Memorandum über die schiffbaren Nebenflüsse des Marañón¹¹. Der Titel und die Unterschrift Haenkes haben wohl zu Palmas Irrtum geführt.

Die Echtheit der „Descripción del Perú“ als Arbeit Haenkes wurde bald nach dem Erscheinen angezweifelt. In dem polemischen Aufsätze „Tropesones Editionales. Una Supuesta Descripción del Perú por T. Haenke“ (1924) lieferte Pablo Groussac (Buenos Aires) den Beweis, daß Palma geirrt hatte und die Landeskunde von Perú eine Kompilation ist, deren Urheber vermutlich der Seeoffizier Felipe Bauzá war¹². Haenke war allerdings an dieser Descripción beteiligt, was Groussac nicht bestreitet; aber die Autorschaft

¹⁰ An diesem Bericht hat sicherlich Malaspina größeren Anteil, wie ein solcher auch bei den weiteren Arbeiten, die im Depósito hidrográfico aufbewahrt wurden, wahrscheinlich ist.

¹¹ Die tschechischen Kritiker meiner Haenke-Biographie bemängeln, daß ich das Manuskript mit Nummer 17591 nicht gekannt hätte. Das stimmt nicht. Ich erwähne es auf Seite 82 der Biographie und ich besitze davon eine Photokopie, die mir in London angefertigt wurde.

¹² Bauzá war im Besitz von Haenke-Material, z. B. übergab er Pflanzen Haenkes an Ph. von Martius für das Münchener Herbarium (S. Gelehrten Anzeiger, Bd. XXXI, Nr. 89—93, München 1850).

Haenkes für das gesamte Werk lehnt er ab. Einesteils, weil Haenkes Entwicklungsgang in geistiger Beziehung — besonders bei Berücksichtigung einiger Partien des Werkes — seine Autorschaft nicht zulasse, und andernteils weil grobe sachliche Unrichtigkeiten in der Landeskunde es nicht erlauben, Haenke, einen „wahren Gelehrten“, damit zu belasten. Wie groß ist nun der Anteil Haenkes an diesem Werk? Hier entsteht wiederum für die Haenke-Forschung ein Problem. In seinen „Trapezones“ verweist Groussac auf die Schilderung der Klimazonen Perus in der „Descripción etc.“ (S. 87), die aus Haenkes „Naturgeschichte von Cochabamba“ entnommen ist. Ich bin nun der Meinung, daß verschiedene Kapitel der Landeskunde auf Haenke zurückzuführen sind und in meiner Haenke-Biographie habe ich versucht, auf Grund bestimmter Anhaltspunkte, die sich aus Haenkes Studiengang ergeben, eine Autorschaft für einige Kapitel des Werkes zu erhärten.

Haenke war während seines Aufenthalts in Südamerika, von 1794 bis zu seinem Tode, der wissenschaftliche Berater der spanischen Kolonialregierung in Lateinamerika. Immer wieder hielten die Intendanten, wie Francisco de Viedma, Francisco Paula Sanz, Antonio Cuellar, Manuel de Castillo, Antonio Alvarez y Ximenes Aufträge für ihn bereit. Er erstattete Gutachten und gab Berichte an sie. Nun entsprach es einer selbstverständlichen Verwaltungspraxis, daß die Intendanten regelmäßig aus ihren Bezirken den Vizekönigen Berichte zuleiteten, die von diesen als Unterlage zu Relationen für ihre Nachfolger oder die spanische Regierung in Europa benützt wurden. Eine solche „Relación“ aus dem Jahre 1796 liegt mir vor. Der abtretende Vizekönig Francisco Gil Taboado y Lemos hatte diese von dem Gelehrten Hipólito Unanue nach amtlichen Dokumenten zusammenstellen lassen, um seinem Nachfolger Baron de Vallenari notwendige Informationen zu überliefern.

Über die Intendanturberichte sind in solche Relationen zweifellos Haenkes Arbeiten und Reformvorschläge eingeflossen, und sie wurden von hier in die „Descripción del Perú“ übernommen. Auf diese Weise ist Haenke zum Mitarbeiter an der Landeskunde geworden¹³. Diese Annahme tritt allerdings

¹³ In welcher Weise die Kompilatoren Unterlagen benützten, dafür möge ein Beispiel für viele genügen.

„Relación“ von 1796:

Seite 135:

„Conduciría, por último, al acrecentamiento de los minerales el proveerlos del número competente de trabajadores, cuya carencia hasta ahora ha sido la principal causa de sus decadentes rendimientos; y no dudando de la ineptitud de los negros, porque de su naturaleza resiste el ocuparse en semejantes dedicaciones, por hallarse situados los Reales de minas en climas rigidos de sierra hablando de los de plata, y contando también con la decadencia de los indios y su in-

Descripción del Perú:

Seite 141: (Ohne Quellenangabe.)

„Conduciría también al acrecentamiento de los minerales el proveerlos del número competente de trabajadores, cuya carencia hasta ahora ha sido una de las principales causas de los decadentes rendimientos; y no dudando de la ineptitud de los negros, porque su naturaleza resiste á ocuparse en semejantes trabajos, por hallarse situados los reales de minas, hablando de los de plata como va dicho, en los rigidos climas de la Sierra, y contando también con la decadencia de los indios y su indolencia nativa al

nur als Hypothese zutage, aber auch Hypothesen sind nicht voraussetzungslos, sie erscheinen in einem begründeten Rahmen und führen schließlich an die Tatsachen heran.

Auch die Ausgaben anderer Haenke zugeschriebener und gedruckt erschie-
nener Werke, wie die „Descripción del Reyno de Chile“ (1942), „Viaje por
el Virreinato del Rio de La Plata“ (1943) und „El estado político, militar y
comercial de la ciudad de Concepción en 1789“ (1953), sind von Problematik
überschattet.

Was die Landeskunde von Chile betrifft, so wurde deren Echtheit als Arbeit
Haenkes bereits von Groussac und später von dem chilenischen Botaniker
Gualterio Looser in Santiago de Chile mit überzeugenden Argumenten wider-
legt. Groussac führt ins Treffen, daß Haenke, der nur einmal und nur für
wenige Tage in Chile gewesen sei, kaum über dieses Land eine längere Arbeit
geschrieben haben würde, da es seiner wissenschaftlichen Auffassung wider-
sprach, über Dinge zu berichten, die er nicht selbst genauestens in Augen-
schein genommen hatte. Ein zweiter und längerer Aufenthalt Haenkes in
Chile stand einige Zeit zur Diskussion, und auch die Prager Haenke-For-
schung vertrat die Ansicht, daß Haenke im Jahre 1793 von Callao nach Chile
gereist, dort Aufenthalt genommen habe und schließlich über Buenos Aires
nach Oberperu zurückgekehrt sei. Einmal sollte er in Concepción de Chile,
das andere Mal — nach der Version von René Gicklhorn — in Valparaíso
an Land gegangen sein¹⁴. Alle diese Annahmen sind falsch. Haenke reiste
1793/94 auf dem Landwege über Cuzco nach La Paz. Diese Reiseroute wird

dolencia nativa al trabajo, parecia muy conveniente el que determinándose á éstos por el Subdelegado a todos los ociosos y errantes de las provincias, se confinassen también en los minerales a los delincuentes que no exigiese su corrección y escarmiento la pena capital, por ser más útiles en estos destinos que exportados en calidad de presidiarios, cuando con ellos jamás puede contarse de otro modo que considerándolos sospechosos y dispuestos á cualesquiera insurrección.“

trabajo, sería conveniente el que, destinando á estos á todos los ociosos y errantes de las provincias, se confinassen también en las minas á los delincuentes cuya corrección y escarmiento no exigiese la pena capital, por ser más útiles en estos destinos que exportados en calidad de presidiarios, cuando con ellos jamás puede contarse de otro modo que considerándolos sospechosos y dispuestos á cualquiera insurrección“.

In dieser Form werden mindestens 10 Seiten der „Descripción del Perú“ aus der „Relación“ von 1796 entnommen. In ähnlichen Ausmaßen wurden Artikel der Zeitschrift Mercurio Peruano der Jahre 1791/94 benützt und zurückgegriffen auf Arbeiten des Antonio de Ulloa („Relación de su viaje a la América Meridional“ usw.), auf die Arbeiten des Around-Wissenschaftlers Cosme Bueno, auf den „Guia de foresteros“ von 1794, auf Missionsberichte und auf Forschungsergebnisse von Haenkes Mitarbeitern während der Expedition (Pineda und Née). In den meisten Fällen werden die Quellen angeführt, Haenkes Name aber wird verschwiegen. Von einer alleinigen Urheberschaft Haenkes hinsichtlich der peruanischen Landeskunde kann also nicht die Rede sein.

¹⁴ Gicklhorn, René: Zur Klärung irrtümlicher Angaben über Haenkes Reisen in den Jahren 1793—1795. Lotos. Prag 1938.

durch zwei bis vor kurzem bei uns im Wortlaut nicht bekannte Briefe an seinen Chef Malaspina¹⁵ und durch Tagebuchaufzeichnungen, die im Botanischen Garten zu Madrid aufbewahrt werden, einwandfrei beglaubigt¹⁶.

Wie die peruanische Landeskunde so ist auch die „Descripción del Reyno de Chile“ eine Kompilation; dies trifft auch auf die oben angeführten Haenke zugeschriebenen Schriften zu. Die Kompilation soll von Felipe Bauzá und José Espinosa y Tello besorgt worden sein. Eine spannende Vorgeschichte hat die Veröffentlichung der chilenischen Landeskunde. An der Veröffentlichung war indirekt auch die Prager Haenke-Forschung beteiligt. Diese „Descripción etc.“ erschien 1942 in Santiago de Chile (Editorial Nascimento) in spanischer Sprache. Die Anregung zu dieser Veröffentlichung ging von Augustin Edwards, ehemaligen chilenischen Gesandten in London, aus, der von René Gicklhorn auf diese Arbeit als solche Haenkes aufmerksam gemacht worden war. Edwards regte die Veröffentlichung des in London (Britisches Museum) ruhenden Manuskriptes durch die „Sociedad Chilena Historia y Geografía“ an, stieß dort aber auf Zurückhaltung. Es tauchten von einigen Seiten Zweifel an der Autorschaft Haenkes auf und Prof. Ricardo Donoso, der Direktor der „Sociedad etc.“ holte über diese Arbeit ein Gutachten des Historikers Eugenio Pereira Salas¹⁷ ein. Dieser erklärte die Landeskunde für eine Sammelarbeit. Nun wurde auch Edwards unsicher und wandte sich nach Prag, an die Gicklhorns, um Gewißheit über die Echtheit der umstrittenen Haenke-Arbeit zu erhalten. In einem Antwortschreiben aus Prag¹⁸ wurde auf einen Brief aus der Sammlung des bereits genannten Josef Haenke hingewiesen, den sein Bruder aus Tucuman geschrieben haben und dessen Inhalt in Details mit der „Descripción etc.“ übereinstimmen sollte. Der angeführte Brief ist aber ein Falsifikat, was Edwards Prager Gewährsleuten entgangen war. Auf Grund der erhaltenen positiven Auskunft aus Prag regte Edwards nun bei dem ehemaligen „Instituto Germano-Chileno“ die Publikation dieses Manuskriptes an. Die Veröffentlichung erfolgte sodann durch dieses Institut.

¹⁵ Siehe Haenke-Biographie Seite 82 ff. und 220 ff.

¹⁶ Kühnel, Josef: Verzeichnis von Haenke-Schriften in der Bibliothek des Madrider Botanischen Gartens. Bohemia-Jahrbuch 4 (1963) 384—392.

¹⁷ Looser, Gualterio: La Descripción del Reyno de Chile, atribuido de Tadeo Haenke. Santiago de Chile 1944.

¹⁸ Siehe Haenke-Biographie Seite 82—84, 135—136, 229. Der Schriftenwechsel, betreffend die Veröffentlichung der „Descripción del Reyno de Chile“ in spanischer Sprache, wurde mir vom Instituto Cultural Germano-Chileno als Geschenk überlassen. — Die beiden Landeskunden (Peru und Chile) werden von René Gicklhorn in dem Aufsatz „Notizen über die Yuracarés von Thaddäus Haenke aus den Jahren 1796 und 1798“ (Archiv für Völkerkunde, 1962—63) noch 1962 als alleinige Arbeiten Haenkes angeführt, obwohl längst festgestellt wurde, daß es Sammelarbeiten sind, auf denen allerdings irrtümlicherweise zahlreiche Arbeiten der Verfasserin über Haenke fußen. In dem gleichen Aufsatz behandelt sie auch eine „Information“, die Haenke an Francisco de Viedma 1796 über die Missionsstation im Bezirk Coni gab, und sie stellt die Behauptung auf, daß der Bericht „bis jetzt gänzlich unbekannt war“. Bereits M. V. Ballivian und Pedro Kramer haben 1898 einen solchen Bericht in ihrer Schrift „Tadeo Haenke“ veröffentlicht und in meiner Haenke-Biographie wurde S. 117 näher auf diese „Information“ eingegangen.

Die vorher erwähnte „Viaje por el Virreinato del Rio de La Plata“ wurde durch Prof. Gustavo Adolfo Otero veröffentlicht (Emecé editores S. A. Buenos Aires 1943). Aber bald nach dem Erscheinen lehnte Prof. Dr. Guillermo Schulz in Buenos Aires deren Authentizität ab. In einem Vortrage, „Tadeo Haenke: Viaje por el Virreinato del Rio de La Plata“, den er auf einer Tagung der „Sociedad Argentina de Estudios Geográficos GAEA“ hielt, bezeichnete er das Haenke zugeschriebene Werk als apokryph¹⁹.

Prof. Dr. Carlos Henckel in Concepción de Chile, der in der Zeitschrift „Atenea“ 1953 einen Bericht über die Stadt Concepción als Haenke-Arbeit publizierte, vermerkt vorsichtigerweise in der Einleitung zu der Edition, daß die Autorschaft Haenkes fraglich sei.

Aus alledem ist ersichtlich, daß man sich in Südamerika $\frac{3}{4}$ Jahrhundert nach Haenkes Tode ernstlich mit dem „Problem Haenke“ beschäftigt hat. Die deutsche Haenke-Forschung fand erst spät, um die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts, Anschluß an die südamerikanischen Arbeiten, und heute steht auch bei uns fest, daß die oben angeführten Werke nicht in vollem Umfange Haenke zugeschrieben werden können.

Aber in Südamerika blieb es gegenüber Haenke keineswegs bei einer negativen oder abmindernden Beurteilung. Der deutsche Forscher erfuhr zuerst in Argentinien, Bolivien, Chile und Peru die ihm zukommende verdiente Beachtung und Würdigung.

Haenke war, soviel wir von ihm wissen, ein sehr fleißiger Arbeiter. Er war unentwegt auf strapaziösen Forschungsreisen, entfaltete eine rege Sammel-tätigkeit, und er war auf allen Gebieten der Wirtschaft und des kulturellen Lebens den Eingeborenen und der spanischen Kolonialregierung ein wertvoller Helfer und Förderer. Demgegenüber treten seine wissenschaftlich theoretischen Leistungen zurück, und als Schriftsteller war er nicht gerade fruchtbar. Menschen von der Art Haenkes, die mit ihrem ganzen Gewicht und Können in der Praxis verwurzelt sind, schätzen eben theoretische, zweckfreie Erörterungen nicht sonderlich. Seine an die Öffentlichkeit gelangten literarischen Arbeiten beschränken sich zumeist auf Memoranden und Reformvorschläge, und sie sind auf eine Realisierung der verschiedensten Projekte gerichtet. Eine umfangreichere Bearbeitung seiner, auf jahrzehntelangen Reisen gewonnenen Erfahrungen sollte später in Europa erfolgen. Dazu ist es leider nicht gekommen. Da es im damaligen Südamerika übrigens an Verlagsanstalten und Druckereien zur Herstellung größerer Werke fehlte, bestand kein Anreiz zur Niederschrift umfassenderer Arbeiten.

Südamerikanische Historiker und Geographen, wie Pablo Groussac, M. V. Ballivian und Pedro Kramer haben als erste die in Archiven aufbewahrten Handschriften Haenkes ans Licht gebracht und veröffentlicht²⁰.

¹⁹ Boletín de la Sociedad de Estudios Geográficos GAEA. Buenos Aires 1922. Nr. 8 und Nr. 14.

²⁰ In der tschechischen Kritik wird mir eine zu geringe Fühlungnahme mit latein-amerikanischen Stellen, vor allem mit Archiven, unterstellt, und man verweist vage auf irgendwelche nicht näher bezeichneten Archive in Lima, La Paz und

Die Ausmaße eines Memorandums überschreitet Haenkes „Naturgeschichte von Cochabamba“ (Introducción a la Historia Natural de Provincia de Cochabamba y circunvecinas). Bezeichnend und entsprechend den Irrungen und Wirrungen, wie sie Leben und Wirken des Forschers charakterisieren, er-

Buenos Aires. Ich war bemüht, Unterlagen für die Biographie aus allen Teilen der Welt herbeizuschaffen, und überall habe ich Unterstützung gefunden. Zum Beweis meiner Bemühungen möchte ich einige Institute und Persönlichkeiten, besonders aus Südamerika, nennen und zugleich an dieser Stelle für deren hilfreiche Unterstützung danken.

Anfragen gingen in Bolivien an die Biblioteca Mauncipal in La Paz, die Biblioteca Nacional de Bolivia in La Paz, das Archivo Nacional de Bolivia, die Sociedad Geográfica de La Paz, das Instituto Cultural Boliviano-Alemán und die Universidad San Francisco in Sucre. In Chile unterstützte mich die Sociedad Chilena de Historia y Geografía und in Argentinien war ich um Hilfe vorstellig beim Instituto de Botanico DARWINION, bei der Academia Nacional de la Historia und beim Archivo de Belgrano im Museum Mitre in Buenos Aires. In Peru wurde die Biblioteca Nacional del Perú angeschrieben und Auskünfte aus der Biblioteca de Ministerio de Relaciones Exteriores wurden mir vermittelt. Aus der Biblioteca Nacional in Uruguay erhielt ich wertvolle Abschriften von der Bibliothekarin Herminia Costa Valle in Montevideo. — Anschließend seien einige Persönlichkeiten angeführt, die mir ihre Arbeiten und Funde für die Haenke-Forschung zur Verfügung stellten oder wertvolle Hinweise gaben. So bin ich zu Dank verpflichtet den Herrn Rudolf Zischka (Cochabamba), Prof. Martin Cárdenas (Cochabamba), Gualterio Looser (Santiago de Chile), Prof. Dr. Carlos Henckel (Concepción de Chile), Horst von Plate (Chefredakteur in Santiago de Chile), Prof. Dr. Guillermo Schulz (Buenos Aires), Prof. R. Lorenzo Parodi (Buenos Aires), Dr. Arturo Burkart (Buenos Aires), Redakteur Dr. E. W. Körner (Buenos Aires), Prof. Dr. Georg Petersen (Lima). Nicht unerwähnt lassen darf ich die große Unterstützung, die mir aus den USA durch Prof. Dr. Ch. W. Arnade von der Univ. of South-Florida zuteil wurde. Arnade, ein vorzüglicher Kenner von Haenkes Leben und Wirken, hat mit seinen Archivstudien in Bolivien wertvolles neues Material zutage gefördert und für seine Zwecke in zahlreichen wissenschaftlichen Anstalten der USA Umschau gehalten, z. B. in der reichen Kongreßbibliothek zu Washington, der Bibliothek und den Archiven der Yale-Universität in New Haven, der Universität von Southern California in Los Angeles, der Universität von Texas (Instituto of Latin American Studies), der Universität von Colorado, dem Archiv der Augustine Historical Society-Florida usw. Alle Auskünfte, die er erhielt, stellte er mir uneigennützig zur Verfügung. Selbstverständlich war ich auch um Dokumente aus zahlreichen europäischen, vor allem deutschen Bibliotheken und Archiven, bemüht. Auch aus tschechischen Kreisen erhielt ich Unterstützung und ich nenne hier nur den Namen des ehemaligen tschechoslowakischen Gesandten in Madrid (Mexico) Dr. Vlastimil Kybal, der mich dankenswerterweise auf das Ibero-Amerikanische Institut in Berlin verwies. Von dieser Seite, dem Direktor der Lateinamerikanischen Bibliothek in Berlin-Lankwitz, Dr. H. Hagen, und vor allem von Prof. Dr. Otto Quelle wurde mir dann auch die wertvollste Hilfe zuteil. Richtungsweisendes Quellenmaterial zur Haenke-Forschung wurde mir ferner durch Dr. Karl Sedlmeyer zugeleitet.

Eine reichhaltige Sammlung von Schriften über und von Haenke hatte der Bibliotheksrat Dr. Adalbert Plott (Leipzig) zusammengetragen, die sich gegenwärtig im Besitz des Privatdozenten Dr. Hanno Beck in Bonn befindet. Letzterer hat mir in liebenswürdigerweise das Material zur Verfügung gestellt; er hat selbst durch einige wichtige Funde die Haenke-Forschung bereichert und für sie neue Gesichtspunkte gewonnen. Weitere Namen zu nennen, verbietet der Raumangel.

schien die spanisch geschriebene „Historia Natural etc.“ zuerst in französischer Sprache, nachdem Haenke Teile bereits im *Telégrafo Mercantil* (1801—1802) veröffentlicht hatte. In richtiger Erkenntnis, daß Haenke zur Veröffentlichung des Werkes in Oberperu die Voraussetzungen fehlten, nahm der Forschungsreisende Felix von Azara ohne Haenkes Wissen die „Naturgeschichte etc.“ in den Bericht über seine Südamerikareise auf, der 1809 in Paris von Ch. A. Walckenaer herausgegeben wurde. In der deutschen Ausgabe dieses Berichtes im Jahre 1810 durch W. Lindau wurde Haenkes Beitrag merkwürdigerweise weggelassen. Der argentinische Chemiker Pedro N. Arata²¹ lernte die „Historia Natural etc.“ aus Azaras Bericht kennen, fand sie sehr interessant und empfahl sie Pablo Groussac zur Veröffentlichung in Spanisch, und zwar nach dem Original, das er inzwischen in einem Archiv in Buenos Aires entdeckt hatte. Die Wiedergabe bei Walckenaer wich vom Original ab und war nicht frei von Mängeln. Groussac veröffentlichte Haenkes Arbeit und so erfolgte erstmals eine einwandfreie und vollständige spanische Publikation des Werkes. Die „Naturgeschichte von Cochabamba“ nimmt unter den Arbeiten Haenkes eine zentrale Stellung ein und nach wie vor wird sie für die Beurteilung von Haenkes literarischem Schaffen maßgebend sein. In den namhaften spanischen Archiven (z. B. im Museo Naval, in der Real-Academia de la Historia, im Botanischen Garten — sämtliche in Madrid —, wie im Archivo General de Indias in Sevilla) findet sich unter den Papieren als umfangreichstes, gründlichstes und zugleich druckreifes Manuskript die „N. v. C.“.

In den letzten Jahren hat die deutsche Haenke-Forschung ihre Aufmerksamkeit auf Haenke-Material gerichtet, das in Spanien aufbewahrt wird. Bereits vor Jahren ließ ich im Museo Naval in Madrid Abschriften herstellen, die Angaben über Haenkes Teilnahme an der Malaspina-Expedition enthalten²². Prof. Dr. Carlos Henckel in Concepción de Chile hat 1956 in dem gleichen Institut einen Bericht Haenkes über seine Reise durch Luzon und 2 Haenke-Briefe an Malaspina gefunden, die er mir zur Verfügung gestellt hat²³. Das Haenke-Material in der Bibliothek des Botanischen Gartens in Madrid, auf das ich bereits in der Haenke-Biographie Seite 84 hingewiesen habe, wurde inzwischen durchgesehen. Es handelt sich bei den 15 Dossiers (rund 7000 Seiten in Oktav, handbeschrieben) um Notizen über Haenkes Beobachtungen zur Naturkunde, der Wirtschaft und Technik, um Reiseskizzen, um Entwürfe für Denkschriften an die Regierungsstellen, um ethnographische und landeskundliche Aufzeichnungen, um Notenmaterial und eine große An-

²¹ Arata, N. Pedro: *Observaciones Criticas sobre unos Manuscritos de Tadeo Haenke, existentes en la Biblioteca Nacional*. Buenos Aires. Nachgedruckt bei M. V. Ballivian und Pedro Kramer in der Arbeit: Tadeo Haenke. La Paz 1898. Siehe auch: *Anales de la Biblioteca*. Bd. 1. Buenos Aires 1900. — Vergl. auch meine Haenke-Biographie Seite 87—105.

²² Siehe Haenke-Biographie Seite 261—265.

²³ Henckel, Carlos: *Las Actividades del Naturalista Tadeo Haenke etc.* „Revista Universitaria“ 42 (1957) Concepción de Chile.

zahl von Zeichnungen. Am reichsten vertreten sind unter diesen Archivalien Bestandaufnahmen von Pflanzen aus Südamerika. Die Niederschriften wurden zumeist flüchtig hingeworfen und waren wohl als Grundlage für eine spätere gründliche Bearbeitung gedacht. Außer der „Naturgeschichte von Cochabamba“ befinden sich keine umfangreicheren druckreifen Arbeiten unter den Archivalien. Die „Naturgeschichte etc.“ ist ja nun bereits in Druck erschienen. Die Dokumente sind nicht in bestem Zustande erhalten, teilweise sind sie vergilbt, verblaßt und beschädigt. Die Schrift ist daher oft unleserlich, was zum Teil auch durch Abkürzungen und eine veraltete Rechtschreibung verursacht wird. Es bedarf der mühseligen Arbeit des Transkribierens, um die Manuskripte auszudeuten und ihren Wert festzustellen. Trotzdem wurde mit deren Prüfung und Auswertung bereits begonnen. Ich habe in Madrid über 3000 Mikrobilder herstellen lassen und von diesen über 3000 Vergrößerungen in meinem Besitz, die einigermaßen lesbar sind. Davon sind Haenkes entomologische Beobachtungen und seine Reiseskizzen über Fahrten durch das heutige Bolivien und Peru bei Fachleuten in Bearbeitung, die Jahrzehnte in diesen Ländern gelebt haben und genaue Orts- und Sachkenntnis der beschriebenen Gegenden besitzen.

In Wien hat René Gicklhorn mit der Untersuchung des Haenke-Nachlasses begonnen und nach einer Ankündigung im „Archiv für Völkerkunde“ ihr Augenmerk auf Entwürfe für Memoranden an die Regierung des spanischen Vizekönigreichs Peru oder La Plata gerichtet, die Haenkes Bedeutung als Berater dieser Stellen beleuchten.

Ob die Madrider Notizen das bisherige Bild, das wir von Haenke als Mensch und Forscher besitzen, wesentlich verändern werden, möchte ich bezweifeln, aber sie werden seine vielseitige Tätigkeit und seinen weitausgreifenden wissenschaftlichen Wirkungskreis bestätigen. So können die Madrider Funde einen Fortschritt der Haenke-Forschung bedeuten.

Haenkes letzte Jahre

Von den letzten zwei Lebensjahrzehnten Haenkes ist wenig bekannt. Er lebte wohlhabend in Cochabamba, von wo er immer wieder Reisen durch das Vizekönigreich La Plata unternahm. Neben ärztlicher Tätigkeit verarbeitete er seine Reiseerfahrungen zu Gutachten an die Regierung. In der Freizeit pflegte er seine geliebte Musik²⁴.

In Cochabamba genoß Haenke die Freundschaft des Intendanten Francisco de Viedma, und er war offenbar bei den Regierungsstellen wie bei der Bevölkerung eine sehr geschätzte Persönlichkeit. Auch die spätere Regierung der Patrioten in Buenos Aires würdigte seine Verdienste, das bestätigt ein erst kürzlich von Prof. Dr. Caillet-Bois, Direktor des Instituts für argentin-

²⁴ Haenke bezog durch seinen Bruder Josef Werke klassischer deutscher Tondichter aus Deutschland. Unter den Papieren im Madrider Botanischen Garten befindet sich ein Verzeichnis solcher Musikalien, wie auch Proben von Gesängen der Eingeborenen, die Haenke aufgezeichnet hat.

sche Geschichte an der Universität Buenos Aires, entdecktes Dokument²⁵, in dem Haenke von dem General der Patrioten, Martin de Puyrrredón (1776—1850), der argentinischen Regierungsjunta als Sachberater für die Neugestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse in dem ehemaligen spanischen Vizekönigreich vorgeschlagen wurde. Der General war nach der siegreichen Schlacht von Suipache (1810) im heutigen Bolivien Präsident von Charcas (La Plata, Chuquisaca) geworden. In seinem Schreiben an die Junta in Buenos Aires teilte er mit, daß er es „für eine Hauptaufgabe der Regierung halte, jene seltenen Männer zu vereinen, die durch ihre Bildung zum allgemeinen Wohlergehen beitragen können“. Aus diesen Erwägungen heraus verwies er auf Haenke, den er mit warmen Worten empfahl.

Mit Dankbarkeit gedenkt man noch heute in Cochabamba der Dienste, die Haenke in mannigfacher Weise den Bewohnern der Stadt und dieser Provinz geleistet hat. So wurde 1901 in der „Galerie de Hombres Notables“ zu Cochabamba zu Ehren des berühmten Mitbürgers Haenkes Bild aufgehängt. Das Gemälde soll vor einiger Zeit ausgeliehen und nicht mehr zurückgestellt worden sein. Es gilt als verloren. Umso erfreulicher ist es nun, daß ich rechtzeitig eine Photokopie des Bildes in meinen Besitz bringen und in der Haenke-Biographie eine Reproduktion veröffentlichen konnte.

Haenke war nicht verheiratet, aber er lebte in enger Bindung mit einer Frau namens Sebastiana Orozco. Diese soll ihm einen Sohn geschenkt haben, der den Namen Juan de la Cruz-Ayenke erhalten hatte. Die bolivianische Schriftstellerin Mercedes Anaya de Urquida behauptet allerdings, daß dieser Juan nicht der leibliche Sohn Haenkes gewesen sei. Frau Orozco soll ihn mit in ihre Dienststelle gebracht haben und er sei von Haenke adoptiert worden. Von diesem Juan stammen die Haenke, die heute noch in Bolivien leben.

Einen Beweis für Haenkes Wertschätzung in Bolivien lieferte auch der angesehene bolivianische Schriftsteller Nataniel Aguirre (1843—1888), der in seinem Roman „Juan de la Rosa“ Haenke eine Rolle zuteilte. Dieses Werk erschien 1943 in 13. Auflage.

Die letzten Lebensjahre, zumindest seit 1809, verbrachte Haenke meist auf seiner Finca Santa Cruz de Heliconia (nicht Elicona, sondern benannt nach der Pflanzengattung Heliconia). Während der Wirren des Bürgerkrieges suchte er Ruhe in dem Landhause, das in der Montaña, unterhalb Cocapata, zwischen Waldbeständen der Cinchona, im Bezirk Ayopaya gelegen war. Der bolivianische Naturforscher Samuel de Ugarte (1844—1907), der in der Nähe von Haenkes Wohnsitz seine Hacienda hatte, war ein großer Verehrer Haenkes und hat nach seinen eigenen Angaben öfter die Ruinen von Santa Cruz de Heliconia aufgesucht und davon eine photographische Aufnahme hergestellt. Ugarte behauptet auch, daß Haenke auf der Finca gestorben sei²⁶. Josef

²⁵ Siehe Sudetendeutsche Zeitung. 14. Jg. München, 4. 12. 64.

²⁶ Vida y obra de Samuel de Ugarte. Buenos Aires 1949. In dieser Familienchronik der wohlhabenden und angesehenen Familie Ugarte in Bolivien findet sich der Hinweis auf Haenke-Manuskripte in der Dokumentensammlung Benito de la Mata Linares (Bd. 54, S. 430—482 und Bd. 12), die sich im Archiv der Bibliothek der

Haenke in Cochabamba, ein Nachkomme jenes oben genannten Juan de la Cruz-Ayenke, will wissen, daß die Indianer, welche den Leichnam Haenkes nach Cochabamba bringen sollten, diesen, der Last überdrüssig, auf halbem Wege, bei der Ortschaft Macochete, eingescharrt hätten. Das blasse Bild, das uns bisher von Haenkes letzten Jahren vorschwebte, erfuhr durch die in jüngster Zeit gewonnenen Details immerhin einige Aufhellungen.

War Haenke überhaupt ein Deutscher?

Zum Schluß sei noch die Frage nach Haenkes nationaler Herkunft angeschnitten. Hierbei handelt es sich freilich gar nicht um ein Problem, denn Haenke war natürlich deutscher Abstammung und ist im deutschen Kulturkreis das geworden, als das er in Südamerika wirkte und Verdienste erwarb. Die Frage wäre hier überhaupt nicht aufgeworfen worden, wenn nicht von anderer Seite Haenkes deutsche Herkunft bestritten oder angezweifelt worden wäre.

Im Januar 1943, nach dem Erscheinen der Haenke fälschlich zugeschriebenen „Descripción del Reyno de Chile“, meldete sich in der Redaktion der chilenischen Zeitung „El Mercurio“ ein Herr Tibor Jakoby und gab an, daß Haenke Ungar gewesen sei. Im Anschluß an diese Behauptung griffen Budapest-Zeitungen den Fall auf. Denselben Standpunkt vertrat 1962 Andor Vér in der Zeitung „Magyar hirek“, dem Organ des Weltbundes der Ungarn. Die Begründung des Herrn Vér für seine Behauptung ist eine derart abenteuerliche Geschichtsklitterung, daß es schade um Zeit und Raum wäre, sich hier mit ihr auseinanderzusetzen²⁷. Der Irrtum der Ungarn beruht auf Angaben südamerikanischer Schriftsteller, die über die politischen Verhältnisse im Donauraum vor dem Ersten Weltkriege schlecht informiert waren. Haenkes Geburtsort Krebitz liegt im ehemaligen Österreich-Ungarn, weshalb Haenke von diesen Südamerikanern für einen „húngaro“ gehalten wurde.

Die bereits oben erwähnte tschechische Kritik wiederum bemängelt, daß ich in meiner Haenke-Biographie von 1960 den Forscher als Träger deutscher Kultur vorgestellt habe, als der er 1789 nach Südamerika gegangen sei. Das, was ich als deutsche Kultur bezeichnet hätte, sei in Wirklichkeit

Real-Academie de la Historia in Madrid befindet. Die Manuskripte wurden von spanischen Autoren, die über Haenke gearbeitet haben, längst berücksichtigt. Neben der „Naturgeschichte von Cochabamba“ handelt es sich um Informationen Haenkes an die Regierung, z. B. über die Schifffahrt und den Fischfang an den Flüssen San Mateo und Mesubo und über die Pulvererzeugung in der Provinz Cochabamba. Die vorhandenen „Informationen“ Haenkes bestätigen übrigens meine Auffassung, die ich in meiner Haenke-Biographie vertreten habe, daß Haenkes Bedeutung weniger in seinen theoretischen Arbeiten als in seinen praktisch wirtschaftlichen und humanitären Anregungen besteht. Ein Bild der Ruine von Haenkes Finca habe ich in der Sudetendeutschen Zeitung (München, 26. 10. 1962) veröffentlicht.

²⁷ Das Blatt der Ungarndeutschen („Der Ungarndeutsche“, München) hat in Nr. 16 vom 5. April 1962 zu dem Artikel im „Magyar hirek“ ausführlich Stellung genommen und die dortigen Behauptungen zurückgewiesen.

westeuropäischen, besser niederländischen Ursprungs²⁸. Es geht in dieser Kritik also darum, Haenkes natürliche Abhängigkeit von deutschen kulturellen und wissenschaftlichen Bindungen zu lockern.

Es lag nun durchaus nicht in meiner Absicht, Haenke nationalistisch zu sehen und ins Feld zu führen. Ich vertrete den wohl allgemein geltenden und selbstverständlichen Standpunkt, daß der Kulturbegriff nicht durch staatliche oder völkische Grenzen eingeengt werden sollte. Wo immer das Gute und Wahre in Erscheinung tritt, ist es zu begrüßen. Aber gerade um der Wahrheit willen mußte erwähnt werden, daß Haenkes Bildungsweg unter Führung deutscher Lehrer zurückgelegt wurde, unter deren Anleitung er den Grundstock seines Wissens und Könnens gewann. Gewiß, Haenke hatte in Prag auch tschechische Lehrer, z.B. Strnad und Wydra, aber die stärksten Eindrücke und die nachhaltigste wissenschaftliche Förderung erfuhr er in Prag durch J. G. Mikan, der hinwiederum seine Ausbildung in Dresden und Wien erhalten hatte. In Wien waren Haenkes maßgebende Lehrer Ignaz von Born, Maximilian Stoll und Nikolaus Jacquin. Letzterer war zwar seiner Abstammung nach Wallone, aber er betätigte sich unter der deutschsprachigen Wiener Bevölkerung als praktischer Arzt, war Professor an der deutschen Wiener Universität und sein gastliches Wiener Haus war der Sammelpunkt jener hauptstädtischen Kreise, die an den Naturwissenschaften Interesse hatten. Die Jacquins können als eine deutsche Familie angesprochen werden, wie Theodor Fontane und Adalbert von Chamisso als deutsche Dichter gelten, obwohl sie französische Vorfahren hatten.

Haenke hatte sich natürlich in aller Welt um Mehrung seines Wissens bemüht. Er vermerkte ausdrücklich und bedauerte, daß er wegen der großen Entfernung von Europa zu wenig von den dortigen wissenschaftlichen Fortschritten in Erfahrung zu bringen vermochte²⁹. Wir finden in seinen Schriften den Niederländer Hermann Boerhave, den Schotten William Cullen und den Engländer Joseph Banks zitiert. Er ist ein Schüler und Verehrer Linnés, dessen „Genera Plantarum“ (8. Ausgabe) er bearbeitet hat. Sicher hat Haenke auch von dem Naturforscher Horace-Bénédict de Saussure gewußt, wie die tschechischen Kritiker meiner Biographie vermuten, obwohl ich dessen Namen bei Haenke nicht vorgefunden habe. Es mag auch zutreffen, wie die tschechischen Referenten behaupten, daß Haenke als einer der Ersten in Mitteleuropa die Bedeutung von J. J. Rousseau erkannt habe. Ich bin allerdings nur an einer Stelle, in dem Aufsatz „Die botanischen Beobachtungen auf der Reise nach dem böhmischen Riesengebirge“ (Seite 108) auf dessen Namen gestoßen, und zwar bei Schilderung der prächtigen Aussicht von der

²⁸ Der Einfluß niederländischer wissenschaftlicher Kreise auf das geistige Leben in Österreich während des 18. Jahrhunderts wurde durch den Besitz der Habsburger in den Niederlanden, wie durch die Vorliebe des unter Maria Theresia einflußreichen Ministers, des Fürsten Kaunitz-Rietberg, für den Westen, gefördert. Auf diese Verhältnisse wird in meiner Haenke-Biographie Seite 17 hingewiesen.

²⁹ Siehe Kühnel, Josef: Ein unbekannter Brief Thaddaeus Haenkes von 1803. *Bohemia* Jahrbuch 3 (1962) 514—516.

Schneekoppe. Haenke bezieht sich hierbei auf Rousseau, entschuldigt sich aber sozusagen ob dieser Bezugnahme, denn er ist kein Freund schwärmerischer Naturbetrachtung, wie sie von Rousseau ausging. Außerdem bejaht er entschieden und ganz im Gegensatz zu dem Franzosen die Zivilisation.

Aber wie schon gesagt, Haenkes nationale Herkunft steht nicht in Frage, er war ein Deutscher, wobei dieser Feststellung keine übertriebene Bedeutung zugemessen werden soll, denn sie spielt für die Gewinnung eines Werturteils über ihn und sein Werk nur eine untergeordnete Rolle³⁰.

³⁰ Die tschechische Stellungnahme zur deutschen Haenke-Forschung, bzw. die Kritik an meiner Haenke-Biographie aus dem Jahre 1960 verliert sich in unfruchtbarer Negation, und sie bietet nicht die geringste Anregung für eine Weiterentwicklung. Es handelt sich um eine substanzlose Beckmesserei, gemischt mit politischen Resentiments.

In jüngster Zeit erfolgten einige kritische Bemerkungen über meine Haenke-Biographie durch René Gicklhorn in Wien. In einem gedruckt erschienenen Vortrage („Zur Einführung der Pockenimpfung in Südamerika“, Deutsches Ärzteblatt — Ärztliche Mitteilungen, Jg. 61) bezeichnet sie meine Ausführungen zu diesem Thema (Haenke-Biographie S. 123—124 und S. 168) als Irrtum. Meine Ausführungen zur Pockenschutzimpfung fußen auf Angaben von Alexander von Humboldt, der in seinem „Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neuspanien“ (S. 39 in der Cottaschen Ausgabe) schreibt, daß Professor Unanue in Lima — wo bis zum November 1802 die Kuhpocken unbekannt waren — verschiedene Personen vaccinierte. Aus Lima aber erhielt Haenke im Jahre 1806 laut eigenen Angaben den Impfstoff. Weiter fällt René Gicklhorn in ihrem Aufsatz „Neues über die Haenke-Forschung“ im „Archiv für Völkerkunde“, 1962/63 über meine Haenke-Biographie das Pauschalurteil, sie sei veraltet, da von mir „ausschließlich . . . überholtes Material“ benützt worden sei.

Dazu muß gesagt werden, daß die Haenke-Biographie eine Reihe von Dokumenten und Daten über Haenkes Leben und Wirken vermittelt hat, die bisher in Deutschland unbekannt waren und Geltung behalten werden. Ich verweise auf folgende neue Ergebnisse meiner Bemühungen: Zwei Briefe Haenkes (1790, 1793) an Joseph Banks mit wichtigen Angaben über Haenkes floristische Tätigkeit auf der Weltreise (bisher unveröffentlicht) — Ein Brief des Freiherrn von Born an Joseph Banks (1790), der interessante biographische Daten über Haenke enthält (bisher unveröffentlicht) — Zwei Briefe Haenkes an Malaspina (1794) mit Einzelheiten über seine Reisen 1793/94 (bisher in Deutschland unveröffentlicht) — Ein Brief Haenkes an den Gouverneur Zamora (1794), der Ortsangaben über seine Reisen durch Mojos angibt (bisher in Deutschland unveröffentlicht) — Ein Haenke-Brief, der seine geistige Vereinsamung in Cochabamba bestätigt (bisher unveröffentlicht) — Einzelheiten über seine Reise durch Luzon 1792 (bisher in Deutschland unbekannt) — Einzelheiten über Haenkes Besteigung des Misti bei Arequipa (1794) — Details über seine Reisen durch Chiquitos, mit dem Ziel der Kochsalzgewinnung — Trinkwasseranalysen in Sucre (bisher unbekannt) — Ausführliche Erläuterung der Naturgeschichte von Cochabamba — Die südamerikanischen Forschungen zu apokryphen Schriften Haenkes — Erster Hinweis auf das Haenke-Material im Botanischen Garten zu Madrid — Das letzte Bild von Haenke aus der Ehrengalerie in Cochabamba, das als verloren gilt — Haenkes Forschungen auf Guam und Kalifornien, die bisher von der deutschen Haenke-Forschung unbeachtet gelassen wurden — Haenkes Finca bei Cocapata (Bild der Ruine) — Haenkes Reise über die argentinischen Pampas an Hand der gesammelten Gräser — Haenke und die Patrioten von Buenos Aires — Haenkes häusliche Verhältnisse in Cochabamba. Auf allen diesen Gebieten erbrachte meine Haenke-Biographie neue Er-

Trotz aller Problematik, die Unsicherheit in die Haenke-Forschung gebracht hat, ist heute ein Urteil über Haenke, den Menschen und seine Bedeutung als Forscher, möglich. Für die Wissenschaft hat er als Florist, infolge seiner eifrigen Sammeltätigkeit, wie als Landeskundler, was letzthin von dem Bonner Wissenschaftshistoriker Dr. Hanno Beck³¹ betont wurde, wertvolle Arbeit geleistet. *Aber sein größtes Verdienst erwarb sich Haenke nicht durch Sicherung oder Vermehrung allgemein theoretischer Erkenntnisse, sondern dadurch, daß er letztere praktischen Zwecken nutzbar machte.* Die Naturwissenschaften mußten ihm die Mittel zur Naturbeherrschung liefern. Mit seiner aufopferungsvollen Arbeit im mittleren Teil Südamerikas diente er vor allem dem Wohle der dortigen Bevölkerung. Er wandte sich gegen den Aberglauben und die Unterdrückung und bemühte sich um Verbesserungen in der Wirtschaft, im Bildungswesen, der Gesundheitspflege, kurz um den Fortschritt auf allen Gebieten der Zivilisation und der Kultur.

Bei diesem Bestreben wird im Leben dieses Forschers echte Tragik sichtbar. Seine Reformvorschläge fanden bei der spanischen Regierung nicht das gewünschte Verständnis, und der entfachte Bürgerkrieg machte deren Durchführung unmöglich. Als schließlich die Aufständischen-Junta in Buenos Aires sich bemühte, ihn als Berater für den Neuaufbau der Wirtschaft im ehemaligen Vizekönigreich La Plata zu gewinnen, verhinderte die militärische Niederlage der Patrioten die Übernahme dieser lohnenswerten Aufgabe. Haenke zog sich infolge der mißlichen Zeitereignisse enttäuscht und verbittert auf seine Finca in den rauen Bergen bei Cocapata zurück, wo er in Einsamkeit starb und bald vergessen wurde.

In einer Zeitspanne von 150 Jahren wurde immer wieder, meist nach längeren Unterbrechungen, versucht, dem von einem harten Schicksal geschlagenen Forscher gerecht zu werden.

gebnisse und was auch meine übrigen Ausführungen betrifft, so kann man von ihnen nicht sagen, sie seien „veraltet“ und sie sind nicht ohne weiteres „absurdum“ zu führen, wie René Gicklhorn meint, wenn sie auch nur von einem „Lokalhistoriker“, ein Epitheton, mit dem mich meine Kritikerin freundlicherweise bedenkt, gegeben wurden. Wer an den Weg baut, setzt sich der Kritik aus. Das ist mir bewußt. Pauschalurteile, wie sie in den obigen Fällen verteilt wurden, halte ich aber für fragwürdig. Verurteilt muß jedoch der Gicklhornsche Versuch werden, meine Arbeit für Haenke in Mißkredit zu bringen, indem mehrere westdeutsche Wissenschaftler vor meiner biographischen Arbeit gewarnt wurden, noch ehe diese der Öffentlichkeit vorlag.

³¹ Beck, Hanno: Thaddaeus Haenke und Alexander von Humboldt.

DAS NEUE WIRTSCHAFTSSYSTEM DER TSCHECHOSLOWAKEI

Von Kurt Wessely

Das Österreichische Ost- und Südosteuropa-Institut (Wien) veranstaltete vom 28. September bis 1. Oktober 1965 in Gösing, Niederösterreich, eine internationale Wirtschaftstagung unter dem Generalthema „Wirtschaftsplanung und Wirtschaftswachstum“, an der sich rund 40 Nationalökonominnen und Mitglieder von Planungsämtern beteiligten. Ein Drittel der Teilnehmer kam aus den Oststaaten, darunter vier aus der Tschechoslowakei, nämlich Prof. Dr. Ota Šik, Direktor des ökonomischen Institutes der Akademie der Wissenschaften, ferner die beiden Mitarbeiter des gleichen Institutes, Dr. Karl Suchan, Kandidat der ökonomischen Wissenschaften, und Dr. Bedřich Levčák und aus Preßburg Dr. Andrej Lantay (Ökonomisches Institut der Slowakischen Akademie der Wissenschaften). Ferner nahmen an der Tagung Wissenschaftler aus Ungarn, Polen und aus Jugoslawien teil.

Die nach Gösing geladenen westlichen Nationalökonominnen gewannen sowohl durch die ausführlichen Referate, die anschließende, breite Diskussion und durch zwanglose Gespräche mit den Fachleuten aus dem Osten ein klares Bild über den gegenwärtigen Stand der Wirtschaftsforschung, die Probleme, mit denen sie sich zu beschäftigen hat, und die wirtschaftlichen Reformvorschläge in den Oststaaten.

Dabei ergab sich als Gesamteindruck und als wichtigstes Ergebnis dieser Tagung, daß man sich in den Oststaaten erfolgreich von der Vorstellung befreit hat, man müsse sich in allem und jedem nach dem sowjetischen Vorbild richten, umsomehr, als auch in der Sowjetunion die Dinge in Fluß geraten sind. Aber während man sich dort, ebenso wie in Mitteldeutschland und teilweise auch in Polen, darauf beschränken möchte, durch Einführung einzelner neuer Mittel der Wirtschaftslenkung, neuen Wein in alte Schläuche zu gießen, setzt man in der Tschechoslowakei und mit einiger Zurückhaltung auch in Ungarn, zu einem Frontalangriff auf die dogmatisch erstarrten wirtschaftlichen Anschauungen an.

Es geht dabei um nichts weniger als um die Entthronung des Dogmas, daß die Wirtschaft eines sozialistischen Staates nur zentral geplant und nur durch administrative Methoden geleitet werden muß. Dies haben zwar die Jugoslawen bereits vor Jahren gepredigt, sie blieben aber zunächst allein und wurden als „Reformisten“ verketzert. Die neuen Auffassungen, die in der Tschechoslowakei vertreten werden, sind zwar keine Kopien der jugoslawischen Wirtschaftsordnung — eine ihrer Säulen, die Arbeiterselbstverwaltung, wird nach wie vor konsequent abgelehnt —, übernehmen aber weitgehend

jugoslawisches Gedankengut. Unverkennbar ist es aber auch, daß ökonomische Schriften des Westens, vor allem die anglo-amerikanische Literatur, studiert wurden und daß die „Planification“ in allen ihren Stufen starke Beachtung findet und, wie nicht anders zu erwarten, auch überbewertet wird. Die soziale Marktwirtschaft westdeutscher Prägung tritt dagegen weit zurück.

Die Tagung stand vornehmlich unter dem Eindruck der Wirtschaftsreformen der Tschechoslowakei. Prof. Šik berichtete über die von ihm inspirierten Reformen ausführlich in seinem Referat und nahm dann, unterstützt von den anderen tschechischen Tagungsteilnehmern, in freier Rede mehrmals darauf Bezug, wobei er die Gründe, die in der Tschechoslowakei eine Änderung des Wirtschaftskurses erzwingen, durch verschiedene Beispiele belegte.

Aus der Debatte schälten sich dabei jene verschiedenen Konzeptionen heraus, von denen sich die einzelnen Oststaaten in ihrer Wirtschaftspolitik leiten lassen. Polen hat die größten Schwierigkeiten, Arbeitsplätze für seine rasch wachsende Bevölkerung zu schaffen. Es erscheint in Polen sinnlos, zu diesem Zweck mit großem technischen und finanziellen Aufwand eine Rationalisierung vorzunehmen, die Arbeitskräfte freisetzen würde. Andererseits will man den Anschluß an den technischen Fortschritt doch nicht versäumen.

Für die ČSSR stellt sich das Problem gerade umgekehrt: Die Arbeitskräfte sind knapp geworden und können auch wegen Überalterung und ungenügender Mechanisierung nicht aus der Landwirtschaft abgezogen werden. Ihr Einsatz in der Industrie ist aber auch wenig produktiv, da durch die bisherigen Methoden keine intensive Arbeit erzielt werden konnte. Es gilt daher, aus dem Stadium der bloß extensiven Ausnützung der vorhandenen industriellen Kapazitäten (oder deren unüberlegter Erweiterung) zur Intensivierung der Wirtschaft zu kommen, d. h. zu einer allgemein höheren Leistung, um so nicht die Produktion um ihrer selbst willen, sondern das Volkseinkommen zu steigern. Aus dem höheren Volkseinkommen sollen nicht nur die für den technischen Fortschritt nötigen Investitionen, sondern auch jene materiellen Anreize finanziert werden, welche bei den Werktätigen die Erzielung besserer Leistungen bewirken sollen.

Einmütig betonten die tschechischen Sprecher, daß ihre Wirtschaft in eine schwierige Lage geraten ist, obwohl man bereits in den Jahren 1957/58 versucht hatte, sie zu beseitigen. Mit den damals durchgeführten Reorganisationsmaßnahmen habe man jedoch schlechte Erfahrungen gemacht. Dies wird nun von Šik damit begründet, daß die Reformen auf halbem Weg stehen geblieben sind. Die sogenannten Normativen, durch die ein Interesse an einer realen Planaufstellung bei den Betrieben geschaffen werden sollte — man wollte den Betrieben, welche sich zur Festlegung höherer Pläne verpflichteten, größere Prämien zahlen, um ihr materielles Interesse zu wecken —, haben sich nicht bewährt. Deswegen sind die Tschechen auch skeptisch gegenüber den Reformbemühungen in anderen Oststaaten, die nur mit „ökonomischen Hebeln“ eine Verbesserung der Wirtschaftsführung herbeiführen wollen (Mitteldeutschland!), während sie selbst wieder der Kritik von seiten dieser weniger fortschrittlichen Staaten ausgesetzt sind.

Heute sind die Tschechen davon überzeugt, daß sie 1957/58 deswegen scheiterten, weil sie die alten Formen der Planung bestehen ließen, nichts am Preissystem änderten, so daß, wie sich Šik ausdrückte, das Alte das Neue erstickte. Es kam sehr rasch zu einer Reaktion. Die Schwierigkeiten sollten dann durch eine schärfere Zentralisierung behoben werden, wodurch die Lage nur noch ärger wurde. Der Produktionszuwachs verlangsamte sich, ja das Volkseinkommen wuchs überhaupt nicht mehr, die Produktionskosten stiegen an und die Lage im Außenhandel wurde immer schwieriger. Somit hörte man wieder auf die Stimmen jener, welche nicht die Dezentralisierung, sondern ihre inkonsequente Durchführung für die Malaise in der tschechischen Wirtschaft verantwortlich machten.

Es ist unschwer, aus dieser historischen Analyse der Entwicklung, wie sie vom Ökonomischen Institut der Akademie der Wissenschaften angestellt wurde, Rückschlüsse auf die treibenden Kräfte innerhalb der tschechischen Wirtschaft anzustellen. Auch wenn die tschechischen Referenten dies nicht aussprachen, so war es doch klar erkennbar, daß das Schwanken zwischen den einzelnen Wirtschaftsauffassungen letzten Endes durch das Ringen zwischen den alten, konservativen, im Geiste Stalins erzogenen und noch immer an der Macht befindlichen Gruppen und den Neuerern bedingt ist, die teils von den Stalinisten zu Beginn der fünfziger Jahre verdrängt wurden, teils der inzwischen nachgewachsenen Generation angehören und nun Einfluß fordern.

Der neue Grundgedanke der tschechoslowakischen Wirtschaftsreform besteht in der Ausnützung des Marktmechanismus innerhalb eines neugefaßten Begriffes der sozialistischen Planung. Im alten System der Leitung konnte der Marktmechanismus nicht funktionieren, obwohl man im Prinzip schon bisher von seiner Anwendung sprach. Bei wirklichen Marktbeziehungen wäre es aber nicht möglich gewesen, daß die Abnehmer, wie dies tatsächlich in den sozialistischen Staaten geschah (und noch immer geschieht!), gezwungen werden, Waren abzunehmen, welche sie nicht brauchten, die aber nach dem Plan produziert wurden. Das administrative System setzte auch, zum Teil nach sehr subjektiven Bewertungen, Preise fest, die nichts mit den Wertrelationen zu tun hatten und die Widersprüche zwischen Angebot und Nachfrage nicht lösen konnten. So gibt es Betriebe, die ohne ihr Zutun einen Gewinn erzielen, während andere Betriebe Verluste aufweisen, ohne etwas dafür zu können.

Außerdem haben die Betriebe Einnahmen aus ihrer Produktion, die nicht aus der wirklichen Verwertung der Waren durch Verkauf stammen. Unter Marktbedingungen müßte aber das Einkommen der Betriebe von ihrem Verkaufserfolg abhängen, wodurch sie gezwungen wären, die Interessen der Konsumenten zu respektieren und danach zu handeln. Die Leitung und die Belegschaft der Betriebe bekamen aber ihre Löhne auf Grund der Planerfüllung ausgezahlt, obwohl oft Waren liegen blieben, die nicht verkauft werden konnten oder unter den Selbstkosten verkauft wurden. Daher fragten die Betriebe überhaupt nicht, was mit den produzierten Waren geschah, und sie

waren an den Produktionskosten, am Materialverbrauch und an der Höhe der erforderlichen Investitionsmittel uninteressiert. Ja das alte System forderte sogar zu höherem Materialverbrauch und zu unnützen Investitionen heraus. Wenn also die Marktverhältnisse und die sogenannten Warenbeziehungen ausgenützt werden sollen, so muß es zu einer Änderung der Produktions- und Abnahmebedingungen kommen, was unter den jetzigen Formen der Planung nicht möglich wäre.

Diese wird von Prof. Šik als Präferenzleitung charakterisiert, wonach nämlich aus gewissen Gründen die Produktion bestimmter Produkte oder die vorrangige Entwicklung einzelner Industriezweige durch ein zentrales Machtorgan angeordnet und verwirklicht wird. Eine solche Leitung und Planung der Wirtschaft wurde bisher als typisch sozialistisch angesehen, obwohl sich verständlicherweise auch das sogenannte kapitalistische System ihrer in Not- und Kriegszeiten bedienen muß. Es ist auch klar, daß eine solche Präferenzleitung in gewissen Stadien der sozialistischen Wirtschaft sich bewähren kann und das einzig richtige ist. (Damit stimmen auch die Jugoslawen überein, die einen ganzen Katalog jener Fälle aufzählten, in denen der Staat in ihrem System die Zielsetzungen vorzuschreiben hat.)

Wenn aber die Präferenzleitung verabsolutiert und als einzige, gesetzmäßige Form der Planung und Leitung ausgegeben wird, dann entstehen, wie das Beispiel der ČSSR zeigt, schwerwiegende Probleme. Ja Prof. Šik deutete sogar an, daß eine historische Untersuchung die Notwendigkeit oder wenigstens das Ausmaß der Präferenzleitung der vergangenen Jahre in der ČSSR anzweifeln könnte. Jedenfalls führte diese Form der Planung und Leitung in der ČSSR zu großen Fehlern und Nachteilen, weil es durch Mißachtung der größtmöglichen Wirtschaftlichkeit zu einer Störung sehr wichtiger Proportionen in der Wirtschaft kommt. Die Erzeugung neuer Güter wird nämlich zu langsam aufgenommen, das Sortiment verengt sich und der technische Fortschritt wird gehemmt. In der Wirtschaft eines industriell so entwickelten Landes mit ungeheuer fortschreitender Arbeitsteilung, in der es so komplizierte ökonomische Zusammenhänge gibt wie in der ČSSR, ist es einfach nicht möglich, alle diese Zusammenhänge einem zentralen Leitungssystem zu unterstellen und zu respektieren. Das höchste Wachstumstempo kann auf die Dauer nicht durch einseitige Präferenz einer oder einiger Wirtschaftszweige gesichert werden. Vielmehr ist die Respektierung aller notwendigen Seiten der Entwicklung wichtig, um zu einer optimalen Struktur zu kommen. Man kommt mit den bisherigen Methoden zu dem Ergebnis, daß die Produktion um ihrer selbst willen entwickelt wurde, ohne daß das Wachstum der Gesamtwirtschaft gesichert war.

Aus all diesen Gründen soll der Plan geändert werden und zwar sowohl die Planaufstellung wie auch sein Charakter, indem sich die Planung nur mehr auf makroökonomische Größen beschränkt. Allerdings gibt Prof. Šik zu, daß er und seine Mitarbeiter darüber zwar bereits einige Vorstellungen haben, die auch schon offiziell angenommen wurden, aber von der Vorstellung zur Realisierung ist noch ein weiter Weg. (Soweit bisher bekannt, er-

folgt auch die Planaufstellung 1966 im wesentlichen noch nach den alten Grundsätzen.) Künftig soll sich der Plan auf Grund tiefgreifender Analysen mit der voraussichtlichen Nachfragestruktur beschäftigen — das sind übrigens Überlegungen, die sich offenbar an den Planungszielen der französischen Planification orientieren, die von der „demande finale“ ausgeht.

Es wird aber auch notwendig sein, den Außenhandel mit einzubeziehen, wozu es einer neuen Beurteilung der außenwirtschaftlichen Beziehungen zu den sozialistischen Staaten bedarf. Die makroökonomischen Vorstellungen, welche im Plan ihren Niederschlag finden, sollen den Betrieben einen ungefähren Rahmen dessen geben, was von ihnen erwartet wird, wie hoch die Zahl der insgesamt bereitstehenden Arbeitskräfte und Investitionsmittel sein wird, damit die Betriebe selbst verschiedene Varianten ihrer eigenen künftigen Wirtschaftsentwicklung zur Auswahl aufstellen können. Die Effektivität der Investitionen kann nur einer der Gesichtspunkte sein, da auch die anderen Fragen der Grundstruktur berücksichtigt werden müssen. Auf Grund der Vorschlagsvarianten der Betriebe sollen dann in mehrfachem Wechsel zwischen den Zentralstellen und den Betrieben die bestmöglichen Formen eines Planes aufgestellt werden, die sich einem Optimum nähern.

Da sich gezeigt hat, daß bisher nur die Jahrespläne konkret aufgestellt wurden, durch sie aber die Grundstrukturen der Wirtschaft nicht verändert werden können, so soll künftig die zentrale Planung langfristig, also mindestens für fünf Jahre, aufgestellt werden, wozu noch längerfristige Prognosen (etwa auf 15 Jahre) kommen sollen. Jahrespläne sollen nurmehr von den Betrieben festgelegt werden, die sie aber zwecks Kontrolle nach oben weiterzugeben haben, ob sie wirklich mit dem Fünfjahrplan übereinstimmen. Eine administrative Änderung der Betriebspläne von oben ist jedoch nicht vorgesehen, nur eine Beratung und Einflußnahme.

Die Anwendung der Marktbeziehungen, die Einführung teilweise frei gebildeter Preise und die Förderung der Konkurrenz zwischen den Betrieben bedeutet, wie Prof. Sik betonte, keineswegs die Wiederherstellung der kapitalistischen Wirtschaft. Spekulationen darauf seien völlig unangebracht, da sich an der Struktur der sozialistischen Wirtschaft nichts ändert, auch wenn der Staat die direkten Anweisungen und Produktionsauflagen beschränkt.

In den der Gösinger Tagung vorgelegten Thesen führte Sik weiter über die geplanten Reformen aus: „Quantitative Kennziffern, die in volkswirtschaftlichen Plänen alle Seiten der Entwicklung und die inneren Zusammenhänge der künftigen Entwicklung bestimmen, können nur als Ziffern betrachtet werden, die eine Rahmen- und Orientierungsbedeutung haben und mit den unumgänglichen Reserven rechnen müssen. Der Versuch, sie als streng kontrollierte Produktionsaufgaben anzusehen, macht eine optimale Produktionsentwicklung und eine elastische Anpassung der Produktion an die sich schnell ändernden konkreten Produktionsbedingungen unmöglich.

Zentrale direktive Produktionsaufgaben sollten nur in den Fällen angewandt werden, wo die Erzeugung bestimmter Produkte nicht durch ökonomische

Stimuli gewährleistet werden kann und unter solchen Bedingungen, daß eine optimale Entwicklung nicht unmöglich wird.

In der CSSR werden 3 Gruppen der Investitionstätigkeit existieren. Die größten und wichtigsten neuen Anlagen werden im 5-Jahrplan namentlich einbezogen werden und unwiderbringlich finanziert sein. Die bedeutendsten Modernisierungs- und Rekonstruktionsaktionen der Zweige werden auf Grund ausgewählter effektivster Vorschläge der Betriebe als Zweiginvestitionen in den 5-Jahrplan eingegliedert werden. Kleinere Erneuerungs- und Rationalisierungsinvestitionen werden langfristig nicht geplant werden.

Die konkrete Produktionstätigkeit innerhalb des planmäßig bestimmten Rahmens und auf Grund der planmäßig geschaffenen Produktionskapazität müssen die Leitungsorgane der Betriebe festsetzen, die unmittelbar mit der Produktion verbunden sind.

Bei konsequenter Ausnutzung der Marktbeziehungen sind die Produzenten gezwungen, die tatsächlich optimale Produktionsentwicklung zu verfolgen, da ihre Einkommen, von denen allein der Entgelt für ihre Arbeit bestritten werden kann, sich langfristig am schnellsten bei einer optimalen Entfaltung der Produktion entwickeln, wogegen die Einkommen bei einer einseitigen, vom Optimum abweichenden Entwicklung der Produktion langsamer anwachsen, beziehungsweise sinken.

Sollen die Marktbeziehungen eine optimale Entwicklung der Produktion anregen, dann müssen sich vor allem die Preise der Waren in tatsächlich ökonomischer Weise entwickeln.

Eine ökonomische Preisentwicklung kann kein zentrales Leitungsorgan allein sichern, und zwar nicht nur wegen Erkenntnisschwierigkeiten und Unelastizität, sondern auch deshalb, weil dieses Organ die wechselseitige Interesseneinwirkung der Lieferanten und Abnehmer nicht ersetzen kann, wobei eine derartige Wechselwirkung sich auch in gegenseitigen Preisabkommen zeigen muß. Das zentrale Leitungsorgan muß Grenzen der Preisbewegung (Limite), eventuell einige bedeutendste Preise, die Grundregeln der Preisbildung sowie die Grundrichtung der Preisentwicklung (Preispolitik) so bestimmen, daß Angebot und Nachfrage von Waren in Einklang gebracht werden.

Um in den Betrieben das Interesse an einer effektiven Ausnutzung der Produktionsmittel zu fördern, muß der Staat von den Betriebseinkommen noch spezielle Abgaben von den Produktionsmitteln einheben, die nach einem Prozentsatz von dem Wert der Produktionsgrundfonds berechnet werden. Je besser der Betrieb mit seinen Grundfonds wirtschaftet, umso weniger gibt er von seinem Einkommen relativ ab und umso mehr verbleibt folglich für den Lohnfonds.

Um der Gefahr einer Monopolstellung der Betriebe und dem Entstehen eines Verkäufermarktes entgegenzutreten, müssen verschiedene Formen von Wettbewerb ausgenutzt werden. Es geht hier sowohl um einen Binnenwettbewerb zwischen verschiedenen sozialistischen Betrieben desselben Zweiges, als auch um die Ausnutzung der Einfuhr als Druckmittel auf zurückbleibende Inlandsproduzenten.

Die Anwendung der Marktbeziehungen zwischen sozialistischen Betrieben führt nicht zur Erneuerung der kapitalistischen Wirtschaft, sondern sie gewährleistet eine schnellere, wirtschaftlichere, proportionellere und technisch fortschrittlichere Entwicklung der sozialistischen Produktion und folglich auch ein beschleunigtes und gleichmäßigeres Wachstum des Verbrauchs und des Lebensstandards der gesamten Bevölkerung.“

Einen wesentlichen Anteil an der Neuordnung des Wirtschaftssystems wird die Reorganisation des Finanz- und Kreditwesens haben. Man will nämlich die Wirtschaft, die nicht mehr unmittelbar von oben geleitet wird, über das Finanzwesen aktiv beeinflussen. Die zentrale Verteilung der Geldmittel soll die Durchsetzung der geplanten Strukturveränderungen erleichtern und zur Lösung der Differenzen zwischen Angebot und Nachfrage beitragen. Der Staatshaushalt wird aber auch weiterhin die wichtigste Finanzierungsquelle bleiben, von dem die sogenannten namentlichen Investitionen finanziert werden.

Neben dem Staatshaushalt wird die wachsende Bedeutung des Banksystems unterstrichen, das auch weiterhin als einheitliches Bank- und Kreditsystem zur Sicherung der Erfordernisse der Wirtschaft und der Geld- und Währungsstabilität aufgebaut wird. Die tschechoslowakische Staatsbank soll das einzige Emissions- und Kreditzentrum bleiben, wenn auch das Netz der Sparkassen ausgebaut wird. Organisatorisch treten also wenig Änderungen ein, sie zeigen sich vielmehr in der Art der Einwirkung des Finanzapparates auf die Produktionsbetriebe.

Die Finanzpolitik soll sich nicht blind den Planaufgaben unterordnen, sondern so gelenkt werden, daß eine Erreichung der Planziele durch einen optimalen Einsatz der Mittel ermöglicht wird. Es genügt künftig nicht, wie Suchan erklärte, daß eine Finanzierungsaufgabe im Plan festgelegt ist. Die Bank wird vielmehr fordern, daß die Betriebe jene Variante auswählen, bei der mit einem Aufwandsminimum ein Ertragsmaximum erzielt wird. Ein Teil der Investitionen soll aus den eigenen Mitteln der Betriebe selbst finanziert werden, so daß also den Betrieben eine gewisse Entscheidungsfreiheit, je nach den Markterfordernissen, in der Investitionspolitik bleibt. Dies setzt die Belassung entsprechender Eigenmittel bei den Betrieben voraus.

„Das neue ökonomische Leitungssystem soll die Betriebe selbst an einem optimalen Stand ihrer Vorräte interessieren. Zu diesem Zweck sollen den Betrieben ihre bisherigen Umlaufmittel größtenteils abgeschöpft und durch einen Bankkredit ersetzt werden. Kriterium für die Kreditgewährung wird dann nicht der Planbestand (und Überplanbestand) der Vorräte, sondern der wirkliche Bedarf der Betriebe bilden.

Der Steigerung der Effektivität der Verteilung der Kreditmittel sollen die einheitlich festgesetzten Zinssätze dienen. Die Zinssätze sollen zwar nach den einzelnen Arten von Krediten (Investitions-, Betriebskredite, langfristige, kurzfristige Kredite u. ä.) differenziert werden, für jeden solchen Abschnitt soll aber der Zinssatz gleich sein und desgleichen sollen einheitliche und festumrissene Kreditbedingungen bestehen.

In den Grundsätzen des neuen Systems steht auch, die Bank müsse das Recht und die Möglichkeit zur Ablehnung eines Kredits haben, sie darf aber Kredite für Löhne nicht ablehnen. Die sog. verbürgten Löhne müssen unter allen Umständen zur Auszahlung gelangen, also auch dann, wenn der Betrieb sie mit seinem Einkommen nicht deckt. Das heißt allerdings nicht, daß dieser Kredit automatisch, ohne jedwede Bedingungen gewährt werden soll. Ein solcher Kredit wird kurzfristig sein und muß alle Organe des Betriebs und außerhalb des Betriebes zur Behebung des Mangels aufrütteln. Das neue ökonomische System und sein Mechanismus der materiellen Interessiertheit basiert auf der unabdingbaren Voraussetzung, daß der Betrieb finanziell aktiv ist und darüber hinaus einen Teil des Bruttoeinkommens an die Gesellschaft abführen muß.“ Soweit die Hauptthesen des Referates Suchans.

Die neuen Methoden der tschechoslowakischen Wirtschaftsführung werden sich also nach außen hin viel mehr in der gewonnenen Entscheidungsfreiheit der Betriebe bei den Investitionen und bei der Auswahl der verfolgten Produktionen zeigen als im Wegfall der von ihnen geforderten Einhaltung von Indexpunkten und deren Meldung. Wird das Wirtschaftssystem von der Bevormundung durch den Staat befreit, so besteht allerdings die Gefahr, daß nun das Bankensystem omnipotent und verbürokratisiert wird, wodurch es nur zur Verlagerung der Kompetenzen käme. Dies ist ein Problem, mit dem man sich in der CSSR anscheinend noch nicht genügend beschäftigt hat, obwohl die jugoslawischen Referenten in Göding wegen ihrer schlechten Erfahrungen vor der Bürokratisierung der Banken warnten.

Es ist kein Zweifel, daß die Tschechoslowakei bahnbrechend in der Übernahme neuer Wirtschaftsformen im ganzen Ostblock geworden ist, wobei jedoch auffällt, daß sie sich in der Anwendung mathematischer Methoden zurückhält. Dies ist nicht zuletzt die Folge eines jahrelangen Rückstandes. Man hat aber auch den Eindruck, daß die tschechischen Wirtschaftsplaner sich der Grenzen der mathematischen Methoden bewußt sind. Man fragt sich, ob sie jene Grenzen in Rechnung gestellt haben, die grundlegenden ökonomischen und organisatorischen Reformen in einem System gesetzt sind, dessen führende Spitze die Veränderung nicht mitmacht und dessen Kader jahrelang in einem Sinn geschult wurden, der den neuen Anforderungen nicht entspricht, ja sein gerades Gegenteil ist.

BUCHBESPRECHUNGEN

Eugen Lemberg, Ostkunde. Grundsätzliches und Kritisches zu einer deutschen Bildungsaufgabe. Hrsg. von der Bundesarbeitsgemeinschaft für deutsche Ostkunde im Unterricht.

Verlag Ch. Jacger & Co., Hannover 1964, 256 S., DM 9,80. (Bausteine ostkundlichen Unterrichts 12.)

Dieser Band enthält eine Sammlung von 14 Vorträgen und Aufsätzen des Verfassers, die zwischen 1952 und 1963 gehalten bzw. gedruckt wurden, und die bisher nur in verschiedenen Büchern und Zeitschriften verstreut zu finden waren. Sie werden in 4 Kapitel gegliedert:

1. Pädagogische und bildungspolitische Grundlagen.
2. Der deutsche Osten.
3. Die Völker Ostmitteleuropas.
4. Ostkunde in der geschichtlichen und politischen Bildung.

Wie schon aus dem Titel hervorgeht, sind diese Aufsätze primär nicht der historischen Forschung gewidmet, da pädagogische Fragen ihren Inhalt bestimmen und der Versuch unternommen wird, eine Bildungsaufgabe zu umreißen. So rahmen zwei vor allem pädagogisch ausgerichtete Kapitel zwei mehr dem Historischen gewidmete ein. Aber auch in diesen kann der Verfasser den sein Wesen prägenden pädagogischen Eros nicht unterdrücken und es scheint unter dem historischen immer wieder das pädagogische Anliegen durch: Es ist ein pädagogisches Buch.

Erstes und bedeutsames Anliegen des Verfassers ist es, die Ergebnisse der Fachhistorie auf deren Relevanz auf Bildungsgüter hin zu untersuchen. Da dies aber nur geschehen kann, wenn man die Bildungsaufgabe aus der jeweiligen Bildungssituation herleitet, ist der Bezug zu unserer Gegenwart immer erhalten und gegeben. Das bedeutet eine wesentliche Bereicherung, insofern nicht alte Klischeevorstellungen der Geschichte benützt werden, sondern der Versuch unternommen wird, die neuesten Ergebnisse der historischen Forschung vom Standpunkt des Pädagogen für seine Bildungsaufgabe zu durchleuchten. Diese aber heißt hier: Ostkunde.

Sie wird zunächst als eine Bildungsaufgabe der Bundesrepublik herausgearbeitet. Sie kann, so wird betont, nicht auf die Kunde von den deutschen Leistungen im Osten eingeschränkt werden, da dieser deutsche Osten der Geschichte angehört und es in Frage steht, ob man die Jugend, auf die es doch ankommt, durch Aufzählungen solcher Leistungen für eine Aufgabe begeistern kann, deren Ziel in der Zukunft liegt. Ostkunde muß also auf die Kenntnis der Völker dieses Raumes und deren Geschichte ausgedehnt werden. Sie muß versuchen, einen Raum plastisch werden zu lassen, dessen Lebens-

weise auf anderen Grundlagen beruht als die des Westens. So steht auch dem Verfasser Ostmitteleuropa, das er aus eigener Erfahrung kennt, näher als etwa Rußland, das nur ab und zu gestreift wird. Fragen dieses Raumes für die Bildungsaufgabe Ostkunde relevant zu machen, ist das Bemühen des Verfassers in diesen Aufsätzen.

Als Kenner des Nationalismus nimmt der Verfasser dessen Entwicklung zum Ausgangspunkt, die Mißverständnisse in den Beziehungen zwischen den einzelnen Völkern dieses Raumes aufzuzeigen und Ansatzpunkte zu deren Überwindung zu entwickeln. Dabei gelingt es ihm zu verdeutlichen, daß auf beiden Seiten ein Neudurchdenken der Geschichte dieses Raumes notwendig geworden ist, und daß gerade hierzu durch Vertreibung und Emigration auf beiden Seiten ein neuer Anfang geschaffen wurde, wenn auch manche liebgewordene Vorstellung, so schwer dies auch fällt, zuerst fallen gelassen werden muß. Der Verfasser bezeichnet es als eine wesentliche Aufgabe der Geschichtsschreibung, das eigene Volk von außen, das fremde dagegen von innen zu betrachten. Die Überwindung eines übertriebenen Nationalismus, der zu den verheerenden Folgen geführt hat, die wir kennen, ist eines der Hauptanliegen der mehr historisch ausgerichteten Aufsätze.

In Westdeutschland wird niemand ernsthaft bestreiten wollen, daß die Kenntnis der Völker des Ostens ein wesentliches Anliegen unserer eigenen politischen Bildung sein sollte. Andererseits aber wird niemand behaupten wollen, daß für diese Forderung viel Interesse gezeigt wird. Der Verfasser sucht diesen Mangel mit der Westorientierung der Bundesrepublik zu begründen, indem er nachweist, daß der Westen uns weitaus bekannter ist als der Osten. Genau so viel Schuld an dieser Unkenntnis dürfte allerdings auch die Abkapselung dieser Staaten gegen den Westen tragen, die für den interessierten Einzelnen die ausreichende Information, vor allem über Vorgänge unter der Oberfläche, recht schwierig gestaltet. Hier neue Wege gewiesen zu haben, ist ein Verdienst dieses Buches.

Es steht außer jedem Zweifel, daß die Aufgabe, die Anliegen der Ostkunde in Westdeutschland zu verbreiten und diese auf eine breite Basis der Mitarbeit verantwortungsbewußter Erzieher zu stellen, noch vieler Mühen bedarf, daß aber auch viele liebgewordene Vorstellungen der Deutschen aus dem Raum Ostmitteleuropas diesem Vorhaben selbst entgegen stehen. So wird fast in jedem Aufsatz deutlich, daß der Verfasser gezwungen ist, sich gegen zwei Seiten zu verteidigen: Einmal gegen den Vorwurf des „Verrats“ aus den eigenen Reihen, zum andern gegen den des „Revanchismus“ auf der anderen Seite, da die offiziellen Stellen der ostmitteleuropäischen Staaten auf jeden Versuch deutscherseits, sich mit ihnen zu befassen, mit diesem Vorwurf antworten, wenngleich in den letzten Jahren die starren Fronten in Bewegung geraten sind.

Nachdem es in Deutschland nun mit viel Aufwand unternommen wird, den Bildungskanon neu zu durchdenken, kommt dem Verfasser diese Situation entgegen. Er sieht hierin eine Chance, in dem neu zu formulierenden Bildungskanon der Ostkunde den ihr entsprechenden Platz zu geben, nicht als

ein neues Unterrichtsfach zu der Fülle der anderen Fächer hinzu, sondern als Modell einer über mehrere Fächer hinweggreifenden Unterrichtseinheit, zu einem neuen Unterrichtsverfahren. In dem Aufsatz „Vorschläge zur Planung und Gestaltung des ostkundlichen Unterrichts“ werden einzelne Themen näher skizziert, die es ermöglichen, Ostkunde in den Unterricht einzubauen, ohne den Stoff ausweiten zu müssen. Grundlegendes zu diesem Thema aber wird in dem Aufsatz „Ostkunde, Geschichte, Gemeinschaftskunde, zur Didaktik einer komplexen Bildungsaufgabe“ ausgeführt. Hier wird der Versuch unternommen, in Fortführung verschiedener in anderen Büchern gedruckter Studien des Verfassers, eine Neuorientierung innerhalb der Bildungsgüter durchzuführen. Er ist überzeugt, daß „schwere Probleme und Gefahren für eine Gesellschaft oder Nation einfach dadurch entstehen, daß sie bestimmte Bildungsinhalte, die für ihr Fortbestehen und ihre Konkurrenzfähigkeit lebenswichtig sind, nicht oder zu spät in ihren Bildungskanon aufnimmt“. Gemeint sind damit vor allem die wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fächer, die im Bildungsplan der höheren Schule kaum enthalten sind, aber auch Ostkunde als eine der wesentlichen Bildungsaufgaben Westdeutschlands. In diesem Aufsatz wird dargelegt, wie man im Unterricht zur Gestaltung eines Raumes aus geographischer, historischer, wirtschaftspolitischer und kulturmorphologischer Schau gelangen kann; wie dies allerdings nicht nur für die Räume Ostmitteleuropas gefordert wird.

Es ist von unschätzbarem Vorteil für die vertriebenen Deutschen Ostmitteleuropas, daß unter ihnen ein Pädagoge wirkt, der nicht nur in einer Rückschau auf bisher Geleistetes verharrt, sondern der versucht, an der Verwirklichung der neuen Bildungsaufgaben mitzuarbeiten, wobei der Osten das ihm zustehende Gewicht erhalten wird.

Es war nur möglich, zu versuchen, das Hauptanliegen dieses Buches auszubreiten, aber nicht sich gleichzeitig mit verschiedenen Ausführungen des Verfassers, die nicht die volle Zustimmung erfahren konnten, ausführlich auseinanderzusetzen. Eine wesentliche und wichtige Frage hat in den Aufsätzen jedoch keine Beantwortung gefunden. Und gerade diese hätte man von einem der führenden Pädagogen der Deutschen aus dem Raume Ostmitteleuropas erwartet: „Wie soll sich z. B. ein sudetendeutsches Volkstumsbewußtsein weiter erhalten, wenn die Generation, die die Heimat bewußt erlebt hat und nicht nur dort geboren wurde, gestorben ist?“ Auch die Beantwortung dieser Frage und der damit verknüpften Probleme gehört zu einer der Bildungsaufgaben der Ostkunde, denn wo das Bewußtsein um die Heimat schwindet, schwindet auch das Bewußtsein des Rechtes auf diese.

Kirchseeon

Hans Rainer Giebel

A. I. Njeussybin, Die Entstehung der abhängigen Bauernschaft als Klasse der frühfeudalen Gesellschaft in Westeuropa vom 6. bis 8. Jahrhundert. Deutsche Ausgabe besorgt von Bernhard Töpfer [Übersetzung aus dem Russischen]. Akademie-Verlag, Berlin 1961, 598 S.

Der Verfasser, der sich bereits als Autor mehrerer wissenschaftlicher Arbeiten aus der mittelalterlichen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Deutschlands in Rußland einen Namen gemacht hat, setzt sich in seinem hier anzuzeigenden, erstmals 1956 in Russisch erschienenem Buche zum Ziel, die verschiedenen Formen bäuerlicher Abhängigkeit und Hörigkeit im Raume des heutigen Westeuropa vom 6.—8. Jahrhundert zu untersuchen. In einer tief-schürfenden methodischen Analyse nimmt N. eingangs zu den Ergebnissen und Theorien seiner wissenschaftlichen Vorgänger Stellung, um zu dem Schluß zu kommen, daß diese samt und sonders abzulehnen seien. So verwirft er vor allem auch die Auffassung, nach der der größte Teil der in den Volks-rechten genannten „Freien“ kleine Grundherren, also keine Bauern waren, wie es von der älteren deutschen rechtsgeschichtlichen Forschung teilweise vertreten worden war. Die Interpretation der „liberi“ als „königsfreie Bauern“, die zum Militärdienst verpflichtet waren, läßt N. nur für die Karolingerzeit gelten. Im übrigen neigt der Verf. — aus leicht zu durchschauenden ideologi-schen Gründen — zu einer Wiederbelebung der These einer ursprünglich germanischen Gemeinfreiheit der Bauern, wie sie von der deutschen Rechts-geschichte des 19. Jahrhunderts und in Anlehnung an diese auch von Marx und Engels vertreten worden war.

Den modernen deutschen Wirtschafts- und Sozialhistorikern macht N. den Vorwurf, daß sie zu sehr zu Verallgemeinerungen neigen und zu wenig auf die jedem germanischem Volk und Stamm eigentümliche Sozialverfassung Rücksicht nehmen würden. Um diesem vermeintlichen Fehler zu entgehen, untersucht der Verfasser der Reihe nach die einschlägigen Verhältnisse bei den Franken, Sachsen, Langobarden, Burgundern und Bayern, wobei er sich vor allem auf die *Leges* als Quellengrundlage stützt. Er verfolgt dabei bei jedem einzelnen Stamm die Auflösung der primitiven Gesellschaftsstruktur, den Übergang von der Sippe zur Familie, vom Kollektiv- zum Individual-eigentum, die fortschreitende Differenzierung der bäuerlichen Schichten und das Maß ihrer Abhängigkeit vom Grundherrschaft, die schließlich in die Groß-grundherrschaft einmündet, was nach der Terminologie des Verfassers iden-tisch ist mit der Ausbildung einer bäuerlichen „Klasse“ im Rahmen der „frühfeudalen“ Gesellschaftsordnung. Ein Schlußkapitel führt dann schließ-lich noch die Entwicklungslinien vom 9. bis zum 11. Jahrhundert weiter, wo-bei N. bereits die ersten Symptome eines „Klassenkampfes“ zu entdecken glaubt, in dem die Bauern dem Prozeß der Feudalisierung Widerstand leisten. Dabei wird gleichzeitig auch der Unterschied zu den „Bauernerhebungen“ des 14. und 15. Jahrhunderts aufgezeigt, der nach Ansicht des Verfassers in der durch die Ausbreitung der Geldwirtschaft bedingten herrschaftlichen Aus-beutung der Bauern besteht.

Die Befangenheit des Autors in der marxistisch-leninistischen Geschichtsauffassung ist jedem, der sich um eine ideologiefreie Geschichtsbetrachtung bemüht, leicht ersichtlich. Dies soll und darf jedoch kein Grund sein, das Buch Njeussychins einfach zu ignorieren, vor allem weil es sich um die neueste zusammenfassende Darstellung der Geschichte des Bauernstandes in Deutschland vom 6.—11. Jahrhundert handelt, deren Gewicht vor allem im Ausland, wie Rezensionen es zeigen, nicht unterschätzt werden darf. Das Buch bringt eine Fülle neuer Gesichtspunkte, die auf Grund des ausgebreiteten Quellenmaterials jenseits aller Ideologie zur Stellungnahme und Kritik herausfordern; die Besprechung von F. Prinz in der Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte (Bd. 25, S. 805) hat dies für die bayerischen Verhältnisse offenkundig gemacht. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus muß dem Verfasser vor allem entgegengehalten werden, daß ihm eine Reihe neuester einschlägiger Arbeiten, besonders diejenigen aus der Feder von Karl Bosl, unbekannt geblieben sind. Vom Methodischen her ist gegen N. der Einwand vorzubringen, daß er sich zu wenig über den Quellenwert der germanischen Leges als Erkenntnis für die realen Verfassungsverhältnisse der Zeit auseinandergesetzt hat, ein Problem, das gerade die neuere deutsche Rechts- und Verfassungsgeschichte eingehend beschäftigt hat. Trotz aller Kritik, die im einzelnen noch zu üben sein wird, sollte aber das scharfsinnig geschriebene Buch des russischen Marxisten Njeussychin gerade für die westdeutsche Geschichtsforschung eine Mahnung sein, unser Wissen von den Unterschichten systematisch durch Einzelforschungen zu vertiefen und vor allem — was besonders drängend erscheint — diese dann zu einer großangelegten Synthese zu verschmelzen, die uns ein von jeder Ideologie ungetrübtes Bild von der sozialen Wirklichkeit unseres Volkes in vergangenen Zeiten zu bieten vermag.

München

Pankraz Fried

Ludwig von Gogolák, Beiträge zur Geschichte des slowakischen Volkes. Bd. 1. Die Nationswerdung der Slowaken und die Anfänge der tschechoslowakischen Frage (1526—1790).

Verlag Oldenbourg, München 1963, VIII + 265 S. (Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission 7.)

Für den Publizisten oder Historiker, der sich mit der Entstehung und Struktur der ersten Tschechoslowakei befaßt, wirft die Frage nach dem Wesen und der Bedeutung des slowakischen Volkes schwierige Probleme auf. Die tschechische Geschichtsschreibung des bürgerlichen Nationalismus sieht in den Slowaken lediglich einen Zweig des tschechischen Volkes, der durch den Einbruch der Madjaren in die pannonische Tiefebene ein Jahrtausend lang in den Sog der madjarischen Geschichte geriet, aber geistig und kulturell dem Schicksal der vorgeschobenen tschechischen Stämme stets verbun-

den blieb, ja zu gewissen Perioden, etwa zu Beginn des 19. Jahrhunderts, der tschecho-slowakischen Gemeinschaft geradezu den Weg in die Zukunft wies. Aber schon in der ersten Tschechoslowakei stieß diese Form des Tschecho-slowakismus bei einem guten Teil der Slowaken auf heftigen Widerspruch. Die madjarischen Historiker vollends sehen in den Slowaken ein ihrer Führung untertan gewesenes, zu einem eigenen Staatswesen nicht befähigtes Volk, dessen nationale, demokratische und antimadjarische Tendenzen sie lediglich als subversiv bewerten, da sie mit zur Zerstörung der madjarischen Hegemonie im Donauraum geführt haben. Die deutsche Forschung hat, behindert durch die beträchtlichen Sprachschwierigkeiten in dieser Vielvölkerlandschaft und angesichts des Fehlens einer starken politischen deutschen Repräsentanz in diesem Raum, eine eigene Konzeption des die Völker übergreifenden historischen Geschehens nicht entwickelt und in der Hauptsache sich der Erforschung des Inseldeutstums der alten oberungarischen Komitate gewidmet, das durch den Niedergang des mittelalterlichen Bergbaus, die Türkenkriege, die Gegenreformation, die Madjarisierungsbestrebungen und das Vordringen der Slowaken in die oberungarischen Städte zu Beginn des Jahrhunderts bereits erheblich geschwächt war und erst in der ersten Tschechoslowakei eine kurzfristige Konsolidierung erfuhr.

Das vorliegende Werk, madjarisch konzipiert und dank der Südostdeutschen Historischen Kommission übersetzt und als Band 7 ihrer Buchreihe erschienen, erschließt daher für unsere Kenntnis der ethnischen, politischen und kulturellen Zusammenhänge in jenem Lande, das erst verhältnismäßig spät den Namen Slowakei erhielt, vielfach Neuland. Es räumt endgültig mit der Vorstellung auf, daß die Slowaken bis zum Vormärz nur ein primitiver Volksstamm gewesen sind und erst mit tschechischer Hilfe gewissermaßen als deren Juniorpartner in die politische Geschichte eintraten.

Der Verfasser führt vielmehr mit einer überwältigenden Fülle von Belegen den Nachweis, daß die Geschichte des in staatlicher Hinsicht zwar unselbständigen, ja gestaltlosen slowakischen Volkes vor 1790, d. h. vor Ausbruch der Nationalitätenkämpfe in Ungarn, keineswegs bloß die Geschichte einer sozialen Unterschicht gewesen ist, sondern daß die Slowaken in ihrer sozialen Gruppenbildung, ihrer kulturellen, ihrer religiösen Tradition, ihren ethnischen Besonderheiten anderen europäischen Völkern ähnlicher Größenordnung im zwischeneuropäischen Völkergürtel durchaus vergleichbar sind.

G. untersucht zunächst die These von der tschechoslowakischen Einheit, die von den Kommunisten übrigens fallen gelassen wurde. Diese These des bürgerlichen tschechischen Nationalismus, die in der ersten Verfassung der Tschechoslowakei ihren Niederschlag fand, beruft sich auf das Naturrecht und argumentiert mit kulturellen und sprachlichen Nachweisen. Kulturell lassen sich solche bei dem bekannten Ostwestgefälle Europas auch mühelos zusammentragen, Einwirkungen namentlich von Mähren auf Oberungarn, wie die Slowakei offiziell bis 1918 hieß. Reichte doch die tschechische Sprache entsprechend der literarischen und politischen Bedeutung der tschechischen Führungsschichten im 15. Jahrhundert weit über den eigentlichen tschechi-

schen Sprachraum hinaus. Urkunden zwischen polnischen und böhmischen Herrschern wurden im damals schon gut entwickelten Tschechisch abgefaßt. Aus der Kanzlei des am Prager Hof erzogenen Matthias Corvinus sind 54 tschechische Schriftstücke bekannt. Aber die von der bürgerlichen tschechischen Geschichtsschreibung behauptete Kontinuität des Hussitismus in der Slowakei läßt sich nicht belegen. Ebenso geht es zu weit, aus dem Gebrauch der tschechischen Schriftsprache auf das Vorhandensein einer tschechoslowakischen Gesinnung zu schließen. Im 16. und 17. Jahrhundert fehlen in Oberungarn alle Spuren, daß Adel und Geistlichkeit, die damals sozial, geistig und politisch führenden Stände, in den Hussiten Bahnbrecher ihres nationalen Bewußtseins gesehen hätten.

Besondere Schwierigkeiten bereitet einer aufs Ethnische gerichteten historischen Betrachtung die anderthalb Jahrhunderte währende Besetzung der pannonischen Ebene durch die Türken. Der Sieg bei Mohács macht das eigentliche madjarische Sprachgebiet zur Operationsbasis einer außereuropäischen Macht. Als die Erben der Stephanskronen errichten die Habsburger im Norden und Westen des Einbruchsgebietes ein System von Grenzbefestigungen, hinter das sich die Massen des madjarischen Adels und der Bauern flüchten, die der Dezimierung durch die Türken zu entgehen hoffen. Die nördliche Verteidigungslinie fällt dabei mit der damaligen slowakisch-madjarischen Sprachgrenze zusammen. Die Fluchtbewegung vor den Türken hat auf dem Boden der Slowakei eine soziale Umschichtung zur Folge. Der flüchtende madjarische Hochadel bringt sein Gesinde und Hausvolk mit. Es kommt einmal zu einer gewissen madjarischen Überschichtung des eingesessenen slowakischen Adels, zum andern zu einer Vermischung von Bodenständigen mit Flüchtlingen. Entgegen den von der madjarischen Geschichtsschreibung gepflegten Vorstellungen weist G. nach, daß der madjarische Hochadel Oberungarns nicht nur das Slowakische beherrschte, sondern zur Förderung der slowakischen Sprache und Volkskultur beigetragen hat.

Den Nährboden für die slowakische Volkswerdung schuf aber die lutherische Reformation, die über die deutschen Städte nach Oberungarn drang. „Die deutschen Städte Nordungarns gaben den wittenberger Geist weiter an ihre slowakische Umgebung, erfüllt von dem Verlangen, die ganze Kirche zu erneuern, so wie damals die lutherische Reform fast den ganzen Osten vom baltischen Reval bis Kronstadt in Siebenbürgen erobert hat.“ (S. 36). Die slowakische Geistesgeschichte vom 16. bis zum 19. Jahrhundert behält den religiösen Charakter der Reformationszeit; das religiöse Erleben formt sowohl auf evangelischer wie katholischer Seite das slowakische Volksleben. Der demokratische und nationalradikale Hussitismus hingegen findet in dieser ständisch gegliederten Welt keinen Anklang.

Ein besonderes Verdienst um die Heranbildung einer bodenständigen slowakischen Intelligenz kommt den Schulen in den deutschen Städten des Karpatenraumes zu. Diese Schulen hatten humanistischen und deutschen Charakter und standen auch den Söhnen des aufstrebenden slowakischen Kleinbürgertums sowie begabten Bauernkindern offen. In ihnen wurden die Geist-

lichen für die dem Protestantismus zugeneigten Grundherren erzogen, wobei sich in der Hierarchie der geistigen, wissenschaftlichen und religiösen Werte jener Zeit der Adel der Leitung der Geistlichkeit unterstellte. Überhaupt tritt im oberungarischen Protestantismus, der sich seit 1620 in zunehmendem Maße der andringenden Gegenreformation erwehren mußte, das nationale und ständische Moment zugunsten der konfessionellen Solidarität zurück. Angesichts der zahlenmäßigen Überlegenheit des slowakischen Volksteils wirkte sich aber diese Solidarität zu dessen Gunsten aus.

Slowakisch war im 17. Jahrhundert weitgehend die schriftliche Verkehrssprache des Landes. Der Kleinadel verstand kein Deutsch, während die städtischen Ratsherren, meist selbst Grundbesitzer, der Volkssprache durchaus mächtig waren. So korrespondierten Städte und Adel slowakisch miteinander. Aber auch die Magnaten bedienten sich der Volkssprache im Verkehr mit ihren Untertanen. Daneben förderte der Hochadel, dessen Verbindungen über Wien und Prag (Rudolf II.) bis in die Niederlande reichten, entsprechend seiner prunkvollen Lebenshaltung den barocken Humanismus, dessen Träger zumeist deutsche Pastoren waren. Die begabten Literaten des oberungarischen Barock dichteten dreisprachig, ein Beweis, daß sich die Volkssprache auch in der obersten Führungsschicht lebendig erhielt.

Unter dem Angriff der Gegenreformation verliert die protestantische Geistlichkeit allmählich den ständischen Schutz, den ihr der Adel der Reformationszeit gewährt hatte. Dafür aber gewinnt ihre Glaubensgewißheit sowie die Macht ihres Wortes so starke gemeinschaftsstiftende Kraft, daß sie unabhängig wird von politischen und ständischen Bindungen. Unter der ständigen Bedrohung durch die Türken und dem Druck der siegreich vordringenden Jesuiten schreibt ein Flüchtling aus dem Teschner Ländchen, dem die winzige slowakisierte Gemeinde von Liptovský Svätý Mikuláš Asyl gewährt, die *Cythara Sanctorum* oder kurz den *Tranoscius*, eine umfangreiche geistliche Liedersammlung, die 1635 erstmalig in Leutschau aufgelegt und zahllose Male neu gedruckt wird, neben der Kralitzer Bibel das wichtigste Buch des slowakischen Protestantismus und eine Fundgrube für die slowakischen Erwecker der slawischen Literaturen zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Tranovsky, ein Zeitgenosse von Angelus Silesius, Paul Gerhardt und Daniel Czepko, gehört geistesgeschichtlich zur schlesischen Mystik. Soziologisch gesehen führt sein Werk aber die kulturelle Initiative der deutschen Bergstädte der Slowakei auf einen künstlerischen Höhepunkt und läßt die zeitlosen Gemütswerte der deutschen Reformation in Volk und Adel der Slowaken heimisch werden. Tranovskys Verse „sind Zeugnis eines edlen und kultivierten Geistes, der sich frei hielt von jeder engeren Bindung an Gesellschaft, Wirtschaft und Politik seiner Zeit. Dieser den wechselnden Zeitverhältnissen nicht unterworfenen Dauerhaftigkeit dürfte es zu verdanken sein, daß die Slowaken, die lange Zeit nur im Hause Gottes und zwischen den von Linden und Tannen beschatteten Mauern ihrer Friedhöfe als Volksindividualität wachsen konnten, allmählich ihrer selbst bewußt wurden.“ (S. 82)

Die Gegenreformation in Nordungarn, deren „tschechoslowakischen“ Cha-

rakter G. ausgezeichnet herausarbeitet, betonte erstmalig die Kontinuität zwischen dem pannonischen Christentum und dem Großmährischen Reich, als dessen Erben die Slowaken sich fortab betrachteten. Zugleich entfremdete die rekatholisierende Politik der Habsburger das Karpatendeutschtum dem Kaiserhaus endgültig und bereitete seine Madjarisierung vor. Außerdem hatte die Wiederbesiedlung Pannoniens nach den Siegen über die Türken eine Schwerpunktverlagerung in Ungarn zur Folge. Der um 1690 einsetzenden Rückwanderung der Madjaren schlossen sich übrigens auch viele Slowaken an, die zu Einfluß gelangt und in den Adelsstand aufgestiegen waren. Sie gingen im Madjarentum auf. Oberungarn aber wird zu einem Randgebiet, das seine geistigen Anregungen von den Zentralen Wien und Preßburg erhält. Unter dem Einfluß des erstarkenden österreichischen Reichspatriotismus entwickelt sich ein ungarländischer Patriotismus, für den die Gestalt des ersten universellen Gelehrten der Slowaken, des Geographen, Grammatikers und Historikers Mathias Bel (1684—1749), kennzeichnend ist. Bel, protestantischer Herkunft, madjarischer Erziehung und deutscher Geistesbildung, unterhält gute Kontakte zum Wiener Hof, den er in ungarischen Angelegenheiten berät. Sein Hauptwerk ist die wissenschaftliche Landaufnahme des neuen Ungarn nach der Türkenbefreiung.

Unter der Oberfläche der aufklärerischen Arbeit der Habsburger, die das Trümmerfeld der Türkenkriege und ständiger Kämpfe im Osten ihres Reiches neu bepflanzen, wachsen im Laufe des 18. Jahrhunderts frische Kräfte heran. Da sie jedes politischen Eigenrechts und jeder eigenen Organisation entbehren, vollzieht sich ihr Erwachen zunächst innerhalb der kirchlichen Gemeinschaften. Geistliche sind die ersten, die im gelehrten Gewande und zum Teil in lateinischer Sprache Gedanken zur geschichtlichen und ethnischen Kontinuität des slowakischen Volkes formulieren. Die josefinische, teils dem Kleinadel, teils dem Bürgertum entstammende Priestergeneration sucht für das ihr anvertraute Volk nach historischen Rechten. In der anhebenden Auflösung der ständischen Gesellschaft erwacht zunächst in einzelnen, von denen uns außer ihren Büchern kaum etwas überliefert ist, das Nationalbewußtsein der osteuropäischen Völker.

Es ist allgemein bekannt, welchen Widerstand sowohl beim ungarländischen wie beim böhmischen Adel die kameralistischen und zentralistischen Reformen Josefs II. weckten. Ein bedeutender Teil dieses Adels in Mittel- und Ostungarn war kalvinisch; in seiner Ideologie durchdrangen sich ständisch freiheitliche Tradition mit den Ideen der französischen Aufklärer. Dank der Solidarität der Standesinteressen vermochte der madjarische auch den slowakisch sprechenden Adel Oberungarns für seine politischen Bestrebungen zu gewinnen. Damit aber begann sich dieser Adel seinem Volke zu entfremden, in dessen nationaler Entfaltung sich der demokratische Gedanke immer deutlicher durchsetzte.

Naturgemäß war das Echo auf Josefs II. Toleranzpatent bei den slowakischen Protestanten besonders stark. Zudem machte sie ihre lutherische Orientierung aufgeschlossen für die neuen Ideen, die über Böhmen um die Wende

zum 19. Jahrhundert ihren Weg nach der Slowakei nahmen und die zur Wiederentdeckung der hussitischen Vergangenheit und zur intensiven Beschäftigung mit den slawischen Altertümern führten. Aus dem Briefwechsel des übrigens in Ungarn geborenen Josef Dobrovský, des Erneuerers der slawischen Studien in Böhmen, mit dem slowakischen Publizisten Georg Ribay belegt der Verfasser den anfangs oligarchischen Charakter des modernen Nationalismus in Zwischeneuropa. In kleinsten Gruppen zum Keimen gebracht, wächst dieser Nationalismus anfangs ohne jeden Zusammenhang mit der sozialen und politischen Entwicklung der Zeitläufte heran. „Eine kleine, selbstbewußte Gruppe bezwingt mit der suggestiven Kraft ihrer Ideen die Mehrheit und erklärt überzeugend jeden Träger anderer Meinung über Volk, Nation und Staat als Rückständigen, Verräter und Volksfeind. Solcherart wurde die madjarische, tschechische, kroatische, rumänische wie die polnische Erneuerung aus Haß und Leidenschaft der Parteigungen geboren — eine in der politischen Psychologie bekannte eigenartige Verhaltensweise aller gehemmten und überschichteten Nationen . . .“ (S. 219). Der deutschen Forschung macht G. zum Vorwurf, diese für die Bildungsgeschichte beispielsweise Palackýs ungemein aufschlußreiche Quelle bisher nicht beachtet zu haben, obwohl der Briefwechsel zwischen Dobrovský und Ribay in deutscher Sprache geführt wurde. Bezeichnend übrigens für die Einstellung der Väter des zwischeneuropäischen Nationalismus, daß sich der vielbelesene, an der ungarländischen Pflanzstätte der slawischen Studien, dem Preßburger Evangelischen Lyceum, erzogene Palacký in seinen Schriften sorgfältig jedes Hinweises auf seine slowakischen Vorläufer enthielt.

Daß die Slowaken der Gefahr einer geistigen Selbsttschechisierung einerseits, der politischen Madjarisierung andererseits nicht erlagen, ist das Verdienst der katholischen Kirche. Die kleineren Völker Mitteleuropas besaßen ja kein bodenständiges Bürgertum im westlichen Sinne, das als Triebkraft politischer und wirtschaftlicher Entfaltung zur modernen Nation hätte wirken können. Die maßgebliche städtische Bevölkerung blieben bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die Deutschen. Die nationale Idee entwickelte sich daher in einer westlichen Erfahrungen entgegengesetzten Richtung: eine winzige Elite wurde sich der geistigen Rückständigkeit und sozialen Fehlentwicklung der ihr anvertrauten ländlichen Bevölkerung bewußt. Eine ursprünglich apolitische, romantisch schwärmerische Pflege von Sprache und Volkstum, ausgehend von Herders Volksgeist, füllte sich unter den Händen einiger klarsichtiger Publizisten und Historiker mit staatsrechtlichem und politischem Inhalt, im Einklang mit den bürgerlich revolutionären und liberalen Ideen des Zeitalters. Die zunächst linguistisch philologische Arbeit leistete für die Slowaken der Pfarrer und Lexikograph Anton Bernolák (1760—1813), unterstützt von der katholischen Geistlichkeit, die namentlich im unteren Waagtal unter dem Einfluß der josefinischen Aufklärung, aber auch der polnischen Emigration als Folge des Untergangs des Polnischen Staates, ein beachtlicher Bildungsträger geworden war. Auch fand Bernolák in dem sich seiner slowakischen Abstammung stets bewußten Fürstprimas von Ungarn, Alexander von Rud-

nay (1760—1831), einen mächtigen Protektor seines Werkes, das die Grundlagen für eine selbständige slowakische Schriftsprache schuf.

Mit der Schilderung der Auseinandersetzungen, die Bernoláks Unterfangen zur Folge hatte, sowie einem Ausblick auf die oberungarische Situation zu Beginn des 19. Jahrhunderts schließt der erste Band dieses bedeutsamen Werkes, das nicht nur bisher in Deutschland kaum bekanntes Material kritisch sichtet, sondern in einer weitgespannten Darstellung, die eine ausgezeichnete Kenntnis auch der westlichen geistesgeschichtlichen Literatur verrät, in dem unübersichtlichen Kräftefeld des nördlichen Karpatenbogens das Werden eines kleinen Volkes nachzeichnet, dessen wechselvolles Schicksal bei uns vielfach unbekannt ist. Angesichts der soliden Gelehrsamkeit und Umsicht des Verfassers kann man nur wünschen, daß der Fortsetzungsband bald erscheinen möge.

München

Karl Jering

Die wirtschaftliche Situation in Deutschland und Österreich um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Hrsg. von Friedrich Lütge.

Gustav Fischer Verlag, Stuttgart 1964, 254 S., DM 39.—.

„Die wirtschaftliche Situation in Deutschland um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert“ hieß das Thema, das sich die 1961 gegründete „Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ für ihre erste Arbeitstagung im März 1963 in Mainz gewählt hatte. Acht der insgesamt neun in Mainz vorgetragenen Referate wurden, in z. T. erweiterter Form, unter Einbeziehung von Diskussionsergebnissen und mit reichen Literaturangaben versehen, im vorliegenden Band der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Die Einbeziehung Österreichs in den Titel der Ausgabe trägt der gründlichen Behandlung Rechnung, welche vor allem die deutschen Erbländer des Habsburgerreiches in zwei großen Beiträgen von H. Hassinger/Wien erfahren haben.

Die Wahl des Themas ergab sich, dem Vorwort des Herausgebers zufolge, aus einer Betrachtung des gegenwärtigen Standes der Forschung, die sich am Merkantilismus sowohl wie am Industrialisierungsprozeß des 19. Jahrhunderts besonders interessiert gezeigt, die zwischen beiden liegende Zeitspanne aber etwas vernachlässigt habe. Die Erhellung dieser Zwischenphase zwischen „ausklingendem Merkantilismus“ und „industrieller Revolution“, also etwa der Jahrzehnte von 1770—1820, haben sich die Referenten der Mainzer Tagung zur Aufgabe gesetzt und zwar auf dem Gebiet des Außenhandels (H. Kellenbenz, H. Hassinger), des Binnenhandels (W. Zorn), des Gewerbe- und Manufakturwesens (H. Hassinger, H. Mauersberg, W. Fischer), auf der Ebene wirtschaftlich-wissenschaftlicher Zusammenhänge (W. Treue) und im Bereich der Landwirtschaft (W. Abel).

Die Untersuchung des Außenhandels übernahmen H. Kellenbenz (Der deutsche Außenhandel gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts, S. 4—60) für

Deutschland, d. h. für jene Länder, die nach 1918 noch bei Deutschland blieben, und H. Hassinger für Österreich. Der quantitativen Erfassung eines „deutschen Außenhandels“ setzt natürlich die Tatsache der politischen und wirtschaftlichen Zersplitterung des Reiches die größten Schwierigkeiten entgegen. Es sei aber besonders verwiesen auf die interessanten Ausführungen von Kellenbenz zur „deutschen Handelsbilanz“ im Kapitel VIII seines Beitrages. Hier liegen stets Angaben der Handelspartner Deutschlands über ihren Handel mit „Deutschland“ zugrunde; nicht ganz klar wird dabei, ob sie sich auf das von Kellenbenz besprochene oder auf das gesamte Reichsgebiet, also auch Österreich, beziehen. Aus einer systematischen Erfassung der Ziffern der einzelnen deutschen Staaten (S. 53) wird für die Berechnung einer gesamtdeutschen Außenhandelsbilanz noch einiges zu gewinnen sein, wenn es gelingt, die Anteile des deutschen und des nichtdeutschen Auslandes am Handel dieser Staaten genügend scharf zu erkennen.

Von grundsätzlich anderen Voraussetzungen konnte H. Hassinger (Der Außenhandel der Habsburgermonarchie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, S. 61—98) ausgehen. Hassinger gründet seine Arbeit im wesentlichen auf das im 18. Jahrhundert in Österreich einsetzende statistische Quellenmaterial zum Außenhandel der Monarchie, wobei auch bisher unausgewertete oder wenig beachtete Archivalien herangezogen wurden. Eine gesamtstaatliche Statistik des Außenhandels gibt es freilich auch für Österreich im 18. Jahrhundert noch nicht. Bis 1775 wurden Handelsstatistiken nur getrennt für die einzelnen Länder der Monarchie angelegt; eine gemeinsame Außenhandelsstatistik der deutschen Erbländer (außer Tirol und den Vorlanden) beginnt 1776, unmittelbar nach der zollmäßigen Vereinigung dieser Länder. Hassinger bespricht zunächst die Lage des Außenhandels jedes einzelnen der deutschen Erbländer im späten 18. Jahrhundert. Man erhält dabei auch einen guten Überblick über deren handelsstatistische Quellen, unter denen übrigens die Handelsbilanz Böhmens von 1732—35 zeitlich an der Spitze steht. Die Gesamtwerte der Ein- und Ausfuhr der 1775 vereinigten Ländergruppe zeigt eine Tabelle (S. 79) für 7 Jahre zwischen 1776 und 1788. Seit 1790 lassen sich die Ziffern dieses Zollgebietes, dem 1784 auch Galizien angeschlossen wurde, mit denjenigen Ungarns und Siebenbürgens zu einer fast gesamtstaatlichen Außenhandelsbilanz zusammenfügen. Diese wird nach eigener Besprechung Ungarns, Siebenbürgens, der Bukowina und Galiziens für die Jahre 1796—1805 dargestellt (S. 95).

Einige Unvollkommenheiten in der Anlage der statistischen Quellen stehen einer voll befriedigenden Auswertung etwas im Wege. Für die Aufgliederung der Wertbeträge auf einzelne Warensorten bietet die in josephinischer Zeit eingeführte Gliederung in 21 Warensorten eine ungenügende Grundlage (Venedig gliederte zur gleichen Zeit schon in über 500 Warensorten). Schwierigkeiten bieten die Quellen aber besonders durch ihre mangelhafte Bewältigung des Transitproblems. Wenn die Quellen für das Ausland keine Unterscheidung treffen zwischen „Nachbarland“ und „Ursprungs- bzw. Bestimmungsland“, so würde dies die österreichische Außenhandelsstatistik als sol-

che nicht beeinträchtigen. Ungünstiger ist jedenfalls, daß die Quellen den Transitverkehr innerhalb der österreichischen Länder bzw. Zollgebiete offensichtlich recht inkonsequent behandeln, z. B. wenn sie zwei für das Ausland bestimmte Exportposten Ungarns unter Ausfuhr Ungarns in die deutschen Erbländer, aber nur einen von ihnen unter Einfuhr der deutschen Erbländer aus Ungarn notieren, beide aber wiederum als Ausfuhr der deutschen Erbländer ins Ausland verbuchen. Von einer abschließenden Bearbeitung der Handelsbilanzen würde man sich noch ein näheres Eingehen darauf wünschen, mit welchem Sicherheits- bzw. Vollständigkeitsgrad Inkonsequenzen dieser Art aufzudecken und zu berichtigen waren. Das grundsätzliche Ergebnis der Untersuchung Hassingers wird dadurch allerdings kaum mehr berührt werden. Dieses erweist die untersuchte Übergangszeit in Österreich als eine Zeit bemerkenswerten Anwachsens des Außenhandels und zwar sowohl für die deutschen Erbländer wie für die Agrarländer der Osthälfte, jeweils für Ein- und Ausfuhr. Die Bilanzen beleuchten freilich auch den wesentlich schwächeren Anteil der östlichen Länder am Außenhandel des Donauraumes (Hassinger errechnet für sie eine jährliche Kopfquote von $1\frac{1}{3}$ fl. gegenüber $5\frac{2}{3}$ fl. der deutschen Erbländer, beide 1797/98), sie zeigen aber auch, wie stark beide Hälften der Monarchie schon damals, also nicht erst im Industriezeitalter, wirtschaftlich aufeinander angewiesen waren.

Die planmäßige Wirtschaftspolitik der absolutistischen Regierungen war — auch das zeigt sich bei der Betrachtung jener Zwischenphase um 1800 — in mancher Hinsicht Wegbereiter moderner, freiheitlicher Wirtschaftsentwicklung. In den kleinen Territorien Deutschlands mußte sie freilich immer stärker in Widerspruch zu den Anforderungen der modernen Entwicklung geraten. Die Ablehnung der Vielstaatlichkeit und Forderung nach Einheit Deutschlands hat auch, und schon sehr früh, Wurzeln in wirtschaftlichen Erwägungen. Darauf macht W. Zorn (Binnenwirtschaftliche Verflechtungen um 1800, S. 99—109) aufmerksam, der im besonderen der Frage nachgeht, ob sich — vor 1814 — innere Wirtschaftsverflechtungen des deutschen Raumes (einschließlich Österreichs) erkennen lassen, „die für die spätere Zollvereins- und Nationalstaatsbewegung eine von mehreren Wurzeln abgeben konnten“. Es zeigt sich eine Intensivierung der binnenwirtschaftlichen Verflechtungen der Habsburgermonarchie im späten 18. Jahrhundert bei gleichzeitiger Lockerung ihrer Verflechtungen mit dem übrigen Deutschland; für das letztere werden binnenwirtschaftliche Verflechtungen in großer Anzahl sichtbar. Die Frage, ob man schon von einer „Vorstufenbildung eines engeren, kleindeutschen Wirtschaftsgebietes“ sprechen könne, läßt Zorn aber noch offen.

Dem Gewerbe- und Manufakturwesen hat der Mainzer Arbeitskreis besondere Beachtung geschenkt. In einem umfangreichen Aufsatz unternimmt Hassinger (Der Stand der Manufakturen in den deutschen Erbländern der Habsburgermonarchie am Ende des 18. Jahrhunderts, S. 110—176) den Versuch einer allgemeinen Bestandsaufnahme aller gegen Ende des 18. Jahrhunderts in den deutschen Erbländern Österreichs bestehenden Manufakturen.

Die staatliche Gewerbepolitik, die Kapital-, Arbeiter- und Unternehmerfrage werden nur gestreift, im wesentlichen geht es Hassinger um die rein numerische Erfassung der Manufakturen und der in ihnen Beschäftigten. Hassinger gliedert seine Untersuchung in eine „systematische“, d. h. nach den einzelnen Gewerbebezügen vorgehende, und eine „regionale Bestandsaufnahme“, wobei im Verlauf der letzteren die deutschen Erbländer im einzelnen, also Ober- und Niederösterreich, Böhmen (S. 150 ff.), Mähren (S. 160 ff.), Österreichisch-Schlesien (S. 163 ff.) und die Alpenländer behandelt werden. Als Quellen dienen Hassinger neben den um 1790 einsetzenden topographisch-statistischen Publikationen vor allem die österreichischen Manufakturtabellen (seit Mitte des 18. Jahrhunderts) aus dem Wiener Staatsarchiv¹. Zur Durchführung seiner Zählung ist Hassinger gezwungen, sich auf einen klar umgrenzten Begriff von „Manufaktur“ festzulegen, den es allerdings bei den Zeitgenossen noch nicht gegeben hat. Ausgeschieden werden von Hassinger jedenfalls die Montanindustrie, die chemischen Werke und die Tabakmanufaktur, sodann natürlich alle noch zünftig gebundenen Betriebe und von den nichtzünftigen Betrieben schließlich auch alle diejenigen, die weniger als 10, in der Woll- und Seidenbranche weniger als 20 Arbeitskräfte beschäftigten, wobei die Zahl der im Verlag bzw. als Heimarbeiter Tätigen unberücksichtigt bleibt. Die Quellen lassen aber nicht immer die genaue Arbeiterzahl eines jeden Betriebes erkennen. Für die einzelnen Kreise Böhmens etwa nennt Hassingers Hauptquelle, die Manufakturtabellen, nur die jeweilige Summe der in den einzelnen Kommerzialgewerben Tätigen, nicht aber deren Verteilung auf die Arbeitsstätten. Auch wo diese bekannt ist, weiß man nicht immer, wie viele von den Beschäftigten im Betrieb arbeiteten und wie viele Heimarbeiter waren. Quellenmäßig am schwersten zu greifen ist jene Gruppe von Betrieben, die Hassinger „gewachsene Manufakturen“ nennt, d. s. ältere zünftige Werkstätten, die sich nach dem Fallen von Erzeugungsbeschränkungen oder gänzlicher Freigabe des Gewerbes zu größeren Betrieben ausweiteten, jedoch keine „Fabriksprivilegien“ erwarben. Um eine privilegierte Neugründung größeren Umfangs dürfte es sich allerdings im Falle der Triester Kerzenfabrik handeln, die Hassingers Quellen nicht, oder erst für den Vormärz erkennen lassen (S. 173), die aber (in venezianischen Quellen) schon 1768 als Neugründung mit 70 Sonnenbleichen, also mindestens ebenso vielen Arbeitern, und einem starken Absatz an Kerzen bis nach Sizilien belegt ist. Hassinger kommt in seinem Untersuchungsgebiet zu einem Resultat von ungefähr 280 „echten Manufakturen“. Davon entfielen etwa 139 auf Niederösterreich (sie beschäftigten etwa 38% aller in den dortigen Kommerzialgewerben Tätigen), 80–100 auf Böhmen (unter 5% der in den Kommerzialgewer-

¹ Für das Einzelland Böhmen haben diese neuerdings eine intensive Auswertung erfahren in den Arbeiten von G. Otruba: Die älteste Industrie- und Gewerbestatistik Böhmens. *Bohemia-Jahrbuch* 5 (1964) 161–241 und: Anfänge und Verbreitung der böhmischen Manufakturen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts (1820). *Bohemia-Jahrbuch* 6 (1965).

ben Böhmens Tätigen), 19 auf Mähren, etwa 7 auf Oberösterreich (10% der in den Kommerzialgewerben Tätigen), 3 auf Österreichisch-Schlesien, der Rest auf die Alpenländer und die Adriaküste. Man muß dieses aus reichster Quellen- und Literaturkenntnis gewonnene Resultat Hassingers als wertvollen Beitrag zur Manufakturgeschichte Österreichs im späten 18. Jahrhundert anerkennen, auch wenn gewisse Unsicherheitsfaktoren aus der Zählung nicht auszuschalten waren.

Allgemeine Fragen der Betriebsform werden von H. Mauersberg (Betriebsform-Modelle der alten Industrien im Strukturwandel, S. 177—191) behandelt. Mauersberg zeigt z. T. an konkreten Beispielen Grundtendenzen einer Neuordnung der gewerblichen Wirtschaft seit der Wende des 18. Jahrhunderts, darunter die für die Folgezeit so entscheidende Verbindung von Wissenschaft und Industrie. Diesem letzteren Thema widmet W. Treue seinen stärker in das mittlere und späte 19. Jahrhundert ausgreifenden Beitrag (Das Verhältnis der Universitäten und Technischen Hochschulen zueinander und ihre Bedeutung für die Wirtschaft, S. 223—237). Treue zeigt, wie neben den Universitäten, die den Gesichtspunkt wirtschaftlicher Zweckmäßigkeit der Wissenschaft mehr oder minder von sich wiesen, in Technischen Hochschulen, Betriebslaboratorien und staatlichen Forschungsinstituten Einrichtungen mit ausgesprochen wirtschaftlich-technischer Zielsetzung entstanden. Das Vorbild der in Deutschland im 19. Jahrhundert gegründeten Technischen Hochschulen scheint Treue weniger in der Pariser Ecole Polytechnique als in der Technischen Hochschule in Prag und im Wiener Polytechnikum zu sehen.

W. Fischer (Innerbetrieblicher und sozialer Status der frühen Fabrikarbeiterschaft, S. 192—222) kritisiert das Bild von der „inneren Gleichförmigkeit“, der in sich kaum differenzierten „grauen Masse“, das die frühe Fabrikarbeiterschaft ihren Zeitgenossen außerhalb der Fabrikatoren offensichtlich geboten hat (und das nach Fischer auch bei den heutigen Soziologen noch vorherrschend wäre). Fischer kann dieser Vorstellung mit Lohn tabellen mehrerer Betriebe seit 1755 entgegenreten, aus denen außerordentliche Lohndifferenzen gerade für die Frühzeit, im weiteren Verlauf aber die stete Annäherung von Maximal- und Minimallöhnen und das gleichzeitige Steigen des Durchschnittslohnes erwiesen werden.

In seinem Referat (Die Lage in der deutschen Land- und Ernährungswirtschaft um 1800, S. 238—254) kennzeichnet W. Abel die Lage der deutschen Landwirtschaft um 1800 als „freundlich“, die der deutschen Ernährungswirtschaft aber als „düster“. Man bezieht dieses Urteil im ersten Fall auf die beachtliche Höhe der damaligen Grundrenten bzw. den Kreis derer, die im Genuß derselben standen, im anderen Fall auf die Dürftigkeit, in welcher der größere Teil des Volkes, auch der Bauern, damals lebte.

Wenn es der Wunsch der Veranstalter der Mainzer Tagung und ihrer Referenten war, eine Fülle von Anregungen, Fragen und darüber hinaus auch Ergebnisse zu liefern, so dürfte ihr dies in vollem Umfang gelungen sein. Die vorliegende Veröffentlichung hat — namentlich mit ihren beiden Bei-

trägen zur wirtschaftlichen Lage Österreichs — auch denjenigen Wertvolles zu bieten, deren Interessen vornehmlich dem südosteuropäischen Raum zugewandt sind.

München

Hatto Kallfelz

Ernst Rudolf Huber, Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789. Bd. 1: Reform und Restauration 1789—1830; Bd. 2: Der Kampf um Einheit und Freiheit 1830—1850; Bd. 3: Bismarck und das Reich.

Wilhelm Kohlhammer Verlag, Bd. 1: Stuttgart 1957, XXVII + 820 S.; Bd. 2: Stuttgart 1960, XXXII + 935 S.; Bd. 3: Stuttgart 1963, XXXVI + 1074 S., DM 265.—.

Wenn Ferdinand Lassalle anlässlich des preußischen Verfassungskonfliktes von 1862 die geschriebene Verfassung eines Staates der wirklichen gegenüberstellte, so meinte er damals in erster Linie das Gewicht der preußischen Armee, ein Gewicht, das weniger in den staatlichen Grundgesetzen als in dessen Verfassungswirklichkeit zur Geltung kam. Gleichzeitig hat aber Lassalle damit auch vorwegnehmend eine wesentliche Aufgabe moderner Verfassungsgeschichte umrissen, die darin besteht, nicht nur den staatlichen Aufbau an Hand einander ablösender oder ergänzender Verfassungsdokumente darzustellen, sondern die kodifizierten Konstruktionen in einen Kausalzusammenhang mit den jeweiligen politischen Kräften des Staates zu bringen und somit dem Leser zu verdeutlichen, welche Teile der geschriebenen Verfassung zu Wirksamkeit gelangten, welche Gesellschaftsgruppen sie trugen und warum andere Teile derselben Verfassung nur Papier blieben.

Die „Deutsche Verfassungsgeschichte“ von E. R. Huber, bisher in drei gewichtigen Bänden erschienen, macht auf umfassende Weise mit diesem Anliegen moderner Verfassungsgeschichte ernst, indem sie in hohem Maße der gesellschaftlich-politischen Wirklichkeit Rechnung trägt, wenn auch nicht überall in gleicher Konsequenz. Dazu sei vorwegnehmend bemerkt, daß die Darstellung der bismarckschen Reichsverfassung im dritten Bande etwas schematischer und mehr im Sinne der älteren, positivistischen Verfassungsgeschichte ausgefallen ist als es die ersten beiden Bände erwarten ließen. Vielleicht spielt die Herkunft des Verfassers dabei eine Rolle, der als gebürtiger Österreicher die deutsche Gesamtentwicklung bis 1866 naturgemäß viel besser im Griff hat als die Zeit darnach, in der die Donaumonarchie vom kleindeutschen Standpunkt aus zum Ausland „herabsank“ — so möchte man fast sagen. Auf's ganze gesehen ist es H. jedoch in ganz außerordentlicher Weise gelungen, den eingangs erwähnten „lassallischen“ Aspekt zur Geltung zu bringen, den er im Vorwort zum ersten Bande selbst mit folgenden Worten umreißt: „Es geht in der Verfassungsgeschichte nicht bloß und nicht einmal in erster Linie um die Geschichte des Verfassungsrechts, so wichtig dieses als Spiegel und Maßstab des Verfassungsgeschehens ist. Meine Hoffnung ist, es möchte gelungen sein, wenigstens im Abglanz hervortreten zu lassen, wie

das noch ungestaltete reale Sein und das Ordnungsgefüge der staatsrechtlichen Institutionen und Normen, wie die großen Ströme der Ideen und die bewegte Flut der Interessen, wie die Subjektivität der handelnden Kräfte und die Objektivität des sich selbst verwirklichenden Geistes einer Epoche im krisenreichen Ringen um die Verfassung untrennbar, doch nicht ununterscheidbar ineinander gebunden sind.“ Mehr als diese hegelianische Formulierung vermuten läßt, werden Details der Rechtsentwicklung vor uns ausgebreitet, werden in prägnanter Weise jeweils die Träger der allgemeinen Ideen, wie der politischen und der Verfassungswirklichkeit charakterisiert, in biographischen Kurzschildern vorgestellt, und auch die anonymen gesellschaftlichen Entwicklungskräfte erfahren jenes Maß von Beachtung, das ihnen nach ihrem Anteil an der Formung der modernen Industriegesellschaft zukommt.

Dem Forschungsanliegen dieses Jahrbuches entsprechend, interessieren in erster Linie jene Partien des monumentalen Werkes, die sich mit der gesamtösterreichischen Verfassungsentwicklung befassen, und hier wiederum jene Abschnitte, die den Problemen der Böhmisches Länder gelten. Mit Recht setzt H. hinter die aus rein nationalstaatlichem Denken erwachsene Auffassung ein Fragezeichen, daß der österreichische Staatsgedanke des Vielvölkerstaates bereits an sich ein Anachronismus sei, und stellt dabei fest: „Das Nationalprinzip als solches steht dem Begriff des Vielnationenstaates nicht entgegen. Das Nationalprinzip setzt offenbar eine Vielheit gleichberechtigter Nationen voraus; es verlangt also den Ausgleich zwischen koexistierenden Nationen. Ob dieser Ausgleich sich zwischenstaatlich oder innerstaatlich, ob er sich also auf der Ebene völkerrechtlicher Beziehungen zwischen einer Vielheit von Nationalstaaten oder ob er sich auf der Ebene staatsrechtlicher Beziehungen zwischen einer Vielheit von nationalen Gruppen eines einzigen Staats herstellt, ist vom Nationalprinzip her gesehen gleichgültig. Der österreichische Vielnationenstaat war soweit keineswegs ein Anachronismus. In einem gewissen Sinn war der österreichische Staatsgedanke, der sich auf den Ausgleich zwischen staatsverbundenen Nationen richtete, sogar moderner als der Nationalstaatsgedanke der Französischen Revolution, der mit seiner Identifikation der einen Nation mit dem einen Staat soviel dazu beigetragen hat, den Ausgleich zwischen koexistierenden Nationen zu verhindern.“ (II, 5)

Von der geschichtlichen Aufgabe der Donaumonarchie her, das Prinzip des Ausgleichs zwischen den Nationen zu verwirklichen, kommt H. denn auch zu einer für den böhmischen Raum wesentlichen Feststellung: „Wenn es das legitime Staatsziel des österreichischen Vielnationenstaates war, um des nationalen Ausgleichs und Gleichgewichts willen die Verwandlung Deutschlands in einen Nationalstaat zu verhindern, so war es nicht minder legitim, wenn Österreich bestrebt war, die Separation der tschechischen und galizischen, der ungarischen und italienischen Gruppen des habsburgischen Reiches zu vereiteln. Die auf Erhaltung des übernationalen Herrschaftsverbands gerichtete österreichische Staatsräson war unteilbar. Für sie war der deutsche

wie jeder andere nationalstaatlich begründete Trennungsversuch in gleichem Ausmaß ein Akt der nationalrevolutionären Staatsdekomposition.“ Daß mit dem eigenen Staatsgedanken keine radikale Trennung von Deutschland gegeben war, wird mit allem Nachdruck betont und hinsichtlich der kulturellen Zusammenhänge sehr richtig gesagt, daß etwa die ungenügende Rezeption Grillparzers im kleindeutschen Bereich nicht der Ausdruck einer geistigen Isolierung Österreichs vom übrigen Deutschland, sondern eher umgekehrt der Ausdruck der Verengung des kleindeutsch-nationalliberalen Kulturbewußtseins gegenüber dem Beitrag Österreichs zur deutschen Gesamtkultur sei (II, 7).

Die Bedeutung Böhmens innerhalb der Monarchie war vor und nach der Wende von 1848 beträchtlich; vor der Revolution waren es vor allem die adeligen Repräsentanten des böhmischen Landtags, die ständisch-oppositionnelle Forderungen an die Wiener Reichszentrale stellten, die dem Inhalt nach durchaus all das vorwegnahmen, was in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dann als böhmische Staatsrechtsideologie eine so eminent politische Wirkung ausüben sollte (I, 472 ff.). Dabei wird aber auch die staatsrechtliche Schwäche der ständischen Opposition sehr deutlich, so etwa, wenn 1845 eine Deputation des Prager Landtages unter der Führung von Graf Matthias Thun in Wien eine Anerkennung und Erweiterung der ständischen Privilegien unter Bezug auf die Verneuerte Landesordnung von 1627 fordert, in Wien aber, unter Hinweis auf dieselbe Landesordnung, abschlägig beschieden wird. In derselben war nämlich ein ausdrücklicher kaiserlicher Vorbehalt eingebaut, demzufolge der Kaiser das Recht in Anspruch nehmen konnte, „die Landesordnung zu mehrern, zu ändern, zu bessern und was sonst das *ius legis ferendae* mit sich bringt“. Dieser Vorbehalt unterwarf die böhmische Verfassung somit uneingeschränkt der einseitigen verfassungsändernden Gewalt des Landesherrn. Das monarchische Prinzip konnte nicht schärfer formuliert werden als durch den Rückgriff auf diese absolute Verfassungsreservation; ein schönes Beispiel dafür, wie zweischneidig eine für politische Gegenwartszwecke zurechtgebogene historische Argumentation sein kann.

Das Gewicht der böhmischen Stände im Verlaufe der Revolution von 1848/49 wird von H. mit Recht hoch veranschlagt, ebenso das Bündnis des Adels mit der tschechischen Nationalpartei bei dem Separationsversuch vom Juni 1848, der im Prager Pfingstaufstand ein unerwartetes Ende fand. Adel und bürgerliche Nationalpartei suchten sich, bei offizieller Übereinstimmung, dennoch wechselseitig für ihre jeweils andersgearteten Ziele einzuspannen, eine Tatsache, an der im Verlauf des 19. Jahrhunderts die alttschechische Partei Palackýs und Riegers zugrundegehen sollte.

Wendet der Verfasser diesen Vorgängen ein gebührendes Maß von Aufmerksamkeit zu, so muß es umsomehr verwundern, daß die den tschechischen Bemühungen adäquaten, staatsrechtlichen und föderalistischen wie zentralistischen Bestrebungen der Deutschen in den Böhmisches Ländern kaum berührt werden, obwohl die tschechische politische Programmbildung bereits 1848 in hohem Grade von der Haltung Deutschböhmens mitbestimmt wurde

und bis 1918 immer stärker die Verfassungssituation Böhmens wie Österreichs beeinflussen sollte. So wird das deutsch-tschechische Verhältnis in den Böhmisches Ländern als ein Kernproblem und Kreuzpunkt der gesamtösterreichischen Verfassungsentwicklung m. E. denn auch viel zu wenig beleuchtet, obwohl es mindestens so bedeutsam ist wie etwa Palackýs Absagebrief an den Frankfurter Fünzigerausschuß, und mit diesem in einem engeren Zusammenhange steht, als es auf den ersten Blick scheinen mag (II, 643 ff.). Ebenso sollte in einer Verfassungsgeschichte, die beispielsweise dem Prozeß Blum ein eigenes Unterkapitel widmet, dem Kremsierer Verfassungsentwurf mindestens ein gleiches zugebilligt werden. Wenn die Kremsierer Verfassung auch — ebenso wie die ausführlich behandelte Verfassung der Paulskirche — niemals wirksam geworden ist, stand hinter ihr doch die Mehrheit des ersten freigewählten Reichstags, die gegensätzlichen und teilweise zentrifugalen Kräfte der Nationalitäten hatten sich auf der Plattform dieses Verfassungsentwurfes zusammengefunden, d. h. ein Großteil der wirklich vorhandenen politischen Kräfte. Umso größeres Gewicht gewinnt damit die grundsätzliche Fehlentscheidung Schwarzenbergs und des jungen, unerfahrenen Kaisers, diesen zwischen den Völkern der Monarchie hart erarbeiteten Kompromiß, der zugleich ein für den Fortbestand des Habsburgerreiches lebenswichtiger Kompromiß zwischen Zentralismus und Föderalismus, zwischen historischer und ethnischer Staatsgliederung war, achtlos beiseite zu schieben. Mit der Liquidierung des Kremsierer Verfassungsentwurfes hat die Donaumonarchie einen entscheidenden ersten Schritt auf ihren Zerfall hin getan, auch hier wurde — wie H. an anderer Stelle, nämlich bei der Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, mit Recht zeigt (II, 820) — eine entscheidende Stunde versäumt, in der „das gute alte Recht“ sich in „einem Akt der Versöhnung mit gutem neuen Recht“ hätte vereinigen können. Die Bedeutung des tschechisch-deutschböhmisches Verhältnisses für die Gesamtmonarchie wäre bei einer ausführlicheren Darstellung des Kremsierer Verfassungsentwurfes ganz von selbst zutage getreten. Daß dies hier unterblieb, fällt umso mehr in die Augen, als der Verfasser insgesamt ja mit glücklicher Hand und oft mit brillanten Formulierungen die engen Zusammenhänge zwischen Politik und Verfassung, zwischen gesellschaftlicher Wirklichkeit und Rechtskodifikation an vielen Stellen seines Werkes überzeugend darzustellen weiß. Fehlt es ihm doch auch sonst nicht an dem rechten Augenmaß für das Gewicht der einzelnen Faktoren, so etwa, wenn er Sribks manchmal recht euphorische Vorstellungen von Metternichs Erfolgen in der Innenpolitik sachlich zurechtrückt, und wenn er andererseits beispielsweise die eminente Bedeutung des politischen Katholizismus in Deutschland (II, 245 ff.) sowie der verschiedenen Formen des Frühsozialismus vor und neben Marx herausarbeitet (II, 414 ff.).

Die gemachten Einwände erheben sich aber nur für den begrenzten und vielleicht auch etwas am Rande liegenden Sektor der Verfassungsgeschichte der böhmischen Länder, sie sollen jedoch in keinem Fall die erstaunliche Gesamtleistung beeinträchtigen, noch die Richtigkeit der angewandten Ar-

beitsprinzipien in Frage stellen. Im Gegenteil, sie ergaben sich ja für den Rezensenten erst dadurch, daß er sich selbst bewußt auf den Boden dieser so fruchtbar angewandten Prinzipien stellte, denen es um eine Erfassung der politischen und gesellschaftlichen Wirklichkeit von Verfassungen geht. Man wird mit Spannung den vierten Band erwarten und sich auch auf das angekündigte Register freuen dürfen, mit dessen Hilfe vielfach erst die reiche Fülle des dargebotenen Materials voll zu erfassen und zu würdigen sein wird.

München

Friedrich Prinz

*Johann Christoph Allmayer-Beck, Ministerpräsident Baron Beck.
Ein Staatsmann des alten Österreich.*

R. Oldenbourg Verlag, München 1956, 327 S.

Mit dieser glänzend geschriebenen und umsichtig dokumentierten Biographie des bedeutendsten österreichischen Ministerpräsidenten innerhalb des letzten Halbjahrhunderts der Donaumonarchie wird manches Dunkel gelichtet, das über den letzten Jahrzehnten einer Großmacht trotz einer Sturzflut von Literatur immer noch lagert; gleichzeitig wird auch manche Legende zerstört, die sich um diese Epoche gerankt hat, etwa diejenige von der zukunftssträchtigen Rolle des Erzherzogs und Thronfolgers für eine Erneuerung der Monarchie — wovon noch einiges zu sagen sein wird.

Das Bild des Ministerpräsidenten Beck tritt uns im Verlaufe der Darstellung immer plastischer entgegen, nämlich als Porträt eines wirklichen Politikers, der die wahren Kräfteverhältnisse richtig und illusionslos einzuschätzen versteht, ohne sich von einer scheinbar unausweichlichen Dynamik überrennen zu lassen. Dies gilt vor allem für die zentrale Frage, die in der Regierungszeit Becks die Gemüter erhitze: die Frage der Wahlrechtsreform, die Beck nach den kräftigen Anläufen Ernest von Koerbbers 1906/7 erfolgreich durchführen konnte. Beck sah die Notwendigkeit, ja Unvermeidbarkeit dieser Reform sehr klar, er erkannte auch die in ihr liegende Chance, die mit dem allgemeinen gleichen Wahlrecht emporkommenden neuen politischen Kräfte zu einem Staatsumbau zu benutzen. Überdies brachte die erste Wahl nach der Reform niederschmetternde Verluste für die bürgerlich-chauvinistischen Scharfmacher in der nationalen Frage, nämlich für Deutsch-nationale und Jungtschechen. Auch hier also sollten die Weichen neu gestellt werden, und daß sich Beck über die Lage sehr wohl im klaren war, geht aus seinen ernsthaften Versuchen hervor, die Tschechen als das politisch bestorganisierteste und disziplinierteste Volk der westlichen Reichshälfte für sich zu gewinnen; denn ohne oder gar gegen das tschechische Volk war keine erfolgreiche österreichische Politik mehr zu machen. Genauso — dies war gleichsam nur die Umkehrung dieser Erkenntnis — war mit den Deutschen allein keine gesamtstaatliche Politik mehr durchzuführen, Beck hat dies bei anderer Gelegenheit sehr klar ausgedrückt (S. 232): „sie [die Deutschen.]

machen Majoritätspolitik, obschon sie leider Gottes nur eine Minorität repräsentieren . . .“. Daher unternahm er selbst Schritte, um von dieser Politik des „Als-ob“ wegzukommen.

Als eine Vorbedingung der dringend erforderlichen Neuordnung der böhmischen Verhältnisse sah Beck eine neue Wahlordnung für den böhmischen Landtag an, wobei zwar das Kurienparlament als eine ständische Konstruktion im Prinzip beibehalten, aber doch den nationalen Verhältnissen und der „unabweisbar gewordenen Ausdehnung des Wahlrechtes“ Rechnung getragen werden sollte. An diesem Punkte jedoch trat ihm der feudale böhmische Großgrundbesitz entschieden entgegen. Er verweigerte jede Mitarbeit bei der Wahlreform in Böhmen und wurde bald zum Kristallisationspunkt einer weitreichenden politischen Fronde gegen das Ministerium Beck, die in dem Augenblick bedrohlich wurde, als der Thronfolger aus einer bisher gerade noch bewahrten, unfreundlichen Reserve gegen seinen einstigen Freund und Mentor Beck nun entschieden heraustrat und den Grafen Ottokar Czernin als Gegner vorschickte. Bald intervenierte Franz Ferdinand auch beim Kaiser gegen Beck und die Wiener Christlichsozialen, bisher eine feste Stütze des Kabinetts, wurden nun ebenfalls zum Abrücken von der Regierung veranlaßt, was sie, wenn auch nach einigem Zögern, in der Form eines sehr merkwürdigen Pressemanövers taten (S. 244 ff.). Damit wuchsen sich die Schwierigkeiten der Regierung zu einer Existenzkrise aus, ein Delegierter der Rechten des Herrenhauses berichtete damals ebenso degoutant wie bezeichnend, daß Franz Ferdinand wegen der Schwierigkeiten des Kabinetts sich „vor Vergnügen wälze“ (S. 243). Anders als in England waren die böhmischen Hochtories und der konservative Kreis um Franz Ferdinand nicht bereit, sich entschlossen im Sinne Becks der plebiszitären Tendenzen des Jahrhunderts zu eigenen politischen Zielsetzungen zu bedienen, um im Kräftespiel der Zeit wieder fester Fuß zu fassen. Ob dies möglich gewesen wäre, muß dahingestellt bleiben, wesentlich ist in diesem Zusammenhang vor allem, daß es nicht ernsthaft versucht wurde. Der Sturz Becks war ihr kleiner, billiger Erfolg, ihr eigener völliger Ruin ließ keine zehn Jahre auf sich warten.

Gerade vom Schicksal Becks her gesehen wird man sich hüten müssen, dem raschelnden Papierreich der Reformpläne um Franz Ferdinands „Werkstatt“ mehr Gewicht beizumessen als solchen, in der harten Wirklichkeit des politischen Alltags unerprobten, theoretischen Etüden zukommen darf. Pläne gab es wahrhaftig genug in Österreich und wohl auch bessere, als es die vagen Entwürfe Broschs oder Eichhoffs aus der „Werkstatt“ darstellten. Woran es jedoch fehlte, war ein politischer Kopf, der Schritt für Schritt ihre Tragfähigkeit zu erproben verstand. Kein Zweifel, daß Baron Beck politisches Gespür in dieser Richtung besaß; wie fest er an seine politische Aufgabe glaubte, zeigt sich in den tragisch anmutenden Hoffnungen des Gestürzten, bald wieder an den Schalthebeln der Macht zu sein, um seine Arbeit fortzusetzen (S. 247). Eins jedoch geht aus all diesen Ereignissen beim Sturze Becks sehr deutlich hervor: daß Franz Ferdinand seinen Einfluß bei Hofe, vor allem bei dem immer richtungsloser werdenden Kaiser dazu be-

nutzte, Beck aus dem Wege zu räumen — ganz gleich, ob dies aus feudal-konservativer Überzeugung oder aus Eifersucht auf dessen Erfolge geschah —, erweist den Thronfolger als eine Persönlichkeit von mittelmäßigem Format und geringem politischem Instinkt. Auch sein tragisches Schicksal darf darüber nicht hinwegtäuschen. Die integere, bei aller sachlichen Nüchternheit dennoch hochgestimmte Persönlichkeit Vladimir Becks macht andererseits deutlich, welche geistigen und politischen Potenzen die Donaumonarchie bis zum Schlusse in ihren höchsten Rängen besaß. Es gehört zu den fragwürdigen Gründungslegenden der Nachfolgestaaten des Habsburgerreiches, ihre eigenen Anfänge möglichst leuchtend von der dunklen Folie eines „verrotteten Feudalstaates“ abzuheben. Die Biographie Becks sowie dessen vorbildliche und verantwortungsvolle Tätigkeit in der späteren Republik Österreich legen wider solche Geschichtsfälschungen beredtes Zeugnis ab.

An dieser Stelle sei noch eine allgemeinere Überlegung erlaubt. Gerade das 20. Jahrhundert mit seinen radikalen Umbrüchen und von außen herbeigeführten Katastrophen dürfte allmählich mit der bislang gängigen Vorstellung aufräumen, daß — wie Hegel es klassisch formuliert hat — die Weltgeschichte das Weltgericht sei, eine Auffassung, die im Falle der Donaumonarchie aus deren Zusammenbruch zwangsläufig dessen historische Verdienste gefolgert hat. Manche Historiker haben dann getreu diesem philosophischen Aberglauben ihre Aufgabe darin gesehen, am Kadaver der Monarchie gleichsam exegetisch darzutun, warum es so kommen mußte. Politischer Erfolg jedoch ist keine göttliche Prämie für Wohlverhalten in Staatsdingen, und umgekehrt besagt politisches Scheitern oder gar der Untergang wenig über „innere Morschheit“, wie man immer wieder aus dem Ende Altösterreichs mit schulmeisterlicher Selbstgefälligkeit zu deduzieren beliebte. Das jahrzehntelange Dahinfiebern der Nachfolgestaaten zwischen rechter und linker Diktatur, ihr hybrider und morbider Chauvinismus lassen doch einige Zweifel an einem geschichtsphilosophischen Recht dieser Konkursurben des vorletzten Weltgerichtes aufkommen. Überall leuchten hier die fatalen Klischees opportunistischer Selbstinterpretationen auf, deren Zertrümmerung die vornehmste Pflicht der Geschichtswissenschaft bleibt. Auch die antike Welt fiel nicht durch „innere Morschheit und Fäulnis“ den „jugendfrischen Völkern Germaniens“ zum Opfer, wie sich das deutschnationale Rauschebärte im 19. Jahrhundert so selbstgefällig vorzustellen pflegten. Nirgends tritt der „deus absconditus“ mit bestürzenderer Unbegreiflichkeit in Erscheinung als im geschichtlichen Schicksal der Völker. Hält man sich dies vor Augen, dann wird man vor der Gefahr gefeit sein, die ideologischen Kategorien Hegels und seiner rechten und linken Epigonen in den Geschichtsablauf hineinzuinterpretieren und Aufstieg wie Untergang mit pseudomoralischen Verdicten oder Lobsprüchen zu versehen. Auch hier bleibt es die Aufgabe des Historikers, immer wieder mit unbestechlicher Nüchternheit zu zeigen, „wie es wirklich gewesen ist“.

Stanley Buchholz Kimball, Czech Nationalism: A study of the national theatre movement 1845—1883.

University of Illinois Press, Urbana 1964, 8°, XIII + 186 S. (Illinois studies in the social sciences 54.)

Kimball analysiert im Vorwort seiner Arbeit, nach der Übersicht der Quellen, den Begriff des Nationalismus und des kulturellen Panslawismus. In der Einführung seiner Arbeit betont er die Bedeutung des tschechischen Nationaltheaters als eines nationalen Symbols, das schon durch seine Lage an der Moldau imposant wirke. Ferner wird der Begriff der nationalen Wiedergeburt dargelegt. Dabei hebt der Verfasser hervor, daß der kulturelle Nationalismus bei den Tschechen einen Teil der antideutschen allgemeinen Richtung der tschechischen Geschichte bilde. Kimball schildert kurz den tschechischen kulturellen Niedergang nach 1620, dann eine gewisse Entfaltung unter Leopold II. sowie im Vormärz, als die Gründung des Museums des Königreiches Böhmen sowie der *Matrice česká* dem kulturellen Schaffen großen Auftrieb gab. Ferner wird die Entwicklung des Nationalismus und des kulturellen Schaffens im neuen Absolutismus sowie in der konstitutionellen Ära dargestellt. Das Nationaltheater bildet nach Kimball eine besondere nationale Erscheinung der Tschechen. Die Anfänge des Nationaltheaters findet Kimball in den mehr als bescheidenen Theaterunternehmungen von 1771 bis zum Jahre 1809, die durch das Bestehen der „Bude“ charakterisiert werden. In der folgenden Ära von 1810—1845 hebt sich vor allem das Niveau der gespielten Theaterstücke. Die Übersetzungen, besonders aus dem Deutschen, räumen den Platz den sehr bescheidenen Anfängen der tschechischen neuen dramatischen Kunst, die durch Štěpánek, Tyl, repräsentiert wurde. Im Jahre 1845 ergreift der spätere politische Führer F. L. Rieger die Führung der Bewegung, die die Errichtung eines dauernden, eigenen Theaterbaues anstrebt. Das Verfassungsleben nach 1848 steigert zwar die Hoffnungen, bietet jedoch keinen dauernden Fortschritt zum Aufbau des Nationaltheaters. Die Idee eines breitangelegten national-volkstümlichen Theaters wird sowohl von dem kritischen K. Havlíček, als auch von den Enthusiasten Trojan und Tyl vertreten. Trojan gelingt es im Jahre 1850, die behördliche Bewilligung zur Organisierung eines Komitees für den Bau des Nationaltheaters zu erreichen. Es ist interessant, daß sich die tschechische bewußt nationale Richtung nach dem Niedergang des Verfassungslebens sowie der politischen Presse im Theaterkomitee konzentriert. In dieser Zeit nach 1848 werden die ersten Sammlungen durchgeführt, die freilich nicht in der Öffentlichkeit in der Provinz zugelassen wurden.

Erst nach dem Sturz des Absolutismus im Jahre 1860 wird das provisorische Theater errichtet und nach 1865 ergreifen die fortschrittlicheren Kräfte, geführt vom ersten Führer der Jungtschechen, Sladkovský, die Führung im Komitee. Binnen dreier Jahre setzt diese neue Leitung einen großen Aufschwung sowohl durch Sammlungen der Mittel als auch durch Verbreitung der Idee eines nationalen und volkstümlichen Theaters durch.

Im Jahre 1868 kam es zur berühmten festlichen Grundsteinlegung zum Nationaltheater. Dieses Ereignis, das zeitlich fast mit der berühmten Deklaration des böhmischen Staatsrechtes zusammenfiel, trug unverkennbar einen starken panslawistischen Charakter, der sich allerdings im Vergleich mit der tschechischen Wallfahrt nach Moskau im Jahre 1867 viel volkstümlicher gestaltete. Die Feier vom Jahre 1868 gab der Opferfreudigkeit einen mächtigen Antrieb, wie es später kein geringerer als der tschechische Dichter Neruda so rückhaltlos charakterisierte. Sehr interessant ist die wohlbegründete Meinung Kimballs, der Zwist zwischen den Alt- und Jungtschechen hätte nicht nur durch die verschiedenartige Einstellung beider Gruppen zum polnischen Aufstand vom Jahre 1863, sondern auch durch die verschiedene Taktik bezüglich des tschechischen Nationaltheaters Ausdruck gefunden. Die Altschechen waren skeptischer bezüglich des Erfolges der Sammlungen unter der breiten Volksmasse und betonten mehr die Unterstützung durch die böhmischen autonomen und Selbstverwaltungskörperschaften, beginnend vom Landesausschuß über den Großgrundbesitz und die Städte bis zu den kleinen Gemeinden.

Die Taktik der Jungtschechen konnte jedoch nicht durchdringen und im Jahre 1876 trat Rieger erneut an die Spitze des Komitees. Der Zwist beider Parteien wurde überwunden, im Jahre 1877 gelang es, eine erfolgreiche Theaterlotterie zu organisieren und so kam es im Jahre 1881 zur feierlichen Eröffnung des Nationaltheaters unter dem persönlichen Patronat des Kronprinzen Rudolf. Die Unvorsichtigkeit einiger Arbeiter hatte jedoch den katastrophalen Brand des Nationaltheaters verursacht. So mußte erneut die Opferfreudigkeit des Volkes in Anspruch genommen werden. Das Nationaltheater wurde im Jahre 1883, in der ruhigen, gegenüber Österreich loyalen Stimmung unter dem slawenfreundlichen Ministerium des Grafen Taaffe, wieder eröffnet.

S. B. Kimball liefert mit dieser Arbeit ein bedeutungsvolles, hervorragendes Werk, das bei aller entschiedenen Tschechenfreundlichkeit viele nationale Legenden kritisch untersucht und scharf kritisiert. Kimball analysiert auf Grund sorgfältigen Studiums auch ungedruckter Quellen besonders gut den Beitrag sowohl Prags und der anderen Städte als auch der Provinz zum Aufbau des Nationaltheaters. Auch die Teilnahme einzelner sozialer Gruppen wird an Hand des Materials kritisch und objektiv beleuchtet, so z. B. die Teilnahme des Adels. Kimball beachtet richtig die irrationale Komponente im Nationalismus und weiß auch die unerfreulichen Streitigkeiten beider Parteigruppen richtig zu beleuchten und deren Verdienste und Fehler zu werten.

Im einzelnen unterliefen freilich dem des Tschechischen und des Deutschen kundigen amerikanischen Historiker einzelne Fehler. Der Terminus „Bohemia“ kann im Englischen nicht mit dem Ausdruck „Czechia“ wiedergegeben werden, denn sonst käme man zu dem Ergebnis, vom „Czech Diet“ auch in der verfassungstreuen Periode zu sprechen. Palackýs skeptischer Ausspruch über Österreich stammt bereits vom Jahre 1865 und nicht von 1871.

Die staatsrechtliche Erklärung bei der Eröffnung des österreichischen Reichsrates ist nicht identisch mit den Fundamentalartikeln.

München

Rudolf Wierer

Hans Mommsen, Die Sozialdemokratie und die Nationalitätenfrage im habsburgischen Vielvölkerstaat.

Europa-Verlag, Wien 1963, XI + 467 S., ö. S. 295,—. (Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft für Geschichte der Arbeiterbewegung in Österreich 1.)

Der Untertitel dieses Buches lautet: Das Ringen um die supranationale Integration der zisleithanischen Arbeiterbewegung (1867—1907); es geht also um den harten Kampf, den eine grundsätzlich internationale Partei mit der Ideologie des modernen Nationalismus in ihren eigenen Reihen durchzuführen hatte, ein Kampf, der gerade in der Donaumonarchie an Schärfe bekanntlich nichts zu wünschen übrig ließ, da dieses staatliche Gebilde ja nicht nur an seinen Rändern mit Nationalitätenfragen belastet war, sondern seine Existenz selbst davon abhing, ob sich die Nationen durch einen friedlichen Ausgleich ihrer Lebensinteressen zusammenfinden und damit das Bestehen dieses Staates sichern würden.

Es hängt mit der industriellen Struktur der Donaumonarchie zusammen, daß das vorliegende Werk auf weite Strecken eine Darstellung der nationalen Auseinandersetzungen zwischen deutschen und tschechischen Sozialisten geworden ist, denn nur diese beiden Völker waren die Repräsentanten einer modernen Industriegesellschaft in der habsburgischen Monarchie, nur diese beiden Völker besaßen eine vollentwickelte nationale und liberale bürgerliche Gesellschaft. Nur deshalb auch konnte bei den deutschen wie bei den tschechischen Sozialisten die entscheidende Frage auftauchen, ob die kräftig entwickelte Arbeiterbewegung der beiden Nationen sich der jeweiligen deutschen oder tschechischen bürgerlichen Nationalbewegung anschließen sollte, oder ob der sozialistische Internationalismus innerhalb der Donaumonarchie alle Arbeiter zu einer supranationalen Gesamtpartei vereinigen sollte, die imstande gewesen wäre, in den proletarischen Schichten den Kampf der Nationen gegeneinander zu beenden, und dadurch ein stabilisierender Faktor innerhalb der Zersetzungstendenzen des Habsburgerreiches zu werden. Letzteres war das Ziel Viktor Adlers, des eigentlichen Organisators der Österreichischen Sozialdemokratie. Seine wichtigsten Protagonisten waren die tschechischen Sozialisten, die sich der „supranationalen Integration“ der gesamtösterreichischen Arbeiterbewegung in steigendem Maße widersetzten und den tschechischen Sozialismus zu einem Bestandteil der tschechischen Nationalbewegung machten.

Hans Mommsen versteht es nun ausgezeichnet, mit wissenschaftlicher Akribie, profunder Quellenkenntnis und vortrefflicher Darstellungsgabe, vor einem breit behandelten sozialgeschichtlichen Hintergrund die Entwicklung

der österreichischen Arbeiterbewegung am Leitfaden der politischen Tätigkeit Viktor Adlers darzustellen. Nur am Rande sei erwähnt, daß Mommsen u. a. auch mit einer Meinung aufräumt, die bis heute noch durch maßgebliche Darstellungen des österreichischen Nationalitätenkampfes geistert, nämlich mit der absurden Meinung, daß dieser Nationalitätenkampf nichts mit den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen zu tun habe; das gesamte vorliegende Buch beweist auf jeder Seite das Gegenteil. Ebenso gehen Mommsens eingehende Analysen einem zweiten populären Irrtum auf den Grund, nämlich der bis in die Gegenwart hereinreichenden Überzeugung bei Deutschen wie Tschechen, daß der slawische Bevölkerungsüberdruck in den Böhmisches Ländern über kurz oder lang dem dortigen Deutschtum den Gar aus gemacht hätte. Die Dinge lagen vielmehr so: Hatten in der ersten Industrialisierungsphase bis zur Wirtschaftskrise von 1873 vor allem die früh industrialisierten deutschen Gebiete Böhmens die Schäden der Entwicklung (Proletarisierung und Depossidierung des Handwerkers, physische und materielle Ausbeutung des Arbeiters mit all ihren gesundheitlichen und moralischen Folgen, Kindersterblichkeit, in Nordböhmen über 40%!) zu tragen gehabt, brachte seit den 80er Jahren die wachsende Koalitionsfreiheit der Arbeiter und die zunehmende Technisierung der Industrie einen relativen Anstieg des Sozialniveaus in den deutschen Industrielandschaften, der von einer raschen, jetzt die tschechische Zunahme übersteigenden Bevölkerungsvermehrung begleitet war. Mit den Erfolgen der damals noch supranationalen Arbeiterbewegung schritt auch die Assimilation der tschechischen Zuwanderer im deutschen Industriegebiet kräftig voran. Die gleichzeitig einsetzende Industrialisierung der innerböhmischen tschechischen Gebiete bewirkte einen Rückgang der Zuwanderung in die deutschen Industriegebiete, damit verbunden ein Nachlassen des Lohndruckes daselbst und eine gesteigerte nationale Assimilation der dort schon ansässigen Tschechen. Wenn auch in Mähren und Schlesien die Dinge teilweise anders lagen, da dort ein — von der Industrialisierung hervorgerufener — Zuwanderungssog vom tschechischen flachen Lande in die deutschen Städte nebst derem inselartigem Umland eine fortschreitende Einschmelzung des Insel- und Streudeutschtums bewirkte, so zeigte sich doch, aufs ganze gesehen, daß der „slawische Bevölkerungsüberdruck“, von der deutschnationalen Propaganda immer wieder als Schreckgespenst an die Wand gemalt und von den Tschechen selbst wünschenswerte Naturgesetzlichkeit nur zu gern geglaubt, kein unwandelbares Faktum blieb. Vielmehr verfestigte sich im allgemeinen zwischen 1880 und 1890 die Sprachgrenze wiederum. Mit dem allgemeinen Anstieg der Lebenshaltung in den Industriegebieten kehrte sich damals die Geburtenzahl zwischen industriellen und agrarischen Gebieten zuungunsten der letzteren um, so daß bei dem stärkeren Anteil des Deutschtums am Industrierwesen seine Existenzchancen auch im Sinne der damaligen Kampfformel von der „Wahrung des nationalen Besitzstandes“ sich günstiger zu gestalten begannen. Diese soziologischen Tatsachen begründeten auch die Überzeugung der deutschösterreichischen Sozialistenführer (V. Adler, O. Bauer, K. Renner), daß

eine großzügige Sozialpolitik letzten Endes auch eine wahrhaft deutsche Politik in Österreich sei, eine Überzeugung, die besonders Viktor Adlers Weg vom Mitschöpfer des deutschnationalen „Linzer Programms“ zum Organisator der österreichischen Sozialdemokratie bestimmte (vgl. S. 36 ff.).

Die einzelnen Etappen der Entwicklung der Arbeiterbewegung hat der Verf. sehr klar herausgearbeitet. Sehr aufschlußreich ist etwa der Kampf der Prager Parteiorganisation mit der deutschen gesamtstaatlichen Parteileitung in Wien um die Einflußnahme und Leitung der „utraquistischen“ sozialistischen Parteiorganisation Mährens, ein Vorgang, der im „sozialistischen Sektor“ der Gesellschaft den bürgerlich-staatsrechtlichen Kampf der Prager Tschechen um die Angliederung Mährens an Böhmen mit bemerkenswerter Genauigkeit wiederholte. Die nationalen und nationalistischen Ursprünge des tschechischen Sozialismus, die schon an seiner (jungtschechischen) Wiege standen, traten nach einer Epoche der supranationalen Integration unter Adlers Leitung seit dem Ende des 19. Jahrhunderts immer schärfer hervor, führten zur Föderalisierung der Gesamtpartei und schließlich sogar dazu, daß die tschechischen Sozialisten die ursprünglich von ihnen abgelehnte alttschechisch-feudalistische Staatsrechtsideologie auf ihre Fahnen schrieben.

Es würde zu weit führen, wollte man sich mit den vielen neuen Aspekten befassen, die Mommsens Buch eröffnet, jedenfalls handelt es sich um ein lesenswertes, flüssig geschriebenes Buch, das auf weite Strecken die schwerfällige und dogmatisch belastete Darstellung L. Brügels, so verdienstvoll diese auch für ihre Zeit war, ablösen wird.

München

Friedrich Prinz

Zbyněk A. B. Zeman, The Break-up of the Habsburg Empire 1914—1918. A study in national and social revolution.

Oxford University Press, London-New York-Toronto 1961, 8°, XVI + 274 S., 30 sh.—
Deutsche Übersetzung von Marianne Schön, Der Zusammenbruch des Habsburgerreiches 1914—1918. R. Oldenbourg-Verlag, München 1963, 278 S.

Der in England lebende tschechische Historiker hebt in der Einleitung die mangelhafte Rücksichtnahme der Zerstörer Österreich-Ungarns auf künftige Gefahren im Donaauraum hervor und setzt sich mit den Thesen der Historiker über den Zerfall Österreich-Ungarns auseinander: Zeman lehnt die These vom allmählichen, langdauernden Absterben, die Bibl, Jaszi und Bauer verteidigt haben, ab, kritisiert auch die nationalistischen tschechischen Historiker und ganz besonders die Thesen der marxistischen Historiker. Nach ihm gerieten im Gegensatz zu den Darstellungen der offiziellen kommunistischen Historiker die nationale und soziale Revolution in Österreich-Ungarn nicht miteinander in Konflikt; es kam nur zu einem Zusammenprall der tschechoslowakischen Legionen mit den Bolschewisten in Rußland. Zuletzt kritisiert er die Wiener Auffassung, die die Zerschlagung der Monarchie dem Beschluß der Entente bei der Friedenskonferenz zuschreibt.

Zeman benützt zahlreiche unveröffentlichte Dokumente aus dem Archiv des deutschen Auswärtigen Amtes, dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv sowie aus dem Verwaltungsarchiv in Wien.

Im 1. Kapitel „Die Ruhe vor dem Sturm“ erwähnt Zeman die vielen Sympathien, die Österreich-Ungarn im Westen genoß. Die wirklichen inneren Feinde des dualistischen Staatswesens waren in Österreich selbst verhältnismäßig schwach. Vor allem erreichten unter den Ukrainern die Russophilen nur eine Minderheit der Wählerstimmen und bei den Wahlen in den Reichsrat im Jahre 1911 nur zwei Mandate. Trotzdem bereitete die von der Russophilie und zugleich von der Orthodoxie verbreitete Propaganda sowohl der gemeinsamen als auch der österreichischen Regierung viel Schwierigkeiten.

Die Tschechen waren vor dem Krieg, im Gegensatz zu den Behauptungen tschechischer nationalistischer Historiker, größtenteils pro-österreichisch. Dies war insbesondere bei den beiden großen Parteien der Agrarier und der Sozialdemokraten der Fall. Ebenso waren die katholischen Parteien orientiert. Eine Opposition gegen den Staat gab es bei den staatsrechtlichen Fortschrittlern, den Nationalsozialisten und Jungtschechen. Zeman charakterisiert die Pläne des jungtschechischen Führers Karel Kramář als romantischen Panslawismus. Im Jahre 1914 versuchte der Führer der Nationalsozialisten, Wenzel Klofáč, vergeblich, das Verständnis Rußlands für eine Untergrundbewegung gegen Österreich zu gewinnen. Der Fortschrittler Borský versuchte die stärksten Töne anzuschlagen, jedoch ohne praktischen Erfolg. Schwer erklären kann Zeman die Haltung T. G. Masaryks.

Viel gefährlicher war die Haltung der Serben in Österreich, besonders in Bosnien, die vom Königreich Serbien stark unterstützt wurden. Für dieses Ziel arbeitete nicht nur die bekannte Kampforganisation Narodna Odbrana, sondern vor allem die Geheimorganisation „Schwarze Hand“, die sich als Ziel „Einheit oder Tod“ stellte. Nach vielen anderen Attentaten wurde am 28. Juni 1914 Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand von den Handlangern der Schwarzen Hand ermordet.

Im Kapitel „Die Ostfront“ wird der Weg zum Kriege geschildert. Die österreichische Diplomatie, der die „Schwarze Hand“ unbekannt blieb, entschloß sich zum verhängnisvollen Ultimatum an Serbien. Nun kam die Stunde der Armee, die bis zum Sommer 1918 im großen und ganzen leistungsfähig blieb. Dabei faßte die österreichische Regierung den folgeschweren Beschluß, das österreichische Parlament zu vertagen, was begreiflicherweise die gefährliche Flüsterpropaganda nur aufstachelte. Während sich unter den Tschechen Kramář verblümt gegen den Krieg äußerte, beteuerten insbesondere die Sozialdemokraten und Katholiken ihre Anhänglichkeit an Staat und Dynastie. Die Agrarpartei unter Führung Švehlas befolgte die Politik der zwei Eisen. Den Widerstand gegen Österreich, der sich freilich auf Spionage, kleine Sabotagen und Informationen an das Ausland beschränkte, trugen nach der Verhaftung von Klofáč und Kramář insbesondere die Fortschrittler und Masaryks Realisten. Nun kam es zu einem Machtkampf zwischen der zivilen österreichischen Verwaltung und den hohen Militärs, die die Zivilverwaltung

der Schwäche bezichtigten und besonders in Böhmen sowie in Kroatien energisch gegen die Staatsfeinde eingreifen wollten. Die Zivilverwaltung machte zwar in den beiden Provinzen dem militärischen Personal nicht Platz, ließ sich jedoch zu scharfen Maßregeln verleiten. Einige Symptome von Staatsfeindlichkeit (wie im Infanterieregiment 28) wurden nach Zeman stark übertrieben.

Noch tragischer entwickelte sich der Kampf in Kroatien, wo Franks reine Rechtspartei die Militärbehörden zu ihren Maßregeln gegenüber den Serben anfeuerte.

In dem Kapitel „Austria delenda est“ betont Zeman, daß viele politische Emigranten die Donaumonarchie eher deshalb verließen, um der Bewachung und Verfolgung zu entgehen, als um ein klares Programm zu verfolgen. So emigrierten neben anderen unbedeutenderen die Kroaten Trumbić und Supilo. Die jugoslawische Emigration mußte aber trotzdem die Tatsache hinnehmen, daß die Entente Italien für seinen Eintritt in den Krieg (1915) neben anderen Gebieten auch das ganze Küstenland und Dalmatien vertraglich versprach.

Bei den Tschechen erwarteten von den österreichfeindlichen Radikalen Kramář und Klobáček sowie deren Anhänger den baldigen Einmarsch der Russen. Deshalb lehnten beide die Ausreise in die Länder der Entente ab, während der Fortschrittler Sychrava und insbesondere T. G. Masaryk, der Führer der Realisten, zum Jahresende 1914 Österreich verließen. Erst später kamen sein junger, früherer Schüler Edvard Beneš und der russophile Agrarier Josef Dürich nach. Die Schwierigkeiten, die das Unverständnis und die Reserve der englischen und französischen Politiker Masaryk bereiteten, waren sehr beträchtlich. Daher war die Mitarbeit des lutherischen Slowaken und französischen Staatsangehörigen Milan R. Štefánik sehr wichtig. Andererseits schuf Rußland eine besondere Gruppe aus früheren tschechischen Auswanderern und kam damit den konservativen Panslawisten, insbesondere Dürich, stark entgegen.

Im Kapitel „Der Tod des Kaisers“ schildert der Verfasser die Lage zum Jahresende 1916. Die neu entdeckten Quellen beweisen die wachsenden Zweifel der reichsdeutschen Diplomatie gegenüber der militärischen und wirtschaftlichen Lage sowohl in Österreich als auch in Ungarn. Kaiser Franz Joseph konnte noch knapp vor seinem Tode am 5. November mit Kaiser Wilhelm II. das Zweikaiser-Manifest über die Selbständigkeit von Russisch-Polen erlassen, nachdem er einen Tag vorher Galizien eine Sonderstellung im Rahmen Österreichs versprochen hatte. Diese Erklärung war die Folge langer Verhandlungen zwischen der deutschen und der österreichisch-ungarischen Regierung. Die österreichischen Staatsmänner strebten den Anschluß von Russisch-Polen an Österreich an, während die reichsdeutschen ihnen zuerst zögernd zustimmten, später aber die austro-polnische Lösung verwarfen. Deutschland wurde durch Rücksichten auf die an Bedeutung überschätzte Friedenspartei in Rußland geleitet. Jedenfalls endete diese Episode des Weltkrieges mit einer Erschütterung des Vertrauens der Polen zu den Mittelmächten.

Nachdem die Friedensführer der Zentralmächte von der Entente abgelehnt wurden, und diese die Befreiung „der Italiener, Slawen, Rumänen und Tschechoslowaken von der Fremdherrschaft“ als ihr Kriegsziel erklärte, begann der junge österreichische Kaiser Karl mit seiner Friedensaktion, die sehr bald auf große Schwierigkeiten seitens Italiens stieß. In der Heimat wandte sich die tschechische parlamentarische Vertretung in einem Brief an den Außenminister gegen diese „Insinuation“ der Entente. Der sog. österreichfreundliche Aktivismus errang damals noch einen Sieg.

Das Verhältnis der österreichfreundlichen und -feindlichen Kräfte in der Heimat und auswärts änderte sich freilich nach der Revolution im Osten, die im März 1917 das Zarentum stürzte. Die Auslandsaktion befürchtete nun die von der Heimat begrüßte Einberufung des österreichischen Reichsrates. Noch vor der Eröffnung des österreichischen Parlamentes forderten die tschechischen Schriftsteller in einem Manifest die tschechischen Parlamentarier auf, die staatliche Unabhängigkeit der tschechischen Nation zu verlangen. Diese Frage kam nun bei der feierlichen Erklärung der Ziele einzelner Nationen bei Eröffnung des Reichsrates zur Sprache. Nach langen Debatten entschloß sich die tschechische Vertretung, die strikte Bindung an das böhmische staatsrechtliche Programm zu lockern und die Umwandlung Österreich-Ungarns in einen Bundesstaat nationaler Staaten — auch eines tschechoslowakischen — zu fordern. Ähnliche Forderungen erhoben die südslawischen Abgeordneten, während sich die Polen vorsichtig für ein geeintes Polen aussprachen, das logischerweise von den ruthenischen Abgeordneten abgelehnt wurde, insofern es Ostgalizien beanspruchte; die Ruthenen verlangten die Vereinigung aller Ukrainer. Diese Erklärungen — besonders die polnische und ukrainische — waren noch nicht gegen den Einheitsstaat und die Dynastie gerichtet, sie mußten sich jedoch bei der schwierigen und komplizierten dualistischen Verfassung Österreich-Ungarns in der Kriegszeit negativ auswirken. Dazu kam noch die ständige wachsende Lebensmittelknappheit in Österreich, besonders in den Industriegebieten und Großstädten. Auch hier hemmte die komplizierte Struktur des Reiches eine ausgleichende, einheitliche Regelung der Volksernährung für das ganze Reich.

In dieser Situation konnte der tschechische Widerstand von der revolutionären russischen Regierung die Werbung von Freiwilligen unter den österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen erreichen. Andererseits mußte, als die Zentralmächte die Friedensverhandlungen mit den Vertretern der siegreichen bolschewistischen Regierung in Brest-Litowsk begannen, die Brotration im Januar 1918 in Österreich herabgesetzt werden. Unter dem bolschewistischen Einfluß begann auch die unzufriedene Arbeiterschaft einen Streik, der sich in den deutschen und ungarischen Gebieten besonders auswirkte. Die Regierung meisterte nur mit Mühe diesen Streik sowie einige militärische Meutereien, an denen Heimkehrer aus der kommunistischen Kriegsgefangenschaft stark beteiligt waren.

In dieser Lage sorgten sich selbst reichsdeutsche Staatsmänner um die Zukunft der Monarchie und besonders der Deutschösterreicher, weil sie nun

den Sieg der Radikalen nicht mehr für ausgeschlossen hielten. Die Situation verschlechterte sich noch, als am 10. Februar 1918 der mit der Ukraine geschlossene Friede diesem neuen Staat das von den Polen beanspruchte Cholmer Gebiet überließ.

Der Außenminister Österreich-Ungarns, Graf Czernin, gab hier offenbar nach, um den „Brotfrieden“, d. h. die Getreidelieferungen aus der Ukraine zu sichern. Dieser Friedensschluß jedoch führte zu einer polnischen Unzufriedenheit, die sich bald in Feindschaft auch gegen Österreich wandelte. Selbst die Freiwilligen der österreich- und deutschlandfreundlichen Legion Pilsudskis meuterten und die Staatsbeamten in Galizien machten kein Hehl aus ihrer Gesinnung. Die Regierungsmehrheit im Reichsrat wurde durch die Mißstimmung der Polen zur Bestürzung der Regierung stark verringert.

Als nun im April 1918 Außenminister Czernin die französischen Friedensfühler bekanntmachte, rief er eine feindliche Reaktion in Frankreich hervor, die ihn zur Demission zwang. Nun mußte Kaiser Karl im Abkommen vom 12. Mai 1918 Deutschland ein politisches, militärisches Zoll- und Wirtschaftsbündnis für die Zukunft versprechen. Diese Abhängigkeit Wiens von Berlin entfremdete ihm nun weitere, bisher österreichfreundliche slawische Kräfte und führte dazu, daß selbst unter den Kroaten eine Vereinigung mit Serben und Slowenen populär wurde. Unter den Tschechen traten seit September 1917 die Aktivisten in den Hintergrund und die neugebildeten Parteien, wie die staatsrechtlichen Demokraten und die tschechoslowakischen Sozialisten waren eindeutig für die staatliche Selbständigkeit eingestellt.

Der Triumph der Emigranten war unter diesen Voraussetzungen nur eine Frage der Zeit, obwohl sich die Staatsmänner der Entente noch immer vorsichtig über die Zukunft Österreich-Ungarns äußerten und zum Teil eine Zertrümmerung des Staates ablehnten. Die Emigranten konnten jedoch im April 1918 den Kongreß von Rom organisieren, der ausdrücklich die Zertrümmerung des Donaustaates verlangte.

Großen Schwierigkeiten begegneten die Emigranten, als sie im revolutionären Rußland die Überführung der tschechoslowakischen Legionen nach Frankreich organisieren wollten. Bei dem gegenseitigen Mißtrauen zwischen der tschechischen Führung und den Bolschewisten kam es zu Zusammenstößen und zum Kampf der Legionäre gegen die Bolschewisten. Diese Kämpfe riefen bei der Entente die Idee einer bewaffneten Intervention in Rußland hervor und führten zur Anerkennung der tschechoslowakischen Legionen als einer militärischen Formation, die die Errichtung eines künftigen Staates vorbereiten sollte.

Nach dem Mißerfolg der deutschen Offensive an der Westfront vermehrte sich die Unzufriedenheit in Österreich selbst, auch in der Armee. So erlaubte die österreichische Regierung zuletzt die Reise der tschechischen Vertreter zu den Vertretern der Emigration nach Genf und duldete die Loslösung der Tschechen als Tschechoslowakei, der Südslawen sowie der Polen und Ukrainer als selbständige Staaten. Das formelle Ende des Staates bedeutete der

Verzicht Kaiser Karls auf eine Teilnahme an der Regierung am 11. November 1918.

Zemans Buch bietet einen wertvollen, sehr objektiven und gründlichen Beitrag zur Geschichte des Zusammenbruches der Donaumonarchie. Zemans Objektivität in den nationalen Fragen und Problemen ist wohl als hervorragend zu bezeichnen (z. B. über die tschechische Einstellung nach dem 28. Oktober 1918; Seite 244 der deutschen Ausgabe).

Im einzelnen freilich ist zu bemerken, daß der Verfasser in der englischen Ausgabe die ersten Wahlen auf Grund des allgemeinen Wahlrechts in das Jahr 1911 statt 1907 verlegt. Dieser Fehler wurde in der deutschen Übersetzung korrigiert, obwohl hier infolgedessen die Analyse des ukrainischen Parteiwesens auf S. 20 nicht ganz klar ist. Weiter wurde die österreichfeindliche Politik Kramárs nur von einer Minderheit der jungtschechischen Reichsratsabgeordneten und der Partei unterstützt, während das Buch diese Tatsache nicht klar genug schildert.

Bei der Klärung der Angaben von Seton-Watson bzw. Masaryk über die ihn anerkennenden Parteien versteht der Verfasser wohl zu Unrecht unter Sozialisten die Volksparteiler A. Stránskýs, denn der Ausdruck „populist“ läge hier auf der Hand. Der wichtige Kopf der Maffia, Dr. Šámal, wird als jung erklärt (geboren 1867!).

Bei der Schilderung des 28. Oktober 1918 wäre vielleicht der Standpunkt und der Versuch des Generals Kestránek zu erwähnen gewesen.

Zu bedauern sind schließlich die zum Teil sinnstörenden Druckfehler der deutschen Ausgabe (z. B. S. 110, 146).

Es sei jedoch betont, daß diese unbedeutenden Fehler die Qualität dieser hervorragenden Arbeit nicht im geringsten beeinträchtigen können.

München

Rudolf Wierer

Piotr S. Wandycz, France and her Eastern Allies 1919—1925. French-Czechoslovak-Polish relations from the Paris Peace Conference to Locarno.

The University of Minnesota Press, Minneapolis 1962, IX + 454 S., DM 34.—.

Im Klappentext der Arbeit des Historikers der Indiana Universität heißt es völlig zu Recht: „Professor Wandycz stellt detailliert die verschiedenen Aspekte des vielschichtigen Verhältnisses zwischen Frankreich und den zwei westslawischen Staaten (Polen und Tschechoslowakei) dar — von der geographischen, gesellschaftlichen, sozialen und politischen Seite her. Zusätzlich zeichnet er ein klares und interessantes Persönlichkeitsbild einiger Hauptbeteiligter. Durch Verwendung von bisher unveröffentlichtem Quellenmaterial erschließt er neue Ausblicke auf viele Ereignisse sowohl der allgemeinen europäischen diplomatischen Geschichte als auch im besonderen der polnischen, französischen und tschechoslowakischen Außenpolitik.“ Zusammenfassend kann man tatsächlich sagen, daß das Werk die Zeit von 1919 bis 1925

in Mitteleuropa primär als plötzlichen Bruchpunkt alter monarchischer Ordnungen sieht, die vorher Jahrhunderte überdauert hatten. Das entstandene politische Vakuum sollte zwischen Versailles/St. Germain und Locarno durch einen Gürtel von „Nationalstaaten“ mit dubioser Konstruktion und unvorausehbarem Stehvermögen gefüllt werden. Diese Staaten sollten die Träger des französischen „Cordon sanitaire“ zwischen Deutschland und der UdSSR werden, deren Zusammengehen den „status quo post“ vermutlich aus den Fugen gehoben hätte. Der Versuch schlug jedoch im wesentlichen wegen des tschechoslowakisch-polnischen Gegensatzes fehl („Teschen“ und „Jaworička“ sind die Stichworte für einen langen und erbitterten Kleinkrieg) und wurde auch wegen der inneren politischen Entwicklung sowohl in Deutschland als auch in der UdSSR unnötig.

Die Arbeit Wandycz könnte daher sowohl als eine Fortsetzung der Bemühungen Birkes um die Darstellungen der französischen Ideale und Interessen in Ostmitteleuropa als auch der Arbeit Mamateys über die US-Politik gegenüber diesem Raum im Ersten Weltkrieg gesehen werden.

Was Prof. Birke seinem Kollegen Wandycz an breiter Überschau voraus hat, versucht letzterer durch Benützung von deutschen Forschern noch unzugänglichem Aktenmaterial aus der Weimarer Zeit (mit gerafftem Niederschlag in einem vorzüglichen bibliographischen Essay, S. 407 ff.) und durch den Versuch auch intuitiver Analyse wettzumachen. Ein auswertender Anhang (S. 369 ff., S. 375) bringt so allgemein überlegenswerte Vergleiche zwischen Polen und Tschechen wie: „Während die Tschechen die Polen als irrationale Romantiker ansahen, meinten die Polen, daß der tschechische Rationalismus kaum mehr als die Fähigkeit zu schlauer Berechnung wäre, was ihnen insgesamt als abgeschmackt vorkam . . . Die Polen erschienen den Tschechen als großenwahnsinnig. Die Tschechen sahen für die Polen wie Emporkömmlinge aus . . . Die Ähnlichkeit der Sprache führte nicht oft zum Verständnis. Bei Betrachtung der Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen der tschechischen und der polnischen Sprache, in der die gleichen Worte verschiedenes in sich begriffen und weit verschiedene Ausdrücke das gleiche bedeuteten, wird man dazu verführt, diesen Tatbestand als symptomatisch für die häufigen Mißverständnisse zwischen den beiden Nationen zu bezeichnen.“

Aber eigentlich geht es Wandycz nicht um einen Anschluß an Birkes Arbeit und Methode. Unter Berücksichtigung der angeführten Thematik und der ihr innewohnenden Spannweite liegt auch Deutschland eher am Rande. Vollends die Sudetendeutschen werden nur in wenigen Absätzen erwähnt. Was aber Professor Wandycz über die Fragen des Raumes der sogenannten „Festung Böhmen“ auszuführen hat, ist beachtlich, wenn man die hierüber derzeit „herrschende Lehre“ in Rechnung stellt. Der Eindruck wird gerade deswegen faszinierend und imponierend, weil diese Fragen für den Autor eher Seitenprobleme seiner Analyse darstellen.

Kurz zusammengefaßt ist auf folgendes zu verweisen: Zur Frage der demokratischen Immanenz der Tschechoslowakei und der Ehrlichkeit ihrer Min-

derheitenpolitik werden ihre Gründung (S. 21 ff., S. 49 ff.) und ihre innenpolitische Situation (S. 152, S. 199, S. 244 f.) durchaus kritisch dargestellt, wobei auch nicht der Hinweis auf den äußerst zweifelhaften Charakter der tschechoslowakischen Nationalitätenstatistik fehlt (S. 247).

War die Tschechoslowakei ein „westlicher“ Staat? War sie ein verlässlicher Verbündeter Frankreichs und des Völkerbundes mit gleicher Interessenlage? Nach Professor Wandycz gab es zwar eine durchaus aggressive Planungszusammenarbeit zwischen dem tschechoslowakischen und dem französischen Generalstab gegen Deutschland (S. 235, S. 281), aber die „kleine Entente“ entstand gegen den Willen und die Ungarnpolitik Frankreichs (S. 194, S. 202). Der französisch-tschechoslowakische Beistandspakt gab den Tschechen eine gewisse Sicherheit, ohne ihre Handlungsfreiheit einzuschränken (S. 300 ff.): Die Tschechoslowaken lehnten sich in Sicherheitsfragen nicht an den Westen, sondern an die UdSSR (S. 151, S. 248) und das derartig an, daß die Franzosen in gewissen Zeiten die Tschechoslowakei zur Stützung Polens fallen lassen wollten (S. 192). Großbritanniens Auffassung ging hierin sogar noch weiter: Es unterstützte weder Polen noch die Tschechoslowakei bedingungslos (S. 254 ff.) und hatte im besonderen für den Polnischen Korridor keinerlei Sympathie (S. 328).

In diesen Zusammenhang gehört auch die wegen des heutigen polnischen Staatsgebietes interessante Darstellung, daß die polnische Ostgrenze (d. h. die Grenze gegen die Sowjetunion) um 1925 allgemein als eine imperialistische Festlegung erkannt wurde, die der volksmäßigen Zusammensetzung der Menschen dieser Gebiete überhaupt nicht entsprach (S. 155, S. 178, S. 284)!

Fließend geht von hier das Material Professor Wandycz' zur Darstellung von Person und Arbeitsweise des tschechoslowakischen Außenministers Beneš über: Er ist „intelligent und wohlinformiert“ (S. 351), zielbewußt (S. 242), hat entscheidenden Einfluß (S. 294) in London und Paris (S. 257), womit er den Völkerbund als eine Art von Kolonie annektiert (S. 295, S. 320), „überläßt nur wenig dem Zufall“ (S. 158) und wird als das bevorzugte Sprachrohr der sowjetischen Politik in Europa (S. 260) angesehen. Beneš „diplomatisches Verhandlungsgeschick“ (S. 294), abschätzig auch als Stellung eines „Handlungsgehilfen der internationalen Politik“ (S. 309) interpretiert, läßt ihn in der „Terminologie Masaryks“ sprechen (S. 195), dessen „Schüler, gedanklicher Vertreter und Vollstrecker“ (S. 246) er war. Auch dadurch „wird es schwierig, seine Politik zu erklären“ (S. 284). Vor allem die Polen trauen jenem Mann nicht (S. 165, S. 308), dessen Sowjetfreundlichkeit bekannt ist (S. 322), dessen guter Wille in Zweifel gezogen wird (S. 283) und von dem man Intrigen vermutet (S. 198, S. 200). Seine Verzögerungstaktik und Verhandlungstechnik von Zusagen ohne Erfüllung (S. 280) wird bemerkt; man überführt ihn der offenen Lüge (S. 250). Zudem vertritt er einen Staat, dessen Zerfall bei der ersten größeren Belastungsprobe allgemein erwartet wird (S. 203 f.).

Schließlich legt Professor Wandycz auch besonders interessantes Material zum Verhältnis der Weimarer Republik zu den Sudetendeutschen vor: Aus bisher unveröffentlichtem Quellenmaterial wird die bekannte Lage (vgl.

z. B. Höltjes „Die Weimarer Republik und das Ostlocarno-Problem 1919 bis 1934“, Würzburg 1961) um eindrucksvolle Belege erweitert. Im Zusammenhang gerade mit Locarno notiert der Pole Wandycz mit einer gewissen Erbitterung, Beneš habe die Notwendigkeit zur „Revision der polnischen Westgrenze“ zweimal sogar vor dem tschechoslowakischen Parlament anerkannt (S. 337) und Reichsaußenminister Stresemanns Politik der Aufrollung von Versailles über den Geist von Locarno und den berühmten Artikel 19 der Satzung des Völkerbundes (S. 262, S. 293, S. 325, S. 335, S. 353, S. 362 f., S. 367) mehr oder minder klar gesehen. Beneš habe aber zu Unrecht vermutet, daß Stresemann nur Polen meine. Man kann es Professor Wandycz nicht verargen, daß er dann — bei aller Sachlichkeit etwas ironisch —, jeweils aus unveröffentlichten Dokumenten belegt, fortfährt (S. 338): „Die tschechoslowakische Annahme, sich in einer anderen Lage als die Polen zu befinden, mag ernsthaft begründet gewesen sein, bestand aber nicht völlig zu Recht. Stresemann beauftragte [den deutschen Botschafter in Prag] Koch, vor Beneš zu verheimlichen, daß die Auslassung von territorialen Problemen in einem tschechoslowakisch-deutschen Schiedsvertrag keine territoriale Anerkennung bedeute. [Der Staatssekretär im Reichsaußenministerium] Schubert schrieb dem deutschen Botschafter, die Sudetendeutschen hätten nichts zu befürchten, da ein Schiedsvertrag nichts mit Grenzen zu tun habe. Der Deutsche Botschafter in Budapest versicherte dem [ungarischen] Premierminister, Istwan Bethlen, daß Deutschland unter gar keinen Umständen die tschechoslowakischen Grenzen garantieren würde. Botschafter Koch bemerkte ironisch, daß Beneš, der lediglich von geringen Spannungsursachen zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei sprach, die größte festzustellen vergaß: Die gesamte Frage der deutschen Minderheit in der Tschechoslowakei.“

Nochmals muß nunmehr betont werden, daß es Professor Wandycz, dem man vielleicht Polenfreundlichkeit, sicherlich aber nicht Germanophilie vorwerfen kann, eigentlich um ganz andere Fragen geht als hier aufgezeichnet wurden. Das oben dargestellte Material ist z. T. selbstverständliche Prämisse, z. T. völlig zwanglos eingeflochtenes Detail seiner Darstellung. In dieser — man möchte sagen — Beiläufigkeit seiner Aussagen liegt ihre daher nicht näher zu erläuternde Bedeutung.

Deswegen und darüberhinaus im allgemeinen ist Professor Wandycz' Beitrag zum Verständnis einer vielschichtigen Zeit als bemerkenswert zu bezeichnen. Durch beachtenswerte Kombination originärer Quellenauswertung, Durchsicht vieler publizierter Darstellungen und zuchtvolle Anteilnahme am Gegenstand ist ein Bild entworfen, das es auch dem Fernerstehenden möglich macht, sich in wechselvolle Entwicklungen eines multikausal fundierten Zusammenhanges hineinzuversetzen. Professor Wandycz hat mit seinem Werk einen ernsthaften historiographischen Beitrag zur Ausschälung auch der Wurzeln des Zweiten Weltkrieges geleistet.

München

Fritz Peter Habel

Rudolf Olšovský, Světový obchod a Československo 1918—1938 [Der Welthandel und die Tschechoslowakei 1918—1938].

St. nakl. polit. lit., Prag 1961, 287 S.

In der ČSR ist in den letzten Jahren eine Reihe von Publikationen erschienen, die sich in weitgehend sachlicher Form mit der wirtschaftlichen Entwicklung der ersten Republik beschäftigen. Das hier angezeigte Werk behandelt, vom Außenhandel ausgehend, eigentlich die ganze Wirtschaftspolitik der Zwischenkriegszeit, beginnend mit der Entstehung und dem Ende der „bürgerlichen“ ČSR. Der erste Teil ist den allgemeinen Welthandels-tendenzen gewidmet und stützt sich in erster Linie auf Veröffentlichungen der Vereinten Nationen und westliche Quellen, bietet daher nichts Neues, umso mehr als auch die besondere Stellung der ČSR in der Weltwirtschaft und in der Weltwirtschaftskrise hier nicht besonders hervorgehoben wird. Kennzeichnend ist aber das Bestreben, auch den Aufstieg der russischen Wirtschaft hervorzuheben, wobei man sich nicht scheut, einen Gedenkartikel von Rudé právo zum 40. Jahrestag der Oktoberrevolution mit heranzuziehen.

Bei der Behandlung der eigentlichen Probleme der Tschechoslowakei wird sie als „Glied des europäischen imperialistischen Systems“ bezeichnet. Zwar selbst von ausländischen imperialistischen Mächten beeinflusst, habe die tschechische Bourgeoisie, gelöst von den ihr in Österreich-Ungarn auferlegten Fesseln, ein Hegemoniestreben gezeigt. Sie habe die rückständige Slowakei als Rohstofflieferanten behandelt, was auch ihrer Einstellung gegenüber den Südosteuropäischen Staaten entsprach, die sie ebenfalls als Kolonie auszubeuten versuchte. (Hiezu werden Zitate aus den Schriften von Klement Gottwald angeführt.)

Im zweiten Teil der Ausführungen wird dann die wirtschaftliche Stellung der Tschechoslowakei untersucht, die sich aus der Übernahme des größten Teiles der industriellen Kapazitäten der österreichisch-ungarischen Monarchie ergab. Der Autor glaubt der „reaktionären“ Auffassung, daß die Zerschlagung der österreichisch-ungarischen Monarchie die wirtschaftliche Entwicklung der in ihr vereinigten Gebiete gestört habe, energisch entgegenzutreten zu müssen. Er ist vielmehr der Ansicht, daß diese radikale Lösung Spannungen beseitigt habe, die zwischen den Völkern Mittel- und Südosteuropas bestanden und die anders nicht zu lösen gewesen wären.

Von solchen Auffassungen abgesehen, deren Problematik nicht näher beleuchtet werden muß, enthält sich der Autor jedoch im wesentlichen polemischer Äußerungen, es sei denn, daß er den „imperialistischen Charakter“ der Tschechoslowakei und der sie beherrschenden „Bourgeoisie“ brandmarkt. Eine im allgemeinen objektive Darstellung der Probleme des tschechoslowakischen Außenhandels ergibt sich schon daraus, daß der Verfasser wiederholt auf sudetendeutsche und andere deutsche Publikationen zurückgreift, ohne gegen sie bzw. ihre Grundlagen ankämpfen zu wollen oder zu können.

Wenn auch die Bedeutung der sudetendeutschen Wirtschaft für die Gesamtwirtschaft der Tschechoslowakei nicht behandelt wird, ja auch auf die

Probleme der sudetendeutschen Wirtschaft nicht weiter verwiesen wird, so ist es doch jedem mit den Verhältnissen Vertrauten klar, welche Schlüsse aus den vom Autor selbst angeführten Angaben hinsichtlich der Rolle der sudetendeutschen Wirtschaft und ihrer besonderen Stellung während der Weltwirtschaftskrise zu ziehen sind. Es wird dies besonders deutlich an der Ausfuhr der Textilindustrie, in der ein besonders hoher Anteil sudetendeutschen Kapitals und deutscher Arbeitskräfte zu finden war. Ihre Ausfuhr fiel von 6,3 Mrd. Kč (1928) bzw. 6,1 Mrd. Kč im Jahre 1929 auf nurmehr 1,4 Mrd. Kč im Jahre 1933, um dann erst langsam bis 1937 wieder auf 2,4 Mrd. Kč anzusteigen. Am Höhepunkt der Krise, nämlich im Jahre 1933, war die Produktion der Textilindustrie auf 63% des Jahres 1929 gesunken, während der Weltproduktionsindex nur um 12—13% zurückging. Ähnlich entwickelte sich der Export von Glas und Gablonzer Ware. Er sank von 1,7 Mrd. Kč im Jahre 1929 auf nurmehr 631 Mill. Kč (1931), um bis 1937 auf 787 Mill. Kč anzusteigen. Die wirtschaftliche Katastrophe, die durch den Niedergang der Ausfuhr der ČSR ausgelöst wurde und die in erster Linie die deutschen Gebiete betraf, mußte hier zu einer politischen Radikalisierung führen, die aber auch in den tschechischen Gebieten nicht ausblieb, wie der wachsende Einfluß der KP bezeugte.

Recht aufschlußreich ist auch die Auseinandersetzung mit der Gründung der Kleinen Entente und den damit verbundenen wirtschaftlichen Zielsetzungen. Es wird nämlich der Nachweis erbracht, daß es sich bei ihr um eine Fehlgründung handelte, die ihre Wirtschaftsziele nicht erreichen konnte. Auch die Versuche, eine Umorientierung im tschechischen Außenhandel in Richtung auf die kleine Entente vorzunehmen, scheiterten. Der Anteil der Tschechoslowakei an der Einfuhr Rumäniens ging beispielsweise 1929/37 von 13,6 auf 10,1% und in Jugoslawien von 17,5 auf 11,1% zurück. Aber auch im Import der Tschechoslowakei kam es zu keiner wesentlichen Steigerung, da sich im gleichen Zeitraum der Anteil Jugoslawiens am tschechischen Export nur von 5,4 auf 7,9% und von Rumänien von 6,2 auf 8,4% erhöhte. Gleichzeitig ging aber der Anteil anderer Nachbarländer — insbesondere Ungarns von 16,4 auf 3,5% und Österreichs von 13,5 auf 7,1% — an der tschechischen Einfuhr zurück, was nicht zuletzt auf eine kurzsichtige protektionistische Zollpolitik zurückzuführen war, die Österreich wiederum zu Gegenmaßnahmen gegen die Einfuhr einzelner tschechischer Produkte zwang. Einen starken Rückgang wies aber auch der Anteil der traditionellen Ausfuhr in das Deutsche Reich auf, was zum Teil auch auf politische Gründe zurückzuführen ist. Die Gewinnung neuer Märkte war der ČSR dagegen entweder nur schwer oder gar nicht möglich. Der Rückgang des Anteiles Europas am tschechoslowakischen Außenhandel von 85,4% (1929) auf 72,5% (1938) führte zwar zu einer Erhöhung des Anteiles Amerikas von 9,2 auf 14,4% und ebenso Asiens von 3,1 auf 7,8%, aber die neuen Märkte waren nicht imstande, den Ausfuhrschwund wettzumachen, welchen die Tschechoslowakei in Europa erlitten hatte.

Wenn auch die Schlußfolgerung nicht ausgesprochen wird, so liegt sie doch

nahe, nämlich daß nicht nur die Weltwirtschaftskrise schuld an dem katastrophalen Verfall der tschechischen Ausfuhr und damit der gesamten tschechischen Wirtschaft war, sondern nicht zuletzt auch die kurzsichtige Einstellung der damaligen tschechischen Staats- und Wirtschaftsführung, welche die Zusammenarbeit mit den Deutschen im eigenen Lande scheute und aus machtpolitischen Zielsetzungen, die sich aus der Konzeption des tschechoslowakischen Bündnissystems und der Friedensverträge ergaben, auch mit den meisten Nachbarn nicht zu einem wirklichen Einvernehmen kam. Es fehlte jedenfalls an einem konstruktiven und gangbaren Konzept, um die 1918 im Donaauraum wirtschaftlich-politisch geschaffene Lage einer neuen Synthese zuzuführen.

Wien

Kurt Wessely

Radomír Luža, The Transfer of the Sudeten Germans. A Study of Czech-German Relations 1933—1962.

University Press, New York 1964, 365 S.

Radomír Luža legt mit diesem Buch eine Analyse der tschechisch-deutschen Beziehungen für den Zeitraum der letzten 30 Jahre vor, um — und das ist der offenkundige Zweck des Buches — die Vertreibung der Sudetendeutschen zu rechtfertigen. Auch der riesige wissenschaftliche Apparat des Buches kann nicht verhüllen, daß es sich hier nicht um ein ausschließlich der Wahrheitsfindung dienendes wissenschaftliches Werk, sondern um eine hochpolitische Schrift handelt, die dem englisch-sprachigen Leser die These nahebringen soll: Die Sudetendeutschen sind selbst an ihrer Austreibung schuld. Die ‚eiserne Politik‘ der Tschechen gegen sie ist gerechtfertigt. Die Geschichte selbst hat gegen das Zusammenleben von Deutschen und Tschechen in den böhmischen Ländern entschieden.

„Not abstract justice but the love of historical truth has inspired Dr. Luža's work.“ — schreibt Prof. Salomone (der Luža in seinem Vorwort mit Thukydides vergleicht). Nun sagt zwar schon Thomas von Aquin: ‚Justitia sine prudentia non potest esse virtus perfecta‘, an anderer Stelle des großen Aquinaten aber steht auch: „Die Verwirklichung der rechten Vernunft offenbart sich unter allen sittlichen Tugenden vornehmlich in der Gerechtigkeit; in den Sünden wider die Gerechtigkeit tritt darum auch der unrechte Gebrauch der Vernunft am meisten hervor.“ Sicherlich gibt es eine ‚abstrakte Gerechtigkeit‘ oder eine Forderung nach dieser, die die Wirklichkeit tief unter sich läßt — und damit zu nichts nütze ist. Aber mit ihr haben wir es hier gar nicht zu tun. Hier handelt es sich allein darum, daß nicht erlaubt ist, zwischen den Forderungen nach Gerechtigkeit in einem konkreten Sinne und nach historischer Wahrheit einen Widerspruch zu sehen, es sei denn man macht eben schlechten Gebrauch von der Vernunft. Kann man die historische Wahrheit finden, ohne den Situationen, den Menschen, den Dingen ge-

recht werden zu wollen? An diesem Willen aber fehlt es hier, obwohl der Verfasser sich bemüht zu zeigen, welch riesiges Tatsachenmaterial er durchgearbeitet hat.

Niemand wird dabei dem Autor unterstellen, daß er dieses Material verfälscht hat. Aber was er sagt — zu dem großen Thema der geschichtlichen Tragödie der beiden Völker Böhmens — ist nur die halbe Wahrheit. Dies ist zwar in der Politik so üblich, aber trotzdem gibt es kaum etwas Schlimmeres, denn an diesen halben Wahrheiten, von beiden Seiten erzeugt, erhält sich der Unfrieden. Diese halbe Wahrheit beginnt bereits damit, daß er in seiner Studie, vor allem wenn man deren Zwecksetzung berücksichtigt, nur den Zeitraum von 1933 an behandelt und in dem Teil I des ‚Historischen Hintergrundes‘ sich im wesentlichen mit den Wurzeln des deutschen Nationalismus im alten Österreich und bei den Sudetendeutschen befaßt. Als ob es die gleiche Erscheinung nicht auch bei den Tschechen gegeben hätte! Sind nicht ganze Generationen im Glauben erzogen worden, daß es der „ewige Sinn tschechischer Geschichte sei, gegen die Deutschen zu kämpfen“?

Genauso vereinfacht, um nicht zu sagen ‚billig‘, ist es, den Weg des nazistischen Einflusses bei den Sudetendeutschen (der gewiß vorhanden war) nach 1933 zu zeichnen, ohne den Gründen, warum dieses geschah, ausreichend nachzugehen. Ein Propagandist darf das tun, nicht aber ein Historiker. In der Einführung über die ‚Wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen des deutsch-tschechischen Problems‘ führt Luža zwar einen dieser Gründe zugunsten der Sudetendeutschen an und belegt ihn mit Zahlenmaterial: Die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise auf die sudetendeutsche exportabhängige Leichtindustrie. Die Not in den Sudetengebieten erreichte bekanntlich zur gleichen Zeit ihren Höhepunkt als im benachbarten Deutschland Hitler daranging, die Arbeitslosigkeit zu beseitigen. Luža kreidet der Ersten Tschechoslowakischen Republik dabei ihr kapitalistisches Wirtschaftssystem an, das mit den durch die Krise gestellten Problemen nicht fertig wurde. Die Diskriminierungs- und Entnationalisierungspolitik der ersten Republik unterschlägt er zwar nicht ganz, aber er gleitet recht leicht darüber hinweg. So daß also im Endergebnis die Schuld der Sudetendeutschen wie ein Gebirge aufragt, die Schuld, an das „erste Experiment der Demokratie in Zentraleuropa“ eine zerstörerische Hand gelegt zu haben, während es sich bei der tschechischen Politik gegenüber ihren deutschen Mitbürgern nur um einige bedauerliche, in jedem Falle leichte und verzeihliche Fehler zu handeln scheint.

Aber bis 1933 hatte die Tschechoslowakei immerhin 15 Jahre Zeit gehabt, die beiden Völker, die bereits Jahrhunderte zusammenlebten, auf einer neuen Basis zu versöhnen. Immer aber liegt die Hauptschuld bei denen, die im Besitze der Machtmittel zur Veränderung der Dinge sind. Das trifft für die Deutschen zu, als zuerst Mitteleuropa und dann fast ganz Europa in ihre Hände gegeben war, aber das geht auch die Tschechen in diesem oben genannten Zeitraum an. Bei soviel Quellen zur Zeitgeschichte (Luža nennt allein 362 Bücher) vermißt man das Buch des tschechischen Universitäts-

professors Emanuel Rádl „Der Kampf der Tschechen mit den Deutschen“, das gewiß zu diesem Thema gehört. Aber im Gegensatz zu Luža war es Rádl um die Gerechtigkeit und die Versöhnung beider Völker zu tun. Rádl schreibt: „Die Anerkennung des neuen Staates wurde den Deutschen nicht leicht gemacht . . . Programmatisch gehört unser Staat nur den Tschechen und Slowaken . . . Die herrschende Theorie lehrt, daß der Sinn des Tschechentums in dem Kampfe gegen das Deutschtum liegt, und tatsächlich ist die Politik unserer Republik nach dem Weltkriege zum großen Teil ein Krieg des Staates gegen die inländische deutsche Bevölkerung . . . der Kampf gegen sie wird als Verdienst um den Staat aufgefaßt! Obgleich es hinreichend klar war, daß den Deutschen Unrecht getan wurde, hat die Regierung nicht ein einziges Mal die deutschfeindliche Agitation verurteilt. Die Gesetze über den Minderheitenschutz werden als Gesetze über den Schutz des Staates gegen die Deutschen ausgelegt . . . Kein Schriftsteller, kein Politiker, keine Organisation trat konsequent und systematisch für ihren Schutz ein. Unter diesen Umständen mußte es den Deutschen schwer fallen, zu erklären, daß sie diesen Staat anerkennen . . .“ Und gegen die Beschuldigungen Lužas, daß den Deutschen der Faschismus sozusagen bereits in die altösterreichische Wiege gelegt wurde, die Tschechen aber allzeit gute Demokraten waren, kann man wiederum Prof. Rádl als Gegenzeugen zitieren: „Die Faschisten als organisierte Gruppe [bei den Tschechen] sind nicht der Rede wert; aber die faschistische Stimmung, deren Grundzug die Sucht ist, überall dort das demokratische System zu stören, wo es sich um die Rechte der Deutschen handeln könnte, ist in allen Parteien verbreitet. Vielleicht findet der organisierte Faschismus deshalb bei uns keinen Boden, weil er in seiner latenten Form so verbreitet ist . . . Von den Tagesblättern spricht einzig und allein die ‚Tribuna‘ hie und da von Gerechtigkeit gegenüber den Deutschen . . . Das sogenannte fortschrittliche Publikum hegt ebenso wie das nichtfortschrittliche eine den Deutschen feindliche Stimmung; desgleichen die Männer der Wissenschaft, Schriftsteller, Dichter, die Kirche, Politiker. Allerdings dort, wo es sich um irgendeine rein abstrakte Stellungnahme handelt, finden wir hie und da eine Verurteilung des ‚Chauvinismus‘ . . .“

Soweit sich Luža mit der Entstehung und Entwicklung des Austreibungsplanes im Londoner Exil befaßt, ist sein Werk sehr informativ und sicherlich ein beachtenswerter Beitrag zur Zeitgeschichte. Was Jaksch in seinem Buch ‚Europas Weg nach Potsdam‘ festgestellt hatte, daß sich Beneš die Zustimmung der Großmächte zur Austreibung erschlichen und erpreßt hatte, kann man auch dem Bericht Lužas entnehmen. Insbesondere Moskau und die tschechischen Kommunisten scheinen noch mindestens bis zur Mitte des Jahres 1943 an Alternativlösungen gedacht zu haben. Moskaus Zustimmung wurde erst gegeben, nachdem Beneš — nicht ganz zu Recht — auf das Einverständnis Washingtons und Londons hingewiesen hatte. Ebenso verzeichnet Luža verschiedene Pläne der tschechoslowakischen Emigration, als Kompensation für die generelle Vertreibung der Sudetendeutschen die Abtretung eines Gebietes in Westböhmen, ungefähr in der Größe des Egerlandes, anzubieten.

Noch im Januar 1945, als die Alliierten es abgelehnt hatten, die Deutschenvertreibungen in die Waffenstillstandsbedingungen aufzunehmen und Beneš seinen Gesamtplan gefährdet glaubte, wurde der tschechoslowakische Generalstab beauftragt, einen Alternativplan auszuarbeiten, der als Gegenwert für die Ausweisung der Mehrheit der Sudetendeutschen die Abtretung von 600.000 Sudetendeutschen mit ihrem Boden an Deutschland vorsah.

Im Abschnitt ‚Decisive Years‘ wird die deutsche Politik im Protektorat dargestellt und von dort die Linie zum Austreibungsplan als einer dadurch ausgelösten unumgänglichen Maßnahme gezogen. Wir meinen dazu, daß wohl kein Unrecht durch ein anderes jemals gerechtfertigt werden kann. Daß die deutsche Politik des Dritten Reiches dem tschechischen Volk nicht nur die Selbstbestimmung raubte, sondern es in Mitteleuropa zum Verschwinden bringen wollte, kann und soll nicht bestritten werden. Daß die Sudetendeutschen durch die Person K. H. Franks und durch andere daran Anteil hatten, ist bedauerlich aber wahr. Aber das rechtfertigt keineswegs eine Rachepolitik gegenüber drei Millionen Menschen. Luža bewegt sich hier auf Hitlers Spuren und dies auch dann, wenn er wiederholt betont, daß die Vertreibung kein Racheakt war, sondern so etwas wie eine Flurbereinigung zugunsten des künftigen europäischen Friedens. Beneš hatte — als Hitler den Tschechen ihr politisches Lebensrecht verweigerte — mit Recht angeklagt, daß Hitler ‚cynically claimed to have done all this in the name of peace in Europe‘. Luža zitiert dies selbst und merkt nicht, daß er Verkünder der gleichen zynischen Theorie ist. Seine These ist es, die Austreibung der Sudetendeutschen ebenfalls im Namen des europäischen Friedens zu rechtfertigen.

Luža befürwortet diese Maßnahme als notwendigen ‚fight to the finish‘. So hat auch Hitler die Lage gesehen. Luža zitiert den Amerikaner J. B. Schechtmann, der Umsiedlungen (zwangsweiser Art) für ein ‚notwendiges Übel‘ hält und diese mit einer Krebsoperation vergleicht: „to cut out the cancer from a sick body is not cruel, it is necessary“. Es fragt sich nur, wer im Völkerleben den Maßstab setzt, ein Volk, eine Minderheit, eine rassische, religiöse oder sonstig gebundene Gemeinschaft zu einem ausrottungswerten Krebsgeschwür zu erklären? Da das Problem von Mehrheit und Minderheit ja auch noch anderswo als in Böhmen vorkommt und sich mit der Verselbständigung unfertiger nationaler Gebilde in aller Welt gerade heute vervielfacht, würden wir einer Kette von Explosionen schlimmster Art im Völkerleben entgegengehen, wenn ein solcher Grundsatz und eine solche Praxis unwidersprochen in der Geschichte stehen bliebe. Wer würde sich nicht alles darauf berufen!

Zu Einzelheiten des Werkes wäre noch manches zu sagen. So z. B. zum ‚Final Balance Sheet‘. Dort bestreitet der Autor, daß zwischen 200.000 und 300.000 Sudetendeutsche als Opfer der Austreibung umkamen, indem er eine Zahlenangabe aus einem unveröffentlichten Memorandum des Prager Außenministeriums betreffend die Umsiedlungen in die DDR verwendet, die wir nicht nachprüfen können. Nach Lužas Auffassung waren es nicht mehr als 3000 Menschen, die in diesem Zusammenhang sterben mußten. Irgendwie

erinnert es an die Empörung eines alten Nazis, der von den Judenmorden ein oder zwei Millionen abhandeln will. Als ob es auf die Quantität allein ankommt! Die deutschen amtlichen Untersuchungen kamen jedenfalls zu anderen Ergebnissen. Im Bundesarchiv in Koblenz liegt eine riesige Sammlung von namentlich bezeugten Vertreibungsberichten aus der Tschechoslowakei. Und wenn man dort Einblick nimmt, so können sich einem heute — nach zwanzig Jahren — noch die Haare über die von Luža betonte ‚humane‘ Ausweisung sträuben. Es kann sicherlich keinen Frieden zwischen den beiden Völkern geben, wenn immer wieder das alte Unheil aufgerührt wird. Vergessen können und sollen weder die Deutschen noch die Tschechen so rasch. Aber jeder sollte, seinen Anteil an der Schuld vor Augen, daran denken, daß ‚vergeben‘ der Anfang des Friedens sein muß. Die absichtliche Verharmlosung alles Geschehenen macht es aber dem Deutschen schwer, ebenso schwer, wie wenn man von deutscher Seite das Protektorat mit den dummen Worten abtut, schließlich sei es ja der Masse der Bevölkerung auch nicht schlechter gegangen als den Deutschen und Soldaten hätten die Tschechen auch nicht zu werden brauchen.

Das abschließende Urteil: Mit diesem Buch hat der Verfasser dem einzigen worauf es heute zwischen Deutschen und Tschechen ankommt — dem Frieden zwischen beiden Völkern — einen schlechten Dienst geleistet. Luža meint — und er beruft sich auf den sudetendeutschen Abgeordneten Hans Krebs, der im Januar 1947 unter dem Galgen sich in diesem Sinne äußerte — daß nun, da beide Völker gewaltsam getrennt sind, auf dieser Basis Frieden entstehen könne. Dazu muß ihm gesagt werden, daß auf der Basis des Gewaltaktes von 1945 ebenso wenig Frieden entstehen kann, wie er auf der Basis des Hitlerschen Unrechtes hätte entstehen können. Man kann zwar die Zeit und die Geschichte nicht mehr auf diesen oder jenen Ausgangspunkt zurückdrehen, aber Frieden zwischen Deutschen und Tschechen wird erst dann sein können, wenn beide ihren Anteil am Unrecht einsehen und beide den guten Willen haben, neues Recht zu suchen.

In einer Anmerkung gibt Luža sein Urteil über die große Dokumentation Rönnefarths ‚Die Sudetenkrise‘ mit den Worten ‚a thorough but biased compilation‘. Mit viel Zurückhaltung und Verständnis gelingt es vielleicht, diese abschließende Bemerkung auch auf das Werk Lužas anzuwenden.

München

Rudolf Hilf

Manouchehr Ganji, International Protection of Human Rights [Internationaler Schutz der Menschenrechte].

Librairie Droz, Genf/Minard, Paris 1962, 317 S., DM 40.—.

Die Dissertation eines indischen Wissenschaftlers, der über eine breite Vorbildung verfügt, ist ebenso bemerkenswert wie nützlich. Mr. Ganji, der bereits über Diplome in Politik aus den USA und der Jura aus England ver-

fügt, bietet mit dieser Arbeit der Universität Genf einen beachtlichen und brauchbaren Beitrag zur Erhellung eines weithin unbekannten Themas.

Dem Autor geht es um die Darstellung der verschiedenen Bemühungen, den Menschen in den Mittelpunkt jenes Völkerrechtes zu stellen, das bis heute weitgehend von Staaten und staatlichen Gebilden gekennzeichnet ist.

Theorie und Praxis der sogenannten „humanitären Intervention“ stehen daher am Beginn der Arbeit. Mit diesem Mittel versuchten die damaligen Großmächte des Europäischen Konzerts einen gewissen Schutz vor allem für die christliche Bevölkerung in dem mehr und mehr zusammenschrumpfenden territorialen Besitz der Türkei in Europa zu finden. Ein weiteres Kapitel der Studie stellt sodann die Bemühungen um Abschaffung von Sklaverei und Sklavenhandel seit dieser Zeit dar. In diesen Kapiteln wird viel Material geboten, das dem deutschen Leser zumeist unbekannt ist.

In einem weiteren, umfangreichen Kapitel über den Minderheitenschutz des Völkerbundes ist vor allem eine detaillierte vergleichende Darstellung zwischen den eigentlichen Schutzverträgen und der deutsch-polnischen Konvention über Oberschlesien vom 15. Mai 1922 interessant. Generell meint Mr. Ganji in diesem Zusammenhang, daß alle Versuche nach dem Ersten Weltkrieg, den einzelnen oder Gruppen von Menschen zu Völkerrechtssubjekten zu machen, vor allem von falschen theoretischen Voraussetzungen ausgingen. Im Gegensatz zu den meisten Studien über diese Fragen stellt er außerdem fest (S. 76), daß die Unterzeichnermächte zur Einhaltung dieser Verträge ohne Rücksicht auf die von ihnen oft bestrittene Loyalität der einzelnen Minderheit verpflichtet waren. Hier wünschte man sich im Interesse der Arbeit ein stärkeres Eingehen auf die tatsächliche Schutzpraxis des Völkerbundes, wie sie faktisch z. B. bereits 1931 in Truharts „Völkerbund und Minderheitenpetitionen“ vorgelegt wurde.

Ohne Kommentar gibt der Autor schließlich den Inhalt der berühmten Studie des Generalsekretärs der UN vom 7. April 1950 wieder, wonach die Mehrzahl der Schutzverträge nach dem Zweiten Weltkrieg (z. B. wegen der Vertreibung der Begünstigten) erloschen ist.

Seit Ende des Zweiten Weltkrieges, so schließt dieser Teil der Arbeit, seien Minderheitenprobleme im großen Rahmen des Schutzes der Menschenrechte überhaupt zu sehen (S. 82, 85). An dieser Stelle fehlt die Darstellung der ebenso vielschichtigen wie interessanten „Lösung“ des Minderheitenproblems der Republik Cypern, die genau das Gegenteil besagt.

Wegen seiner dargestellten These liegt der Schwerpunkt der Studie des indischen Wissenschaftlers in einer Gegenüberstellung von Bemühungen für die Zukunft und Berichten über die jüngste Vergangenheit: Die UN versuchen seit dem 10. 12. 1948 von der ebenso noblen wie rechtlich unbedeutenden „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“ zu einer Reihe von einklagbaren Konventionen zu kommen. Demgegenüber kann der Europarat berichten, welche praktischen Erfahrungen er mit seiner zwischenzeitlich bereits verschiedentlich ergänzten „Europäischen Konvention zum Schutze der Menschenrechte und Grundfreiheiten“ vom 4. 11. 1950 gemacht hat.

Es würde viel zu weit führen, das gesamte faktische Material z. B. über den Inhalt der geplanten UN-Konventionen, das Problem der Einklagbarkeit von internationalen Menschenrechten, die Frage des Selbstbestimmungsrechtes als ein eventuelles Menschenrecht auch nur auszugsweise zu würdigen. Es sollte gerade in Deutschland sehr ernst genommen werden.

Die Bundesrepublik ist zwar Partnerstaat der „Europäischen Konvention“; nur wenigen Fachleuten ist jedoch bekannt, daß wegen dieser Konvention z. B. in der Republik Österreich im Bereich des Strafprozesses wichtige gesetzliche Änderungen erfolgen mußten und erfolgten. In diesem Zusammenhang ist bezüglich der praktischen Bedeutung der Konvention noch darauf zu verweisen (Mr. Ganji kann es nicht erwähnen, da seine Arbeit früher abgeschlossen wurde), daß am 16. September 1963 vom Ministerrat des Europarates das 4. Protokoll verabschiedet und zur Ratifizierung durch die Mitgliedstaaten freigegeben wurde. Durch äußerlich ebenso schmale wie sachlich tiefgreifende Formulierungen wird das Gebot des Heimatrechtes durch das Verbot der Vertreibung in diesem Protokoll aus der Ebene wesentlich putativer Rechtsphilosophie in die Sphäre des positiven Völkerrechtes gehoben. Wer weiß das in der Bundesrepublik schon? Sie ist, wie bereits gesagt, Partner dieser Bestimmungen.

Noch mehr fehlt das Wissen über die rechtsetzende Tätigkeit der UN, bei denen die Bundesrepublik nur durch einen Beobachter im Botschafterrang vertreten sein kann. Die besondere Bedeutung von Mr. Ganjis Studie für den deutschen Leser liegt daher darin, daß diese weithin unbekannten Zusammenhänge verhältnismäßig klar ausgebreitet und diskutiert werden.

Der Autor meint zusammenfassend, daß vor allem durch das Institut der „individuellen Applikation“ (d. h., daß auch eine Einzelperson eine Beschwerde einbringen kann) die Europäische Konvention zu einem bedeutsamen Instrument im Bemühen um den Schutz der Menschenrechte wurde. Diese Möglichkeit sollte daher in keiner Konvention der UN fehlen. Dieser Schlussfolgerung ist nach Durchsicht des gesamten vom Autor zur Stützung seiner These angeführten Materials unbedingt beizutreten.

München

Fritz Peter Habel

NACHRUF

EMIL LEHMANN

Ein Volkserzieher im deutschen Außengrenzland

18. 11. 1880 — 22. 8. 1964

Schwerlich kann man einem Angehörigen der jüngeren oder jüngsten Generation in Kürze verständlich machen, wie das Leben und die Leistung eines solchen Menschen zu begreifen sei. Sicherlich bleibt hier, wie bei allen biographischen Bemühungen, der bekannte irrationale Rest, nur freilich noch mehr verdunkelt durch die schrecklichen Mißverständnisse unserer Tage, durch das Eindringen eines ungemäßen Denkens und durch die zeitpolitischen Verzerrungen. Einigermaßen Gerechtigkeit widerfahren lassen kann diesem vierundachtzigjährigen Leben nur jemand, der aufgeschlossen die Zeit- und Raumlage erforscht, aus der es sich erhoben hat. Es muß gesehen werden, daß Lehmann volle achtunddreißig Jahre noch im alten Österreich, achtzehn Jahre in der Ersten Tschechoslowakischen Republik und schließlich achtundzwanzig Jahre im engeren deutschen Binnenland, zuletzt, seit 1945, in einem politisch denaturierten, neuerlichen Zwangsstaat (in Dresden) zugebracht hat. Zweifellos fällt das Hauptgewicht seiner Lebensprägung in die erste Hälfte, jene fast vierzig deutsch-österreichischen Jahre, doch die größte Leistung — man könnte es ohne Übertreibung sein „Heldenzeitalter“ nennen — in die Jahre zwischen den beiden Weltkriegen, die Jahre des Kampfes um die Existenz der sudetendeutschen Volksgruppe; wohingegen alles was nachfolgte nur als ein Abgesang erscheint. Die Grundlage seiner Lebensleitlinie und seines erzieherischen Denkens formte sich schon vor der Jahrhundertwende, als ihm und seinen Freunden die verhängnisvolle Entfaltung des deutschen Gesamtschicksals immer klarer vor Augen trat: schon die Nachwirkung des Jahres 1763, in dem Schlesien endgültig ausgegliedert wurde, so daß das Deutschtum Böhmens und Mährens in die Minderheit geriet; dann das Jahr der „ersten deutschen Teilung“ (1866), welches man als das der unverständigsten Selbstschwächung bezeichnen kann, in dem das österreichische Deutschtum aus dem Reichsraum verdrängt und die Politik der habsburgischen Monarchie, unter den Augen des „zweiten“ Reiches, in eine immer mehr deutschfeindliche Richtung geriet — noch als Gymnasialschüler, im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts (!) erlebte Lehmann die Entfaltung der Übermacht der Slawen und Magyaren eigentlich schon als eine Art Endphase —; schließlich, als konsequentes Ergebnis, das Jahr 1918/19,

welches das nordösterreichische Deutschtum, das sich später „sudetendeutsch“ nannte, vollends in Unfreiheit warf. Das sind die Grunderlebnisse seiner Jugend und seines frühen Mannesalters, und aus ihnen erwuchs die Idee der „Schutzarbeit“ für das Volk, das schon damals aufs äußerste gefährdet erschien, Schutzarbeit, ein Begriff, der dem Binnendeutschen fremd war und blieb, den er eigentlich nie so recht verstand. Lehmann war ein Spätling des mißglückten Aufbruchs von 1848, war einer der letzten eigenwüchsigen, bodengewachsenen deutschen Demokraten, deren Reste eben in der Gegenwart aussterben. Da er schon längst vor 1918 die Gefahrenlage des gesamten südöstlichen Deutschtums erkannt hatte, mußte er nach diesem Jahr, dem der „zweiten“, wenn auch noch glimpflichen „deutschen Teilung“, ein Gegner des tschechischen Imperialismus werden. Da er die deutsche Politik sowohl im Reich wie im alten Österreich scheitern gesehen, wurde jetzt, nach 1918, die totale Auseinandersetzung mit dem tschechischen Gegner auf einer tieferen, wirksameren Ebene sein erstes und letztes Anliegen: auf der Ebene der Volkserziehung, der Tüchtigmachung einer verloren scheinenden Minderheit für den Kampf gegen den übermächtigen Gegner, der mit allen Mitteln einer angemessenen Staatsregierung und -Verwaltung, ungehindert von der europäischen Öffentlichkeit, aus einem Mehrvölker-Staat in möglichst kurzer Zeit einen einheitlichen Nationalstaat zu machen sich vorgenommen. Die Vertreibung der gesamten sudetendeutschen Volksgruppe im Jahre der „dritten deutschen Teilung“ (1945), dieses „Genozid-Verbrechen“, gebilligt auch von der christlich und human sich nennenden westlichen Welt, war schließlich nur eine Folge der Erkenntnis, daß man eine so erzogene, so heimattreue, so bodenverwurzelte Bevölkerung nicht anders überwältigen konnte als durch totale Vernichtung, durch Entzug ihres angestammten Lebensraumes. Und daß diese Bevölkerung überhaupt solange durchgehalten hatte, wem war es zu danken als Lehmann und seinen gleichgesinnten Mitarbeitern?

Die Zähigkeit, Widerstandskraft, Unbeugsamkeit und Unbeirrbarkeit brachte Lehmann als Ahnenerbe aus seiner obersächsischen Heimat mit, wo, nahe von Nollendorf, sein Ahnenhaus stand; kein reiches und blühendes Land, sondern karges Erzgebirge, das die Bewohner zu harter Arbeit zwang. Südwestlich davon, in Turn bei Teplitz, wo sein Vater sich als Baumeister niedergelassen, kam Lehmann am 18. November 1880 zur Welt. Dem Gymnasium folgten Universitätsstudien (Germanistik, klassische Philologie, Philosophie) in Prag, Heidelberg und Berlin. Sein Interesse zog ihn zunächst zu Hölderlin, über den er beachtliche Arbeiten, auch noch in späterer Zeit, vorlegte. Aber fast gleichzeitig wendete er sich der deutschen Volkskunde zu, welche damals im Aufblühen war. Nach einem kurzen Zwischenspiel in Graz, wo er seine Laufbahn als höherer Lehrer begann, versetzte ihn die Unterrichtsbehörde im Jahre 1908 nach Landskron, einem kleinen Städtchen im nordöstlichen Böhmen, das zu Anfang des Jahrhunderts kaum mehr als 7000 Einwohner zählte. In diesem Winkel des sogenannten „Schönhengst-Gaues“, der größten deutschen Volksinsel im alten Österreich — eben als Insel seit 1918

natürlich aufs Schwerste gefährdet —, empfing er stärkste Anregungen, hier entschied sich sein Schicksal; der *genius loci* bewirkte, daß er hier alles fand, was ihn sein Leben lang bewegte, einen „Heimatboden“ und ein „Heimatsvolk“, für die es sich mit ganzer Seele zu arbeiten lohnte. Wissenschaftliche Pläne stellte er zurück; die Not des Tages machte aus dem begabten Gymnasiallehrer einen Gemeindepolitiker, volkskundlichen Forscher, Erwachsenenbildner. Aus jenen Jahren berichtet er: „ . . . An den Grenzsteinen von Böhmen und Mähren fingen wir an. Wir überlegten, wie wir den geschlossenen deutschen Gau zu führen hätten, der seit alter Zeit in bedrohter Lage nach beiden Ländern sich hinüber und herüber erstreckt. Wie für die alte Waldmark, die deutsches Volk aus grüner Wurzel besiedelt und sich zur wohnlichen eigenen Heimat geschaffen hat, das Bildungsleben frei zu halten sei in dem neuen Staat¹.“

Heimat, Heimatarbeit, Heimatbildung: was bedeuten sie? Wie müssen sie in der neuen Lage seit 1918 gestaltet werden? Es ist genau dieselbe Frage, die ein paar Jahrzehnte früher die Tschechen in ihre Nationalhymne aufgenommen hatten: *Kde domov můj?* Wo ist meine Heimat? Was müssen wir für sie tun, wenn wir am Leben bleiben wollen. Und, in der Tat, in diesem Zeichen begannen sie ihren unerhörten Aufstieg gegen eine Welt von tatsächlichen oder eingebildeten Feinden. Und jetzt standen ihnen die Deutschen gegenüber, mit derselben Frage, derselben Parole, demselben Anliegen! Und nun sollte das alles Aufstand, Renitenz, Rebellion sein! — Heimat, meint Lehmann², ist nicht nur Wohnplatz, Erwerbsplatz, Dienort, Feriengenußplatz, Platz sich aufzuspielen (wie weit man es im Leben gebracht), Motiv für Malkünste, rückständiges Nest, für das man kein tieferes Gefühl aufbringt, dem keine Verpflichtung, keine Verantwortung mehr gilt; Heimat, von der sich der Gebildete abwendet, weil sie ihm fremd geworden ist. O, nein! Heimat ist eine Aufgabe; jeder hat die Pflicht, heimatkundig zu werden, damit er weiß, was zu tun sei; nicht an das große Ganze zuerst denken, das größere Vaterland, Europa, die Welt, sondern von Grund auf aufbauen. Auch in der Heimatbildung muß immer der erste Schritt vor dem zweiten getan werden; die volkliche Not haben wir zu sehen, die uns die Heimat doppelt und dreifach teuer macht. Auch wenn uns die Staatsführung aus den Händen gerungen wurde, die Selbstverwaltung der engeren und engsten Heimat kann niemand verhindern. Daher müssen Heimatkenner in unsere gemeindlichen Amts- und Verwaltungsstuben; hier können wir unseren „freien Staat“ bauen, durch heimatliche Kulturarbeit, durch Volkshochschulen, durch beratendes heimatliches Schrifttum, durch umfassende Heimaterziehung und Heimatbildung. Aus der kulturellen Heimatarbeit soll der „freie Volksbildungs- und Kulturgemeinden-Staat“ unseres Volksstammes erwachsen. „Wir finden den neuen Führerkreis geeignet in der neuen Idee der Heimatbildung.“ In der Tat, es war ein Programm, wenn man es auf die Dauer nur nicht zu

¹ Lehmann, Emil: *Heimatkundliche Volkserziehung*. 1920, S. 5.

² Ebenda 85 ff.

eng provinziell, zu kirchturmspolitisch, zu partikular und wohnkammergebunden, zu eigensüchtig auffaßte, wenn man es später übertrug auf die weit- ausgedehnten Wohngebiete der ganzen Volksgruppe³.

Lehmann stand vielleicht ursprünglich vor solcher Gefahr. Ein gütiges Geschick bewahrte ihn davor, daß sich „im engen Kreis“ sein „Sinn verengerte“. Unabsichtlich sorgte die mißgünstige tschechische Unterrichtsverwaltung in Prag dafür, welcher der unbegreiflich rührige Mann an seinem Platz unheimlich geworden war; sie versetzte ihn 1922 unversehends ein paar hundert Kilometer westwärts nach Aussig und 1923 nach Teplitz, in der Hoffnung, das Landskroner Heimatwerk zu stören oder gar zu zerstören. Lehmann klagte in den späteren zwanziger Jahren über dieses Mißgeschick; aber es wurde ein Vorteil daraus. Der Heimatgedanke vertiefte sich, er ging auf in einem weiteren noch größeren Volksbildungsdenken. Als die Nadelstiche der Behörde zunahmen, ließ er sich im Jahre 1928 vorzeitig in den Ruhestand versetzen, um sich ganz frei der Organisationsarbeit zu widmen. Er verlegte seinen Wohnsitz nach Reichenberg in Nordböhmen, wo sich eine Gruppe gleichgesinnter Freunde um ihn scharte. So wurde die Zeit zwischen 1925 und 1936 nicht zum Abstieg sondern eher zum Ansatz einer Erfüllung. Jetzt kamen die großen Würfe. Unentwegt ausgebaut wurde die schon 1919 begründete Zeitschrift „Heimatbildung“ mit einer ganzen Folge angeschlossener Schriftenreihen; unentwegt fuhr der äußerlich keineswegs besonders kraftvoll wirkende Mann — zum Jahrhundert Anfang hatte ihn aus irgendwelchen Gründen ein Militärarzt für wehruntauglich befunden! — im ganzen sudetendeutschen Raum umher, zahllose Versammlungen und Tagungen beratend und leitend, in Volkshochschulen lehrend, für seine Ideen werbend⁴. Das Ergebnis war die Gründung der „Gesellschaft für deutsche Volksbildung im tschechoslowakischen Staat“ (1925), in der es ihm gelang, die meisten der größeren Volksverbände zur Volksbildungsarbeit zusammenzufassen, und die dem Programm nach eine Volksbildung vertreten sollte, „die der Lebens- erhaltung und Deutscherhaltung unseres Stammes dient . . .“. Ein weiteres Ergebnis war das heute noch imponierende „Handbuch der sudetendeutschen Volksbildung“ (1931), in dem Lehmann als Herausgeber eine kulturpolitische Gesamtschau der Volksgruppe von seltener Vollständigkeit schuf, die erst zeigte, wie groß die Vielfalt und wie stark die Organisationskraft dieser dreieinhalb Millionen Sudetendeutscher war. Und die vielleicht bedeutsamste und wohl letzte Leistung, Erfüllung eines langjährigen Lieblingswunsches, die Erwerbung des „Jugendheimes“ der Reichenberger Textilfirma Liebig und

³ Hauptwerk: *Heimat und Bildung. Grundlegung der Begriffe und Untersuchung über Heimatarbeit und Bildungspflege*. Reichenberg 1925.

⁴ Die schriftstellerische Tätigkeit Lehmanns ist erstaunlich, sowohl nach Umfang wie nach Vielfalt der Themen. Eine Zusammenstellung aus dem Jahre 1940 vermerkt 14 Nrn. zur Volkskunde, 11 Nrn. zur Heimat- und Landeskunde, 9 Nrn. zur Heimatbildung und Volkserziehung, 5 Nrn. zur Schutzarbeit und Politik, 9 Nrn. zur Schrifttumsgeschichte (meist über Hölderlin), 3 Lehrbücher bzw. Mitarbeit an solchen, 29 Schriften oder Zeitschriften als Herausgeber, 7 eigene Dichtungen, darunter die köstlichen Schilderungen seiner Jugendzeit in Versen.

seine Umwandlung in ein Volksbildungshaus, das „Goetheheim“ (1932), in dem Lehmann fortan mit seinen Mitarbeitern residierte und außer der Organisationsarbeit eine ganze Reihe praktischer volksbildnerischer Veranstaltungen durchführte. Für die Volkshochschulen Nordböhmens hätte das Haus ein großartiger Stützpunkt werden können. —

Lehmans Bedeutung als Volkskundler⁵, seiner zweiten großen Lebensleistung, kann hier nur erwähnt werden. Doch muß man beachten, daß ihm die Volkskunde niemals nur von ihrem wissenschaftlichen Auftrag her als selbstgenügsame Disziplin erschien. Ausgang und Zielsetzung seiner Unternehmungen waren stets das gesamte Wesen des landschaftlichen Schlages bzw. der das Volksgut tragenden Gemeinschaft, und vor allem die Verwertbarkeit der Ergebnisse für die Volksbildung und Volksgestaltung. Ihm lag vor allem am Herzen die Wendung von den — volkskundlichen — Sachen zum Menschen in seinen Gemeinschaften, von den Gemeinschaften zur Vergemeinschaftung schlechthin. In all den zahllosen Volkstumsbeständen nach diesen Kräften der Vergemeinschaftung zu suchen, auf der erst die Erhaltung des Volkes ruht, das schien ihm eine Neufassung der volkskundlichen Arbeit. So sah er dann das Sudetendeutschtum sowohl vom Standpunkt der Volkskunde, wie, ganz eng damit verbunden, vom Standpunkt der Volksbildung. Volkskunde und Volksbildung hängen wie ein Geschwisterpaar für ihn zusammen. In einem programmatischen Aufsatz⁶ überschaut er diese sowohl wissenschaftlich nötige wie erziehungspraktische Arbeit: auszugehen sei erstens von den natürlichen äußeren Lebensbedingungen, zweitens von dem sudetendeutschen Stammeserbe, drittens von den wichtigsten gesellschaftlichen Lebenskreisen, viertens von den Hauptgebieten der volklichen Lebensentfaltung, fünftens von der Organisation der Volksgruppe und endlich von der „Volksbildungsführung“: „Wir brauchen den Volksbildner, der der neuen Volksbildung entspricht, den Volksgestaltenden, den Bildner zum Deutschtum, den Lebensgestalter . . .“. —

Aber die Götter sind nicht selten unbegreiflich grausam und mitleidvoll zugleich. Lehmann sollte nicht bis zum „Ende aller Dinge“ (der Vernichtung der Volksgruppe 1945) in der Heimat wirksam bleiben. Die Zuspitzung der politischen Lage in den späteren dreißiger Jahren verwickelte ihn in einen Hochverratsprozeß (1936); dem ihm von den Tschechen angedrohten schweren Kerker konnte er sich nur durch die Flucht ins Deutsche Reich entziehen. Hier schien es, als ob er in Dresden, wo er seinen Wohnsitz nahm, eine neue Wirkungsstätte als Professor an der Hochschule für Lehrerbildung und an der technischen Hochschule gefunden habe. Im Grunde genommen doch entwurzelt, brauchte er einige Jahre, um sich in der neuen Umgebung einzuleben und einzuarbeiten. Aber die alte, aus dem Innersten sprühende

⁵ Hauptwerke: Sudetendeutsche Volkskunde. Leipzig 1926; Der Sudetendeutsche. Eine Gesamtbetrachtung. 1925.

⁶ In: Zum Gesamtziel der sudetendeutschen Volksbildung. Ergebnisse einer dreitägigen Arbeitsgemeinschaft in Reichenberg 1927. Sonderheft der Heimatbildung, 1927, S. 23 ff.

Tätigkeit konnte er hier nicht mehr entfalten. Er kam sich, wie er mir einmal gestand, in der Großstadt fremd und verlassen vor. Dazu kam, daß die neuen deutschen Machthaber ihn — bemerkenswerterweise — nicht besonders schätzten. Sie wußten, daß er im Grunde ein Demokrat geblieben war, mit einem glühenden Freiheitsbewußtsein, einem unbändigen Selbständigkeitsdrang. Ein alter Mann dieser Art war nicht der willfähige Lehrerbildner, wie man ihn nunmehr zur Ausbildung ebenso willfähiger Lehrer zu gebrauchen dachte. Und so ermöglichte man ihm auch nicht eine ehrenvolle Rückkehr in die 1938 befreite Heimat und gab ihm — fast möchte man sagen, glücklicherweise — nicht die ihm sicher gebührende führende Stellung in der Verwaltung der Kulturangelegenheiten des Sudetengaus. Er selber wäre wahrscheinlich nur zu bald mit den diktatorischen Gelüsten der neuen Herren in Widerstreit geraten. Und endlich: Die Vernichtung der Volksgruppe nach 1945, für die er sein Leben eingesetzt und für die er in fast übermenschlicher Arbeit gewirkt, muß ihn furchtbar getroffen haben. Wir haben ihn seither nicht mehr gesehen, haben mit ihm nur noch selten Briefe gewechselt. Nun liegt er dort begraben, wo „die allerneuesten sich erdreisten“ mit fremder Hilfe einen separatistischen Staat zu erzwingen. Aber er liegt nicht weit nördlich des Raumes, von dem das Leben seiner Vorfahren und sein eigenes ausgegangen ist: dem herben Kamm des sächsisch-böhmischen Erzgebirges.

Wir Überlebenden blicken zurück. Welch ein Wechsel von Höhen und Tiefen, Welch eine Symphonie von selbstloser Arbeitsamkeit, tiefer freudiger Dienstbarkeit, qualvoller Unruhe und brennender Sorge. Und Welch ein Ausklang!

Doch es bleibt noch ein letztes Wort, das ich mich nicht scheue auszusprechen. Vielleicht wird ein jüngerer Leser zweifelnd fragen: also war er doch ein „völkischer Nationalist“? Das ist in der Tat die Frage, die uns heute nur zu oft gestellt wird. Mit dem Bewußtsein des tieferen Wissens und mit Erbitterung möchte ich eine solche diffamierende, ja geradezu unsinnige Einordnung und zugleich Abwertung Lehmanns zurückweisen. Welch ein Unverständnis, Welch miserable deutsche Geschichtsauffassung spricht aus solchem Wort! Man muß dagegen sagen: ein volksbewußter Mensch, noch besser, ein Demokrat, ein Mensch, der sich zeitlebens gegen die besitzbürgerliche, materialistische Selbstsucht auch weiterer, sogenannt nationaler Kreise in seiner Heimat und anderwärts aufgelehnt, der sich auf die Seite des ganzen breiten Volkes gestellt hat mit scharfem Blick für die sozialen Mißstände, der Volksherrschaft wollte und gewiß nicht jene Diktatur von oben her, welche seit 1938 im Sudetengau gewachsene Volksordnungen ignorieren, ja aufheben zu müssen glaubte; ein Mensch, der vorher dem tschechischen Zwangsstaat den Krieg erklärt hatte und später erleben mußte, daß die „Befreier“ dies alles kaum gelten ließen und den mühevollen Aufbau von Jahrzehnten mit ein paar Federstrichen zur Bedeutungslosigkeit verdammen; ein Mensch, der unendliche Plage auf sich genommen hat, um die Heimat und ihr Grenzlandvolk vor dem erbarmungslosen Würgegriff des Geg-

ners bewahren zu helfen; ein Mensch, der seine Heimat liebte und am Ende in den Winkel gestellt wurde, auch von den eigenen Leuten; ein Mensch, der schließlich am Ende seiner Tage zweifeln mußte, ob die einmalig schrecklichen, unerhört brutalen Geschehnisse in diesem Ostraum den Schluß auf einen Sinn in der Geschichte zuließen . . . Aber ein Mensch mit einem gläubigen Herzen, das in jedem Wort seines erzieherischen Lehrwerkes offenbar wurde: das war Emil Lehmann, ein deutscher Volkserzieher.

Lüneburg

Rudolf Lochner

SUMMARIES

CENTRAL EUROPE AS A GEOGRAPHICAL AND HISTORICAL PROBLEM

Egon Lendl

After an introductory discussion of the classification of the continents and of the viewpoints applied therein, the study deals with the attempts to make a geographical classification of Europe. These attempts were greatly dependent on the particular political situations prevailing within the European area. Already at an early date, the Holy Roman Empire represented a unit embracing the central part of Europe. It then excluded, however, areas which were later clearly considered to be part of Central Europe, such as, for example, the Vistula region and the Carpathian basin. From the 16th century on, political changes took place which contributed to the acquisition by the above-named areas of closer ties with the Central European area.

In scientific terminology, the concept of „Central Europe“ is a relatively new one. The attempts made by German-speaking geographers to delimit Central Europe led to greatly differing results. Striking is, above all, the difference between geographers from the inland German and the German border areas. Among the first-named group, the Central Europe concept is understood much more narrowly than among the border Germans, who in almost all cases included the Vistula region and the Carpathian basin as part of Central Europe. Where individual works are concerned, special importance is to be attached to Hugo Hassinger's „The Geographical Nature of Central Europe“ in shaping the concept of Central Europe.

In the period after the First World War, the definition of the concept of Central Europe continued to remain a topical problem. In the process it was necessary to come to grips with the overlapping concept of Southeastern Europe. A separate section is devoted to the more recent developments, during and after the Second World War. The question now arises whether in a period where large parts of Central Europe are under the political influence of the Soviet Union, it is still possible to speak of a homogeneous Central Europe. In conclusion, attention is called to the differing position of the Bohemian lands within Central Europe before and after the Second World War.

A CONTRIBUTION TO THE PREHISTORY AND PROTOHISTORY OF THE KARLSBAD REGION

Wilfried Brosche

The springs of Karlsbad were probably known already in prehistoric times. The legend that the springs were discovered by Emperor Charles IV is presumably an adaptation of the legend of the foundation of Teplitz. On the other hand, the special attention which this emperor paid to these warm springs — known already before his visit there — can be demonstrated historically.

In the prehistoric era the country between the Horner Berg and Buchberg, between Aberg and Hutberg, was already covered by a network of important roads, which can still be traced today. An important military road traversed the Eger valley. All of the defended points of this region were oriented on this old „high road“. It was protected and controlled not only by the ramparts of Taschwitz, which have been examined in detail, but also by those of the vanished village of „Thiergarten“ near the present-day „St. Leonhard“ and the fortifications on the „Buchberg“ and the „Ewiges Leben“, both of which the author has surveyed for the first time. The „Thiergarten“ ramparts on the mountain north of the springs have yet to be examined by means of excavations, and the question of their periodization is therefore still open.

In addition to the evidence known before 1945, the finds of the intensive Czech research of the last few years at Taschwitz, Dallwitz, Schankau, Weheditz and Zettlitz have pointed to the main areas of prehistoric settlement in the Karlsbad basin. Under the castle of Engelhausen, neolithic remains were uncovered; mesolithic traces have been discovered since the war to the north and the south of the Eger and on the northern slopes of the Aberg. The Czech investigations have thus far been dominated mainly by the concept of the „sedličaner“ tribe, which linguistic studies have associated especially with the territory north of the Eger. More recent Czech Hallstatt and La Tène finds on both sides of the Eger, however, also furnish a strong indication of Celtic settlement in the area.

Šimek attempts to show that the Taschwitz ramparts were exclusively Slavic, even though the excavations of 1938 clearly brought Germanic finds to light. The old area of Slav settlement in this region was evidently centered in the poorly wooded districts north of the Eger sloping down to the foot of the Erzgebirge. Only the saga of the „Drahomira“ castle south of the Eger indicates that an earlier area of Slavic settlement also existed in this region. Whether this castle was located on the site of the Drahowitz farm (Meierhof) has not yet been established. Šimek conjectures that the Gau castle of the „sedličané“ was located south of Zettlitz, approximately between the site of the present town and the heights beneath which the main railway station of Karlsbad is situated. Open working has now completely eradicated the old face of this terrain. Šimek rejects the speculation, raised in pre-war German publications, that the „Wasserburg“ west of the Premlowitz farm could have

been the Slavic Gau castle. But the „Hausberg“ which he regards as the Gau castle is probably not to be appraised any differently than the one near the Dallwitz farm. Near each of these tower hills were also located large farmsteads. The fact that they were situated on old roads makes it appear likely that they were positions designed to secure the roads, each being assigned a supply base. Presumably these fortifications go back to Charlemagne, who after his military campaign against the Slavs in 805, which probably took place on the „Frankensteig“, had every reason to secure the militarily most important points on this important gateway for incursions into Bohemia. The reconstruction of the original roads shows that all the river crossings were so situated as to facilitate their protection, and that well-distributed „Hutberge“ were available to enable a larger area to be surveyed.

EGER, NÜRNBERG AND PRAGUE

Heribert Sturm

The starting point for the relations between Nürnberg and Eger, which in a later phase extended to include Prague, was the fact that both were originally part of the northern *gau* of Bavaria. Documentary mention of Nürnberg and Eger first appears at about the same time (1050 and 1061 respectively). While the castle of Nürnberg had already under the Salians become an important center of the royal dominion, the castle of Eger was until the mid-12th century the administrative and military center of the newly settled „regio Egere“ of the northern *gau* (first mentioned in 1135). With the development of the areas around Nürnberg, Eger and Altenburg in Thüringen to imperial lands, there emerged a regional concentration of the power of the Hohenstaufen imperium which had considerable general political importance, not only as a connecting link in the Hohenstaufen royal domain, but also as a wedge dividing the Guelphic north-south axis, and due to the key position of Egerland with respect to Bohemia.

Within the framework of the organizational development of the imperial lands, the burgher communes around the imperial castles of Nürnberg (1183: „papatium“) and Eger (1183: „castrum imperatoris“) acquired the legal status of towns at nearly the same time. This phase ended in each case with the „universitas civium“ as a legal person entitled to bear a seal: in Nürnberg the first documentary reference to this dates from 1245; in Eger 1242. Corresponding to the consolidation of the two towns, whose economies were based primarily on trade, was the development of their own municipal law. In this process, Nürnberg was already at an early stage an influential center in shaping the municipal law of other towns. From the very beginning, Eger was also part of this sphere of influence of Nürnberg municipal law. After the Interregnum, when both towns came close to being forced into a status of dependency on the ruling prince — Nürnberg on the Duchy of Bavaria (as part of the inheritance of Conradin); Eger on Bohemia (through King Přemysl

Ottokar II, who was installed as regent of the imperial dominions) — each rose to become free imperial towns, as a result of the revindication policy of King Rudolph of Habsburg.

Even before the mid-13th century, the relations with Prague, which had been initiated by merchants, became still closer. Not only did the merchants' colony in Prague, the „vicus theutonicorum“, adopt the Nürnberg municipal law in 1234, but the latter spread, as the municipal law of the Old Town of Prague, throughout western and southern Bohemia. A further consolidation appears to have taken place at the beginning of the Luxemburg regency in Bohemia, through merchants from Eger who had settled in the Prague Old Town and risen to leading positions in the municipal government. Likewise under the first two Luxemburg kings, the municipal law of Eger spread into the adjacent areas of northwestern Bohemia, favoured in part by the circumstance that in 1322 the imperial town of Eger, together with its territory, which had in the meantime been considerably reduced vis-à-vis the Hohenstaufen imperial land, accepted the suzerainty of the Bohemian King Johann in exchange for certain privileges. The enactment of the imperial suzerainty, with the guarantee of territorial integrity and juridical independence with respect to the Kingdom of Bohemia which it involved, also led to a reorientation vis-à-vis Bohemia, with which it was now tied by a vassal-suzerain relationship. The result was that Eger grew into the role of a mediator. At the same time the vassal land had the function, as part of the Luxemburgs' territorial policy, of being a base and point of departure for the extension of a land-bridge stretching through the territory — called „Neuböhmen“ — of the Upper Palatinate along the convoy roads from Eger to Nürnberg and Frankfurt, and into the Rhineland. There were numerous mutual exchanges between Prague — now not only the capital of the Kingdom of Bohemia, but also the residence of the Emperor — and particularly Nürnberg, stressed by Emperor Charles IV as one of the declared focal points of the Empire. Eger found itself between the political power groups, but was nevertheless at first able to maintain its special position and to further improve its economic position as a base for long-distance trade. The crisis of the Empire after this „golden age“ of Charles IV, however, and the political changes which began already under his successors caused the three towns to drift apart. The increasing political and economic importance of the imperial city of Nürnberg became even more marked in the 15th century, preparing the way for its pinnacle in the 16th century. Eger, which first began to be hard pressed by the emerging power of the Estates at the end of the 15th century, increasingly lost the independence which it defended so stubbornly. In the case of Prague, which, however, again became the residence of the Emperors under the Habsburgs, the political, economic and cultural potential shifted more and more toward the Danube area.

DEVOTIO MODERNA IN BOHEMIA

Johanna Schreiber

„Devotio moderna“ refers generally to a lay religious movement which originated in the Netherlands in the late 14th century and whose founder is considered to have been Geert Groote (1340—1384). The research on the movement within this narrowly defined geographical area has been most fruitful, but the devotio moderna must also be viewed in a larger European context.

Eduard Winter has called particular attention to a similar phenomenon in Bohemia, especially in the age of Charles IV — i. e. prior to the emergence of the Dutch devotio moderna — which appears to have anticipated essential features of the Dutch movement and is to be seen in conjunction with early Bohemian humanism.

The bearers of this Bohemian reform movement — the Bohemian devotionists — were, in the first place, the first Archbishop of Prague, Ernst von Pardubice (died in 1364) and Konrad Waldhauser (died in 1369), a member of the order of Austin canons who preached in Prague: both received their education in Italy. A central figure, finally, was Milič von Kremsier (c. 1325—1374), whose personality, life and achievement bore a close resemblance to those of Geert Groote. Both were successful churchmen who experienced a profound inner emotional convulsion which led them to an ascetic life of preaching and the imitation of Christ. Their unrelenting severity toward both themselves and others made them the enemies of the mendicant friar orders, and neither was equal to this opposition. Still they managed to rally supporters and were forced to offer their converts — especially the women — the opportunity to practice the ideal of a life of apostolic poverty. Both thus became the founders of groups in which these people lived in common, without any statutes of an order or other prescriptions — Milič's „Jerusalem“, in the houses of the former prostitute quarter of Prague, and Groote's „Zusters van het Gemeene Leven“, in his parents' home in Deventer. Two personal documents of Milič which have been handed down attest to his attitude, spirit, motives and views: the *Libellus de Antichristo* and a letter to Pope Urban V (1368). But while Milič's work did not endure long beyond his death, more favourable external circumstances enabled Groote's pupils to develop and expand the organization, thus permitting it to become the so-called devotio moderna.

To the extent that it can be comprehended philologically, the devotio concept was applied in practically the same fashion by the Bohemian devotionists — as manifested in the „Malogranatum“ — and by the Dutch — Groote's applied mysticism and the writings of Gerard Zerbolt van Zutphen. Common to both was an orientation toward the early Church and the promotion of the lay apostolate. A restaurative spirit directed against what was recognized as the evil legacy of the past was at least a contributory factor in the origin of the twin concept of devotio moderna: it was characteristic of both the

Bohemian and Dutch movements. The first evidence of this concept appeared in the Netherlands c. 1420.

The sources show that the reform movement in Bohemia and, in its initial period, in the Netherlands had similar, if not identical features. In the Netherlands it lived on, while in Bohemia it was extinguished soon after Milič's death, the surviving radical impulses being absorbed in the new movement of Hussitism. Thus there were indeed the rudiments of a *devotio moderna* in Bohemia, even though they could not develop fully. In any case, it seems clear that this phenomenon should not be viewed only in the form which appeared in the Netherlands.

THE REFORMATION IN BOHEMIA AND LATE HUSSITISM

Kurt Oberdorffer

Deals with the period from 1471, the year in which George of Poděbrad and Archbishop Johann von Rokitzan died, to 1547, when the Protestant Union was defeated in the Schmalkaldic War. The resistance offered by the Estates to the growing economic power of the royal towns and to the two Jagiellonian kings Vladislaus and Louis was uneven. The uprising of 1484 and the Diets from 1485 to 1500 clearly revealed the groupings among the Utraquists and their varying attitude toward the Catholic section of the Estate of lords and toward the royal towns in the Catholic camp, most of which had a German majority in their *Rat*. A strong shift in power took place after the death of King Matthias Corvinus in 1490, when Moravia, Silesia, as well as Upper and Lower Lusatia reverted to Vladislaus, who was elected King of Hungary. With the increasing importance of its mining, the special position of Egerland and the district (*Kreis*) of Elbogen were consolidated both juridically and nationally. The tensions within Bohemia described in the letters of the humanist Bohuslaus von Hassenstein, especially from 1493 on, are confirmed in the reminiscences of the monk Johannes Butzbach of the years he had spent as a scholar in Bohemia (1488—1494). The documents give further examples of cases where both nations and confessions were living together in a number of towns of northwestern Bohemia (Brüx, Aussig).

Already after Martin Luther's disputation with Dr. Eck in the year 1519, the first lasting links were established between Lutheranism and the Utraquists of Prague. The antagonisms between the Neo-Utraquists, who joined spiritual forces with Luther, and the groups that were willing to establish ties with the Catholic consistorium finally led to the overthrow of the *Rat* in the Old Town of Prague. The new pastor at the Thein Church, Gallus Cahera, went over from the Lutheran side to the Old Utraquists. However, Luther's teachings continued to reach Prague through numerous broadsheets and translations.

From 1517 on, the Bohemian Brethren under Senior Lukas maintained guarded ties with Luther. Michael Weisse from Neisse and Johann Horn (Cornu) from Taus repeatedly travelled to Wittenberg. Weisse became a preacher in the „Deutsche Gemeinde“ of the Unity of Brethren in Landskron, translated and composed songs for a German hymn-book (1531). The latter was, however, re-edited after his death by Horn, because it contained numerous ideas of Zwingli, deviating from Luther's doctrine.

Only from 1548 on did the Bohemian Brethren begin clearly to move away from Luther. The connections with the German Anabaptist groups which had gathered in Nikolsburg were also soon broken off. The „Huter“ and „Habaner“ managed to hold their own only in southern Moravia in this first phase of the Reformation.

Departing from the dominions of the Counts Schlick, the reformists of Wittenberg acquired a base that steadily expanded eastward, via the German towns and dominions in northwestern and northern Bohemia. The mining towns were important centers of early Lutheran communities. The grammar school in St. Joachimsthal, from 1532 on under the rector Johannes Mathe-sius, became a stronghold of Lutheranism as well as humanism. Luther's letters to the Counts Schlick in the years immediately after 1519 demonstrated the effort to build bridges into Bohemia. On the other hand, the lay piety in the old burgher families of the royal towns gained ground as reform Catholicism. It was reflected in the prayer brethren, vesper pictures, and Ecce Homo sculptures of these years, and above all in the late Gothic hall churches built by the burghers.

When Lutheran preachers and Luther himself turned to Hus, many of the national reservations of the Neo-Utraquists were removed. The currents of humanism which emanated from the „Basler Sodalität“ and the Viennese „sodalitas Danubiana“ produced cleavages within the educated Czech strata and led to a kind of national humanism among the aristocracy. Toward the end of the era under consideration, the German humanists, under the influence of Erasmus of Rotterdam and the Bishopric of Olmütz, distanced themselves from Luther. Melancthon, however, gained influence in Bohemia, through Mathesius and Prague circles.

THE INTELLECTUAL RELATIONS BETWEEN BOHEMIA AND SAXONY AT THE TIME OF THE REFORMATION.

PART I: CLERGYMEN AND TEACHERS IN THE 16TH CENTURY

Siegfried Sieber

Up until the recent past, there were always lively intellectual ties between Saxony and Bohemia. The trade between the two lands, the extension of settlement into northwestern and northern Bohemia in the Middle Ages, and the founding of Bohemian mining towns led to close contacts between

Saxony and Bohemia, which never even broke off completely at the time of the Hussite Wars. But at no time were the intellectual contacts between the two lands as close and lively as during the Reformation. The attraction which the universities of Wittenberg, Leipzig and Jena exerted on the German Bohemian students, and the opportunities for advancement which clerical and teaching positions in Bohemia offered Saxon pastors and schoolmasters intensified the personal and intellectual ties in this period. If one considers the significant cultural and educational position of the parsons and teachers of the time, one can appreciate the tremendous impact of this exchange of pastors and teachers, which frequently even reached down to smaller communities. That this exchange was, however, limited mainly to Bohemian areas with a German population, can be seen from the fact that the persons who came from Saxony or had been trained there preached in German.

This study attempts, on the basis of short biographical data, to elucidate the intensity and focal points of the intellectual exchange between the two lands, without pretending to a completeness which would go beyond the scope of a yearbook contribution. Part I is, moreover, limited to the bearers of cultural life who were active in the 16th century. The close mutual intellectual relations between Saxony and Bohemia were decisively constricted by the expulsion of the Lutheran clergy from 1620 onwards, which will be dealt with in Part II.

THE MINING TOWN OF PLATTEN. EXTERNAL RELATIONS AND MARRIAGE PATTERNS

Horst Pohl

This study attempts to show both the outside influences on the parish of Platten (district of Neudek) and those radiated by the latter on its surrounding area. The author deals with questions of the geographical situation, transport, economy (mining), settlement, dialect, and especially the origin of matrimonial partners. Six periods of 25 years each are compared by means of maps showing area of origin.

Platten was founded as a Saxon mining town in 1532, and as its dialect reveals, was settled from Saxony. In the initial period of its existence, it had wide-ranging trade connections, and its tin-mining attracted miners from distant places. Thus the first map of origin does not show the normal central concentration, but rather a great dispersion with focal points on the periphery. From St. Joachimsthal, where mining had gone into a decline, came not only migrants, but also the ideas of the Reformation.

In 1556, Platten became part of Bohemia, and its economy was henceforth oriented toward the Bohemian area, and especially Egerland. At first the matrimonial partners continued to come from Saxony (Map No. 2). The unfavourable climatic and geographical situation worked to hinder the development of substitute industries when mining began to decline.

To escape the Counter-Reformation, most of Platten's inhabitants moved to Saxon territory, founding Johanngeorgenstadt there in 1654. Those who remained in Platten continued to maintain ties with their relatives in Johanngeorgenstadt. But as a result of the confessional frontier, the area of origin of the married couples increasingly shifted from Saxony to Bohemia (Map No. 3).

Although mining in Platten prospered once more in the 18th century, the map of origin for this period (Map No. 4) shows a central concentration, with a decrease in number coupled with growing distances. In other words, while Platten's reputation in the 16th century had attracted people from more remote places, it appears to have been an unknown town in the 18th century, enjoying mutual ties only with its immediate neighbourhood.

With industrialization (Map No. 5), Platten won contacts throughout the world, but compared with other industrial towns, its economic strength remained modest. Although the coming of the railroad brought Platten closer to Neudek, there was no corresponding increase in the number of matrimonial partners coming from Egerland. Marriages with persons from places in the vicinity of Platten where an Erzgebirge dialect was spoken continued to dominate the picture (Map No. 6). If one adds to this factor the large percentage of purely local marriages, it is clear why the Erzgebirge character of the town could be preserved and there was no absorption into a developing larger Sudeten German-wide area of origin. However, the impact of radio, films and tourism in the thirties furthered the latter process, blurring local peculiarities. Although the frontier acquired its sharpest expression in the interwar period, the influence of Saxony again became stronger, the number of Saxon matrimonial partners, which up to then had been steadily falling, once again increasing.

THE ORIGINS AND EXPANSION OF THE BOHEMIAN MANUFACTORIES UP TO THE BEGINNING OF THE 19TH CENTURY (1820)

Gustav Otruba

This study is a supplement to the documentary publication „The Oldest Bohemian Statistics on Industry and Trades“, which appeared in *Bohemia-Jahrbuch*, Vol. 5. Going beyond the evaluation of the statistics presented there, the present study gives an outline of the development of the Bohemian manufactories — arranged by branches — from their beginnings and artisan antecedents up to the year 1820.

The statistical data of the manufactory tables already clearly show how the industrialization of Bohemia took place in the second half of the 18th century out of largely modest rudiments. In this manufactory era in Bohemia, the focal points were to be found in the widely spread domestic system of the linen and wool manufactories, as well as in the glass, paper-making

and chemical industries, while the cotton and silk industries, and the iron and metalworking enterprises still lagged behind. Toward the end of the 18th century, an increasing number of factories were built thanks to the entrepreneurial spirit of noble and spiritual manorial lords. The great economic power of the domains of the Bohemian landed nobility, the labour potential of their subjects — above all the women and children — was completely exhausted for this purpose, with the feudal obligations of the subjects frequently supplying a convenient legal lever. To the same degree that these obligations were abolished, however, the domestic system of the large domains began to disintegrate.

In the first two decades of the 19th century, the transition took place from the manufactory to the factory age. This sweeping transformation was evident, for example, in the fact that homespun work done by hand was supplanted by spinning mills, while, on the other hand, production was concentrated in a small number of larger enterprises, with the number of factories ceasing to grow. The bourgeois merchant increasingly appeared on the scene alongside the noble manorial lords, but he was ennobled for his services. The previously neglected cotton industry overtook wool and linen, both of which encountered marketing difficulties. The transformation was also expressed in a great upswing of the iron and metalware industry. The food industry, especially sugar beet production, achieved great importance.

PROBLEMS OF BOHEMIAN HISTORY BETWEEN 1848 AND 1914

Friedrich Prinz

Bohemian history can only be the history of both peoples living in this area. Up to now the two historiographies — the Czech and the Sudeten German — have tended far too much to view and depict the history of the other people as a purely negative factor, as an influence acting to disturb the unfolding of one's own history.

The nationalities' struggle of the 19th century in the Bohemian lands was part of a political-intellectual wave in Europe which moved in a west-east direction; a process by which the peoples who were taking shape as a result of a gradual fundamental democratization established an intellectual and political demarcation between themselves and other peoples, postulated their own intrinsic value and individuality, and deduced specific state-political demands therefrom. At the same time, nationalism was a means of self-assertion for peoples with a less-developed civilization vis-à-vis the political, economic and cultural pressure of the fully developed nations. Bourgeois nationalism assumed such extreme forms in Bohemia because a German industrial bourgeoisie was confronted there by a Czech bourgeoisie whose foundation was not industry, but the large-scale production of food products (beer, sugar, flour). Thus there were no economic interests shared in common

by the two which could have checked the national struggle. On the contrary, economic antagonisms fired national ones; the separation of Czechs and Germans which emerged ever more strongly in the course of the 19th century was the result, not the prerequisite of the national struggle, as the bourgeois protagonists of this struggle claimed. F. Palacký's achievement on behalf of a national ideology consisted mainly in the fact that he imparted to the successful, rising bourgeois strata which lacked any sense of history, the individual historical awareness of the Bohemian aristocracy, collectivized it, and provided it with the features of a compact linguistic nation. Nationalism thus originated as the historically motivated form of a bourgeois self-awareness.

With the development of the modern industrial society, the antagonism intensified between the Czech bourgeois-national movement and the liberal German and international large-scale capital that was concentrated in Vienna, and the Czechs sought to protect themselves against the latter by developing their own, national Czech economy. The labor movement began in the peripheral German industrialized areas, which meant that it was initially led by Germans, also being furthered in its national aspirations. This situation changed when large industries grew up in the Czech parts of the land, above all in Prague, and with them, a workers' party with a Czech leadership. The national antagonisms within the labour movement also became more significant in the process. The originally uniform socialist party was federated, and the trade-unions likewise split along national lines. Especially severe was the struggle for a national structuring of the originally supranational „Utraquist“ Social Democratic Party organization of Moravia. With the improvement of the workers' living conditions, a stabilization of the language border took shape. The rise in the birth-rate in the more heavily industrialized areas of German settlement largely put to rest the bugbear of a „Slav population pressure“ which the national bourgeoisie had propagated.

THREE STYRIAN POLITICANS OF SUDETEN GERMAN ORIGIN

Nikolaus von Preradovich

This study describes the life of three Styrian politicians who came from the Sudeten area.

Josef Derschatta was born in Wiese (Bohemia) in 1788. He rose from the ranks to lieutenant field marshal, and in 1839 was awarded the noble title of „v. Standhalt“. His son Julius, from his second marriage, studied law; in 1884 he was elected to the municipal council of Graz, and in 1885 to the Chamber of Deputies. There he joined the „Deutschen Klub“ and in 1887 the „Deutschnationale Vereinigung“. In order to counter effectively the political work of the Slovenes, Derschatta founded the „Südmark“ protective association, which soon became the second largest such association in the Dual

Monarchy. In 1906 he was appointed Minister of Railways in the Beck Cabinet, and in this capacity advocated the nationalization of the railways. After resigning as Minister in 1908, he became president of the Austrian Lloyd. He died on 3 February 1924 in Vienna.

Alfred Gürtler, the son of a manufacturer in Deutsch-Gabel, was born on 30 October 1875. He studied law, habilitated in 1907 in Graz in statistics, political economy, and Austrian financial law, and was named professor in ordinary in 1917. He was nominated in 1919 as a candidate of the Christian Social Association for the constituent National Assembly and was elected from the electoral district of Graz. In September 1919 he accompanied Karl Renner to the peace negotiations in St. Germain. Prof. Gürtler was Finance Minister in the Schober Cabinet in 1921/22, *Landeshauptmann* of Styria in 1926/27, and President of the National Council from 1928 to 1930. He died on 16 March 1933 in Graz.

Reinhold Machold was born on 11 November 1879 in Bielitz (Silesia); his father was a professional musician. As a skilled typesetter, he soon came in contact with the labour movement, to which he contributed his organizational abilities. After a long „wanderyear“ period, he finally settled in Graz. Here he became chairman of the Social Democratic Party. In 1910, Machold was named deputy director of the Party enterprises, and in 1916 director of the Styrian consumers' co-operatives. After the fall of the Third Reich, finally, Machold held the position of *Landeshauptmann*. He died in Graz on 6 February 1961.

GERMANY AND ITS „MITTELEUROPA“ POLICY

Paul Kluge

The „Mitteleuropa“ concept is, first of all, geographical in character, but even its territorial delimitation raises difficulties. In the mid-19th century, Freiherr von Bruk and Paul Lagarde were the first to broach the idea of a Central European order centered on Germany. However, this idea could not manage to penetrate the German policy-making sphere — not even in the second half of the 19th century. Bismarck founded his policy on hard facts that could be readily grasped, coupling this with the broad recognition of the existing powers.

Only during the First World War did a political „Mitteleuropa“ conception emerge among the leadership of the German Empire, but although it became the heart of the German program of war aims, it was never thought out in detail. The English blockade led leading figures in the German economic world to the idea of aiming at a Germany strengthened by „Mitteleuropa“, which would be capable of asserting itself alongside the Great Powers of Great Britain and Russia. Rathenau wanted to achieve a settlement with France, by which it could be included in the large-scale economic region that was to be set up. This economic community of Central Europe, whose

members were technically to be equal, was designed to establish German economic pre-eminence. Toward the end of the First World War, the economic „Mitteleuropa“ concept was included as far as the North Cape and Sicily, and also embraced Poland.

In 1915, the chief of the General Staff, General Falkenhayn, advocated — mainly as a tactical war measure — the creation of a Central European confederation, but was unable to get it adopted. The Austro-Polish solution toward which the imperial leadership had inclined in 1915 was subsequently abandoned for fear of a Slavic preponderance in the Austrian monarchy.

Friedrich Naumann's „Mitteleuropa“ book, which appeared in the late fall of 1915, popularized the „Mitteleuropa“ idea among large circles of the population. Naumann's „Mitteleuropa“ was to be a supreme economic and military state whose members would retain their sovereignty. Despite the popularity of Naumann's book, the leadership of the German Empire held on to its vague „Mitteleuropa“ ideas, to which the Supreme Command associated itself with the national-political ideas of Ludendorff.

On the other hand, Naumann's book provided the Western enemies of the Central Powers with political ammunition. It was then the Western ideologies of Liberalism and the right of self-determination as well as the bolshevistic revolution which determined the final phase of the World War.

After the collapse of the Central Powers, the German government was for years impotent and incapable of pursuing any active policy of its own. The unification of all Germans and the protection of the German minorities in the new national states supplanted the „Mitteleuropa“ idea in the forefront of attention. Stresemann's foreign policy successes then enabled Hitler to make his *Volkstum* and minorities policies appear credible abroad. The Third Reich propagated no „Mitteleuropa“ idea of its own in the strict sense of the word.

AUSTRIA AND CENTRAL EUROPE

Hugo Hantsch

The events of the year 1848 raised the question of a reconstitution of Germany. In the Frankfurt Parliament, the conservative supranational Austrian imperial idea clashed with the liberal idea of the national state. Although no reorganization could be achieved in Frankfurt, the Prussian *kleindeutsch* concept was eventually realized, and Schwarzenberg's project, which made allowances for the national problems of the Austrian monarchy, was repudiated. The differences in the interests of Austria and the German Confederation were already apparent in the Crimean War and the war with Piedmont-Sardinia.

After the Battle of Königgrätz, Prussian opposition thwarted Austrian participation in a Central European economic system, by eliminating Austria from the German Confederation. Austria's membership and pre-eminence in the German Confederation had been an expression of continuity with the old

imperial idea, and its now being forced to desist from exerting any influence on the shaping of Central Europe meant the advance of the national-state idea, which was in contradiction to the structure of the monarchy. To an ever increasing degree, the national idea took hold of the non-German peoples of the monarchy and, after the establishment of Dualism, compelled the re-examination of the national-political power relationships which had prevailed up to then.

The pressure which the Russian power bloc exercised on Austria with the growth of Pan-Slavic tendencies led Germany to the view that the preservation of the monarchy was necessary for the security of the German Empire. Thus Bismarck again enlisted the help of Austria, in the Dual Alliance of 1879, in the formation of a Central European center. However, the opposing interests of the two partners continued to burden both and remained an obstacle to a constructive Central European policy.

During the First World War, Friedrich Naumann's „Mitteleuropa“ idea also aroused considerable attention in Austria, and won many adherents among the ranks of the German National Association (*Deutscher Nationalverband*), as well as in Hungary. Conservative circles, however, doubted that this concept was in harmony with the independent development of the multinational state; viewing Seipel's federative program and supranational idea as more suitable and as also pointing the future road for Europe. But both Naumann's and Seipel's ideas came too late for any concrete attempts at a solution. The League of Nations idea then followed a different course, taking, as it did, not the supranational, multinational state, but the national state as its basis.

OSKAR LENZ, AFRICAN EXPLORER AND UNIVERSITY PROFESSOR IN PRAGUE

Karl Ad. Sedlmeyer

Oskar Lenz was one of those explorers whose scientific activity fell into oblivion as a result of the political disorders at the beginning of this century. Of humble origin, he worked his way up to a distinguished career. He was born in Leipzig on 13 April 1848 — in an age of world-wide interest in the exploration of the interior of Africa. His father was a master shoemaker. Among Lenz's teachers were a number of renowned personalities: at the Gymnasium, the famous zoologist Brehm; at the University in Leipzig, the noted geologist Wilhelm Credner, the zoologist Pöppig, and the geographer Delitsch. After getting his doctorate, he received by chance a position in a private school near Vienna. Here he came into contact with the Imperial Geological Institute in Vienna (*k. u. k. geologische Reichsanstalt*) and with Ferdinand von Hochstetter, Professor of Geology at the Technische Hochschule in Vienna. Hochstetter later recommended him to the African Society in Berlin for an expedition to West Africa to explore the Ogowe River

area. Lenz spent the years 1874—1877 in the murderous climate of this region. The French colonial regime laid claim to every village Lenz set foot in. The scientific results of his sojourn were of no little importance, throwing light, as they did, not only on the geological but also on the ethnographic conditions of this area. Lenz discovered the Abongo pygmies in this wooded region. In 1879 the African Society in Berlin assigned him, following a suggestion by the noted geographer Ferdinand von Richthofen, to lead a new African expedition, this time to the western Sahara, to the holy city of Timbuktu. He travelled from there to Senegal, and left for home from St. Louis in 1881. He recorded his results in the two-volume work „Timbuktu“, which aroused great interest, especially in France and was translated into French. The geographical societies of this country lavished honours on Lenz.

In the meantime he was offered the vacant chair for geography at the German University in Czernowitz. However, he was not able to take up this professorship immediately, for the Austrian Geographical Society invited him to take charge of an Austrian Congo expedition. In 1885 he set out on this expedition, during the course of which Africa was traversed for the ninth time from west to east. The route led from mouth of the Congo to Zambezi, and, via Zanzibar and Aden, back to Vienna, where he returned after a two-year absence. On 7 June 1887, Emperor Francis Joseph named him professor in ordinary for geography at the German University in Prague. Lenz taught there for 42 semesters. In 1891 he became dean of the Faculty of Philosophy, and in 1902, rector of the University. After becoming professor emeritus in 1910, he moved to Soos in Lower Austria, where he died on 2 March 1925. During his lifetime, Lenz enjoyed the highest recognition in the scientific world. This was shown by the Austrian, French, Prussian, Italian, Portuguese, Belgian and Saxon awards he received and by his honorary membership of 15 domestic and foreign geographical societies.

RÉSUMÉS

L'EUROPE CENTRALE, PROBLÈME GÉOGRAPHIQUE ET HISTORIQUE

Egon Lendl

Après des considérations introductives sur les divisions des continents et les critères, utilisés, il est question des essais d'une division de l'Europe. Ces essais de classification furent fortement influencés par la situation politique européenne à l'époque où ils furent effectués. Déjà à l'origine l'Empire Romain offrait une unification du centre de l'Europe. Cependant il tenait à l'écart des territoires que, par la suite, on considéra comme faisant partie de façon évidente de l'Europe Centrale, comme par exemple les régions de la Vistule et les Carpathes. A partir du XVI^e siècle se produisirent des changements politiques qui contribuèrent justement à lier de façon plus étroite ces territoires au centre de l'Europe.

Dans le vocabulaire scientifique le terme Europe Centrale est relativement récent. Les essais faits par les géographes de langue allemande pour délimiter l'Europe Centrale menèrent à des résultats très différents les uns des autres. La différence est particulièrement frappante entre les géographes originaires du centre de l'Allemagne et ceux venant des régions frontalières. Chez les premiers le terme Europe Centrale est bien plus restreint que chez les seconds, qui y englobent presque toujours la Vistule et les Carpathes. Parmi les différents travaux, les recherches de Hugo Hassinger: „L'entité géographique de l'Europe Centrale“, reçoivent une importance particulière pour la définition du concept d'Europe Centrale.

Même au cours de la période qui suivit la première guerre mondiale, la définition du terme d'Europe Centrale avait un caractère d'actualité. Il fallait pour certaines parties de cette région tenir compte des empiètements du concept d'Europe du Sud-Est. La nouvelle évolution, telle qu'elle prit naissance pendant et après la deuxième guerre mondiale, fait l'objet d'un chapitre à part. La question se pose désormais de savoir si, à une époque où une grande partie de l'Europe Centrale se trouve sous l'influence politique de l'Union Soviétique, on peut encore parler d'une Europe Centrale homogène. En conclusion, la place différente des pays de la Bohême à l'intérieur de l'Europe Centrale avant et après la deuxième guerre mondiale est exposée.

CONTRIBUTIONS À L'ÉTUDE DE LA PRÉHISTOIRE ET DE L'HISTOIRE DE LA RÉGION DE KARLSBAD

Wilfried Brosche

La source minérale de Karlsbad doit certainement avoir été connue dès l'époque préhistorique. On suppose que la légende de la découverte de cette source par l'Empereur Charles IV est une adaptation à Karlsbad de la légende de la création de Teplitz. Par contre on a pu fournir la preuve historique de l'attention spéciale accordée par cet Empereur au bain chaud déjà connu avant qu'il ne l'eût visité.

La région située entre le Horner Berg et le Buchberg, entre l'Aberg et le Hutberg était probablement déjà à l'époque préhistorique parcourue d'importantes voies de communication. Maintenant encore on peut reconnaître ces anciennes voies dans le paysage. Une importante route militaire longeait la vallée de l'Eger. Toutes les places fortes de la région étaient alignées sur cette „haute route“. Non seulement le rempart minutieusement étudié de Taschwitz servait à la défendre et à la contrôler, mais aussi les constructions défensives, relevées pour la première fois par l'auteur, du village disparu de „Thiergarten“ dans la région de l'actuel „St Leonhard“ et les installations du „Buchberg“ et del' „Ewiges Leben“. Les remparts de „Thiergarten“ sur la montagne au nord de la source minérale n'ayant pas encore été étudiés par fouilles, ils n'ont pas pu encore être datés. En dehors des découvertes déjà connues jusqu'en 1945, celles dues aux actives recherches tchèques des dernières années dans les régions de Taschwitz, Dallwitz, Schankau, Weheditz, Zettlitz, indiquent les importants établissements préhistoriques dans le bassin de Karlsbad. Un site néolithique fut trouvé sous le chateau d'Engelhaus; des traces mésolithiques ont été déterminées depuis la fin de la guerre au Nord et au Sud de l'Eger et sur les pentes Nord. Les recherches tchèques ont été jusqu'à présent surtout déterminées par l'idée d'une tribu „sedlečan“, laquelle, d'après les recherches linguistiques, semble particulièrement attachée à la région au Nord de l'Eger. Mais les recherches tchèques plus récentes de Hallstatt et de Latéén, de chaque côté de l'Eger, indiquent aussi avec insistance un peuplement celtique.

Šimek s'efforce de considérer le rempart de Taschwitz comme une installation purement slave, bien que les fouilles de 1938 y ont prouvé clairement l'existence de sites germains. La zone de peuplement slave avait manifestement son centre au Nord de l'Eger, dans cette région pauvre en forêts mourant en pente douce au pied des Monts Métallifères. Seule la légende du chateau de „Drahomira“ au Sud de l'Eger fait mention de peuplement slave ancien au Sud de l'Eger. Il n'est pas encore prouvé que ce chateau se trouvait à la place de la métairie de Drahowitz. Šimek suppose que le chateau de district des „sedlečané“ se trouvait au Sud de Zettlitz, à peu près entre la localité actuelle et la hauteur sous laquelle se trouve la gare centrale de Karlsbad. La surface de cet emplacement est actuellement complètement bouleversée par les exploitations à ciel ouvert. Šimek rejette l'interprétation

selon laquelle le château (Wasserburg) à l'Ouest de la métairie de Premlo-witz aurait pu être le château de district (Gauburg) slave, comme des publi-cations allemandes d'avant la guerre le disaient. Mais le „Hausberg“ que Šimek considère comme la château de district ne doit pas probablement avoir d'autre signification que celui de la métairie de Dallwitz. Près de chacune de ces collines surmontées d'une tour se trouvait une grande ferme. Leur situa-tion au bord de l'ancienne route laisse présumer qu'il s'agit de postes de sécurité de cette route auxquels on avait chaque fois attribué une base de ravitaillement. Il faut probablement faire remonter ces installations à Char-lemagne, qui avait toutes les raisons, après sa campagne contre les Slaves en 805, laquelle est censée s'être déroulée sur le „Frankensteig“, de garantir la sécurité de cette route militaire vers la Bohême sur ses points les plus importants. La reconstitution de l'ancienne voie montre que tous les passages sur le fleuve étaient situés de telle sorte qu'on pouvait les contrôler facile-ment et que des „Hutberg“ bien répartis assuraient une excellente obser-vation.

EGER, NUREMBERG ET PRAGUE

Heribert Sturm

Le point de départ des relations entre Nuremberg et Eger, lesquelles s'étendirent par la suite à Prague, fut leur commune appartenance au district Nord de la Bavière. De ces deux localités, dont on retrouve les traces à peu près à la même époque (respectivement 1050 et 1061), le château de Nurem-berg devint déjà sous les Saliens un point important de cristallisation des propriétés royales, tandis que celui d'Eger resta jusqu'au milieu du 12^e siècle le centre administratif et militaire de cette „regio Egere“ dans le district Nord mise en exploitation lors de la nouvelle colonisation (seulement en 1135). Sous l'empereur Frédéric I^{er}, grâce à l'élévation des territoires autour de Nuremberg, Eger et Altenburg en Thuringe au rang de territoires im-périaux, il s'y développa une concentration régionale de la puissance de l'empire des Staufens, ce qui leur donna une très grande importance politique, non seulement en tant que trait d'union avec les possessions royales des Stau-fens, mais encore comme coin enfoncé dans l'axe guelfe Nord-Sud et aussi par suite de la position de la vallée de l'Eger comme clé de la Bohême. Dans le cadre de l'organisation des territoires impériaux, les communes bourgeoises évoluent de façon parallèle pour devenir des villes liées aux châteaux im-périaux de Nuremberg (1183: „papatium“) et d'Eger (1183: „castrum im-peratoris“). Cette phase se termine par la reconnaissance de l'„universitas civium“ comme personne juridique possédant un sceau, dont on retrouve la trace pour la première fois à Nuremberg en 1245 et à Eger en 1242. La création d'un droit municipal, qui fit très tôt de Nuremberg un centre de jurisprudence à grand rayonnement, correspondait au raffermissement de la structure économique de ces deux villes qui reposait sur le trafic commercial. Eger adopta dès le début le droit municipal de Nuremberg. Après l'inter-

règne, alors que les deux villes étaient sur le point de tomber sous la dépendance territoriale d'un prince — Nuremberg en tant que partie de l'héritage de Konrad au duché de Bavière et Eger à la Bohême par l'intermédiaire de l'administrateur des biens impériaux, le roi Přemysl Ottokar II — les deux villes royales s'élevèrent au rang de villes impériales grâce à la politique des revendications de Rudolf de Habsbourg. Déjà avant le milieu du 13^e siècle, les contacts avec Prague ouverts par les commerçants étaient devenus d'étroites relations. Ce n'est pas seulement parce que le quartier commerçant de Prague, le „*vicus theutonicorum*“, avait adopté le droit municipal de Nuremberg en 1234, que celui-ci se répandit dans tout l'Ouest et le Sud de la Bohême en tant que droit de la vieille ville de Prague. Il semble que ceci se renforça encore au début du règne des Luxembourg en Bohême, par l'intermédiaire des commerçants d'Eger, qui s'étaient installés dans la vieille ville de Prague et y avaient accédé aux postes les plus importants dans le gouvernement de la ville. En tout cas sous les deux premiers rois de la famille des Luxembourg l'influence du droit municipal d'Eger s'étendit dans le Nord-Ouest de la Bohême. Cela fut en partie facilité par le fait qu'en 1322 la ville impériale d'Eger fut attribuée avec son territoire en donation au roi Jean de Bohême; ce territoire avait du reste bien diminué par rapport au territoire impérial des Staufen. Le statut de cette donation et la garantie qui y était liée de l'intégrité territoriale et de l'indépendance juridique vis-à-vis du royaume de Bohême eurent pour conséquence une nouvelle orientation des relations avec cette dernière, de sorte qu'Eger se mit à jouer un rôle d'intermédiaire. En même temps le territoire de donation, par suite de la nouvelle politique territoriale des Luxembourg, reçut une nouvelle fonction. Il devait servir de base et de point de départ pour l'organisation d'un territoire de jonction partant des régions du Nord du Haut-Palatinat, auxquelles on donna le nom de „Nouvelle Bohême“, et longeant la route liant Eger, par Nuremberg et Francfort, avec la Rhénanie. Il s'ensuivirent des relations de tout genre entre Prague — alors non seulement capitale du royaume de Bohême mais en même temps résidence de l'empereur — et particulièrement Nuremberg, dont Charles IV avait souligné l'importance dans l'empire à côté de Prague. Eger, qui se trouvait entre les centres de forces politiques garda ainsi sa position spéciale et put continuer à organiser et à renforcer sa position économique de base de commerce à grande distance. Mais la crise qui suivit l'„ère dorée“ de Charles IV ainsi que les changements politiques qui débutèrent sous son successeur tendirent à détacher les trois villes l'une de l'autre. La ville impériale de Nuremberg renforça au 15^e siècle sa position politique et économique préparant ainsi son plein épanouissement du 16^e siècle; Eger, qui fut limitée pour la première fois dans sa situation juridique spéciale par la puissance grandissante des états dans le royaume de Bohême, perdit peu à peu son indépendance jalousement défendue; quant à Prague, qui fut de nouveau résidence impériale sous les Habsbourg, son potentiel économique, politique et culturel se déplaça de plus en plus vers la région du Danube.

DEVOTIO MODERNA EN BOHÈME

Jobanna Schreiber

Par „devotio moderna“ on entend en général un mouvement religieux de laïcs, qui vit le jour au 14^e siècle dans les Pays Bas et dont Geert Groote (1340—1384) est considéré comme le fondateur. Les recherches s'y rapportant ont donné beaucoup de renseignements, mais limités à ce territoire. Il est cependant nécessaire de replacer la „devotio moderna“ dans un plus grand contexte européen. C'est surtout Edouard Winter qui a attiré avec insistance l'attention sur un phénomène analogue apparu en Bohême surtout sous le règne de Charles IV — par conséquent antérieur au mouvement des Pays Bas — et semblant avoir anticipé sur le mouvement des Pays Bas par des traits essentiels. Il faut le comprendre par rapport au pré-humanisme bohémien.

Les piliers de ce mouvement en Bohême, c'est à dire les dévots bohémiens, sont en première ligne le premier archevêque de Prague, Ernst von Pardubice († 1364), et Konrad Waldhauser, membre de l'ordre des „Augustinerchorherren“ qui prêchait à Prague († 1369); tous deux avaient reçu leur formation en Italie. Enfin une figure centrale fut Jan Milič von Kremsier (env. 1325—1374), dont la personnalité, la vie et l'oeuvre présentent de grandes ressemblances avec celles de Geert Groote. Tous deux connurent, en tant que personnalités influentes de l'église, un choc intérieur, qui les orienta vers une vie ascétique consacrée à la prédication et à l'imitation du Christ. Leur sévérité impitoyable envers eux-mêmes comme envers les autres leur valut l'inimitié des moines mendiants. Mais ni l'un ni l'autre ne fut à la hauteur de cette résistance. Ils entraînent aussi des disciples à leur suite, et durent leur proposer — particulièrement aux femmes — le moyen de réaliser cet idéal de vie dans la pauvreté apostolique. Tous deux devinrent fondateurs d'associations dont les membres menaient une vie commune sans règle précise et sans autre prescriptions que celles de l'Ecriture Sainte: le „Jérusalem“ de Milič dans les maisons de l'ancien quartier des prostituées de Prague, et le „Zusters van het Gemeene Leven“ de Groote dans la maison familiale à Deventer. Deux écrits personnels témoignent du comportement et de l'esprit de Milič, de ses motifs et de ses vues; ces deux écrits ont été conservés, ce sont: le „Libellus de Antechristo“ et une lettre au pape Urbain V (1368). Tandis que l'oeuvre de Milič connut après sa mort un déclin rapide, des circonstances extérieures favorables permirent aux élèves de Groote de poursuivre et d'étendre son organisation, qui devint seulement alors ce que l'on a appelé la „devotio moderna“.

Le terme devotio, pris autant que possible dans son sens philologique, ne montre pratiquement pas de différence entre son utilisation par les dévots bohémiens — manifestée dans la „Malogranatum“ — et néerlandais — la mystique appliquée de Groote, les écrits de Gerard Zerbolt van Zutphen. Le retour à l'église primitive et la protection de l'apostolat des laïcs leur sont communes. La formation du double terme „devotio moderna“ provint

en partie de cet esprit de Restauration, qui rejette la tradition reconnue comme mauvaise, „l'ancien“, esprit qui fut aussi propre aux deux mouvements. On trouve ce terme pour la première fois en 1420 dans les Pays Bas.

On peut donc retenir que le mouvement de rénovation, si l'on en croit les documents trouvés, eut en Bohême et à ses débuts dans les Pays Bas des traits analogues pour ne pas dire identiques. Le mouvement survécu aux Pays Bas alors qu'en Bohême il disparu rapidement après la mort de Milič; cependant des tendances radicales survécurent et se transmirent aux Hussites. Il y a donc bien eu en Bohême des tendances vers une „devotio moderna“, même si elle n'est pas arrivée à son plein épanouissement. En tout cas il semble utile de tirer cette manifestation de son isolement néerlandais.

LA RÉFORME EN BOHÊME ET LES DERNIERS HUSSITES

Kurt Oberdorffer

Il sera question ici de la période allant de 1471, année de la mort de George de Poděbrad et de l'archevêque Jean de Rokitzan, à 1547, la défaite de l'union protestante au cours de la guerre de Schmalkalden. La résistance des états à la puissance économique grandissante des villes royales et contre les deux rois Jagellons Wladislaus et Louis manquait d'unité. Au cours du soulèvement de 1484 et aux diètes de 1485 à 1500 le regroupement des Utraquistes se dessina clairement, ainsi que leur comportement différent vis-à-vis de la partie catholique de la classe des seigneurs et des villes royales du camp catholique, lesquelles avaient le plus souvent une majorité allemande dans leur conseil. Après la mort du roi Mathias Corvinus en 1490, il se produisit un important déplacement de forces, par le retour de la Moravie, de la Silésie ainsi que de la Haute et Basse Lusace à Wladislaus, et l'élection de celui-ci comme roi de Hongrie. La position particulière de la vallée de l'Eger et du département d'Elbogen se renforçait aussi bien du point de vue national que dans le domaine du droit public grâce à l'importance grandissante des mines. La tension existant à l'intérieur de la Bohême et décrite dans les lettres de l'humaniste Bohuslaus de Hassenstein, surtout à partir de 1493, est confirmée dans les souvenirs de ses années d'écolier en Bohême (1488—1494) du moine Johannes Butzbach. Les documents fournissent pour quelques villes du Nord-Ouest de la Bohême d'autres exemples de la vie commune des deux nations et des deux confessions.

Déjà après la Disputation de Martin Luther avec le Docteur Eck en 1519 il y avait eu des premières relations durables entre le luthéranisme et les Utraquistes de Prague. Les divergences entre les Néo-Utraquistes s'alliant à Luther et les groupes prêts à se rallier au consistoire catholique conduisirent en 1524 à la chute du conseil de la vieille ville de Prague. Là-dessus le nouveau pasteur de l'église de Thein, Gallus Cahera, passa du camp de Luther à celui des anciens Utraquistes. Mais l'abondance des tracts et les traductions continuèrent à amener les doctrines de Luther à Prague.

La Communauté des Frères entretint dès 1517 sous la direction de Senior Lukas des relations timides avec Luther. Michel Weisse de Neisse et Jean Horn (Cornu) de Taus entreprirent des voyages répétés à Wittenberg. Weisse devint ensuite en 1524 prédicateur de la „Communauté Allemande“ de l'Unité à Landskron, traduisit et écrivit des poèmes pour un livre de cantiques en allemand (1531). Celui-ci fut cependant retransformé après la mort de Weisse par Horn, car il contenait bon nombre d'idées de Zwingli s'écartant de la doctrine de Luther. C'est seulement en 1548 que la Communauté des Frères commença à s'écarter nettement de Luther. De même les relations avec les Anabaptistes allemands qui s'étaient rassemblés à Nikolsburg furent interrompues. Les „Huter“ et les „Habaner“ ne surent s'affirmer au cours de cette première phase que dans le Sud de la Moravie.

Le cercle des Réformés de Wittenberg, partant des seigneuries des comtes Schlick en Bohême de l'Ouest (département de Elbogen), et passant par les villes et les seigneuries du Nord-Ouest et du Nord de la Bohême, étendit sa base de plus en plus vers l'est. Les régions minières constituaient des points remarquables des premières communautés luthériennes. L'école latine de la vallée de St Joachin, sous la direction du recteur Johannes Mathesius depuis 1532, devint un centre pour le luthéranisme, mais aussi pour l'humanisme. Les lettres de Luther aux comtes Schlick dans les années juste après 1519 trahissent ses efforts pour établir une tête de pont vers la Bohême. D'un autre côté la piété laïque dans les vieilles familles bourgeoises tchèques et allemandes des villes royales gagnait du terrain en tant que catholicisme réformé. Ceci se manifeste dans les fraternités de prière, les tableaux de la Passion et ceux représentant le „Ecce homo“ très courants à cette époque, mais surtout dans les Hallenkirchen construites par les bourgeoisies vers la fin de l'époque gothique.

L'orientation des prédicateurs luthériens et de Luther par rapport à Hus, mit fin à beaucoup de réserves nationalistes des Néo-Utraquistes. Les courants de l'humanisme, partis de la „sodalitas“ de Bâle et de la „sodalitas Danubiana“ de Vienne, conduisirent à une fissuration au sein même de l'histoire culturelle tchèque et à un certain humanisme national dans les milieux nobles. Vers la fin de l'époque dont il est question ici, les humanistes allemands sous l'influence d'Erasmus de Rotterdam et de l'évêché d'Olmütz se distancèrent de Luther. Par contre Melanchthon gagna de l'influence en Bohême aussi bien grâce à Mathesius que par les cercles de Prague.

RELATIONS CULTURELLES ENTRE LE BOHÈME ET LA SAXE À L'ÉPOQUE DE LA RÉFORME

Première Partie: Pasteurs et instituteurs au 16^e siècle.

Siegfried Sieber

Jusque dans un passé très récent la Saxe et la Bohême restèrent liées par des relations culturelles intenses. Le commerce entre les deux pays, l'extension de l'agriculture dans le Nord et le Nord-Ouest de la Bohême au cours du Moyen-Âge et la création de villes minières en Bohême conduisirent à des contacts étroits entre la Saxe et la Bohême, contacts qui ne furent jamais entièrement coupés même à l'époque des guerres des Hussites. Cependant à aucun moment ces relations ne furent aussi étroites et intenses qu'au temps de la réforme. La force d'attraction des universités de Wittenberg, de Leipzig et d'Jena sur les étudiants allemands de Bohême, et les possibilités d'avancement offertes en Bohême par les postes de pasteurs et de maître d'école aux pasteurs et instituteurs saxons, approfondirent les contacts personnels et intellectuels de cette époque. Quand on songe au rôle culturel et éducateur de ces emplois de pasteurs et d'instituteurs à l'époque, on mesure quelle énorme influence le moindre échange de ce genre entre la Saxe et la Bohême pouvait avoir, même si ce n'étaient que de petites paroisses qui étaient touchées. Cependant comme ces échanges se limitaient aux régions à population allemande, il en résulta que les hommes originaires de Saxe ou formés en Saxe prêchaient en allemand.

Le travail s'efforce de déterminer, à l'aide de riches extraits biographiques, le degré et les points les plus importants de cet échange culturel entre les deux pays, sans prétendre épuiser le sujet. Ceci dépasserait le cadre d'une contribution à un annuaire. De plus cette première partie se limite aux représentants de la vie culturelle au 16^e siècle. Les étroites relations entre la Saxe et la Bohême subirent une coupure à partir de 1620 avec l'expulsion du clergé luthérien. Ceci fera l'objet d'une seconde partie.

LA VILLE MINIÈRE DE PLATTEN. RELATIONS EXTÉ- RIEURES ET CERCLES MATRIMONIAUX

Horst Pohl

L'article se propose d'exposer les relations territoriales de la paroisse de Platten (département de Neudek) aussi bien dans l'influence exercée par l'extérieur sur Platten que dans le rayonnement de Platten sur les environs. Les aspects qui seront examinés sont: la situation géographique, la circulation, l'économie, (mines) le peuplement, le dialecte et particulièrement l'origine des conjoints. Six périodes de 25 ans chacune sont ainsi comparées les unes aux autres au moyen de cartes généalogiques. Pour cela la carte est utilisée comme moyen de présentation optique.

Platten fut fondée en 1532 comme ville minière de Saxe et occupée par les Saxons, ce qui se trahit dans son dialecte. Au moment de sa fondation, la ville avait d'importantes relations commerciales et ses mines d'étain attiraient les gens de régions les plus éloignées. Ainsi la carte No. 1 n'indique pas la concentration courante mais un large éparpillement avec des points principaux à la périphérie. De la vallée de St. Joachin dont l'exploitation minière diminuait, vinrent non seulement un grand nombre de mineurs mais encore des idées de la Réforme.

En 1556 Platten tomba sous la domination de la Bohême. Son économie s'orienta alors vers les territoires bohémiens, particulièrement l'Egerland. Les conjoints étaient encore au début originaires de Saxe (carte 2). Un climat et une situation géographique non propices amenèrent le déclin des mines et contrarièrent le développement d'industries de rechange.

La plupart des habitants de Platten émigrèrent en terrain saxon fuyant la Contre-Réforme; ils fondèrent là en 1654, Johanngeorgenstadt avec laquelle les citoyens demeurés à Platten entretenaient des relations familiales. Comme conséquence des frontières religieuses l'origine des conjoints se déplaça de plus en plus de la Saxe vers la Bohême (carte No. 3).

Bien que les mines de Platten aient pris un nouvel élan au 18^e siècle, la carte généalogique indique pour cette époque une concentration et peu de contact avec les régions éloignées. Alors que la réputation de Platten attirait au 16^e siècle les gens des régions les plus éloignées, elle semble être devenue au 18^e siècle une ville inconnue entretenant des échanges seulement avec ses environs immédiats (carte 4).

L'industrialisation de Platten la relia certes à des régions très éloignées; mais sa puissance économique comparée à celle d'autres régions industrielles demeura modérée (carte 5). La voix ferrée rapprochait Platten de Neudek, cependant il n'en résulta pas une augmentation des alliances avec l'Egerland. Les alliances entre Platten et les régions voisines à dialecte de l'Erzgebirge continuèrent à prédominer. (carte 6)

Que l'on ajoute à cela le nombre de mariages locaux, on comprendra que le caractère de l'Erzgebirge marqua la ville et que l'identification avec la région des Sudètes fût paralysée. D'un autre côté au cours des années 30, la radio, le film, la circulation touristique favorisèrent le nivellement en effaçant les caractéristiques du paysage. Bien que entre les deux guerres mondiales la frontière ait connue sa plus grande étanchéité, l'influence de la Saxe reprit et le nombre de conjoints saxons qui avait entre temps diminué, augmenta de nouveau.

DÉBUTS ET DÉVELOPPEMENT DES MANUFACTURES EN BOHÈME DE L'ORIGINE AU DÉBUT DU 19^e SIÈCLE

Gustav Otruba

L'article offre un texte complétant l'édition de sources paru dans le Numéro 5 de l'Annuaire sous le titre: „Les plus anciennes statistiques pour l'industrie et l'artisanat en Bohême“. En plus de l'interprétation des statistiques qui y sont offertes, nous avons une ébauche du développement des manufactures de Bohême — classées par catégories — depuis leur début et même en-deçà depuis leurs précurseurs artisanaux jusqu'en l'année 1820.

Les données statistiques montrent clairement comment l'industrialisation de la Bohême se fit au cours de la seconde moitié du 18^e siècle, en partant de modestes éléments. A cette époque grâce au système très développé du travail à la maison les branches les plus importantes sont les manufactures de lin et de laine de mouton, l'industrie du verre, du papier mais aussi l'industrie chimique, tandis que l'industrie du coton et de la soie, les fabriques travaillant le fer et autres métaux n'ont pas encore pris leur essor. Vers la fin du 18^e siècle on voit se créer de plus en plus de fabriques, dues à l'esprit d'entreprise des seigneurs nobles et ecclésiastiques. La grande force économique des seigneurs de Bohême, le potentiel de travail de leurs sujets — en particulier des femmes et des enfants — fut utilisée à fond. Dans ce but les devoirs des sujets fournirent une prise juridique. Dans la mesure cependant où ces obligations furent supprimées, le système de travail à la maison dut être allégé.

C'est au cours des deux premières décennies du 19^e siècle que s'effectue le passage de la période des manufactures à celle des fabriques. Cet important changement dans la forme de l'économie se traduit par exemple dans le fait que la filature à la main à la maison cède la place à la filature mécanique dans les fabriques, d'un autre côté la production est concentrée dans un petit nombre de grosses entreprises, tandis que le nombre des fabriques n'augmente plus. A côté du seigneur noble le commerçant bourgeois fait son apparition comme entrepreneur, mais il recevra un titre de noblesse pour ses mérites. L'industrie du coton, négligée jusqu'à lors, dépasse en importance celle de la laine et du lin et leur crée des difficultés de vente. Le changement se manifeste aussi par un grand essor de l'industrie du fer et des métaux. Enfin l'industrie alimentaire, particulièrement du sucre de betterave, prend aussi une grande importance.

PROBLÈMES DE L'HISTOIRE DE BOHÈME ENTRE 1848 ET 1914

Friedrich Prinz

L'histoire de la Bohême ne peut être que celle des deux peuples vivant sur ce territoire. Jusqu'à présent les historiens tchèques et sudètes ont toujours

ressenti et présenté le développement de l'autre peuple comme un facteur négatif, gênant leur propre développement historique.

La lutte des nationalités au 19^e siècle dans les pays de Bohême fait partie de la vague sociale et politique parcourant l'Europe d'ouest en est. Dans ce mouvement les peuples ayant acquis un fondement de démocratisation intellectuelle et politique se séparent les uns des autres, proclamant leur valeur propre et leur individualité et en déduisent des revendications concrètes sur le plan politique national. Le nationalisme est en même temps pour les peuples moins civilisés un moyen de s'affirmer en face de la pression politique culturelle et économique des nations civilisées complètement développées. Si le nationalisme bourgeois prit en Bohême une forme tellement aigue, c'est qu'en face de la bourgeoisie industrielle allemande se dressait une bourgeoisie tchèque, non pas de caractère industriel, mais reposant sur la grande production de produits alimentaires (bière, sucre, farine), de sorte qu'entre ces deux bourgeoisies il n'y avait aucun intérêt économique commun qui eut pu atténuer la lutte nationale. Les divergences économiques surchauffaient au contraire les nationalistes; cependant cette séparation, devenant de plus en plus consciente au cours du 19^e siècle, entre Allemands et Tchèques en Bohême fut la conséquence et non l'origine de la lutte nationale, comme les protagonistes bourgeois de cette lutte veulent le faire croire. L'exploit de F. Palacký, dans sa création d'une idéologie nationale, réside dans le fait que, en tant que pédagogue nationaliste, il sut transmettre aux couches bourgeoises montantes, mais encore sans histoire, la conscience historique individuelle de la noblesse bohémienne, en la rendant collective et en la marquant du caractère d'une nation linguistique unie. C'est ainsi que prit naissance le nationalisme, en tant que forme de la conscience de soi de la bourgeoisie motivée par l'histoire.

Avec le développement de la société industrielle moderne, les divergences s'accrochèrent entre le mouvement nationaliste bourgeois tchèque et le gros capital libéral, allemand et international, installé à Vienne, contre lequel les Tchèques essayaient de se protéger en construisant une économie nationale tchèque. Le mouvement ouvrier prit naissance dans les faubourgs industriels allemands, de sorte que l'ouvrier tchèque se trouva placé sous la direction d'Allemands et fut encouragé dans ses intérêts nationalistes. Cette situation changea avec la naissances dans les régions tchèques, particulièrement à Prague, de grosses industries et la formation d'un parti ouvrier à direction tchèque. Ainsi les divergences nationalistes prirent de l'importance à l'intérieur même du mouvement ouvrier. Le parti socialiste autrefois unique se fédéra de même les syndicats se divisèrent suivant les nationalités. La lutte pour la division nationale du parti social-démocrate utraquiste de Moravie, autrefois supra-national, fut particulièrement dure. Avec l'amélioration des conditions de vie des travailleurs les frontières linguistiques se stabilisèrent. L'augmentation des naissances dans les régions allemandes fortement industrialisées paralysa grandement l'exès de population slave dont la bourgeoisie nationale avait fait un épouvantail.

TROIS POLITICIENS STYRIENS ORIGINAIRES DES SUDÈTES

Nikolaus von Preradovich

Dans cette étude nous avons la description de la vie de trois hommes politiques styriens originaires du pays des Sudètes.

Joseph Derschatta naquit en 1788 à Wiese (Bohême). Il s'éleva du rang de simple soldat à celui de lieutenant-maréchal. En 1839 il reçut la particule nobiliaire „v. Standhalt“. Son fils Jules, né d'un second mariage, en 1852, fit des études de droit. En 1884 il fut élu au conseil municipal de Graz et en 1885 à la chambre des députés. C'est là qu'il se joignit au Club Allemand (Deutscher Klub) et en 1887 à l'Association Nationale Allemande (Deutsch-nationale Vereinigung). Afin de parer de façon efficace à l'activité politique des Slovénes, il fonda l'association politique „Südmark“ qui devint bientôt la deuxième en importance de la Double Monarchie. En 1906 il entra au ministère Beck comme ministre des chemins de fer et insista pour leur nationalisation. Après qu'il eut laissé le ministère en 1908, il devint président du Lloyd en Autriche. Il mourut le 3 Février 1924 à Vienne.

Alfred Gürtler naquit le 30 Octobre 1875 à Deutsch-Gabel de père fabricant. Il étudia le droit, se qualifia pour l'enseignement supérieur en 1907 à Graz pour la statistique, l'économie politique et le droit financier autrichien et fut nommé professeur en 1917. En 1919 il se présenta comme candidat de l'Association Chrétienne Sociale pour l'Assemblée Nationale Constituante et fut élu dans la circonscription de Graz. En Septembre 1919 il accompagna Karl Renner aux négociations de paix de St-Germain. En 1921—1922 le professeur Gürtler fut ministre des finances du cabinet Schober; en 1926—1927 Landeshauptmann de Styrie et de 1928 à 1930 président du Conseil National. Il décéda le 16 Mars 1933 à Graz.

Reinhold Machold naquit le 11 Novembre 1879 à Bielitz (Silésie). Son père était musicien de profession. En tant que compositeur il entra bientôt en contact avec le mouvement syndical et mit ses qualités d'organisateur à sa disposition. Après de nombreux déplacements il finit par s'installer à Graz. Il y devint en 1907 chef du parti social-démocrate. En 1910 il devint directeur-remplaçant des entreprises du parti et en 1916 gérant des coopératives de consommation. Après la chute du Troisième Reich Machold eut le poste de Landeshauptmann. Il mourut à Graz le 6 Février 1961.

L'ALLEMAGNE ET SA POLITIQUE EN EUROPE CENTRALE

Paul Kluge

Le concept d'Europe Centrale, bien que de nature en premier lieu géographique, présente déjà des problèmes dès qu'on veut en fixer les limites territoriales. C'est vers le milieu du 19^e siècle que le baron de Bruck et Paul

Lagarde lancèrent pour la première fois l'idée d'une organisation de l'Europe centrale autour de l'Allemagne. Cependant même au cours de la seconde moitié du 19^e siècle ces idées ne purent s'imposer à la politique allemande. Bismarck construisit sa politique sur des faits réels aussi contrôlables que possible, et en tenant compte autant que possible du rapport de forces existant.

C'est seulement au cours de la première guerre mondiale qu'apparut chez les dirigeants de l'Empire Allemand une conception politique de l'Europe centrale, qui, bien que formant le noyau du programme de guerre allemande, ne fut cependant examinée de façon concrète. Le blocus anglais conduisit les chefs de l'économie allemande, à tenter de créer une Allemagne renforcée par l'Europe centrale, capable de tenir tête aux grandes puissances, la Grande Bretagne et la Russie. Rathenau voulait, après un accord avec la France, associer celle-ci à la grande unité économique à créer. L'association économique de l'Europe centrale, tout en affichant l'égalité de ses membres, devait assurer la prédominance économique de l'Allemagne. Vers la fin de la guerre, on étendit cette conception économique de l'Europe centrale jusqu'au cap Nord et jusqu'à la Sicile et on engloba aussi la Pologne.

En 1915 le chef d'état major allemand, le général Falkenhayn, avait réclamé, mais en premier lieu pour des raisons de tactique militaire, la création d'une confédération en Europe centrale, mais n'avait pas pu s'imposer. De même la solution austro-polonaise que les dirigeants de l'Empire avaient envisagée en 1915 fut par la suite abandonnée, car on craignit un déséquilibre dans la monarchie autrichienne en faveur des Slaves.

Le livre de Frédéric Naumann sur l'Europe centrale, paru à la fin de l'automne 1915, popularisa l'idée de l'Europe centrale dans tous les milieux. L'Europe centrale de Naumann devait être un état supérieur économique et militaire, dont les membres garderaient leur souveraineté. Malgré le grand succès du livre les dirigeants de l'Empire s'en tinrent jusqu'à l'été 1918 à leur vague conception, à laquelle se joignirent les idées de politique nationale de Ludendorff répandues dans les cadres supérieurs de l'armée.

Par contre le livre de Naumann donne une impulsion politique aux adversaires occidentaux des puissances centrales. Ainsi les idéologies occidentales du libéralisme et du droit à l'autodétermination d'une part, et d'autre part la révolution bolchévique déterminèrent la phase finale de la première guerre mondiale.

Après l'effondrement des puissances centrales, le gouvernement allemand devint pour des années impuissant et incapable de mener une politique active propre. En face de la conception de l'Europe centrale se dressait maintenant l'idée d'un rassemblement des Allemands et la protection des minorités allemandes dans les états nationaux nouvellement constitués. Les succès de Stresemann en politique extérieure permirent à Hitler de rendre plausible à l'étranger sa politique vis-à-vis des nationalités et des minorités. Le Troisième Reich ne propagea aucune conception de l'Europe centrale proprement dite.

AUTRICHE ET EUROPE CENTRALE

Hugo Hantsch

L'année 1848 amena sur le tapis la question d'une nouvelle organisation de l'Allemagne. Au parlement de Francfort, la conception autrichienne d'un empire supranational défendue par les conservateurs s'opposa à celle d'un état national des libéraux. Bien qu'au fait on n'aboutit à aucun nouvel arrangement à Francfort, ce fut le concept de la petite Allemagne prussienne qui néanmoins se réalisa et le projet de Schwarzenberg qui tenait compte des problèmes de nationalités de la monarchie autrichienne fut rejeté. Les différences d'intérêt entre l'Autriche et la confédération germanique, se montrèrent déjà au cours de la guerre de Crimée et de la guerre avec le Piémont et la Sardaigne.

L'opposition Prussienne empêcha par la mise à l'écart de l'Autriche de la Confédération germanique, après la bataille de Königgrätz, la participation de l'Autriche au système économique central européen. Si la participation et la prédominance de l'Autriche au système dans la Confédération germanique avait provoqué une continuité de l'ancienne conception de l'empire, le renoncement forcé de l'Autriche à jouer un rôle dans l'organisation de l'Europe centrale signifiait les progrès du concept d'un état national, concept contraire à la structure de la monarchie. Le concept national agissait de plus en plus sur les peuples non allemands faisant partie de la Monarchie et contraignait, après établissement du Dualisme, à une nouvelle analyse des relations de forces dans la politique des Nationalités.

La pression exercée par la Russie sur l'Autriche grâce à la politique panslaviste, fit reconnaître à l'Allemagne la nécessité de maintenir la monarchie pour la sécurité de l'empire. C'est ainsi que Bismark par le „Zweibund“ de 1879 se rapprocha de nouveau de l'Autriche-Hongrie pour la formation d'un centre en Europe centrale. Cependant les intérêts antagonistes des deux partenaires restaient pour eux un obstacle à une politique constructive en Europe centrale. Pendant la première guerre mondiale l'idée d'une Europe Centrale de Frédéric Naumann avait soulevé un intérêt remarquable aussi bien en Autriche qu'en Hongrie; et trouvé beaucoup d'adhérents dans les nombreuses associations nationales allemandes. Les milieux conservateurs cependant doutaient que cette idée puisse être conforme au développement propre à un état groupant plusieurs nationalités et considéraient le programme fédératif de Seipel comme plus approprié et plus riche de promesses pour l'Europe. Cependant et Naumann et Seipel arrivaient trop tard avec leurs idées pour apporter une solution concrète. L'idée de la Société des Nations prit une autre voie, se fondant non sur l'état groupant plusieurs nationalités mais au contraire sur l'état national.

OSKAR LENZ, EXPLORATEUR EN AFRIQUE ET PROFESSEUR DE L'UNIVERSITÉ DE PRAGUE

Karl Ad. Sedlmeyer

Oskar Lenz appartient à cette catégorie de chercheurs dont l'action scientifique, par suite des troubles politiques du début du 20^e siècle, est tombée dans l'oubli. D'origine modeste, il avait su accéder à une position en vue. Sa date de naissance correspond à l'époque à laquelle l'opinion du monde s'intéressait à l'exploration de l'intérieur du continent africain. Il naquit le 13 Avril 1848 d'un père cordonnier à Leipzig. Parmi ses instituteurs on compte des personnalités remarquables. Ainsi au lycée le célèbre zoologue Brehm, à l'université de Leipzig le géologue bien connu Guillaume Credner, le zoologue Pöppig et le géographe Delitsch furent ses professeurs. Le hasard lui fit trouver un poste dans une école privée de Vienne après sa Promotion. C'est là qu'il entra en contact avec l'école royale et impériale de géologie et avec Ferdinand de Hochstetter, professeur de géologie de la Haute Ecole Technique de Vienne. Celui-ci le recommanda à la Société Africaine de Berlin pour une expédition en Afrique occidentale, ayant pour but l'exploration du bassin de l'Ogoué. Il vécut de 1874 à 1877 dans ce climat meurtrier. La puissance coloniale française s'appropriait chacun des villages qu'il visita. Les résultats scientifiques de son séjour n'étaient pas de moindre importance. Ils apportèrent des éclaircissements sur les conditions géologiques mais ethnographiques de cette région. Il découvrit dans cette région forestière les pygmées Abongo. En 1879 la société africaine de Berlin le chargea, sur la recommandation du géographe Ferdinand de Richthofen, de la direction d'une nouvelle expédition en Afrique, qui devait le conduire cette fois-ci dans l'ouest du Sahara, dans la ville sainte de Tombouctou. De là il se rendit au Sénégal et s'embarqua en 1881 à Saint-Louis pour son pays. Il publia ses résultats dans une oeuvre en deux volumes: „Timbuktu“, qui éveilla surtout en France un grand intérêt et fut traduite en français. Les sociétés de géographie de ce pays le couvrirent de marques d'éloge.

Entre-temps on lui proposa la chaire de géographie vacante à l'université allemande de Czernowitz. Son entrée en fonctions se fit cependant attendre, car la Société Autrichienne de géographie lui proposa la direction d'une expédition autrichienne au Congo. L'expédition prit pied en 1885; elle eut pour résultat la neuvième traversée de l'Afrique de l'ouest en est. Son chemin le conduisit de l'embouchure du Congo au Zambèze et, passant par Zanzibar et Aden à Vienne, où il arriva après deux ans d'absence. Le 7 juin 1887 l'Empereur François-Joseph le nomma professeur de géographie à l'université allemande de Prague. Il y enseigna 42 semestres. En 1891 il devint doyen de la faculté de lettres et en 1902 recteur de cette université. Après avoir pris sa retraite en 1910, il se retira à Soos en Basse-Autriche où il mourut le 2 mars 1925. Tout au long de sa vie il jouit de la plus haute estime de ses collègues. Les décorations autrichiennes, françaises, prussiennes, italiennes, portugaises, belges et saxonnes ainsi que le titre de membre d'honneur de 15 sociétés de géographie de son pays comme de l'étranger en font la preuve.

PERSONENREGISTER DER ABHANDLUNGEN UND MISZELLEN

- Abele, G. C., Spiegelfabrikant in Neuhurkenthal (um 1820) 303
- Achard, Zuckerfabrikant (um 1780) 326
- Adela, Gemahlin Kaiser Friedrichs I. 75
- Adler, Johann (1540—1570), Lehrer u. Geistlicher 159
- Adler, Johannes († 1583), Geistlicher 150
- Adler, Viktor (1852—1918), soz.-dem. Politiker 344, 351, 353
- Adler, Zacharias († 1658), Geistlicher 157
- Agricola, Georgius (1494—1555), dt. Naturforscher 144, 147, 154
- Aichmiller s. Eichmüller
- Albert, Kaspar, Geistlicher (um 1570) 157
- Alberti, Fr., Glasfabrikant in Eichthal (um 1820) 300
- Albrecht I., Kaiser (1298—1305) 429
- Allason, Robert, Leinenfabrikant in Rum-burg (nach 1713) 245
- Altmann, Joseph, Fabrikant in Althaida 264
- Alvarez y Ximenes, Antonio, Intendant d. span. Kolonialregierung in Latein-amerika (um 1800) 444
- Angerstein, Heinrich, Gerber in Eger (um 1820) 294
- Arioli, Prager Kaufmann (um 1780) 318
- Arnold, Emanuel (1801—1869), tschech. Politiker u. Publizist 336
- Auersperg, Johann Adam Fürst († 1795) 260, 262—265, 322
- Auersperg, Karl Fürst (um 1800) 265 f.
- Auersperg, Wilhelm Fürst (1749—1822) 282, 322, 327
- Augusta, Johann (1500—1572), Bischof d. Brüdergemeinde 138
- Bachmayer, Johann, Fabrikant in Eger (18. Jh.) 266 f.
- Badeni, Kasimir Felix Graf (1846—1909), österr. Staatsmann 343, 349
- Bär, Christian, Industrieller in Asch (um 1820) 267
- Baernreither, Josef Maria (1845—1925), österr. Politiker, k. k. Minister (1898 u. 1916) 361, 383
- Bäuerlein, Stephan (1488—1565), evang. Geistlicher 148, 155
- Bailloux, belg. Tuchmacher (um 1750) 274
- Ballabene, Karl Anton (1743—1803), Pra-ger Bankier 250 Anm. 82, 268, 304
- Balzer, Johann, Druckereifachmann in Prag (um 1790) 293
- Banks, Joseph (1744—1820), engl. Botani-ker 453, 454 Anm. 30
- Banquera, Prager Fabrikant (18. Jh.) 288
- Bartel, Josef, Baumwollfabrikant in B.-Leipa (um 1820) 267
- Barth, Heinrich (1821—1865), dt. Afrika-forscher 409, 416
- Batka, Wenzel, Hersteller von physik. In-strumenten in Prag (um 1820) 320
- Bauden, Johann († 1592), Geistlicher 166
- Bauden, Michael (1593—1641), Geistlicher 166
- Bauer, Otto (1882—1938), österr. Politi-ker 351
- Baumann, Oskar (1864—1899), Afrika-forscher 410, 418
- Bauzá, Felipe, span. Seeoffizier (um 1800) 442 f., 446
- Beck, Hincke, Leinwandhändler in Rei-chenberg (18. Jh.) 250 Anm. 82
- Beck, Max Wladimir Frh. von (1854—1943), österr. Staatsmann, Ministerprä-sident (1906—1908) 343, 355, 361
- Becker, Christian (1599—?), Geistlicher 160
- Becker, Erasmus, Pfarrer in St. Joachims-thal (nach 1553) 152
- Becker (Pistorius), Kaspar (1568—1630), Geistlicher 160
- Beer, Franz, Spitzenhändler in Gottesgab (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Beer, Josef, Federkielzurichter in Prag (um 1800) 330
- Beierweck, Johann Edler von, Kreishaupt-mann u. Industrieller in Caslau (19. Jh.) 326

- Belcredi, Richard Graf (1823—1902),
österr. Staatsmann, Ministerpräsident
(1865/66) 343
- Bellieni, Baumwollfabrikant in Rumburg
(um 1820) 266
- Bellot, Joh. Mar. Nikolaus († 1880), Che-
miker u. Industrieller 319
- Below, Georg von (1858—1927), dt. Hi-
storiker 383
- Benedikt von Ried (1450—1534), Bau-
meister 126, 146
- Benedikt, Franz, Baumwollfabrikant in
Lichtenstadt (um 1820) 267
- Bennick, Kaspar (1535—?), Geistlicher 155
- Berger, Johann Georg (1739—1810), Pra-
ger Händler u. Tuchfabrikant in Rei-
chenberg 253, 262 f., 279, 288
- Berger, Johann Wenzel von Bergenthal
(1745—?), Leinengroßhändler in Arnau
250, 253
- Berka, Druckereifachmann in Prag (um
1790) 293
- Berkert, Johann, Werkzeugfabrikant in
Schmiedeberg (um 1800) 317
- Bernauer, Kaspar (1527—1599), Geist-
licher 161
- Berner, Anton, Schmaltefabrikant in Brei-
tenbach (18. Jh.) 323
- Bernhard, kais. Ratgeber u. Protonotar
von Prag (14. Jh.) 106
- Bertoni, Unternehmerin in Prag (um 1820)
325
- Besler, Prager Industrieller (19. Jh.) 268
- Bethmann-Hollweg, Moritz August von
(1795—1877), Jurist, preuß. Kultus-
minister (1858—1862) 376—382
- Beyer, Dominikus, Geistlicher (16. Jh.) 149
- Beyrot, Johann, Handschuhfabrikant in
Prag (nach 1810) 295
- Bienert, Franz (1788—1866), Resonanz-
bodenfabrikant in Maderhäuser 320
- Bienert-Schmerling, Richard Graf (1863—
1918), österr. Staatsmann, Ministerprä-
sident (1908—1911) 343
- Bischoff, Johann († 1572), Geistlicher 164
- Bising, Friedrich, Bleistiftfabrikant in Prag
(um 1790) 329
- Bismarck, Otto von (1815—1898), preuß.
Ministerpräsident (1862—1890), dann
dt. Staatskanzler 374 f., 386, 392—394,
396
- Bitterlich, Joseph, Leinwandhändler in
Georgswalde (18. Jh.) 250 Anm. 82, 253
- Blaeß, J. H., Stahlwarenfabrikant in Klö-
sterle (um 1830) 316
- Blat, Konrad (1563—1609), Geistlicher 162
- Blechinger, Glasfabrikant in Ernstbrunn
(um 1820) 300
- Bleier, Ulrich, Mitverfasser eines Prager
Strafgesetzbuches (1341) 85
- Blumentritt, Zuckerfabrikant in Prag
(19. Jh.) 326
- Bluth, Michael, Prager Industrieller (um
1790) 262, 288
- Bodenstein, Andreas von (gen. Karlstadt)
(ca. 1480—1541), Reformator 131, 151
- Böhme, Simon, Lehrer u. evang. Pfarrer
(16. Jh.) 149 f., 151
- Böhlinger, Karl, fürstl. Auerspergscher
Waldmeister (um 1810) 327
- Boerhave, Hermann (1668—1738), Prof. f.
Medizin u. Botanik 453
- Böttger, Gregor († 1587), Lehrer u. Geist-
licher 170
- Bolza, Joseph Graf von (1719—1782),
Großindustrieller 249, 260, 262, 284
- Bondi, Jonas, Baumwollfabrikant in Lich-
tenstadt (um 1820) 266
- Bonté, Karl, Färber in Reichenberg (um
1800) 279
- Born, Ignaz Edler von (1742—1791), Mi-
neraloge u. Paläontologe 453, 454 Anm.
30
- Boulogne, Etienne, Handschuhfabrikant in
Prag (um 1790) 294 f.
- Božik, Johann (1785—?), tschech. Erfin-
der 295
- Bracegirdle, Thomas, Maschinenbauer (um
1850) 321
- Braida, Anton Frh. von (1768—1825),
Landwirt 328
- Brandeis, Salomon, Baumwollfabrikant in
Prag (um 1820) 267, 289
- Braun, J., Prager Industrieller (nach 1820)
324
- Braun, Martin, Geistlicher (um 1560) 168
- Brauner, Franz August (1810—1880),
tschech. Politiker 337
- Brazza, Pierre Graf Savorgnan de (1852—
1905), französ. Afrikaforscher u. Ko-
lonisator 405
- Bredo, Johann, Geistlicher (16. Jh.) 161
- Brehm, Alfred Edmund (1829—1884), dt.
Zoologe 404
- Brem, Ignatz (um 1830), Chemiker u. Fa-
brikant 324
- Brendel, Johann, Pfarrer in Possek (nach
1649) 158
- Brenner, Adam (1556—1626), Geistlicher
153

- Brenner, Samuel (1552—1618), Geistlicher 152 f.
- Břetislav I., Herzog von Böhmen (1034—1055) 72
- Bretschneider, Glashändler in Langenau (18. Jh.) 297 Anm. 283
- Breuer, Johann Christof, Fabrikant in Kuttendorf (um 1790) 263—265, 267
- Brosche, Franz Xaver (1776—1858), Industrieller in Prag 324
- Bršák, Kaufmann u. Fabrikant in Rakonitz (um 1790) 263 f.
- Bruck, Karl Ludwig Frh. von (1798—1860), österr. Handelsminister 374, 382
- Buchan, John, engl. Leinwandhändler (18. Jh.) 250 f.
- Bülow, Bernhard Fürst von (1849—1929), dt. Staatsmann, Reichskanzler (1900—1909) 375
- Büttrich, Johann, Gerber in Eger (um 1820) 294
- Bulsano, Prager Kaufmann (um 1780) 318
- Buquoy, Georg Graf (1781—1851), Großindustrieller 266 f., 299—301
- Burián, Stephan Graf (1851—1922), österr. Staatsmann, Außenminister (1915/16) 381, 384
- Burkhard, Gottlieb, Bleicher auf der Herrschaft Kosteletz (um 1770) 248
- Burmeister, Hermann (1807—1892), Naturforscher u. Südamerikareisender 404
- Busch, Johann († 1568), Geistlicher 168
- Butzbach, Johannes (1477—1526), Humanist 128
- Cahera, Havel, utraquist. Administrator († 1545) 133 f.
- Caillié, René (1799—1838), französ. Afrikaforscher 416
- Calvi, Prager Kaufmann (um 1780) 318
- Canal, Josef Emanuel Graf (1745—1826) 265, 326
- Capestrano, Johannes von (1386—1456), Kapuziner, Buß- u. Kreuzzugsprediger 141
- Capito, Wolfgang (1478—1541), evang. Reformator 143
- Carignani, Bartholomäus Edler von (18. Jh.), Kommerzienrat 249
- Casati, Gaetano (1838—?), ital. Afrikaforscher 410
- Castillo, Manuel de, Intendant d. span. Kolonialregierung in Lateinamerika (um 1800) 444
- Celtis, Conrad (1459—1508), dt. Humanist 143
- Chamaré, Johann Ludwig Harbuval Graf († 1764) 247 f., 262, 284
- Chamisso, Adalbert von (1781—1838), dt. Dichter u. Gelehrter 453
- Charmatz, Richard (* 1879), Historiker u. Journalist 382
- Chelčický, Peter (ca. 1390—1460), hussit. Laientheologe 123
- Cherond, Anton, Seidenfabrikant in Prag (nach 1750) 285
- Chotek, Rudolf Graf (1707—1771), Statthalter von Böhmen 248
- Christian I., Fürst von Anhalt, Unionsfeldherr (1586—1630) 164
- Clam-Gallas, Christian Christoph Graf (1770—1838), Großgrundbesitzer 279
- Clam-Martinitz, Karl Josef Graf (1760—1826) 304 f.
- Clary, böhm. Adeliger (um 1725) 274
- Comoi, Jean, Prager Fabrikant (um 1790) 312, 318
- Corda, A. D., Papierfabrikant in Prag (um 1800) 292, 325
- Coulston, John, engl. Leinwandhändler (18. Jh.) 250 f.
- Credner, Wilhelm (1892—1948), dt. Geograph 402
- Criginger, Johann (1521—1571), Lehrer, Geistlicher u. Kartograph 154 f.
- Cruz-Ayenke, Juan de la, angebl. Sohn Thaddäus Haenkes 451
- Cuellar, Antonio, Intendant d. span. Kolonialregierung in Lateinamerika (um 1800) 444
- Cullen, William (1710—1770), schott. Wissenschaftler 453
- Cuspinianus, Johannes (1473—1529), dt. Humanist, Rektor der Univ. Wien (1500) 143
- Czernin, böhm. Adeliger (um 1725) 274
- Czernin, Eugen Karl Graf (1796—1868), Großgrundbesitzer u. Unternehmer 327
- Czischek, Johann, Bergverwalter in Naßberg (um 1780) 322
- Dadieu, Armin (* 1902), Prof., Gauhauptmann von Steiermark (1938—1945) 370
- Dalberg, Freiherr von, Herrschaftsbesitzer in Mähren (um 1830) 327 f.
- Daler, F. M., Fabriksdirektor in Manetin (um 1820) 281
- Darwin, Charles Robert (1809—1882), engl. Biologe 439
- Delitsch, Prof. f. Geographie in Leipzig (1870) 403

- Derschatta von Standhalt geb. Dobrawa, Flora (* 1862) 363
- Derschatta von Standhalt geb. Fogolari zu Toldo, Irene 358
- Derschatta von Standhalt, Josef (1788—1876), k. k. General 358
- Derschatta von Standhalt, Josef (1824—1881), k. k. Hauptmann 358
- Derschatta von Standhalt, Julius (1852—1924), k. k. Eisenbahnminister (1906—1908) 358—363
- Derschatta von Standhalt, Wilhelm (1826—1878), k. k. Oberstleutnant 358
- Desfours, Graf, Glasfabrikant in Morchenstern (um 1820) 301
- Dessauer, Z., Prager Unternehmer (um 1800) 330
- Devenot, J. M., Tachauer Unternehmer (um 1725) 274
- Dick, Franz, Spitzenhändler in Platten (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Dienstleder, Aloys (1885—1946), Prof., Landeshauptmann von Steiermark (1933/34) 370
- Diepold III., Markgraf von Vohburg († 1146) 74 f.
- Diesbach, Johann, Prager Buchdrucker (18. Jh.) 292
- Diesbach, Josef, Prager Buchdrucker (18. Jh.) 292
- Dietrichstein-Proskau-Leslie, Franz von, Besitzer von Eisenwerken (um 1820) 315
- Doberauer, Georg, evang. Pfarrer in Buchholz (nach 1531) 149, 153
- Doberauer, Josua, evang. Pfarrer in Wolkenstein u. Glauchau (16. Jh.) 149, 153
- Dobisch, Johann von, Glasfabrikant in Marienheim (um 1820) 300
- Dörfler, Michael, Hersteller von Musikinstrumenten in Grasnitz (17. Jh.) 320
- Dollfuß, Engelbert (1892—1934), österr. Bundeskanzler (1932—1934) 369
- Donnerin, Susanne, Unternehmerin in Grulich (18. Jh.) 251
- Dormitzer, Leopold, Fabrikant in Hollschowitz (19. Jh.) 289
- Dorn, Christoph, Glashändler in Meistersdorf (18. Jh.) 297 Anm. 283
- Dresler, J., Glasfabrikant in Gablonz (um 1820) 300
- Dresser, Lorenz (1526—1595), Lehrer u. Geistlicher 164
- Dresser, Lorenz (ca. 1566—?), Geistlicher 164
- Dresser, Severin (1541—1594), Geistlicher 164
- Dröschel, Christian, Geistlicher (um 1620) 161
- Dröschel, Johann († 1607), Lehrer u. Geistlicher 170
- Dröschner, Georg, Uhrmacher in Kaaden (um 1800) 321
- Dubčanský, Johann, Ritter in Lileč (16. Jh.), religiöser Schriftsteller 139
- Dürrbeck, Johann († 1643), Geistlicher 161
- Durazin, Johann Baptist, Fabrikant in Smichow (18. Jh.) 266
- Dusl, Ignaz, böhm. Leinwandhändler (um 1800) 256
- Eberhard, Anastasius (1554—1617), Geistlicher 153
- Eberhard, Johann Baptista (1552—1585), evang. Geistlicher 153
- Eberhard, Kaspar (1523—1575), Prof. f. Theologie in Wittenberg 153
- Eberle, Direktor v. Neuschoß (18. Jh.) 249
- Eberle, Udalrich, Hersteller von Musikinstrumenten (um 1800) 320
- Eck, Johannes (1486—1543), kath. Theologe 131 f.
- Eckart von Hochheim (ca. 1260 — ca. 1328), dt. Mystiker 101
- Edelmuth, R. v., Fabrikant in Jakobsthal (18. Jh.) 266
- Efferer, Lorenz, Papierfabrikant in Prag (um 1790) 291
- Eger, Johann (ca. 1544—?), Geistlicher 153
- Egermann, Friedrich (1777—1864), Glasfabrikant 299, 301
- Egert, Anton, Spitzenhändler in Joachimsthal (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Egranus s. Wildenauer
- Ehring, Christoph, Geistlicher (16. Jh.) 151
- Eiben, Michael (1521—1602), evang. Geistlicher 155
- Eichmüller, Franz, Prager Industrieller (um 1780) 262, 288
- Eidam, Herzfeld, Tuchfabrikant in B.-Leipa (um 1800) 281
- Elbel, Franz, Fabrikant in B.-Leipa (um 1810) 266 f.
- Elling, Erhard, Geistlicher (16. Jh.) 151 f.
- Elsenwanger, Prager Buchdrucker (18. Jh.) 292
- Elster, Franz, Eisenfabrikant in Platz (19. Jh.) 317

- Elster, Johann, Drahtfabrikant in Christophhammer (19. Jh.) 317
- Ender, Johann, Geistlicher (um 1560) 171
- Enderlein, Elias († 1599), Geistlicher 153
- Endler, Glasfabrikant in Falkenau (um 1820) 301
- Endlicher, Franz, Papierfabrikant in Swetla (um 1780) 290
- Engel, Franz, Prager Industrieller (um 1770) 262
- Engelmann, Kaspar, Geistlicher (16. Jh.) 164
- Epstein, Israel, Prager Industrieller (19. Jh.) 266 f., 289
- Epstein, Moises, Lederfabrikant in Raudnitz (um 1830) 294
- Erasmus von Rotterdam, Desiderius (1466—1536), Humanist 131, 136 f., 142 f.
- Erben, Leinwandhändler in Hermanns- saife (18. Jh.) 250 Anm. 82
- Ergert, Franz, Baumwollfabrikant in Gabel (um 1820) 267
- Ernst von Pardubitz (1297—1364), Erzbischof von Prag (1344—1364) 101—104
- Erxleben, Christian Polykarp Friedrich (1765—1831), Pharmazeut, Chemiker u. Unternehmer 256 f., 265, 328
- Espinosa y Tello, José, span. Seeoffizier (um 1800) 442, 446
- Ettel, Gabriel, Papierfabrikant in Hohenelbe (um 1820) 291
- Faber, Anton, Geistlicher (um 1540) 170
- Faber, Johann (1559—1613), Lehrer u. Geistlicher 163
- Fabricius, Anton, Geistlicher (um 1560) 171
- Fabricius, Johann, Geistlicher (16. Jh.) 153, 159
- Falke, Ignaz, Leinwandhändler (um 1770) 249 f., 253
- Falkenhayn, Erich von (1861—1922), dt. General, preuß. Kriegsminister (1913—1915) 379
- Faltis, Johann (1796—1876), böhm. Textilindustrieller 257
- Feigl, Franz, Tischlerwarenfabrikant in Prag (nach 1800) 328
- Felgenhauer, Nikolaus († 1597), Lehrer u. Geistlicher 160
- Ferdinand I., Kaiser (1556—1564) 144, 151, 166
- Ferdinand III., Kaiser (1637—1657) 158, 180
- Fiala, Zuckerfabrikant in Časlau (19. Jh.) 326
- Fiedler, Leinwandhändler in Hartmannsdorf (18. Jh.) 250 Anm. 82
- Fiedler, Josef, Strohwarenfabrikant in Leitmeritz (um 1800) 330
- Fikentscher, Spiegelfabrikant in Redwitz (um 1800) 302
- Finger, Leinwandhändler in Arnau (18. Jh.) 250 Anm. 82, 253
- Finger, Johann, Leinenfabrikant in Hohenelbe (19. Jh.) 257
- Fink, Abraham, Spitzenhändler in Neudek (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Fischer, Ambrosius, Geistlicher (16. Jh.) 152
- Fischer, Christoph, Geistlicher (16. Jh.) 152
- Fischer, Clemens († 1594), Geistlicher 160 f.
- Fischer, Ludwig, Zuckerfabrikant in Žak (19. Jh.) 326
- Fischer, Martin, Steingutfabrikant in Pirkenhammer (nach 1810) 305
- Fischer, Paul, Spitzenhändler in Joachims- thal (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Fischer, Philipp, Spitzenhändler in Kupfer- berg (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Fischer, Samuel (1547—1609), Prof. f. evang. Theologie in Jena 152, 157
- Fischer, Theodor (1586—1663), Geistlicher 158
- Fleischer, Benedikt, Spitzenhändler in Neu- dek (18. Jh.) 250 Anm. 95
- Fleißig, Zinnwarenfabrikant in Prag (um 1800) 319
- Förstel, Johann Christoph, Geistlicher (um 1640) 167
- Förster, Werkmeister in Prag (um 1760) 259
- Förster, Caspar (1530—1583), Geistlicher 153
- Fontane, Theodor (1819—1898), dt. Dich- ter 453
- Franke, David († 1594), Geistlicher 153
- Franke, Joachim († 1599), Geistlicher 153
- Frankl, Prager Unternehmer (um 1800) 330
- Franz I., Kaiser (1745—1765) 246 f., 274
- Franz II., röm. Kaiser (1792—1804), als Franz I. Kaiser von Österreich (1804—1835) 304
- Franz Ferdinand, Erzherzog—Thronfolger (1863—1914) 355
- Franz Joseph I., Kaiser von Österreich (1848—1916) 390, 392, 412

- Franz von Eger, Kaplan in Schneeberg (um 1510) 148
- Franz, Joseph, Reichenberger Tuchmacher (18. Jh.) 278
- Fremmrich, Johann Baptist (um 1710), Tuchfabrikant 273
- Frenzel, Johann (1520—1582), Lehrer u. Geistlicher 159
- Frič, Josef Václav (1829—1890), tschech. Schriftsteller u. Politiker 336
- Fried (Paceus), Valentin, Geistlicher (16. Jh.) 163
- Friedjung, Heinrich (1851—1920), österr. Historiker u. Journalist 344, 383
- Friedrich I. Barbarossa, Kaiser (1152—1190) 75—80, 429, 434
- Friedrich II., Kaiser (1212—1250) 77—79
- Friedrich II. d. Große, König von Preußen (1740—1786) 274
- Friedrich IV. (von Rothenburg), Herzog von Schwaben (1152—1167) 75
- Friedrich, Pfalzgraf bei Rhein (um 1600) 181
- Friedrich (Friderici), Christoph († 1564), Geistlicher 153
- Frieß, Wiener Bankier (um 1780) 249, 325 f.
- Frischeisen, Georg (1483—?), Geistlicher 148
- Fritzsche, Gottfried, Eisenwarenfabrikant in Schönlinde (um 1800) 317, 330
- Fritzche, Cyriakus (1548—1610), Geistlicher 167
- Fritzche, Johann, Geistlicher (16. Jh.) 163
- Fröhlich, F. G., Leinenfabrikant in Warnsdorf (19. Jh.) 257
- Fuchs, Benedikt, Glasfabrikant in Fichtenbach (um 1820) 300
- Fuchs, Thomas, Papierfabrikant in Bischof-Teinitz (um 1780) 290
- Fügner, Heinrich (1822—1865), Vorstand d. Prager Sokol-Verbandes 345
- Fürgang, Andreas, Geistlicher (um 1560) 169
- Fürstenberg, Karl Egon Fürst von (1796—1854), österr. Staatsmann u. Industrieller 314, 316
- Fürstl, Rudolph, Unternehmer in Hostaun (19. Jh.) 328
- Fürth, Johann Georg, Papierfabrikant in Kauth (um 1780) 290
- Fürth, Wolf, Hutfabrikant in Strakonitz (um 1820) 284
- Gabler, Johann († 1613), Geistlicher 167, 169
- Gagern, Heinrich Frh. von (1799—1880), dt. Politiker, Präsident der Paulskirche 396
- Gallas, Johanna Emerentia Gräfin (um 1720) 259
- Gallas, Matthias Graf von (1584—1647), General 244
- Gallas, Philipp Josef Graf (um 1725) 259
- Garntner, Josef, Prager Klavierfabrikant (um 1820) 320
- Gautsch von Frankenthurn, Baron Paul (1851—1918), österr. Ministerpräsident 361, 412
- Gebert, Andreas, Spitzenhändler in Gottesgab (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Gehring, Georg (1584—?), Pfarrer (ab 1611) 156
- Georg von Poděbrad, König von Böhmen (1458—1471) 92, 126 f.
- Georg der Reiche, Herzog von Bayern-Landshut (1479—1503) 126
- Georg d. Fromme (* 1484), Markgraf von Brandenburg-Ansbach (1536—1543) 134, 138
- Gerber, Jakob (1538—?), Geistlicher 163
- Germine, Christoph, Pfarrer in Dittersbach (nach 1613) 169
- Gerstner, Franz Joseph Ritter von (1756—1832), Astronom, Ingenieur u. Mechaniker 313 f., 321
- Gerzabek, Prager Buchdrucker (18. Jh.) 292
- Gigas, Johann, Rektor (16. Jh.) 152
- Gil, Manuel, gelehrter span. Geistlicher (um 1800) 441
- Gil Taboado y Lemos, Francisco, Vizekönig in Lateinamerika (um 1795) 444
- Gilbert, Gregor (1568—?), Geistlicher 170
- Gilbert, Lazarus, Pfarrer in Sebastiansberg (um 1600) 170
- Glaser, Hans Georg, Leinwandhändler in Saskal 250 Anm. 82
- Glatt (Glattoz), Jeremias († 1612), Geistlicher 167
- Glöckner, Bonifacius, Geistlicher (um 1550) 171
- Godoy, Manuel de (1767—1851), span. Staatsmann 441 f.
- Görner, Glashändler in Meistersdorf (18. Jh.) 297 Anm. 283
- Görner, Anton, Hersteller von opt. Instrumenten in Bürgstein (19. Jh.) 320
- Görner, Paul (1524—1600), Lehrer u. Geistlicher 161

- Götzel, Wolfgang, evang. Pfarrer in Hohnstedt (1540—1554) 148
- Goldammer, Georg, Lehrer u. Geistlicher (16. Jh.) 162
- Goldberg, Jakob, Baumwollfabrikant in Turnau (um 1820) 267
- Goldner, Andreas, Mitverfasser eines Prager Strafgesetzbuches (1341) 85
- Goldschmied, Jakob, Prager Lederfabrikant (um 1830) 294
- Gotscher, Ignaz, Glasschleifer in Haida (um 1820) 300
- Gottfried, Martin, Pfarrer in Graslitz (ca. 1589—1621) 158
- Gottlas, Wenzel, Fabrikant (18. Jh.) 266
- Gottschald, Johann, Spitzenhändler in Neudek (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Graf(f), Franz, Fabrikant in B.-Leipa (um 1800) 265, 267
- Grasse, Johann, Geistlicher (16. Jh.) 149
- Gregor XI., Papst (1370—1378) 108 f.
- Gregor (Rehoř) „der Prager“ († 1474), Leiter der Brüdergemeinde 135
- Greif (Gryphius), Adam (ca. 1538—1572), Geistlicher 153
- Greiner, Louise, Porzellanfabrikantin (um 1800) 304
- Griesbach, Christoph (1548—?), Geistlicher 156
- Grimoard, Kardinal (14. Jh.) 110
- Grohe, Leinwandhändler in Neupecka (18. Jh.) 250 Anm. 82
- Groote, Geert (1340—1384), Prediger 94—101, 115—118, 121
- Grosch, Georg († 1633), Geistlicher 169 f.
- Groß, Christoph, Geistlicher (16. Jh.) 153
- Groß, Gustav (1856—1935), österr. Politiker 361
- Großer, Augustin (1587—1660), Geistlicher 169
- Grün, Dionys Ritter von (1819—1896), Prof. f. Geographie 412
- Grüner, Prager Kaufmann (um 1790) 291, 318
- Grüßmüller, Leinwandhändler in Braunau (18. Jh.) 250 Anm. 82
- Grund, Johann, Eisenfabrikant in Pürstein (19. Jh.) 317
- Günter, Glashändler in Haida (18. Jh.) 296 Anm. 283
- Günter, Johann, Spitzenhändler in Wiesenthal (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Günther, Josef, Drahtfabrikant in Johannisthal (19. Jh.) 317
- Günther, Michael († 1609), Geistlicher 160
- Günther, Nikolaus (ca. 1570—1628), Geistlicher 156
- Gürtler, Alfred (1875—1933), Univ.-Prof. u. Politiker 363—366
- Gürtler, Annemarie (* 1915) 363
- Gürtler geb. Miglitz, Irene (* 1890) 363
- Gürtler, Liselotte (* 1913) 363
- Gürtler, Magdalene (* 1921) 363
- Gürtler geb. Schwab, Maria (1848—1925) 363
- Gürtler, Raimund, Fabrikant in B.-Leipa (um 1810) 266 f.
- Gürtler, Wilhelm (1847—1912), Fabrikant in Deutsch-Gabel 363
- Güssfeldt, Paul (1840—?), dt. Afrikaforscher 404 f.
- Gulden, Johann, Pfarrer in Ruppertsgrün (1575) 155
- Gwinner, Arthur von, Direktor d. dt. Bank 377
- Haas, Wenzel, Schlaggenwalder Bergmeister (um 1810) 304, 307
- Haberditzl, Franz, Steingutfabrikant in Rabensgrün (um 1800) 303
- Habermann, Jeremias (1551—1626), Lehrer u. Geistlicher 157
- Habermann (Avenarius), Johann (1516—1590), evang. Theologe 165
- Hackel, Glashändler in Scheide (18. Jh.) 297 Anm. 283
- Haenke, Josef (1752—1830), Staatsbeamter 440, 446, 450 Anm. 24
- Haenke, Thaddaeus (1761—1817), Mediziner, Botaniker u. Forschungsreisender 437—455
- Hafenbrätl, Ignatz, Glasfabrikant bei Saar (um 1820) 301
- Haidinger, Eugen, Porzellanfabrikant in Elbogen (19. Jh.) 306 f.
- Haidinger, Rudolf, Porzellanfabrikant in Elbogen (19. Jh.) 306 f.
- Haie, Karl, Seidenfabrikant in Nixdorf (um 1790) 285
- Hammann, Josef, Industrieller in Deutsch-Gabel (um 1820) 267
- Hanke, Josef, Baumwollfabrikant in Schluckenau (um 1820) 267
- Hantschel, Wenzel, Hersteller von Stahlwaren in Zwickau (um 1800) 319
- Harnisch, Heinrich, Spitzenhändler in Weipert (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Harrach, Graf, böhm. Industrieller (18. Jh.) 248, 252, 284, 296—298
- Harrach, Josef Graf, Großgrundbesitzer u. Glasfabrikant (um 1820) 300 f.

- Hartmann, Leinwandhändler in Reichenau (18. Jh.) 250 Anm. 82
- Hartmann, Johann († 1584), Geistlicher 169
- Hasner, Leopold von Artha (1818—1891), österr. Nationalökonom u. Staatsmann 355
- Has(s)lacher, Benedikt, Steingutfabrikant in Alt-Rohlau (um 1820) 306 f.
- Hatzfeld, Karl Friedrich Anton Graf (1718—1793), Staatsmann 246
- Hauer, Franz Ritter von (1822—1899), Geologe 404
- Hauptig, J., Tuchfabrikant (um 1820) 281
- Hauptmann, Johann Michael, Prager Industrieller (um 1790) 262
- Hausmann, Nikolaus, Prediger (um 1520) 148
- Hawerlick, Papierfabrikant in Prag (um 1800) 292
- Hawlin, A., Geschirrfabrikant in Swojanow (19. Jh.) 307
- Haymerle, Franz Josef Frh. von (1850—1928), österr. Verwaltungsbeamter 375
- Hechelmüller, Geistlicher (um 1545) 156
- Hegel, Franz, Papierfabrikant in Pürstein (um 1780) 290
- Heger, Melchior († 1564), Geistlicher 149, 164
- Heidmann, Anton, Spitzenhändler in Joachimsthal (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Heidrich, Ambrosius, Geistlicher (16. Jh.) 167
- Heinal, Balthasar, Pfarrer in Leipzig (1568) 153
- Heinrich III., Kaiser (1039—1056) 74
- Heinrich IV., Kaiser (1056—1106) 72, 74
- Heinrich VI., Kaiser (1190—1197) 76
- Heinrich VIII., König von England (1509—1547) 132
- Heinrich von Gera, Vogt (um 1260) 434
- Heinrich Eger von Kalkar (ca. 1330—1408), Kartäuser 94 f.
- Heinrich von Langenstein († 1397), Prof. in Wien 94
- Heinrich von Oyta († 1397), Prof. f. Theologie 94
- Heinrich von Plauen, Vogt (um 1260) 434
- Heinrich von Weida, Vogt (um 1260) 434
- Heinz, Martin (1536—?), Geistlicher 161
- Helfert, Josef Alexander Frh. von (1820—1910), Jurist, Historiker, österr. Staatsmann 337
- Heller, Fabian, Glaspolierer in Scheuba (um 1820) 301
- Heller, Josef, Papierfabrikant in Altenberg (um 1800) 290, 292
- Heller, Wolf, Fabrikant in Turnau (um 1800) 265
- Hempel, Johann, Geistlicher (16. Jh.) 170
- Herbst, Anton, Baumwollfabrikant in Schönlinde (um 1820) 267
- Herbst, Eduard (1820—1892), österr. Staatsmann, Justizminister (1867) 355 f.
- Herbst, Paul, Geistlicher (um 1540) 149
- Herget, Anton, Spitzenhändler in Graslitz (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Hergott, Franz, Prager Industrieller (um 1790) 262 f., 288
- Hermann, Franz, Baumwollfabrikant in Johannesthal (um 1820) 266
- Herman(n), Nikolaus (1480—1561), Kantor, Musiker u. Dichter 144, 151
- Herold, Christoph (1617—?), evang. Geistlicher 158
- Herold, Michael (ca. 1535—?), Geistlicher 164
- Herrmann, Adam (1536—1606), Geistlicher 153
- Hertel, Johann († 1635), Geistlicher 165
- Hicke, Glashändler in Haida (18. Jh.) 297 Anm. 283
- Hieke, Glasschleifer in Haida (um 1820) 300
- Hieke, Johann Georg, Fabrikant in Peterswald (um 1790) 312, 318
- Hildebrand, Baron, Zuckerfabrikant in Blatna (19. Jh.) 327
- Hille, Elias, Zwirnfabrikant in Schönlinde (um 1750) 254, 257
- Hilmeyer, Balthasar († 1616), Geistlicher 161
- Hilmeyer, Christian († 1638), Geistlicher 161
- Hinkelmann, Johann, Spitzenfabrikant in Hohenelbe (um 1820) 258
- Hipmann, Joseph, Spitzenhändler in Wiesensthal (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Hirnhals, Prager Lederfabrikant (um 1800) 294
- Hirschel, Isaak, böhm. Fabrikant (um 1760) 286
- Hirschmann, Markus, Fabrikant in Munchengrätz (18. Jh.) 266
- Hitler, Adolf (1889—1945), dt. Reichskanzler (1933—1945) 370, 388 f.
- Hladik, Anton, Herrschaftsbesitzer in Gießhübel (um 1815) 305, 307
- Hlavsa, Johann († 1534), Kantor u. Primator 134

- Hochberg, Baron, Zuckerfabrikant in Hlubosch (19. Jh.) 327
- Hochstetter, Ferdinand von (1829—1890), Prof. f. Mineralogie u. Geologie 403 f.
- Höchenberg, August, Prager Buchdrucker (18. Jh.) 292
- Höchenberg, Thomas, Prager Buchdrucker (18. Jh.) 292
- Höcke, Friedrich, Steingutfabrikant in Pirkenhammer (um 1805) 305
- Höltzl, Bernard, Spitzenhändler in Weipert (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Hölzel, Glashändler in Haida (18. Jh.) 297 Anm. 283
- Hölzel, Franz Anton, Glashändler in Steinschönau (18. Jh.) 297 Anm. 283
- Höring, Bernhard, Papierfabrikant in Zahradka (um 1780) 290
- Hörnigk, Philipp Wilhelm von, Kaufmann (um 1720) 259
- Hofe, Johann von († 1600), Lehrer u. Geistlicher 157
- Hoffmann, Anton, Glasfabrikant in Erdreichthal (um 1820) 300
- Hoffmann, Josef, Glasmeister in Těchobus (um 1810) 299 f.
- Hofrichter, Karl, Papierfabrikant in Reichenau (um 1800) 291
- Hohenwart, Karl Sigmund Graf (1824—1899), österr. Staatsmann, Ministerpräsident (1871) 343
- Hol(l)feld, Christian, Leinwandhändler in Georgswalde (18. Jh.) 250 Anm. 82, 253
- Hollstein, Christoph, Baumwollfabrikant in Asch (um 1810) 266
- Hollub, Ignaz, Prager Industrieller (um 1780) 262, 288
- Holstein, Friedrich von (1837—1909), Diplomat 375
- Horn, Kaspar (1575—?), Geistlicher 163
- Horn, Uffo (1817—1860), Dichter u. Schriftsteller 337
- Hoyer, Fabrikant für Musikinstrumente in Schönbach (um 1830) 320
- Hoyer, Gregor (1484—1535), Geistlicher 148
- Hrab, Prager Buchdrucker (18. Jh.) 292
- Hruby, Starkenbacher Handelsherr (18. Jh.) 247, 250
- Hub, Franz, Spitzenhändler in Platten (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Huber, Wenzel, Lehrer u. Geistlicher (um 1600) 160
- Hubmaier, Balthasar († 1528), Wiedertäufer 139
- Hübel, Josef Emanuel, Prager Kaufmann u. Fabrikant (um 1800) 304 f., 307 f.
- Hübsch, J., Prager Bankier (18. Jh.) 273
- Hüllner, Maximilian, Zuckerfabrikant in Bukowan (19. Jh.) 327
- Hüttel, Joseph, Spitzenhändler in Graslitz (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Hugo von Trimberg (ca. 1230 — ca. 1313), mhd. didakt. Dichter 433
- Humboldt, Alexander Frh. von (1769—1859), dt. Naturforscher 437, 439, 442, 454 Anm. 30
- Hund, Johann d. Ä., Geistlicher († 1623) 153 f., 160
- Hund, Johann d. J. (1588—?), Geistlicher 154
- Hus, Johannes (ca. 1369—1415), böhm. Reformator 100, 131 f., 142
- Hutten-Czapski, Bogdan Graf, preuß. Politiker (um 1914) 378
- Imgraben (1490—?), Geistlicher 148
- Innozenz III., Papst (1198—1216) 115
- Innozenz VIII., Papst (1484—1492) 124
- Iserstein, Isaak, Fabrikant in Münchengrätz (18. Jh.) 266
- Jacquin, Nikolaus Joseph (1727—1817), Chemiker u. Botaniker 453
- Jagow, Gottlieb von (1863—1935), Diplomat 380—382, 386
- Jahn, Pfarrer in Platten (um 1620) 159
- Jakob, Organist in Prag (um 1520) 132
- Janke, Georg Anton, Glasschleifer in Haida (um 1820) 300
- Janke, Johann Georg, Glashändler in Haida (18. Jh.) 297 Anm. 283
- Jarosch, Josef, Stahlwarenfabrikant in Beraun (um 1800) 317, 319
- Jaubner, J. J., Tachauer Unternehmer (um 1725) 274
- Jenner, Johann, Prager Industrieller (um 1790) 262, 288
- Jerusalem, Fabrikant in Karolinenthal (um 1800) 265, 267, 289
- Jesser, Franz (1869—1954), sudetendt. Politiker 380
- Jirauschek, Lohgerber in Soběslau (um 1800) 294
- Johann, König von Böhmen (1310—1346) 85, 87, 101 f., 428, 430
- Johann Friedrich d. Großmüthige, Kurfürst von Sachsen (1532—1547) 166
- Johann IV. von Dražic, Bischof von Prag (1301—1343) 100 f.

- Johann von Dambach (1288—1372), Theologe u. Schriftsteller 101
- Johannes Klenkok († 1374), Theologe 108 f.
- Johannes von Leeuwen (ca. 1300—1377), Mystiker 94
- Johann von Neumarkt (1315—1380), Kanzler Kaiser Karls IV. 101
- Johannes von Schoonhoven (ca. 1356—1431), asket. Schriftsteller 94
- Johannes von Seelau (Jan ze Želiva) († 1422), hussit. Prediger 129
- Johannes, Pfarrer in Deutschbrod (um 1520) 131
- Joseph I., Kaiser (1705—1711) 430
- Joseph II., Kaiser (1765—1790) 55, 184, 263, 277, 283 f., 290, 296, 322, 325 f., 335
- Joß, Bernhard, Unternehmer in Josefsthal (um 1790) 263
- Josse, Emanuel, Fabrikant in Karolinenthal (um 1790) 263
- Judex, Katharina, Stahlwarenfabrikantin in Komotau (um 1800) 317
- Jungbauer, Gebr., Tuchfabrikanten in Goldenkron (um 1820) 281
- Junghans, Johann (1565—1641), Geistlicher 165
- Jungmann, Jan (1799—1872), tschech. Pädagoge 340
- Junker, Wilhelm (1840—1892), dt.-russ. Afrikaforscher 410
- Justinus, Johann, Fabrikant auf Schloß Teinitzel (18. Jh.) 286
- Kademann, Balthasar (1533—?), Lehrer u. Geistlicher 168
- Kadner, Heinrich, Mitverfasser eines Prager Gesetzbuches (1341) 85
- Kändler, Johannes (1500—?), Geistlicher 148 f.
- Kaiser, Adam (1590—?), Geistlicher 166
- Kaiser, Adam (1619—?), Geistlicher 166 f.
- Kaiser, Georg (1595—1667), Lehrer u. Geistlicher 166
- Kaiser, Martin, Oberamtmann in Neuwelt (um 1770) 297
- Kalbersberger, Tobias († 1608), Lehrer u. Geistlicher 166
- Kalle, Veit, evang. Geistlicher (16. Jh.) 159
- Kammerhöfer, Basilius, Geistlicher (um 1560) 171
- Karl I. der Große, Kaiser (768—814) 44, 48
- Karl IV., Kaiser (1346—1378) 39 f., 58, 73, 86—91, 94, 99—101, 103, 108—110, 113, 115 f., 146, 269 f., 430
- Karl V., Kaiser (1519—1556) 179
- Karl VI., Kaiser (1711—1740) 43
- Karl I. (1887—1922), Kaiser von Österreich u. König von Ungarn (1916—1918) 384
- Karl IV., König von Spanien (1788—1808) 441, 442 Anm. 9
- Karl I. (1476—1536), Herzog von Münsterberg 134
- Karlstadt s. Bodenstein, Andreas
- Kaspar, Julius († 1945), Oberbürgermeister von Graz (1938—1945) 370
- Kastner, Josef, Papierfabrikant in Kunnersdorf (um 1780) 290
- Kaunitz-Rietberg, Wenzel Anton Fürst (1711—1794), österr. Staatskanzler (1753—1792) 453 Anm. 28
- Kautzener, Johann († 1576), Lehrer u. Geistlicher 156
- Keil (Claviger), Ambrosius (1521—?), Geistlicher 155
- Keilwert, Anton, Spitzenhändler in Joachimsthal (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Keilwerth, Josef, Fabrikant in Graslitz (um 1800) 265
- Keller, Johann († 1560), Geistlicher 164
- Kempf, Lorenz († 1558), Geistlicher 163
- Kern, Prager Kaufmann (18. Jh.) 250 Anm. 82
- Keßler, Elias (gen. Sprengseisen), Wirtschaftsdirektor (um 1720) 259
- Keumal, Adam, Lehrer u. Geistlicher (um 1570) 170
- Kiesling, Aloys, Papierfabrikant in Hohenelbe (um 1805) 291
- Kiesling, Anton, Papierfabrikant in Lauterwasser (um 1820) 291
- Kiesling, Franz, Papierfabrikant in Langenau (um 1820) 291
- Kiesling, Gustav, Papierfabrikant in Hohenelbe (um 1820) 291
- Kiesling, Wilhelm, Papierfabrikant in Hohenelbe (um 1820) 291
- Killer, Samuel († 1611), Geistlicher 168
- Killian, Balthasar, Spitzenhändler in Neudek (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Kimmel, Josef (* 1897), österr. Gendarmerie-General 372
- Kindermann, Franz, Baumwollfabrikant in Schluckenau (um 1820) 267
- Kinsky, Franz Joseph Graf (1739—1805) 245

- Kinsky, Joseph Maximilian Graf (1705—1780) 248 f., 254 f., 259, 262 f., 287, 290, 301 f., 308, 320
- Kinsky, Philipp Graf (1700—1749) 248, 267, 274
- Kinzelberger, Karl, Fabrikant in Smichow (um 1820) 325
- Kirchbach, Paul (1550—1607), Geistlicher 159
- Kirchhof, Christian, Industrieller in Asch (um 1820) 267
- Kirchow, Johann, Fabrikant in Asch 264
- Kittel, Josef, Industrieller in Markersdorf (um 1820) 268
- Kittel, Melchior († 1639), Geistlicher 168
- Klaudianus, Nikolaus (um 1520), Arzt, Mitglied d. Brüdergemeinde 44, 135
- Klaus, Florian, Hersteller von Zinnknöpfen in Peterswalde (um 1800) 319
- Klebsberg, Graf, Unternehmer (um 1800) 309
- Kliegel, Wenzel, Verleger in Dux (um 1800) 282
- Klimt, Franz, Glaspolierer in Arnsdorf (um 1820) 301
- Klöber (Kleber), Georg († 1580), Lehrer u. Geistlicher 157 f.
- Klofáč, Václav Jaroslav (1868—?), tschech. Journalist u. Politiker 353
- Kloß (Closius), Abraham, Geistlicher (um 1590) 169
- Kloß, Adalbert, Zwirnfabrikant in Starckenbach (um 1790) 254
- Klotz, Michael, Geistlicher (bis 1535) 149, 160
- Kluge, Johann Adam, Leinenfabrikant in Oberaltstadt (19. Jh.) 257
- Knaute, Benedikt, Porzellanfabrikant in Gießhübel (19. Jh.) 305
- Knisch, Postmeister u. Zuckerfabrikant bei Kolin (19. Jh.) 327
- Knobloch, Gottfried, Appreteur (18. Jh.) 253
- Knöttinger, Peter, Unternehmer (um 1800) 304
- Koban, Ludwig (* 1881), Landesamtsdirektor von Steiermark 371
- Koch, Franz, Geistlicher (16. Jh.) 150
- Koch (Coccejus), Johann († 1601), Lehrer u. Geistlicher 163
- Koch, Paul, Pfarrer in Röhrsdorf (um 1530) 149, 157
- Kodweiß, Friedrich, Chemiker (um 1830) 327
- Köcher, Josef, Porzellanfabrikant in Klum (19. Jh.) 306
- Köchlin, Karl, Baumwollfabrikant in Jung-Bunzlau (19. Jh.) 268, 289
- Köhler, Matthäus († 1552), Geistlicher 149, 169
- Köhler, Wenzel, Baumwollfabrikant in Graslitz (um 1820) 267
- König, Johann Georg, Verleger (um 1800) 282
- König, Matthäus, Geistlicher (16. Jh.) 162
- Köppel (Cheppelius) Matthäus (1554—1599), Geistlicher 154
- Koerber, Ernest von (1850—1919), österr. Staatsmann 343, 349, 361
- Körbitzer, Wolfgang (1532—?), Geistlicher 164
- Körner, Theodor von (1873—1957), österr. Politiker, Bundespräsident (ab 1951) 372
- Kohlert, Joseph, Spitzenhändler in Graslitz (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Kolberg, Johann († 1585), Geistlicher 167
- Kolberg, Martin († 1628), Geistlicher 167
- Koldin, Paul Christian von, Verfasser d. Prager Gesetzbuches (1579) 84
- Koller, Franz, Spiegelfabrikant in Strobl (nach 1785) 302
- Kolowrat, Graf, Großgrundbesitzer u. Unternehmer (um 1790) 308
- Konrad III., dt. König (1138—1152) 75, 78
- Konrad von Soltau (14. Jh.), Prof. in Prag 95 Anm. 9
- Konradin (1252—1268), Herzog von Schwaben 80
- Koppelman, Prager Industrieller (um 1790) 263, 265, 289
- Kornbühler, Franz, Stadtrichter von Prag (1331—1335) 84
- Kornbühler, Konrad (= Konrad von Eger), Prager Ratsherr (1311—1317) 84
- Koß, Joseph, Starkenbacher Handelsherr (18. Jh.) 247, 250 Anm. 82
- Kossek, Josef (1780—1858), Mechaniker u. Künstler 321
- Kramář, Karel (1860—1937), tschech. Politiker, tschechoslowak. Ministerpräsident (1818/19) 349 f.
- Kranichfeld, Nikolaus (1566—1626), Geistlicher 165
- Krause, Glashändler in Parchen (18. Jh.) 297 Anm. 283
- Krauß, Wolfgang (1471—1537), Pfarrer von Schneeberg u. Domherr in Freiberg (ab 1534) 148
- Kreibich, Franz, Glaskugler in Manisch (um 1820) 301

- Kreibich, Franz Anton, Glasschleifer in Haida (um 1820) 300
- Kreidel, Franz Josef, Glasfabrikant in der Herrschaft Chlumetz (18. Jh.) 297, 300
- Kreitl, Johann, Eisenwarenfabrikant in Preßnitz (um 1800) 317
- Kretzschmar, Daniel (ca. 1537—1561), Geistlicher 156
- Kriegmann (1492—?), Geistlicher 148
- Kröckel, Metallwarenfabrikant in Prag (18. Jh.) 318
- Kroyer, Josef, Stahlwarenfabrikant in Klösterle (um 1800) 318
- Kudlich, Hans (1823—1917), sudetendt. Politiker 337
- Kübeck von Kübau, Karl Frh. (1780—1855), österr. Staatsmann 337
- Kücherl, Franz, Hersteller von Zinnknöpfen in Peterswalde (um 1800) 319
- Kühlmann, Richard von (1873—1948), dt. Diplomat 383, 386
- Kühn, Georg (1601—1673), Geistlicher 156
- Kühnel, Franz, Tuchfabrikant in B.-Leipa (um 1800) 281
- Kühnel, Karl, Tuchfabrikant in B.-Leipa (um 1800) 281
- Kühnel, Michael (1544—1613), Lehrer u. Geistlicher 160
- Kunerle, Karl, Prager Kaufmann (um 1795) 304
- Kunzmann, Christian, Spitzenhändler in Neudek (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Kupelwieser, Leopold (1796—1862), Historiker 414
- Lagarde, Paul Anton de (1827—1891), dt. Sprachforscher u. Kulturpolitiker 374
- Laing, Alexander Gordon (1793—1826), engl. Afrikaforscher 416
- Landa, Adalbert, Porzellanfabrikant in Klum (19. Jh.) 306
- Landerer, Christian, Mechaniker in Tropau (um 1800) 329
- Landrock, Christian Friedrich, Fabrikant in Graslitz (um 1810) 266 f.
- Lange, Josef Ignaz, Prager Kaufmann (um 1795) 304
- Langer, Anton, Spitzenhändler in Platten (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Langer, Lorenz, Baumwollfabrikant in Lindenau (um 1820) 267
- Langhammer, Josef, Baumwollfabrikant in Schwaderbach (um 1820) 267
- Lantay, Andrej, Volkswirtschaftler am ökon. Inst. d. slowak. Akad. d. Wiss. 456
- Lažansky, Prokop Graf von (1741—1804) 278, 281
- Ledebur, Freiherr von (um 1780) 322
- Lederer, Prager Fabrikant (um 1800) 289
- Lederer, Gebr., Lederfabrikanten in Pilsen (um 1830) 294
- Lehnert, Franz, Werkführer in Gießhübel (um 1825) 305
- Leibniz, Gottfried Wilhelm Frh. von (1646—1716), dt. Philosoph, Mathematiker, Physiker u. Diplomat 394
- Leitenberger, Franz Peter (1761—1825), Fabrikant 265, 267 f., 289
- Leitenberger, Hermann (1774—1843), Jurist u. Industrieller 255, 267
- Leitenberger, Ignaz (1764—1839), Fabrikant 265, 267 f., 289
- Leitenberger, Johann Josef (1730—1802), böhm. Industrieller 262 f., 265, 289
- Leitenberger, Josef (1760—?), Fabrikant in Wernstadt 267
- Leitenberger, Mansued (1777—1856), Fabrikant in Wernstadt 265
- Leitenberger, Thomas (1784—1806), Fabrikant 265
- Lenhart, Karl, Porzellanfabrikant in Prag (nach 1800) 304
- Lenz, Eugen (1859—1934), Buchhändler 415, 418
- Lenz, Heinrich Otto (1851—1936), Verlagsbuchhändler 418
- Lenz, Heinrich Wilhelm (1807—1876), Schuhmachermeister 401, 418
- Lenz, Oskar (1848—1925), Afrikaforscher u. Univ.-Prof. in Prag 400—418
- Lenz, Paula geb. Ridolfi (1855—1924) 410, 414 f., 418
- Lenz, Theodor Richard (1854—1943), Fabrikant 418
- Lenz, Walther (* 1892), Pfarrer 415, 418
- Leopold II., Kaiser (1790—1792) 326
- Levčík, Bedřich (* 1916), Fachökonom am tschech. ökon. Inst. d. Wiss. 456
- Levit, D. L., Lederfabrikant in Pilsen (um 1830) 294
- Lewy, Gebr., Prager Industrielle (um 1820) 325
- Liebig, Johann Frh. von (1802—1870), Tuchfabrikant in Reichenberg 282
- Liebisch, Johann, Darmsaitenhersteller in Prag (um 1800) 330
- Liebstein, Isaak, Tuchfabrikant in Polerskirchen (um 1800) 279

- Liechtenstein, Adolf Fürst (um 1770) 296
 Lilienborn, Josef Ritter von, Tuchfabrikant (um 1800) 280f.
 Linker, Freiherr von, Wollfabrikant auf Ronsperg (um 1790) 279
 Linné, Peter Josef (1789—1866), Gartengestalter 453
 Lipmann, Johann, Fabrikant in Prag (18. Jh.) 283, 289
 Lippert, Friederike geb. Greiner 304
 Lippert, Georg, Porzellanfabrikant in Schlaggenwald (um 1810) 304, 307
 List, Friedrich (1789—1846), Volkswirtschaftler u. Univ.-Prof. 381
 List (Lysthenius), Georg (1532—1596), evang. Geistlicher 158
 Lobkowitz, August Anton Joseph Fürst (1729—1803), kais. Gesandter 249
 Lobkowitz von Hassenstein, Bohuslaus (1462—1510) 123, 127f., 130, 140
 Lobkowitz, Johann Karl Fürst (1799—1878) 305
 Lochmann, Thomas, Geistlicher (um 1555) 165
 Löblich (Aenetius) († 1579), Geistlicher 168
 Löhner, Ludwig Edler von (1812—1852), Arzt u. österr. Politiker 352
 Löwe, Valentin (1572—1630), Geistlicher 157
 Löwenfeld, Leopold, Fabrikant in Lichtenstadt (um 1820) 289
 Löwl, Ferdinand, Edler von Lenkenthal (1856—1908), Geograph u. Univ.-Prof. 412
 Lohse, Peter († 1598), Geistlicher 164
 Longin, Mathäus, Kammacher u. Unternehmer in Prag (um 1800) 330
 Lorenz, Franz, Leinenfabrikant in Arnau (19. Jh.) 257
 Lorenz, Johann Georg, Baumwollfabrikant in Grünwald (um 1820) 267
 Lorenz, Martin, Lehrer u. Geistlicher (16. Jh.) 161
 Louda, Mathias († 1460), taborit. Hauptmann 135
 Loy (Eligius), Balthasar († 1546), Geistlicher 163
 Ludendorff, Erich (1865—1937), dt. General 383—385, 389
 Ludwig IV. der Bayer, dt. Kaiser (1314—1347) 85, 428
 Ludwig II., König von Ungarn u. Böhmen (1516—1526) 134, 138
 Ludwig II. der Strenge, Herzog von Bayern (1253—1294) 79, 82
 Ludwig, Anton, Leinwandhändler in Reichenberg (18. Jh.) 250 Anm. 82
 Lueger, Karl (1844—1910), österr. Politiker 344, 361
 Lukaš († 1529), Bischof der Brüdergemeinde (ab 1500) 135—138
 Lunet, Jean, Handschuhfabrikant in Prag (um 1790) 295
 Lupton, Afrikaforscher (19. Jh.) 410
 Luther, Martin (1483—1546), dt. Reformator 131—140, 142—144, 148, 151, 171, 417, 435
 Lux (Lukas), Elias (1622—1691), Lehrer u. Geistlicher 160
 Lyttich, Albert (1548—?), Lehrer u. Geistlicher 154
 Machold, Franz (1839—1906), Musiklehrer 367
 Machold geb. Stierbauer, Hilda (* 1900) 369
 Machold, Reinhard (1879—1961), steir. Landeshauptmann (1945) 367—372
 Machold geb. Kandler, Theresia (1844—1938) 367
 Mai, Josef, Zwirnfabrikant in Schönlinde (19. Jh.) 257
 Malaspina di Mulazzo, Alessandro (1754—1810), span. Kapitän 437, 441—443, 446, 449, 454 Anm. 30
 Marchet, Gustav (1846—1918), österr. Politiker 361
 Marggraf, Berliner Apotheker (um 1750) 326
 Margolt, Paul, Papierfabrikant in Trautenau (um 1780) 290
 Maria Luise (1791—1847), Kaiserin, Gemahlin Napoleons I. 441f.
 Maria Theresia, Königin v. Ungarn u. Böhmen (1740—1780), Gemahlin Kaiser Franz' I. 184, 235, 247, 249, 253, 260, 277, 283, 285, 287, 290, 295f., 310, 318, 322, 335, 453 Anm. 28
 Marquart, Andreas († 1583), Lehrer u. Geistlicher 154
 Marsilius von Inghen (ca. 1330—1396), scholast. Philosoph u. Theologe 94
 Martinitz, Adolf Bernhard Graf (1680—1735) 273
 Martius, Karl Friedrich Philipp von (1794—1868), Naturforscher u. Ethnograph 438, 443 Anm. 12
 Masaryk, Thomas Garrigue (1850—1937), tschech. Staatspräsident 385f.
 Maschel, Matthias, Pfarrer in Breitenau/Erzgeb. (nach 1556) 149

- Mattausch, Franz Karl, Industrieller (um 1800) 265
- Matthäus, Georg, Geistlicher (um 1610) 170
- Matthesius, Christoph, Geistlicher (um 1570) 165
- Matthesius, Johannes (1504—1565), luth. Theologe 142—145, 150 f.
- Matthesius, Johann, Diakonus in Bad Lausick (1590—1627) 151 Anm. 21
- Matthesius, Johannes (1574—?), Geistlicher 165
- Matthesius, Paul (1548—1584), Univ.-Prof. in Leipzig 151 Anm. 21
- Matthias I. Corvinus, König von Ungarn (1458—1490) 124
- Matthias von Arras († 1352), Prager Dombaumeister 101 f.
- Matthias von Janov (1350/55—1394), Prager Kanonikus 106, 109—111, 114, 115 Anm. 109, 120, 122
- Matthias aus Kunwald (1440—1500), Bischof d. Brüdergemeinde 135
- May, Fabrikant in Bürgstein (18. Jh.) 289
- Mayer, Franz Josef, Steingutfabrikant in Tannawa (19. Jh.) 306 f.
- Mayer, Friedrich, Prager Industrieller (19. Jh.) 268
- Mayer, Ignaz, Textilindustrieller in Graslitz (um 1800) 264
- Mayer, Johann, Glasfabrikant in Kaltenbach (um 1820) 301
- Mayer, Josef, Glasfabrikant in Winterberg (um 1820) 301
- Meintzberg, Joseph, Leinwandhändler in Schönlinde (18. Jh.) 250 Anm. 82
- Meißner, Alfred (* 1871), tschech. Rechtsanwalt u. soz.-dem. Politiker 353
- Melanchthon, Philipp (1497—1560), dt. Humanist u. Reformator 139, 143—145, 151 f.
- Melzer, Porzellanfabrikant in Klösterle (19. Jh.) 307
- Menzel, Lukas, Geistlicher (um 1560) 167 f.
- Merbitz (Merwitz), Jakob, Geistlicher (16. Jh.) 167
- Merschauer, Martin, Geistlicher (16. Jh.) 149, 155
- Merten, Geistlicher (16. Jh.) 167
- Metternich, Klemens Lothar Wenzel Fürst von (1773—1859), österr. Außenminister (1809), Staatskanzler (1821—1848) 395
- Metzler, Johann, evang. Pfarrer in Katharinaberg (um 1600) 160
- Meyer, Glasmeister in der Herrschaft Gratzen (18. Jh.) 297
- Meyerpeck, Zwickauer Buchdrucker (um 1550) 154
- Michael, Johann († 1588), Geistlicher 156
- Michaelis, Georg (1565—1599), Geistlicher 169
- Michel, Franz Josef, Baumwollfabrikant in B.-Leipa (um 1820) 267
- Michel, Hans Georg, Leinwandhändler in Warnsdorf (18. Jh.) 250 Anm. 82
- Mießl, Franz, Steingutfabrikant in Unter-Chodau (19. Jh.) 306 f.
- Miglitz, Eduard (1866—1929), Sanitätsrat 363
- Mikan, Josef Gottfried (1743—1813), Prof. f. Naturwissenschaften 453
- Miklas, Wilhelm (1872—1956), österr. Politiker, Bundespräsident (1928—1938) 366
- Mildner (Müldner, Wildner), Johann († 1642), Geistlicher 167
- Milíč von Kremsier, Jan († 1374), tschech. Theologe u. Schriftsteller 100, 106—118, 120—122
- Mischler, Ernst (1857—1912), Prof. f. Statistik 363
- Mitscherling, Friedrich, Papierfabrikant in Prag (um 1800) 292
- Mittenberger, Prager Lederfabrikant (um 1800) 294
- Modráček, František (1871—1960), tschech. soz.-dem. Politiker 353
- Mont, Pol de (1857—1931), fläm. Schriftsteller 375
- Moritz, Herzog u. Kurfürst von Sachsen (1541/47—1553) 179
- Morzin, Rudolf Graf (1752—1817), Unternehmer 252, 266
- Mosbauer, Johann, Glasfabrikant in Althütten (um 1820) 300
- Mosburg, Glasfabrikant in Leopoldshammer (um 1820) 300, 303
- Moser, Wolfgang, Stahlwarenfabrikant in Brennpfortschen (um 1800) 317
- Mühlberg, Heinrich Ernst, sächs. Porzellanfabrikant (um 1800) 305
- Mülker, Joseph, Spitzenhändler in Weipert (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Müller, Adalbert, Spitzenhändler in Graslitz (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Müller, E. A., Spielwarenfabrikant in Oberleutensdorf (um 1835) 329
- Müller, Franz, Fabrikant in Rumburg 264, 266
- Müller, Friedrich, relig. Reformator (um 1450) 142

- Müller, Gottfried, Reichenberger Tuchmacher (um 1800) 278, 280
- Müller (Moller), Mathäus († 1600), Geistlicher 170
- Münster, Sebastian (1489—1552), Geograph u. reform. Prediger 131
- Mün(t)zer, Thomas (1489/90—1525), dt. Reformator u. Revolutionär 133, 151
- Münzberg, A., Fabrikant (um 1820) 266
- Münzberg, Lorenz, Fabrikant in Schönlinde (um 1790) 263
- Münzel, Gottlob, Eisenwarenfabrikant in Schönlinde (um 1800) 317
- Münzel, Josef, Eisenwarenfabrikant in Schönlinde (um 1800) 317
- Munzinger-Pascha, Werner (1832—1875), schweiz. Afrikaforscher 417
- Náchodsky, Rosa, Unternehmerin in Kbel (19. Jh.) 326
- Nachtigal, Gustav (1834—1885), dt. Afrikaforscher 404, 418
- Nachtmann, Josef, Glasfabrikant in Czekow (um 1820) 299
- Napoleon I. Buonaparte, Kaiser der Franzosen (1804—1815) 442
- Naumann, Friedrich (1860—1919), dt. Sozialpolitiker u. evang. Theologe 381—384, 388, 398
- Naumann, Melchior, Kantor in Schneeberg (16. Jh.) 150
- Naumann, Michael, Prof. in Jena (um 1600) 150
- Nedoma, Franz, Unternehmer in Hohenbruck (19. Jh.) 328
- Née, Louis (18. Jh.), Naturwissenschaftler 445 Anm. 13
- Neffzern, Konrad Baron von (18. Jh.), Unternehmer 260, 275
- Nennel, Cameral-Schichtmeister in Schmiedeberg (um 1800) 292
- Neubert, Johann, Spitzenhändler in Sebastiansberg (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Neubert, Wenzel, Spitzenhändler in Sebastiansberg (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Neudeck, K., Zuckerfabrikant in Prag (19. Jh.) 326
- Niederle, Leinwandhändler in Neupecka 250 Anm. 82
- Niemetz, Johann, Prager Goldschmied (18. Jh.) 318
- Nittinger, Hofrat (um 1830) 314
- Nitzsche, Peter († 1577), Geistlicher 157
- Nonne, Christian, Porzellanfabrikant in Klösterle (um 1800) 304 f.
- Nostitz, Graf, Großgrundbesitzer u. Industrieller (um 1820) 310, 315
- Nowotny, August, Steingutfabrikant in Alt-Rohlau (19. Jh.) 306
- Nucelius, Georg, Pfarrer in Schlaggenwald (nach 1603) 157
- Oberhammer, Eugen (1859—1944), Geograph 415
- Öttingen-Wallerstein, Friedrich Fürst (19. Jh.) 327
- Oltzscha (Olza), Kaspar († 1634), Geistlicher 165
- Opel (Apel), Mathäus, Lehrer u. Geistlicher (16. Jh.) 159
- Opitz, Martin († 1581), Geistlicher 167
- Oppelt, Anton Johann (1789—1864), Gutsbesitzer u. Industrieller 327
- d'Oresme, Nikolas (1320—1382), französ. Mathematiker, Philosoph u. Nationalökonom 94
- Orozco, Sebastiana, Lebensgefährtin Thaddaeus Haenkes 451
- Ossendorfer, Franz, Papierfabrikant in Komotau (um 1780) 290
- Ossendorfer, Josef, Papierfabrikant in Ronsperg (um 1780) 290
- Otnant, Ministeriale Heinrichs IV. 74
- Pachner von Eggenstorf, Johann Georg, Papierfabrikant in Krumau (um 1800) 290, 292
- Pachta, Franz Graf († 1786), böhm. Industrieller 262, 284
- Pagl, Stadtkämmerer von Graz (1838—1945) 370
- Palacký, František (1798—1876), tschech. Historiker u. Politiker 336 f., 339—342
- Palm, Franz J., Stahlwarenfabrikant in Klösterle (um 1800) 318
- Palme, Anton, Glashändler in Steinschönau (18. Jh.) 297 Anm. 283
- Palme, Christoph, Glashändler in Parchen (18. Jh.) 297 Anm. 283
- Palme, Franz, Glashändler in Parchen (18. Jh.) 297 Anm. 283
- Palme, Johann Georg, Glashändler in Steinschönau (18. Jh.) 297 Anm. 283
- Palme, Joseph, Leinwandhändler in Warnsdorf (18. Jh.) 250 Anm. 82, 264
- Palmerston, Henry John Temple (1784—1865), engl. Staatsmann 394
- Parler, Peter (1330—1399), dt. Baumeister u. Bildhauer 102

- Partsch, Joseph (1851—1925), dt. Geograph u. Univ.-Prof. 401
- Pašek, Johann († 1533), Demagoge u. Primator d. Prager Altstadt 134
- Pattai, Robert, sudetendt. Politiker (um 1880) 344
- Paul, Hans (1872—1948), Prof., steir. Landeshauptmann (1927/28) 366
- Paulus, Johann Georg, Steingutfabrikant in Schlaggenwald (um 1795) 303 f.
- Pecka, Josef Boleslav (1849—1896), tschech. soz.-dem. Politiker 352
- Pergelstein, Markus, Tuchfabrikant in Pollerskirchen (um 1790) 279
- Perl, Tuchfabrikant in Heraletz (um 1790) 276
- Pernerstorfer, Engelbert (1850—1918), österr. Politiker u. Schriftsteller 344
- Petrarca, Francesco (1304—1374), Dichter u. Humanist 113
- Pfündel, Martin († 1591), Lehrer u. Geistlicher 157
- Philipp von Schwaben, dt. König (1198—1208) 79
- Philipp, Josef, Eisenwarenfabrikant in Schönlinde (um 1800) 317
- Philippi, Prof. in Santiago (um 1870) 403
- Pineda, Antonio (18. Jh.), Naturwissenschaftler 445 Anm. 13
- Pisensis, Wenzel, Humanist (um 1500) 130
- Plaschke, Peter, Kaplan in Krumau (um 1800) 330
- Plateanus, Petrus († 1551), Lehrer u. Geistlicher, Univ.-Prof. in Marburg 154
- Plauener, Hans, Mitverfasser eines Prager Strafgesetzbuches (1341) 85
- Plauener Mathias (= Matthias von Eger), Ratsherr in Prag (1311) 84
- Plener, Ignaz von (1810—1908), österr. Staatsmann, Finanzminister (1860—1865) 356
- Podskalsky, Andreas, Aussiger Ratsherr (um 1500) 129
- Poduška, Johann, Pfarrer in Prag (um 1520) 132
- Podzimek, tschech. Leinwandhändler (18. Jh.) 250
- Pöppig, Eduard Friedrich (1797—1868), dt. Naturforscher 404
- Pötzsch (Pez, Gregor Beza), Geistlicher (16. Jh.) 152
- Pogge, Paul (1839—1884), dt. Afrikaforscher 404
- Pohner, Thaddäus, Spitzenhändler in Neudek (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Polant, Nikolaus († 1611), Geistlicher 165
- Polant, Viktorin († 1635), Geistlicher 165
- Polko, Elise (1822—1899), dt. Schriftstellerin 404
- Pollak, Rachel, Lederfabrikant in Raudnitz (um 1830) 294
- Polz, Michael, Stahlwarenhersteller in Karlsbad (um 1800) 318
- Polz, Philipp, Stahlwarenhersteller in Karlsbad (um 1800) 318
- Popel, Thomas (1497—1573), Lehrer u. Komponist 150
- Poper, Joachim, jüd. Landesprimator (um 1800) 322, 330
- Porges, Prager Industrieller (um 1800) 263, 265 f., 289
- Pöfbert, Johann, Baumwollfabrikant in Grulich (um 1820) 267
- Prade, Heinrich (1853—1927), österr. Politiker 362
- Pražák, Alois Frh. von (1820—1901), österr. Politiker 359
- Preisler, Glashändler in Haida (18. Jh.) 297 Anm. 283
- Preisler, Oktavian, Glashändler in Blotendorf (18. Jh.) 297 Anm. 283
- Preißger, Gottfried, Industrieller in Schönlinde (um 1820) 268, 283
- Preißger, J. C., Unternehmer in Schönlinde (um 1800) 329
- Přemysl Ottokar II., König von Böhmen (1253—1278) 82 f.
- Přibram, Aaron, Fabrikant in Karolinenthal (um 1800) 263, 265, 267, 289
- Přihoda, Christian, Papierfabrikant in Roth-Rečitz (um 1780) 290
- Prochaska, Johann, Werkmeister in Prag (um 1790) 285
- Prohaska, Karl, Buchdrucker in Teschen (um 1900) 367
- Prohaska, M., Prager Industrieller (nach 1820) 324
- Prusch, Prager Buchdrucker (18. Jh.) 292
- Pucher, Josef, Fabrikant in Münchengrätz (18. Jh.) 266
- Püschner, Metallwarenfabrikant in Tissa (um 1800) 319
- Püssl, Andreas, Papierfabrikant in Rokytitz (um 1780) 290
- Puyrredón, Martin de (1776—1850), argent. General 451
- Raab, Julius (1891—1964), österr. Staatsmann, Bundeskanzler (ab 1953) 372

- Rabenstein, Wenzel, Papierfabrikant in Sosau (um 1800) 292
- Racsutsky, Baronin, Unternehmerin (19. Jh.) 326
- Radewijns, Florens (1350—1400), Begründer d. Brüder d. gemeinsamen Lebens 96, 115
- Ramagnola, Sebastian, Prager Unternehmer (um 1820) 325
- Rank, Josef (1816—1896), Dichter u. Schriftsteller 340
- Rappolt, Wolfgang, Verf. einer prot. Kirchenordnung (1522) 139
- Rarisch (Rarisius), Andreas († 1610), Geistlicher 162
- Rasch, Fabrikant in Bürgstein (um 1800) 289
- Rathenau, Walther (1867—1922), dt. Staatsmann, Außenminister (1922) 377
- Rautenstrauch, Glasschleifer in Haida (um 1820) 300
- Rebentrost, Geistlicher in Platten (um 1620) 159
- Redern, Friedrich von, böhm. Adeliger (um 1580) 269
- Redern, Katharina von († 1617), Gutsbesitzerin 244
- Redern, Melchior von (1555—1600), k. k. Feldmarschall u. Gutsbesitzer 243
- Regensburger, Niklas, Stadtrichter in Prag (1316—1329) 85
- Regensburger, Wölfel, Prager Bürger (14. Jh.) 85
- Reibolt, Bartholomäus (ca. 1521—1584), Geistlicher 154f.
- Reichenbach, Christof, Steingutfabrikant in Pirkenhammer (nach 1810) 305, 307
- Reichenbach, Konrad, Geistlicher (16. Jh.) 159
- Reiff, Johann, Mechaniker in Reichenberg (18. Jh.) 255
- Reinhardt, Gregor († 1571), Geistlicher 168
- Reinhold, Balhasar († 1614), Geistlicher 155
- Reiser, Friedrich (1402—1458), Wanderprediger u. Waldenserbischof 142
- Renner, Karl (1870—1950), österr. Staatsmann, Bundespräsident (ab 1945) 351, 364, 372
- Reumann, Georg Paulus, Steingutfabrikant in Schlaggenwald (um 1795) 303
- Rhaesus (Resus), Georg († 1623), Geistlicher 165
- Richard von Cornwall (1257—1272), dt. König 82
- Richelieu, Armand Jean du Plessis, Herzog von (1585—1642), französ. Kardinal u. Staatsmann
- Richter, Fabrikant in Königssaal (um 1820) 324
- Richter (Prätorius), Andreas, Geistlicher (16. Jh.) 152
- Richter, Anton (1782—1846), böhm. Großindustrieller 267
- Richter, Georg († um 1555), Lehrer u. Geistlicher 168
- Richter, Johann, Geistlicher (16. Jh.) 159
- Richter, Johann, Leinenfabrikant in Warnsdorf (19. Jh.) 257
- Richter, Josef, Industrieller (um 1800) 265, 290
- Richter, Martin, Geistlicher (16. Jh.) 149
- Richthofen, Ferdinand Frh. von (1833—1905), dt. Geograph, Geologe u. Chinaforscher 407
- Ridler, Johann Wilhelm (1772—1834), Univ.-Bibliothekar in Wien 440
- Riedel, Fabrikant in Graslitz 264
- Riedel, Anton, Glasfabrikant in Neuwiese (um 1820) 300
- Riedel, Franz, Glasfabrikant in Wilhelmshöhe (um 1830) 299
- Riedel, Johann Leopold (1726—1794), Glasfabrikant 296
- Riedl, Joseph, Spitzenhändler in Graslitz (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Rieger, František Ladislav (1818—1903), tschech. Politiker 337, 340
- Ringhoffer, Franz († 1827), Kupferschmied in Smichow 321
- Rintelen, Anton (1876—1946), österr. Politiker u. Jurist 366, 369
- Rischawi, tschech. Leinwandhändler (18. Jh.) 250
- Ritschl, Franz, Papierfabrikant in Bensen (um 1820) 292
- Ritter, Anton, Zuckerfabrikant in Königssaal (19. Jh.) 326
- Röhrs, Friedrich, Tischlerwarenfabrikant in Prag (um 1800) 328
- Römheld, Ferdinand, Reichenberger Tuchmacher u. Fabrikant (um 1800) 279—281
- Römisch, Franz, Steingutfabrikant in Schumburg (19. Jh.) 307
- Römisch, Josef, Porzellanfabrikant in Klum (um 1820) 306
- Rösler, Ignaz, Edler von Ehrenstahl, Stahlwarenfabrikant in Nixdorf (um 1800) 316—320

- Rösler, Johann, Eisenfabrikant in Wolf-
berg (19. Jh.) 317
- Rösler, K., Leinenfabrikant in Georgs-
walde (19. Jh.) 257
- Roh (Horn), Johann († 1547), Bischof u.
Organisator d. Brüdergemeinde 136, 138
- Rosengart, Prager Seidenzeugmacher
(18. Jh.) 285
- Rosenmüller, Prager Buchdrucker (18. Jh.)
292
- Rosenwirth, Alois, Sicherheitsdirektor von
Steiermark (1945) 370 f.
- Rossa, L. A., Fabrikant in Karolinenthal
(nach 1820) 324
- Roßmeusel, Mathias, Pfarrer in Dorn-
reichenbach (nach 1621) 157
- Roth, Stephan, Humanist u. Rektor in
St. Joachimsthal (1521) 152 Anm. 28
- Rothe, Egidius, Geistlicher (um 1620)
170
- Rottenhan, Graf, Industrieller (18. Jh.)
263—266, 288
- Roušar, Josef (1868—1906), tschech. Jour-
nalist u. Politiker 352
- Rousseau, Jean-Jacques (1712—1778),
französ.-schweizer. Schriftsteller, Kul-
turkritiker u. Philosoph 453 f.
- Rozdalovsky, Wenzel, Probst am Prager
Karls-Kolleg (um 1520) 132
- Rožmítal, Lev von, Prager Aufständischer
(um 1520) 134
- Rudolf I. von Habsburg, Kaiser (1273—
1291) 81 f., 428
- Rudolf IV. der Stifter (1339—1365), Her-
zog von Österreich 104
- Rudolf von Enteren (14. Jh.) 94
- Rückl, Engelbert, Bürgermeister von Graz
(1945) 370
- Rüdinger, Gottfried, Geistlicher (um 1600)
163
- Runge, Anton, Leinenfabrikant in Neu-
franzenthal (um 1820) 289
- Ruprecht I., Kurfürst von der Pfalz (1353—
1390) 430 Anm. 11
- Ruprecht, Franz, Hersteller von Zinn-
knöpfen in Peterswalde (um 1800) 319
- Ruprecht, Josef, Schnallenmacher in Pe-
terswalde (um 1800) 319
- Ruprecht, Wolfgang (1522—?), Geistlicher
165
- Ržebitschek, Uhrenfabrikant in Josefstadt
(um 1820) 321
- Sabina, Karel (1821—1877), tschech.
Schriftsteller u. Publizist 336
- Sänger, Franz Anton, Prager Industrieller
(um 1770) 262, 288
- Sättler, Jakob († 1657), Geistlicher 162
- Sailer, Joseph, Leinenhändler in Georgen-
thal (18. Jh.) 250 Anm. 82
- Salm, Bernard, Tuchfabrikant in Hera-
letz (um 1820) 281
- Salm, Christian, Leinwandhändler in Ge-
orgswalde (18. Jh.) 250 Anm. 82, 253
- Salm-Reifferscheid, Franz W. Graf (18. Jh.),
Großgrundbesitzer u. Industrieller 259,
262
- Salomon, Anton (1717—1793), Industriel-
ler 249 f., 253, 266
- Sanz, Francisco Paula, Intendant d. span.
Kolonialregierung in Lateinamerika (um
1800) 444
- Sattler, Wilhelm, Fabrikant in Smichow
(um 1820) 325
- Sattmacher, Franz, Hersteller von Zinn-
knöpfen in Peterswalde (um 1800) 319
- Sattmacher, Josef, Hersteller von Zinn-
knöpfen in Peterswalde (um 1800) 319
- Sauer, Leopold, Mechaniker in Prag (um
1820) 255
- Saussure, Horace Bénédict de (1740—
1799), schweiz. Naurforscher 453
- Say, Maschinenfabrikant in Danbrowitz
(um 1800) 329
- Schadek, Leinwandhändler in Neupecka
(18. Jh.) 250 Anm. 82
- Schärf, Adolf (1890—1965), österr. Staats-
mann 372
- Schaffgotsch, Graf, Tuchfabrikant (um
1800) 279
- Schaller, Ch., Prager Bürger (18. Jh.) 273
- Schaller, Wolf (um 1500), Gründer Plat-
tens 179
- Scheffel, Johann, Papierfabrikant in Rei-
chenau (um 1800) 292
- Scherer, Ferdinand, Tuchfabrikant in Neu-
hof (um 1820) 281
- Schicht, Glashändler in Haida (18. Jh.)
297 Anm. 283
- Schicht, Anton, Industrieller in Zwickau
(um 1820) 268
- Schick, Prager Fabrikant (19. Jh.) 289
- Schiffer, Eugen, demokr. Politiker (um
1915) 387
- Schilling, Leonhard (1539—?), Lehrer u.
Geistlicher 169
- Schimke, Josef Ernst, Baumwollfabrikant
in Lindenau (um 1820) 267
- Schlechta, Peter August, Leinwandfabri-
kant in Lomnitz (nach 1808) 257

Schlegel, Josef, Baumwollfabrikant in Lindenau (um 1820) 267
 Schlegel, Joseph, Glashändler in Langenau (18. Jh.) 297 Anm. 283
 Schlick, Heinrich Graf (um 1520), böhm. Adeliger 140
 Schlick, Johann Bernard, Nagelfabrikant in Saaz (um 1830) 316
 Schlick, Moritz Graf (1524—1578), böhm. Adeliger 142
 Schlick, Sebastian Graf (um 1520), böhm. Adeliger 132, 139 f.
 Schlick, Stephan Graf (1487—1516), böhm. Adeliger 140
 Schlick, Wolf Graf (um 1520), böhm. Adeliger 140
 Schlosser, Josef, Eisenwarenfabrikant in Hořowitz (um 1800) 319
 Schlums, Leinwandhändler in Braunau (18. Jh.) 250 Anm. 82
 Schmatzner, Wolfgang, Pfarrer in Platten (1541—1563) 159
 Schmerling, Anton Ritter von (1805—1893), österr. Staatsmann 337
 Schmidl, Adalbert, Spitzenhändler in Weipert (18. Jh.) 254 Anm. 95
 Schmidl, Ferdinand, Spitzenhändler in Weipert (18. Jh.) 254 Anm. 95
 Schmidl, Johann, Spitzenhändler in Platten (18. Jh.) 254 Anm. 95
 Schmidt, Constantin, Metallwarenhändler in Prag (18. Jh.) 318
 Schmidt, Franz, Landwirtschaftslehrer in Prag (um 1810) 326
 Schmidt, J. M., Tuchfabrikant in Neugedein (um 1770) 276, 281 f.
 Schmidt, Jakob (ca. 1520—?), Geistlicher 164
 Schmidt, Paul, Geistlicher (um 1585) 171
 Schmidtgräbner, J. W., Tuchfabrikant in Reschohlau (um 1730) 274
 Schmiedel, Samuel, Geistlicher (nach 1600) 170
 Schmiedl, Ernest, Spitzenhändler in Platten (18. Jh.) 254 Anm. 95
 Schmiedt, Joseph, Spitzenhändler in Wiesenenthal (18. Jh.) 254 Anm. 95
 Schneider, Franz, Spitzenhändler in Neudek (18. Jh.) 254 Anm. 95
 Schneider, Johann, Pfarrer in Friedersdorf (nach 1546) 167
 Schneider, Johann Georg, Glashändler in Falkenau (18. Jh.) 297 Anm. 283
 Schneider, Karl (* 1879), Prof. f. Geographie 413

Schneider, Matthias († 1560), Lehrer 155
 Schneider, Melchior († 1587), Geistlicher 163
 Schober, Johann (1874—1932), österr. Bundeskanzler (1922, 1929/30) 364
 Schöfel, Joseph, Unternehmer in Reichenau (um 1790) 291
 Schön, Michael, Spitzenhändler in Platten (18. Jh.) 254 Anm. 95
 Schönauf, Johann Ritter von (1753—1821), Industrieller 305, 307
 Schönbach, Anton, Hersteller von Zinnknöpfen in Peterswalde (um 1800) 319
 Schönbach, Stephan, Geistlicher (16. Jh.) 152
 Schönerberg, Heinrich von (um 1600), böhm. Adeliger 164
 Schönborn, Graf, Großgrundbesitzer u. Unternehmer (um 1800) 308
 Schönburg, Georg von (um 1650), böhm. Adeliger 158
 Schönerer, Georg Ritter von (1842—1921), österr. Politiker 343 f.
 Schönfeld, Ferdinand Edler von, Papierfabrikant in Prag (um 1800) 290, 292 f., 321
 Schönfelder, Färber in Prag (um 1820) 289
 Schöpf, Martin, Tuchfabrikant in Redwitz (um 1775) 275
 Scholtz, Leinwandhändler in Braunau (18. Jh.) 250 Anm. 82
 Scholze, Benedict, Glaspolierer in Parchen (um 1820) 301
 Scholze, Friedrich, Leinwandhändler in Reichenberg (18. Jh.) 250 Anm. 82
 Scholze, Wenzel, Glaskugler in Parchen (um 1820) 301
 Schongauer, Martin († 1488), Maler u. Kupferstecher 135
 Schreiblmayr, Simon, Prager Uhrmacher (um 1800) 320
 Schreiner, Josef, Baumwollfabrikant in Kleinaicha (um 1820) 267
 Schreiner, Moritz Ritter von (1824—?), Grazer Rechtsanwalt 359
 Schroll, Benedikt d. Ä. (1759—1831), Leinwandhändler in Braunau 257
 Schroll, Benedikt d. J. (1790—1876), Leinenfabrikant in Braunau 257 Anm. 109
 Schubert, Franz (1797—1828), Komponist 340
 Schüle, Johann Matthias, Augsburger Leinendruck-Fachmann (um 1770) 262
 Schür, Glashändler in Haida (18. Jd.) 297 Anm. 283

- Schütz, Joseph, Papierfabrikant in Radel (um 1820) 292
- Schulze, Ullbrich, Reichenberger Tuchmacher (18. Jh.) 278
- Schumann, Georg (ca. 1520—1568), Geistlicher 155
- Schumann, Wolfgang (1523—1572), Lehrer u. Geistlicher 156 f., 159
- Schuster (Sartorius), David (1560—1640), Lehrer u. Geistlicher 169
- Schwab, Eduard (1817—1856), Prof. f. Kirchenrecht 363
- Schwab, K. E., Zwirnfabrikant in B. Kamnitz (19. Jh.) 257
- Schwabach-Wehle, Prager Seidenfabrikant (18. Jh.) 285
- Schwarz, Gregor († 1567), Geistlicher 155 f.
- Schwarzenberg, Fürst, böhm. Adeliger (um 1790) 310, 329
- Schwarzenberg, Felix Fürst zu (1800—1852), österr. Staatsmann 374, 391, 396
- Schweinfurth, Georg (1836—1925), dt. Afrikaforscher 417
- Schwerzer, Christian, Erbsasse auf Falkenburg (um 1600) 181
- Scotti, Kommerzienrat, Inspektor der Seidenmanufaktur in Prag (um 1785) 285, 296
- Seher, Josef, Prager Uhrmacher (19. Jh.) 321
- Seidel, Metallwarenfabrikant in Prag (18. Jh.) 318
- Seidel, Ignaz, Tuchfabrikant in Grottau (19. Jh.) 282
- Seidenköhl, Anton, Nagelfabrikant in Saaz (um 1830) 316
- Seidl, Joseph, Spitzenhändler in Weipert (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Seidlin, Anna, Spitzenhändlerin in Graslitz (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Seitter, Hutfabrikant in Brünn (um 1780) 284
- Seldenreich, Joseph (ca. 1541—?), Lehrer u. Geistlicher 155, 159
- Seliger, Josef (1870—1920), sudetendt. soz.-dem. Politiker 353
- Seling, Adam (1608—1640), Lehrer u. Geistlicher 156
- Seling, Christoph (1633—1662), Geistlicher 156
- Selinger, Prager Seidenzeugmacher (18. Jh.) 285
- Sellier, Louis, Zündhütchenfabrikant bei Prag (19. Jh.) 319
- Senefelder, Aloys (1771—1834), Lithograph, Erfinder d. Steindrucks 293
- Seton-Watson, Hugh (* 1916), brit. Historiker 385
- Sextus, Joachim (1608—1676), Geistlicher 156
- Seyffert (Severinus), Andreas (1529—1602) 162
- Seyler, W., Tuchfabrikant in Asch (um 1820) 281
- Siber, Baumwollfabrikant in Rumburg (um 1820) 266
- Siegmund von Eger, Kaplan in Schneeberg (um 1510) 148
- Sigismund, Kaiser (1410—1437), König von Ungarn u. Böhmen 90
- Šik, Ota (* 1919), tschech. Wirtschaftler, Prof. f. polit. Wissenschaften 456—461
- Silberer, Johann, Baumwollfabrikant in Komotau (um 1820) 267
- Singer, Jeremias, Baumwollfabrikant in Jung-Bunzlau (19. Jh.) 268, 289
- Sobek, Burian, Kanzler d. Prager Altstadt (um 1520) 134
- Sonntag, Michael, Geistlicher (um 1560) 167
- Sorger, Franz, Rotgerber bei Meierhöfen (um 1820) 294
- Soukup, František (1871—1939), tschech. Politiker 353
- Spalatin, Georg (1484—1545), dt. Humanist u. Theologe 132, 149
- Spanseil, Jonas (1550—1606), Lehrer u. Geistlicher 155
- Spat, Stefan, Lehrer (um 1650) 159
- Speck, Eduard (* 1884), Bürgermeister von Graz (1945—1961) 370
- Speikner, Josef, Drahtfabrikant in Johannisthal (19. Jh.) 317
- Speratus, Paulus (1484—1551), Prediger u. evang. Bischof von Pomesanien (1529) 136
- Sperl, Spiegelfabrikant in Redwitz (um 1800) 302
- Sperling, Leinenhändler in Nachod (18. Jh.) 250, 325
- Spietschka, C. J., Baumwollfabrikant in Reichenberg 267
- Spindler, Georg, Pfarrer in Schlackenwerth (nach 1560) 156
- Stadion, Graf, Herrschaftsbesitzer (um 1770) 276
- Stadion, Franz Graf (1806—1853), Jurist, Rechtsanwalt 337
- Stalin, Josef (1879—1953), sowjet. Staatsmann 458

- Stamm, Andreas, Lehrer (um 1650) 159
 Stange, Gabriel, Geistlicher (16. Jh.) 160
 Stanier, Johann, Fabrikant in Neuhaus (um 1820) 325
 Stanley, Sir Henry Morton (1841—1904), engl. Journalist u. Afrikaforscher 400, 411, 418
 Starck, Johann David (1770—1841), böhm. Industrieller 323
 Starck, Josef Karl, Unternehmer in Graslitz (um 1750) 259
 Starcke, Fabian (1530—1604), Geistlicher 162
 Starcke, Sebastian (1528—1586), Lehrer u. Geistlicher 166
 Stark, Friedrich, Baumwollfabrikant in Graslitz (um 1820) 267
 Starke, August, Fabrikant bei Niemes (um 1800) 265, 267, 289
 Stecher, Johann Jakob (1605—1648), Geistlicher 162
 Steed, Henry Wickham (1871—1956), engl. Publizist 385
 Steiner, Wenzel, Gerber in Klösterle (um 1820) 294
 Sternberg, Kaspar von (1761—1838) 437, 440
 Steyrer, Josef, Prager Industrieller (um 1790) 263, 266
 Stifter, Adalbert (1805—1868), dt. Dichter 340
 Stillfried, Freiherr von, Geschirrfabrikant in Swojanow (19. Jh.) 307
 Stoll, Maximilian (1742—1788), Prof. in Wien 453
 Stolle, Franz, Leinenfabrikant in Warnsdorf (um 1800) 257, 264
 Stolle, Joseph, Kunstweber in Warnsdorf (18. Jh.) 249 f.
 Stolper, Gustav, österr. Politiker (um 1880) 383
 Stolz, Hieronymus, Geistlicher (um 1545) 168
 Stresemann, Gustav (1878—1929), dt. Staatsmann, Reichskanzler (1923) u. Außenminister (1923—1929) 387 f.
 Strnad, Anton (1747—1799), tschech. Mathematiker u. Astronom 453
 Strohlendorf, Ritter von, Zuckerfabrikant in Bezdekau (19. Jh.) 327
 Strößberger, Joseph, Verleger in Dux (um 1800) 282
 Stroße, Josef, Gerber in Prag (um 1820) 294
 Strzischek, tschech. Leinwandhändler (18. Jh.) 250, 253, 326
 Stucka, Franz, Baumwollfabrikant in B.-Aicha (um 1820) 266
 Stübel, Alphons (1835—1904), dt. Geograph 401
 Stübing, John, engl. Handelsmann (um 1665) 245
 Stübner, Christoph, Geistlicher (um 1600) 170
 Stübner, M., prot. Schwärmer (um 1520) 133 Anm. 23
 Stumpf, Tuchfabrikant in Braunau (um 1820) 281
 Stumpf, Joachim († 1611), Prediger 155
 Suchan, Karl, tschech. Kandidat d. ökon. Wissenschaften 456
 Suchy, Karl, Uhrenfabrikant in Prag (nach 1820) 321
 Sušický, J. M., Tuchfabrikant in Kladrub (um 1765) 275
 Sweerts, Philipp Graf von (18. Jh.), Großgrundbesitzer u. Industrieller 262—264
 Swoboda, Prokop, Handschuhfabrikant in Prag (nach 1820) 295
 Sylvester, Julius, soz.-dem. Politiker (um 1880) 344
 Taaffe, Eduard Graf von (1833—1895), österr. Staatsmann, Ministerpräsident (1879—1893) 344, 351, 354 f., 360
 Taaffe, Rudolf Graf, böhm. Industrieller (um 1820) 294
 Tagmann, Johann, Verleger (um 1800) 282
 Tatzauer, Joseph, Spitzenhändler in Wienthal (18. Jh.) 254 Anm. 95
 Taucher, Melchior (1559—?), Geistlicher 160
 Taucher, Wilhelm (1892—1963) 371
 Taussig, Fabrikant in Bubenč (19. Jh.) 289
 Terne, Josef, Unternehmer in B.-Kamnitz (um 1800) 330
 Teucher (Teicher), Kaspar, Geistlicher (um 1570) 169
 Textor, Frau von, Fabrikantin in Prag (um 1750) 259
 Theer, Ferdinand, Baumwollfabrikant in Politz (um 1820) 267
 Ther, Leinenhändler in Arnau (18. Jh.) 250 Anm. 82, 253
 Ther, Karl, Leinenfabrikant in Hohenelbe (19. Jh.) 257
 Thiele, Bartholomäus (1552—1630), Geistlicher 163
 Thiele, Georg, Geistlicher (um 1550) 149

- Thitschel, Seraphin, Baumwollfabrikant in Rumburg (um 1820) 267
- Thomas, Edward, Maschinenfabrikant in Reichenberg (nach 1820) 321
- Thun, Franz Josef Graf (1734—1813) 312, 316
- Thun, Josef Matthias Graf (1794—1868) 304, 308
- Thun, Marianne Gräfin von (19. Jh.) 326
- Thurn-Taxis, Fürst (um 1830) 327
- Thurzó, Stanislaus Graf von (1467—1540), Bischof von Olmütz 138
- Tibbu Tip, arab. Sklavenhändler am Kongo (um 1885) 410 f.
- Tieftrunk, Christian (1610—?), Geistlicher 168
- Tirpitz, Alfred von (1849—1930), dt. Admiral 375 f.
- Tisza von Borosjenő, Stephan Graf (1861—1918), ungar. Staatsmann 361
- Tobisch, J., Leinenfabrikant in Hohenelbe (19. Jh.) 257
- Trage, Wolfgang (1476—1546), evang. Geistlicher 148
- Trattner, Wiener Großunternehmer (um 1800) 292
- Trauske, Franz, Glashändler in Langenau (18. Jh.) 297 Anm. 283
- Trauske, Johann Anton, Glashändler in Langenau (18. Jh.) 297 Anm. 283
- Tremmel, J., Tuchfabrikant in Neugedein (um 1730) 274
- Trenkler, Salomon, Reichenberger Tuchmacher (18. Jh.) 278
- Triller, Johann († 1584), Geistlicher 168
- Tritsch, Glashändler in Wolfersdorf (18. Jh.) 297 Anm. 283
- Troll († 1629), evang. Geistlicher 159
- Trzka von Lippa, böhm. Herrschaftsbesitzer (nach 1500) 125
- Tschirschky, dt. Botschafter in Wien (um 1914) 380
- Tschubert, Josef, Prager Seidenfabrikant (um 1820) 286
- Tuchscherer, Melchior (1553—1610), Geistlicher 166
- Tugemann, Anton, Leinwandhändler in Reichenberg (18. Jh.) 250 Anm. 82
- Tum, Franz, Verleger (um 1800) 282
- Tuscani, Z. W., Prager Unternehmer (um 1800) 330
- Tuschnier, Daniel, Tuchfabrikant in Pilsen (um 1800) 279
- Tuschnier, Philipp, Tuchfabrikant in Pilsen (um 1800) 279, 281
- Tyrš, Miroslav (1832—1884), Mitbegründer d. Prager Sokol-Verbandes 345
- Überreither, Siegfried von (* 1908), Gau-leiter von Steiermark (1938—1945), Reichsstatthalter (ab 1940) 370
- Ugarte, Samuel de (1844—1907), bolivian. Naturforscher 451
- Uhlich, Georg, Geistlicher (um 1640) 164
- Ulbrich, Franz, Tuchfabrikant in Reichenberg (um 1810) 280
- Ulbrich, Friedrich, Industrieller in Zwickau (um 1820) 268
- Ulbricht, Franz, Baumwollfabrikant in Georgenthal (um 1820) 266
- Ullmann, Anton, Spitzenhändler in Neudek (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Ullmann, Franz, Spitzenhändler in Neudek (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Ullmann, Fritz (1875—1939), dt. Chemiker
- Ullmann, Hermann (* 1884), dt. polit. Schriftsteller 380, 383
- Ullmann, Jacob, Eisenwarenfabrikant in Prag (um 1800) 317
- Ullmann, Johann, Spitzenhändler in Neudek (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Ullmann, Kaspar, Hersteller math. Instrumente in Neudek (um 1800) 320
- Ullmann, Maternus, Spitzenhändler in Neudek (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Unanue, Hipólito, Prof. in Lima (um 1800) 454 Anm. 30
- Urban V., Papst (1362—1370) 107 f., 110—113
- Urban VI., Papst (1378—1389) 95
- Valle, Christoph de, böhm. Industrieller (um 1800) 258
- Vallenari, Baron de, Vizekönig in Lateinamerika (um 1800) 444
- Vávra, Vincenc (1824—1877), tschech. Schriftsteller u. Journalist 336
- Veit, Stahlwarenfabrikant in Budweis (um 1800) 317
- Veit, Jakob, Gerber in Zebus (um 1820) 294
- Veith, Alois, Leinenfabrikant in Grulich (19. Jh.) 257
- Veith, Jakob (1758—1833), Industrieller u. Humanist 326 f.
- Velenus (Velenský), Ulrich († 1528), Mitglied d. Brüdergemeinde 136
- Viatis, Bartholome († 1624), Nürnberger Kaufmann 243

- Viedma, Francisco de, Intendant d. span. Kolonialregierung in Lateinamerika (um 1800) 444, 446 Anm. 18
- Vitztum, Georg Oppl von, Brüxer Bürger (um 1500) 129
- Vogel, Eduard (1829—1856), Afrikareisender 404
- Vogel, Franz, Glashändler in Steinschönau (18. Jh.) 297 Anm. 283
- Vogelsang, Karl Frh. von (1818—1890), kath. Sozialreformer 344
- Voigt, Gebr., Stahlwarenhersteller in Karlsbad (um 1800) 318
- Voithenberg, J. Freiherr von, Glasfabrikant in Haselberg (um 1820) 299
- Všehrd, Viktorin Kornel von (1460—1521), tschech. Rechtsanwalt u. Humanist 130
- Wacha, Johann, Metallwarenhersteller in Prag (18. Jh.) 318
- Wagner, Tuchfabrikant in Braunau (um 1820) 281
- Wagner, Andreas († 1549), Geistlicher 150, 160
- Wagner, Christian († 1615), Geistlicher 167
- Wagner, Georg († 1639), Geistlicher 170
- Wagner, Michael, evang. Geistlicher (16. Jh.) 159
- Wagner, Wolfgang († 1593), Geistlicher 164
- Waldhausen, Konrad von (1320—1369), Augustiner-Chorherr, Reformprediger 102—106, 108, 113, 123
- Waldöstl, Adalbert, Spitzenhändler in Neudek (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Waldofel, Wenzl, Spitzenhändler in Neudek (18. Jh.) 254 Anm. 95
- Waldstein, Johann Josef Graf von (1684—1731) 273 f.
- Waldstein, Vincenz Graf von (1731—1797) 33 f.
- Wallenstein, Albrecht von (1583—1634), Fürst, kais. Feldherr 242, 244 f., 269, 310
- Walther, Abraham, Geistlicher (16. Jh.) 156
- Walz, Franz, Gerber in Prag (um 1820) 294
- Walzel, Tuchfabrikant in B.-Leipa (um 1820) 281
- Waßmuth, Baroness von, Spitalvorsteherin (18. Jh.) 284
- Watterforth, F. C., Tuchfabrikant in Kinsberg (um 1730) 274
- Weber, Johann Nikolaus, Oberforstmeister u. Porzellanfabrikant in Klösterle (um 1795) 304
- Weckherlin, Christof, Fabrikant in Kosmanos (um 1790) 263, 266
- Weigand, Metallwarenfabrikant in Tissa (um 1800) 319
- Weihnaß (Weynast), Wolfgang, Geistlicher (16. Jh.) 167
- Weil, Moyses, Hutfabrikant in Strakonitz (um 1820) 284
- Weil, Wolf, Hutfabrikant in Strakonitz (um 1820) 284
- Weinrich, Karl (1800—1860), Begründer d. österr. Zuckerindustrie 327
- Weiß, Glashändler in Gablonz (18. Jh.) 297 Anm. 283
- Weiß, Christof, Papierfabrikant in Hohenelbe (um 1780) 290
- Weiß, Abraham, Geistlicher (um 1585) 171
- Weiß, Michael († 1534), Prediger u. Dichter 131, 136—139
- Weitzendörfer, Christoph (1576—1628), Geistlicher 160
- Weller, Jakob (1604—1664), Theologe u. Professor 157
- Wendler, Leinwandhändler in Georgswalde (18. Jh.) 250 Anm. 82
- Wenzel IV., König von Böhmen (1378—1419) 48 Anm. 34, 84
- Wenzel von Olmütz, Kupferstecher (15. Jh.) 135
- Wenzel, Johann, Prager Kaufmann u. Fabrikant (um 1800) 304
- Werner, Orgelbauer (um 1800) 320
- Werner, Josef, Glaskugler in Arnsdorf (um 1820) 301
- Wersink, Bernard, Prager Industrieller (um 1790) 262, 266, 288
- Westenhold, von, Kommerzienrat (um 1760) 259
- Wettengel, Michael, Industrieller in Roßbach (um 1820) 267
- Wieden, Gebr., Baumwollfabrikanten in Lindenau (um 1820) 267 f.
- Wiener, Michael Wenzel, Baumwollfabrikant in Prag (um 1820) 267, 289
- Wiesner, Karl, Papierfabrikant in Kratzau (um 1780) 290
- Wießner, Josef, Wachsfabrikant in Kaplitz (um 1820) 325
- Wietz, Johann, Eisenwerksbesitzer in Palmgrün (um 1815) 316
- Wietz, Vinzenz, Eisenwerksbesitzer in Palmgrün (um 1815) 316

- Wilczek, Johann Graf (1837—1922), Herrschafts- u. Bergwerksbesitzer 311
- Wildenauer (Egranus), Johannes Sylvius (1480—1535), evang. Theologe u. Humanist 131, 133 Anm. 23, 139, 142 f., 148, 151
- Wilhelm II., dt. Kaiser u. König von Preußen (1888—1918) 375, 392
- Wilhelm von Salvarvilla (14. Jh.) 94
- Wilkinson, Roderick, brit. Gouverneur von Steiermark (1945/46) 371
- Willenbacher, Uhrenfabrikant in Josefstadt (um 1820) 321
- Wilson, Thomas Woodrow (1856—1924), amerik. Staatsmann, Präsident der USA (1913—1921) 385 f.
- Windischgrätz, Alfred Fürst zu (1787—1862), österr. Feldmarschall 300
- Winkler, Benjamin, Lehrer u. Geistlicher (um 1580) 170
- Winkler, Franz (1890—1945), österr. Vizekanzler (1932/33) 369
- Winter, Franz, Tuchfabrikant in Braunau (um 1820) 281
- Wischniak, Leinwandhändler in Hohenelbe (18. Jh.) 250 Anm. 82
- Wittel (Vitellius), August (1600—1644), Geistlicher 169
- Wittel, Valentin Conrad († 1630), Geistlicher 169
- Wladislaw II., König von Böhmen (1471—1516) 124—127
- Woermann, Adolf (1847—1911), dt. Reeder u. Kolonialpolitiker 405 f.
- Wohlgemuth, Michel (1434—1519), dt. Maler u. Schnitzer 135
- Wolf, Karl Hermann (1862—1931), sudetendt. Politiker 344
- Wolf, Nikolaus, Geistlicher (um 1550) 171
- Wondraczek, Ignaz, Prager Industrieller (um 1780) 262, 288
- Wondrak, Joseph, Leinwandhändler in Reichenberg (18. Jh.) 250 Anm. 82
- Worschetzky, Jakob, Mechaniker in Prag (19. Jh.) 268
- Wratislaw II., Herzog u. König von Böhmen (1061/86—1092) 72
- Wrba, Rudolf Graf, Eisenwerkbesitzer in Komorau 310, 314, 316 f., 320, 326
- Wrtby, Franz Josef Graf, böhm. Herrschafts- u. Fabrikbesitzer (um 1800) 305, 307 f.
- Wünsche, Franz, Fabrikant in Hirschberg (um 1800) 265, 267
- Wüst, Georg (* um 1542), Geistlicher 159
- Wurmbrand-Stuppach, Graf (um 1834) 324
- Wurtzel, Christoph (1513—1593), Lehrer u. Geistlicher 165 f.
- Wydra, Stanislaus (1741—1804), Mathematiker 453
- Zachar, Gebr., Seidenzeugmacher in Prag (um 1790) 285
- Zahn, Gebr., Glashändler in Steinschönau (18. Jh.) 297 Anm. 283, 300
- Zápotocký, Ladislav (1852—1917), tschech. soz.-dem. Politiker 352
- Zapper, Wolf, Prager Kaufmann (um 1780) 318
- Zechendorf, Johann, Sprachlehrer am Zwickauer Gymnasium (um 1640) 158
- Zeißig, Johann, Geistlicher (um 1550) 168
- Zepherius, Adam, Pfarrer in Fröhnbuß (1606—1610) 159
- Zeuner, Kaspar (1492—1565), Geistlicher 150, 164
- Zich, Josef, Glasfabrikant in Joachimsthal (um 1820) 301
- Zichy, Graf, Unternehmer (um 1760) 308
- Ziegelberger, Michael, Unternehmer in B.-Kamnitz (um 1800) 330
- Ziegler, Wolfgang, Glasfabrikant in Johanneshütten (um 1820) 299 f.
- Zille, M., Theologe u. Schulleiter in Leipzig (um 1850) 401 f.
- Zimmermann, Anton, Glashändler in Haida (18. Jh.) 297 Anm. 283
- Zirkel, Ferdinand (1838—1912), Mineraloge u. Petrograph 401
- Zobek, Zuckerfabrikant in Königssaal (um 1790) 326
- Zöckel, Johann († 1632), Geistlicher 164
- Zügenheim, Glashändler in Haida (18. Jh.) 297 Anm. 283
- Zunterer, Franz, Prager Seidenfabrikant (um 1800) 286
- Zwingli, Ulrich (1484—1531), Reformator d. dt. Schweiz 137, 139

STICHWORTREGISTER DER ABHANDLUNGEN UND MISZELLEN

- Afrikaforschung 404—412
 Antisemitismus 345
 Arbeiterbewegung 346, 350—352, 354
 Ausfuhr 189, 238—241, 245, 248 f., 256 f.,
 297, 302, 318, 320, 322
 Ausgleichversuche 342 f., 355
 Ausgrabungen, archäologische 41—43
 Auswanderung 182, 207, 224

 Baumwollindustrie 240, 255—269, 287—
 289
 Bergbau, Bergbauorte 175—178, 180—185,
 197—201, 205—207, 211, 213, 222—224,
 309—311
 Bettelorden 103, 105, 108, 112 f.
 Binnenwanderung 195—217, 226—229
 Brauchtum 192
 Brüdergemeinden 130, 135—139
 Buchdruck, Buchgewerbe 292 f.
 Bürgertum 335—342
 Burgen, Burgenbau 76

 Chemische Industrie 241, 321—325
 Cheramische Industrie 304—308

 Deutscher Bund 344, 390—393, 395 f.
 Donaumonarchie 390—399
 Dreißigjähriger Krieg 181—183, 207 f.,
 223, 244

 Einfuhr, Einfuhrverbot 184, 189, 238 f.,
 241, 325 f.
 Einwanderung, deutsche 126 f., 140, 216
 Eisenindustrie 311—318
 Export s. Ausfuhr

 Feudalismus 342
 Finanzwesen 190, 349, 462 f.
 Forschungsreisen 404—412, 437, 441—445
 Frankfurter Parlament 390 f.
 Fremdenverkehr 190 f.
 Frömmigkeitsbewegung s. Religiöse Be-
 wegung
 Frühhumanismus 99—102

 Gegenreformation 173, 182 f., 209, 223, 244
 Gerichtsbarkeit 77—79, 84
 Geschichtsbewußtsein 341
 Getränkeindustrie 328
 Gewerbe 185, 189, 230—331
 Glasindustrie 240, 295—303
 Goldene Bulle 88, 90

 Handel, Handelsbeziehungen 89, 91, 179—
 181, 183—187, 189 f., 223, 237—241,
 244, 246—254, 295, 297, 322, 348
 Hausmacht, Hausmachtspolitik 87—89
 Heimarbeit 185, 245 f., 248, 259 f., 266,
 274, 276—279, 330
 Heiratskreise 195—229
 Historiographie 332—336
 Holzindustrie 328—330
 Hussitentum, Hussitismus 100, 131 f., 335
 Hutmacherei 283 f.

 Import s. Einfuhr
 Industrie, Industrialisierung 183, 185,
 189 f., 211, 214, 216, 223, 230—331, 338,
 346—348, 350—352, 457
 Instrumentenerzeugung 320

 Jahrespläne 460

 Kontinentalsperre 230, 255, 265, 281, 294

 Landesausbau 74—76, 83
 Landesverwaltung 77 f., 180 f., 184, 188,
 192, 347
 Lebensmittelindustrie 325—328, 347
 Lederwarenerzeugung, Lederindustrie 189,
 293—295
 Leinenerzeugung, Leinenindustrie 238,
 242—258, 287—289
 Liberalismus, Liberalisierung 391 f.
 Luthertum 131—140, 146—172

 Manufakturwesen 230—331
 Marktbeziehungen 458—462
 Maschinenindustrie 321, 346
 Metallwarenindustrie 318—320

- Minderheiten, nationale 192
 Mitteleuropa, Mitteleuropabegriff, Mitteleuropapolitik 20—39, 373—399
 Mundart, Mundarteinflüsse, Mundartgrenzen 217—221

 Nationalismus, Nationalbewußtsein 366, 341—346, 352, 354
 Nationalitäten, Nationalitätenproblem, Nationalitätenkämpfe 333—356, 396—398
 Nationalstaat 394, 396—399

 Papierindustrie 241, 290—292
 Parteiwesen 192, 352 f.
 Porzellanindustrie 303—308
 Pragmatische Sanktion 394, 396

 Recht, Rechtsprechung 80 f., 83—86
 Reformation 123—172, 178, 182
 Religiöse Bewegung 93—122, 140—142
 Rodung s. Siedlungstätigkeit

 Schafwollwarenindustrie 240, 269—284
 Schmalkaldischer Krieg 141, 173
 Schmuckwarenindustrie 308 f.
 Seidenindustrie 238, 284—286
 Siedlung, Siedlungsbewegung, Siedlungstätigkeit 74—76, 83, 175—177, 217, 224
 Sozialdemokratie 352 f.
 Sozialismus 346, 354
 Spinnerei 246, 255, 257, 260, 265, 267 f., 276—279, 281

 Spitzenklöppelei, Spitzenindustrie 183, 185, 254 f., 257 f.
 Sprachgeschichte 427—436
 Stadtwerdung, Stadtentwicklung 79 f., 83
 Steingutindustrie 303—308
 Steuer, Steuerwesen 184, 349 f.
 Straßen s. Verkehrswege
 Strumpfwirkerei 282 f.

 Textilindustrie 238, 240, 242—289, 346
 Tuchindustrie 240, 269—284, 287—289

 Utraquismus 128 f., 131—139

 Vereine 191 f., 345, 352, 360
 Verkehr, Verkehrswege 45—58, 89, 179 f., 185—191, 193—195, 225
 Verlagssystem 243, 245 f., 248, 250, 254, 259 f., 266, 274, 276—279, 289, 312, 318
 Verwaltung 77 f., 180 f., 184, 188, 192
 Volkseinkommen 457 f.
 Volkstum 221 f., 225

 Wallanlagen 60—71
 Weberei 47 f., 250, 256, 259, 264, 266
 Wiedertäufertum 139, 178
 Wirtschaft, Wirtschaftspolitik 179—187, 189 f., 230—331, 346—350, 393, 456—463

 Zuckerfabrikation 325—327, 346
 Zuwanderung 195—217, 223, 226—229, 350 f.

AUSWAHLVERZEICHNIS DER PUBLIKATIONEN
DES COLLEGIUM CAROLINUM

Verlag Robert Lerche, München (vorm. J. G. Calve, Prag)

REIHE: VERÖFFENTLICHUNGEN DES COLLEGIUM CAROLINUM

- Bd. 1: Böhmen und Bayern. Vorträge der Arbeitstagung des Collegium Carolinum in Cham.
1958 — 127 Seiten — kart. DM 8.50, Ln. DM 12.—
- Bd. 2: Franz Streinz: Die Singschule in Iglau und ihre Beziehungen zum allgemeinen deutschen Meistergesang. Mit einem Beitrag von G. Becking, Musik-kritische Bewertung eines Iglauer Meisterliedes.
1958 — 296 Seiten — kart. DM 13.50, Ln. DM 17.—
- Bd. 3: Kurt Rabl: Das Ringen um das sudetendeutsche Selbstbestimmungsrecht 1918/19. Materialien und Dokumente.
1958 — 245 Seiten — kart. DM 10.20, Ln. 12.80.
- Bd. 4: Horst Preiß: Böhmen, wie es Johannes Butzbach von 1488—1494 erlebte.
1958 — 119 Seiten — kart. DM 8.—, Ln. DM 10.50
- Bd. 5: Gustav Korkisch: Die Mährisch-Trübauer Stadtlandschaft auf Grund des ältesten Urbars von 1535—1548.
1960 — 108 Seiten — kart. DM 9.—, Ln. DM 12.—
- Bd. 6: Kurt Rabl: Staatsbürgerliche Loyalität im Nationalitätenstaat. Dargestellt an den Verhältnissen in den böhmischen Ländern zwischen 1914 und 1938.
1959 — 150 Seiten — kart. DM 10.—, Ln. DM 13.—
- Bd. 7: Quellenbuch zur Geschichte der Sudetenländer. Bd. I. Von der Urzeit bis zu den Verneuertn Landesordnungen (1627/28). Bearb. von Wilhelm Weizsäcker.
1960 — 128 Seiten mit 12 Abb. — kart. DM 11.50, Ln. DM 14.—
- Bd. 8: Walter Wannenmacher: Die Umstellung auf sozialistische Ernährungswirtschaft. Untersucht an dem Beispiel der Tschechoslowakei.
1960 — 228 Seiten und 11 Diagramme — kart. DM 15.—, Ln. DM 18.—
- Bd. 9: Josef Kühnel: Thaddäus Haenke. Leben und Wirken eines Forschers.
1960 — 276 Seiten m. 27 Abb. u. 2 Karten — kart. DM 16.50, Ln. DM 19.50
- Bd. 10: Georg Tilscher: Runarz. Das Bild eines deutschen Sprachinseldorfes.
1961 — 187 Seiten mit 12 Abb. u. 3 Karten — kart. DM 12.50, Ln. DM 15.—
- Bd. 11: Friedrich Prinz: Hans Kudlich (1823—1917). Versuch einer historisch-politischen Biographie. [Mit englischer Zusammenfassung.]
1962 — 214 Seiten mit 3 Abb. — kart. DM 25.—, Ln. DM 30.—
- Bd. 12: Die Sudetenfrage in europäischer Sicht. Bericht über die Vorträge und Aussprachen der wissenschaftlichen Fachtagung des Collegium Carolinum in München-Grünwald am 1.—3. Juni 1959.
1962 — 281 Seiten — kart. DM 25.—, Ln. DM 30.—
- Bd. 13: Heribert Sturm: Egerer Reliefintarsien.
1961 — 280 Seiten Text mit 112 teils farbigen Abb. — Ln. DM 36.—
- Bd. 14: Anton Ernstberger: Böhmens freiw. Kriegseinsatz gegen Napoleon 1809.
1963 — 200 Seiten — kart. DM 15.—, Ln. DM 18.—

- Bd. 15: Die Slowakei als mitteleuropäisches Problem in Geschichte und Gegenwart. Vorträge der wissenschaftlichen Tagung des Collegium Carolinum in München-Grünwald vom 1. bis 3. August 1962.
1965 — 237 Seiten — kart. DM 19.—, Ln. DM 22.—
- Bd. 16: Probleme der böhmischen Geschichte. Vorträge der wissenschaftlichen Tagung des Collegium Carolinum in Stuttgart vom 29. bis 31. Mai 1963.
1964 — 145 Seiten — kart. DM 12.—, Ln. DM 14.50
- Bd. 17: Erwin Herrmann: Slawisch-germanische Beziehungen im südostdeutschen Raum von der Spätantike bis zum Ungarnsturm. Ein Quellenbuch mit Erläuterungen.
1965 — 286 Seiten — kart. DM 24.—, Ln. DM 29.—
- Bd. 18: Ernst Karl Sieber: Ludwig von Löhrner. Ein Vorkämpfer des Deutschtums in Böhmen, Mähren und Schlesien im Jahre 1848/1849.
1965 — 157 Seiten — kart. DM 14.—, Ln. DM 16.—

HANDBUCH DER SUDETENDEUTSCHEN KULTURGESCHICHTE

- Bd. 1: Ernst Schwarz: Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle. 2. durchgesehene, teilweise umgearbeitete und erweiterte Auflage.
1961 — 405 Seiten mit 12 Abbildungen, 1 Grundkarte und 13 Deckblättern — kart. DM 37.—, Ln. DM 40.—
- Bd. 2: Ernst Schwarz: Sudetendeutsche Sprachräume. 2. durchgesehene und teilweise erweiterte Auflage.
1962 — 386 Seiten mit 59 Abbildungen — kart. DM 39.—, Ln. DM 42.—
- Bd. 3: Ernst Schwarz: Volkstumsgeschichte der Sudetenländer. Teil 1: Böhmen.
1965 — 455 Seiten mit 81 Abbildungen — kart. DM 42.—, Ln. DM 46.—
- Bd. 4: Ernst Schwarz: Volkstumsgeschichte der Sudetenländer. Teil 2: Mähren-Schlesien.
1966 — 534 Seiten mit 56 Abbildungen — kart. DM 50.—, Ln. DM 54.—

BOHEMIA — JAHRBUCH DES COLLEGIUM CAROLINUM

- Bd. 1: 1960 — 452 Seiten — Ln. DM 25.—
- Bd. 2: 1961 — 673 Seiten — Ln. DM 49.—
- Bd. 3: 1962 — 657 Seiten — Ln. DM 49.—
- Bd. 4: 1963 — 500 Seiten — Ln. DM 40.—
- Bd. 5: 1964 — 539 Seiten — Ln. DM 40.—
- Bd. 6: 1965 — 570 Seiten — Ln. DM 45.—

SONSTIGE VERÖFFENTLICHUNGEN

Heinrich Kuhn: Handbuch der Tschechoslowakei. Bd. 1: Staatshandbuch (im Druck).
Heinrich Kuhn: Handbuch der Tschechoslowakei. Bd. 2: Biographisches Handbuch (im Druck).

Zwischen Frankfurt und Prag. Vorträge der wissenschaftlichen Tagung des Collegium Carolinum in Frankfurt/Main am 7. und 8. Juni 1962.

1963 — 155 Seiten mit 1 Karte — Ln. DM 20.—

Sudetendeutsches Ortsnamenverzeichnis.

1963 — 374 Seiten — kart. DM 13.50

Weiters sind erschienen:

6 Bände in der Reihe: Wissenschaftliche Materialien zur Landeskunde der böhmischen Länder.

5 Bände in der Reihe: Forschungen zur Geschichte und Landeskunde der Sudetenländer.

Ausführliche Veröffentlichungsverzeichnisse können vom Verlag Robert Lerche, München 15, Waltherstraße 27, angefordert werden.